E III 12

Coburger
Landes
Bücherei

21

Drawn and engraved, upon a fine Picture, by H. Pfenninger. Berlin November 1789.

D. Johann Georg Krünitz
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

wie auch

der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

Fortgesetzt

von

Friedrich Jakob Floerken.

Vier und siebzigster Theil,

von Leichenöffnung bis Leidenland.

Nebst 14 Kupfertafeln auf 4¼ Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Kurfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1798.

In der Buchhandl. des königl. preuß. geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

E III 12/21

Leichenöffnung. — Seitdem mehrere Aufklärung unter den Menschen die Aerzte in den Stand setzt, Verstorbene zu öffnen, um den Sitz und die Ursache ihres gehabten Uebels zu entdecken, wie auch den innern Bau des Körpers genauer, als es den Alten möglich gewesen, zum unglaublichen Vortheile der Menschheit kennen und beurtheilen zu lernen, ist solches auch in gewisser Hinsicht ein Gegenstand der Polizey geworden, wovon man im Artikel Leichenbesichtigung, schon etwas vorfindet. Das Publicum aber, und besonders der gemeine Mann, widerstrebt sehr oft den gegründeten Absichten des Arztes aus einem auf bloßen Vorurtheilen beruhenden Abscheu, dergestalt, daß zum öftern die Ursache des Todes unerkannt bleibt, folglich in kommenden mög-lichen Fällen auch nicht vorgebeuget werden kann. Es ist solches eine ähnliche Thorheit, als die alten Aegypter begingen, die denjenigen mit einer Steinigung verfolgten, der, wenn der Leichnam balsamirt werden sollte, den Schnitt in der Seite machte, um

das Eingeweide herauszunehmen. Man hält in unsern Gegenden die Leichenöffnungen gewissermaßen für eine Art von Beleidigung, und daher sträubt sich fast jedermann dagegen.

Daß man bey den Leichenöffnungen aber die äußerste Vorsicht zu beobachten habe, ist freylich ausgemacht genug, und deshalb trug schon Questelius (*) auf eine allgemeine Verordnung aller christlichen Obrigkeiten an: Aerzte und Wundärzte dahin anzuhalten, daß sie nicht so schleunig mit den anatomischen Sectionen an den Leibern der vermeintlich Verstorbenen verfühen. Unter Ludewig XV. wurde von Brühier eine schriftliche Vorstellung über die Nothwendigkeit, eine allgemeine Verordnung wider das voreilige Einbalsamiren und Begraben der Erblichenen ergehen zu lassen, eingereicht. Der Eifer und die edlen Absichten dieses verdienten Mannes wurden vom Könige gelobt, allein die Sache änderte sich nicht. Pineau suchte nachher eben dergleichen Vorkehrungen durch den Leibarzt Lieutaud, der für diesen Gegenstand sehr gewissenhaft dachte, zu treffen. Ob aber die im Artikel Leiche schon angeführte Verordnung (**): „daß nähmlich die „Eröffnung der Leichen, vom ersten April, bis zum ersten „October, nicht vor 12 Stunden nach dem Tode, — vom „ersten October hingegen bis zum ersten April, nicht „vor 24 Stunden vorgenommen — und daß diejenigen, welche eines plötzlichen Todes sterben, überhaupt „nicht vor Verlauf von 24 Stunden geöffnet werden sollen," — gänzlich auf alle Fälle anzuwenden sey, ist sehr zu bezweifeln, da wir selbst aus Frankreich und von

(*) *Casp. Questelii* Dissert. iurid. de pulvinari morientibus non subtrahendo, c. II, §. 29, p. 42. 43.

(**) Statuts, et Reglemens generaux pour les communautées des chirurgiens de Provinces, donnés à Marly en 1730.

von Brühier Beyspiele aufgezeichnet finden, wo Leichen nach einem noch länger anhaltenden Scheintode sich wieder erholet haben.

Im Oestreichischen wurde dieserhalb unterm 2ten April 1757, bey Gelegenheit der festzusetzenden Begräbnißzeit, auch verordnet: daß sämmtliche Chirurgi und Bader bey schwerer Strafe sich nicht unterstehen sollten, vor Verlauf von 48 Stunden eine Eröffnung oder sonstige Zergliederung der Körper vorzunehmen. In Hinsicht der in Kindesnöthen, oder schwanger verstorbenen Frauen aber erklärt sich dieses Gesetz dahin, daß in diesen Fällen gleich nach dem Tode die nöthige Eröffnung zur allenfalsigen Erhaltung der Frucht, jedoch mit eben solcher Bescheidenheit und Vorsicht vorgenommen werde, als wenn die Person noch wirklich lebte (*). Würde aber ein schwangeres Frauenzimmer sich selbst tödten, wie es in einer jüngern Verfügung heißt (**), so soll man ihr den Leib so viel möglich aufschneiden, und die Leibesfrucht herausnehmen, damit das Kind entweder erhalten, oder, im Fall die Entleibung boshaft geschehen wäre, nicht zugleich mit der schuldigen Mutter der Begräbniß beraubt werde. — Wahrscheinlich müssen wenigstens zu der Zeit die Wundärzte und Bader im Oestreichischen noch von dem irrigen Wahne benebelt gewesen seyn, daß ihre hochwerthe Person durch die Berührung einer Person die sich selbst entleibt hat, entheiligt werde, (wie selbst zuweilen auch sonst in Deutschland der ehrloseste Mensch dergleichen glaubt, und einen solchen Unglücklichen nicht anfassen und ihm zu Hülfe kommen will, wovon ich im Arti-

(*) John Lexicon der Medicinal-Gesetze, 2ter Th. Art. Leichname.

(**) Theresianische peinliche Gerichtsordnung, vom 31sten Decemb. 1768, Art. 9, 3. §. 5.

kel Leiche schon gehandelt,) weil dieser Befehl folgenden Zusatz hat:

„Wobey wir denn ausdrücklich befehlen, daß alle „Barbierer, Bader, Wundärzte und dergleichen Leute, „erstberührte Aufschneidung vornehmen, auch über„haupt derley sich selbst verwundeten Personen, in so „weit es noch thunlich, mit der nöthigen Heilung un„verweigerlich bey hoher Strafe und Niederlegung ih„rer Kunst und Gewerbes zu Hülfe kommen, ihnen „aber solches an ihren Ehren unabbrüchig seyn solle."

Man will verschiedene Beyspiele anführen, wo Aerzte zu voreilig mit den Eröffnungen gewesen seyn sollen, so wie solches Unglück auch den Kardinal Spinosa betroffen. Nach einem Verdrusse erkrankte er einige Zeit, und versank in eine Ohnmacht, die man für den wahren Tod hielt, also der Einbalsamirung wegen, zur Oeffnung schritt. Kaum hatte man aber die Lungen entdeckt, als man das Herz schlagen sah, und der wieder zu sich kommende Unglückliche hätte noch Kräfte genug, um nach dem Messer des ihn zerlegenden Arztes zu greifen, allein der tödtliche Schnitt war jetzt geschehen, und keine Rettung mehr möglich. Eben so beschuldigte man ehemahls auch den berühmten Vesalius, daß er in Spanien eine an Mutterzuständen erblichene Dame zu öffnen angefangen, und da er den zweyten Schnitt gethan, gefunden habe, daß er an einen noch lebenden Menschen das Messer gesetzt; indem die Dame auf einmahl zu sich gekommen, und nicht nur sich zu bewegen, sondern selbst zu schreyen angefangeu habe. Worauf Vesalius, um den Verfolgungen zu entgehen, das Land habe meiden müssen, aber auch nicht lange darauf vor Gram gestorben sey.

Von dem zu frühzeitigen Eröffnen der Leichen, findet man in den Artikeln Leiche, und Leichenhaus schon verschiedenes abgehandelt, und da es einmahl

für

für gewiß ausgemacht ist, daß Leichen zu früh begraben werden können, so ists auch eben so gewiß, daß man Menschen zu früh eröffnen kann. Was aber die vorberührten Beyspiele betrifft, so sind neuere Aerzte streitig, ob die Bewegung der Gedärme ein sicheres Kennzeichen des Lebens sey? Brühier nimmt solches für gewiß an. Vogel sagt aber: Brühier hätte wissen sollen, daß die wurmförmige Bewegung der Gedärme, und die Bewegung des Herzens, welche Vesalius, Mery und Rota gesehen haben, in todten Körpern durch allerhand Handgriffe können hervorgebracht werden, auch sogar wenn sie aus dem Leibe genommen sind (*). Es mag sich aber die Sache verhalten, wie sie will, und wenn auch selbst die lebendige Bewegung scheinbar in den Eingeweiden der Todten hervorgebracht werden kann, so ist dieses doch kein Beweis, daß die Körper, an welchen man bey einer frühen Section jene Bewegung entdeckt hat, wirklich todt gewesen seyn müssen — besonders, weil das Hauptmerkmahl des wiederkommenden Lebens sich stets in der Bewegung äußert, welches ein Zeichen wirkender Kraft ist. Die Polizey hat demnach allerdings strenge darauf zu halten, daß auch selbst durch allzufrühe Sectionen der Staat keiner Bürger beraubt werde.

Was aber überhaupt die zu gehöriger Zeit vorgenommene Eröffnung der Leichname betrifft, so haben die neuern Aerzte bey der Erklärung der Krankheiten, sich auf nichts so sehr, als auf die Bemerkungen bezogen, welche man hierbey gefunden hat, und es ist in der That auch nichts überzeugender, als den Sitz der Krankheit mit Augen zu sehen! Wenn man aber manches Mahl durch manches Visum repertum, oder elogium medicum, nur mehr verwirrt

(*) Vogel, neue medicinische Bibliothek, I. B. S. 158.

als verständigt werden möchte, so gehöret dieses nicht hierher, sondern fällt demjenigen Arzte, oder Wundarzte zur Last, der entweder zu unwissend war, sich selbst eine richtige Idee von der Sache zu machen — oder zu schwach, sich andern verständigen zu können, bey welcher Gelegenheit sehr häufig der rechte Weg zum richtigen weitern Urtheil verloren geht. Allein, jeder sachkundige Zergliederer, der viele Menschen, die ohne eine offenbare Krankheit gestorben sind, eröffnet hat, wird überzeugende Beweise angetroffen haben, daß auch viele widernatürliche Dinge im Körper seyn können, welche dennoch keine merklichen Unordnungen erregen. Viele verhärtete Drüsen sind oft vorhanden, worüber der Kranke nie in seinem Leben geklagt. Welche Verschiedenheiten finden sich nicht in den Blutgefäßen, ohne den geringsten merklichen Unterschied in den Handlungen der Personen? Die Gallenblase ist zuweilen mit Steinen angefüllt, und doch beschwerte solches den Menschen nicht. Dieses gilt auch von den Nieren, die noch dazu häufig sehr verändert gefunden worden sind, und doch führte der Mensch in seinem Leben keine Klagen, wenigstens nicht solche, woraus man dergleichen hätte schließen mögen. So verhält sichs auch mit den Würmern bey den Kindern; welches Kind ist wohl frey davon? — und dennoch kann man fragen: wie viele deren giebts, die die angeführten äußern Kennzeichen derselben an sich haben? —

Wer die Krankheiten in todten Körpern ausforschen will, muß eine hinlängliche Kenntniß von allem besitzen, was die Lebenden ohne alle Unordnungen des Leibes aushalten können. Wären dieses allemahl die Eigenschaften unserer Zergliederer gewesen, in was für einem verschiedenen Lichte würden sich nicht die Bemerkungen in Leichnamen zeigen? und was würden wir nicht für eine Verkürzung in manchen Werken

ha-

haben, die hierüber sonst vortrefflich handeln! Die Aerzte würden sich in der Angabe der Krankheits- und Todesursachen nicht so oft geirret, und die geringste bemerkte Verschiedenheit in einem Leichname, als die vornehmste Ursache der Zufälle ihres Lebens angegeben haben. Ein vorsichtiger Theoretiker kann mit seinen Untersuchungen niemahls zufrieden seyn, bis er die eigentliche rechte Ursache gefunden hat, woraus er alle Zufälle, die wahren und natürlichen Folgen, daher leiten kann. Einen Mangel, den er bey der Zergliederung bemerkt, und der keine augenscheinliche Verbindung mit den merklichen Unordnungen hat, die sich bey den Handlungen seines Kranken äußerten, muß er in Ansehung seiner Untersuchungen, als etwas Fremdes vorbeygehen, oder bloß in der Absicht erwähnen, um zu sehen, ob etwa andere in der Folge die Verbindung finden können. So lange aber dieses Verhältniß nicht ausgemacht worden ist, kann man auch niemahls einen solchen Mangel mit Recht als die Ursache einer besondern Krankheit angeben. Simson fand bey der Eröffnung eines Frauenzimmers, daß deren Ovarium den ganzen Unterleib ausfüllte, und das Zwergfell bis zur dritten Rippe, vom Schlüsselbeine an gerechnet, in die Höhe getrieben hatte. Dieser Anfüllung der Brust ohngeachtet, holte sie leicht Athem, und lag jederzeit horizontal, so daß eine solche Verminderung der Brusthöhle an sich selbst keinen kurzen Athem verursacht, welches eben so wenig geschieht, wenn die Lunge an der Pleura angewachsen ist; da man viel Beyspiele von solchen gefunden hat, wo die Bewegungen der Brust ganz frey gewesen sind. Hingegen, was für ein kleiner Grad der Hautwassersucht (anasarca) hebt nicht die Wirkungen der Lungen auf! und was für ein kleines Geschwür in derselben zehrt nicht den ganzen Körper aus! welche Bemerkungen uns deutlich überzeugen, daß ein Mensch so lange noch

aushalten könne, bis die ganze Lunge durch die Eiterung fast ganz verzehrt, oder völlig mit Blasen voller Eiter überdeckt worden ist. Solche und mehrere Beyspiele machen, daß man zur genauern Kenntniß des Hauptsitzes und der Haupturſache der Krankheit gelangen könne. Aber leider! wissen oft manche Chirurgi nicht, was sie bey der Section sehen. Ist sie öffentlich, so setzen sie ihre ganze Ehre zum Theil darin, dem zuschauenden Publicum zu zeigen, wie wenig ekelhaft, wie geschäftig sie bey dem Zerlegen — aber auch, wie dumm und roh sie sind. Ich fragte einst einen Menschen der Art den Tag nach der Section einer Frau, die im Wasser verunglückt war, wobey derselbe sich wenigstens mit den Händen sehr geschäftig befand, auf die Weisungen des Physikus und auf dessen Lehren aber wenig Acht zu geben schien, indem er hinter dessen Rücken mit dem Fette vom Cadaver zum freundschaftlichen Spaße unter einige bekannte Zuschauer warf: Welche Todesart nun eigentlich die Frau genommen? denn das wäre doch bekannt genug, daß die Frau nicht sonst gewaltsamer Weise zu Tode gekommen. Er wußte aber hierüber nichts zu sagen, was irgend einen vernünftigen und nur halb sachkundigen Mann hätte befriedigen können, sondern machte einen gewöhnlichen Marktschreierbrey, und das war die Antwort.

Solchen Menschen vertraut das Publicum sein kostbarstes Kleinod, das Leben, an, und wahrscheinlich mehrentheils in der ökonomischen Absicht, von demselben wohlfeiler, als vom ordentlichen Arzte behandelt zu werden. — Wie irrig ist solcher Wahn! Aber auch wie glücklich ist ein Staat, wenn auch hierin gehörige Verfügungen getroffen, und den Wundärzten durchaus es bey schwerer Strafe verbothen ist, keine inneren Curen ohne Zuziehung eines Arztes zu unternehmen! In den königlich preußischen Staaten

ist

ist es den Wundärzten gänzlich untersagt, sich mit innern Krankheiten abzugeben, und gewiß, es würde vielleicht mancher Mensch auf dem Lande noch häufiger gerettet werden können, wenn es nur immer möglich wäre, daß der Kreis-Physikus von solchen Pfuschereyen Nachricht erhielte. Hierüber wäre viel zu sagen, wenn es nicht die Gränzen dieses Artikels zu sehr überschritte, und mich von meinem weitern Zwecke entfernte.

Die Eröffnung schwangerer Frauen, welche unentbunden dahin sterben, und die Rettung deren allenfalls noch lebenden Leibesfrüchte, soll mich jetzt kürzlich beschäftigen. Während der Schwangerschaft sind die Frauen vielen beschwerlichen Uebeln ausgesetzt, unter welchen sie oft erliegen, ehe sie das Ziel der Geburt erreicht haben. Zuweilen aber auch geschiehts, ehe sie noch so weit kommen, wenn gleich alles Aeußerliche dem ersten Anscheine nach in der besten Ordnung ist, und sich alles zur Geburt anschickt, daß dennoch plötzlich allerley schreckenvolle Ereignisse eintreten — daß die frohen Erwartungen der Mutter, in innigste Trauer über ihr entseeltes Kind verwandelt werden. Die Ursachen solcher verschiedenen Veränderungen sind mannigfaltig, besonders in Hinsicht der Mütter. Sie sterben zuweilen während der Wehen plötzlich am Schlagflusse, der von einem zu großen Hindernisse des Blutumlaufs, besonders aber von einem unmittelbaren Drucke der, längst dem Rückgrathe absteigenden großen Schlagader, wodurch die Säfte sich meist zum Kopfe wenden, und dort die Hirngefäße entweder gewaltsam ausdehnen, oder zerreißen, gewöhnlich entstehet (*). Oder Krämpfe richten sie zu Grunde, welche entweder durch den ganzen Körper, oder auch nur in einem der wichtigsten Theile den Kreislauf der

(*) *Van Swieten* Commentar. Tom. III. §. 110.

Lebenssäfte auf einmahl hemmen, und solche tödtliche Wirkungen werden bey empfindlichen Naturen zuweilen vom allzuheftigen Grade der Geburtsschmerzen erzeugt. Eben ein solches Unglück kann auch ein heftiger Blutsturz erregen, welcher meistens von einem zu frühe abgelöseten, oder auf dem Muttermunde angewachsenen Mutterkuchen entsteht. Auch kann die Gebärmutter zerreißen, und das Leben der Mutter geht verloren, indem aus diesem Theile Ströme von Blut sich ergießen.

Im Artikel Leiche habe ich dargethan, wie unsicher überhaupt das Urtheil von dem wahren Zustande aller in besondern Krankheiten erblichenen, oder dem äußern Ansehen nach verstorbenen Menschen, in der ersten Zeit nach ihrem scheinbaren Tode, zu seyn pflegt; daher kann man den eigentlichen Zeitpunct der Entseelung auch nie mit Zuverlässigkeit bestimmen. Der Schlagfluß ist bey Gebärenden sowohl, als bey andern nicht immer und gewiß tödtlich; es können sich zu demselben auch verschiedene andere scheinbare Auslöschungen der Lebensverrichtungen gesellen, welches alles der Arzt vom wahren Tode zu unterscheiden hat. Einige Mutterkrankheiten können auch bey Schwangern solche anhaltende Ohnmachten verursachen, die den Tod ähnlich genug vorstellen, und doch kommen solche zuweilen wieder nach wenigen, oder mehreren Stunden zu sich selbst, und sind unverletzt. Die gewaltigen Schmerzen sind geschickt genug, alle Arten von Mutterzufällen zu erregen, ja, sie sogar in gedoppelter Stärke hervorzubringen, und das arme Weib erliegt darunter geraume Zeit, ohne Lebenszeichen von sich zu geben; aber wie oft würde sich der Arzt betrügen, wenn er hier die Wehrlose schon sogleich für todt halten wollte! Mit dem Blutverluste hat es eben die Bewandtniß. Wer kann bestimmen, wie viel Blut dieses oder jenes Weib verlieren müsse, um gänzlich

dahin

dahin zu seyn, indem einige Menschen von dem Verluste einiger Pfunde Bluts sogleich das Leben verlassen, andere hingegen bis auf 75 Pfund verloren haben, und dennoch wieder hergestellt worden sind (*)?

Das weibliche Geschlecht scheint seiner Natur nach schon eher einen starken Blutverlust als das männliche ertragen zu können; aber auch selbst unter den Weibern ist die Stärke zum Ausdauern verschieden, so daß kein Arzt, wo er nicht ruchlos handeln will, in dem kritischen Zeitpuncte des noch immer zu vermuthenden Scheintodes, Leben oder Tod behaupten könne. Man gab dem ehemahls so berühmten Zergliederer Vesalius in diesem Stücke der strafbarsten Voreiligkeit Schuld, wie ich im gegenwärtigen Artikel schon angeführt. Dieser war ein Mann von wirklich großen Einsichten; wie leicht ist es nun nicht möglich, daß Menschen von mindern Kenntnissen, aber mit eben der sorglosen Voreiligkeit, häufig Unglück anrichten! Beyspiele sind genug vorhanden, daß man zu vorschnell mit der Eröffnung gewesen, wie dergleichen Unglück auch eine grob schwangere Frau hatte, an welcher man, nachdem sie in Ohnmacht gefallen war, den Kaiserschnitt vornahm. Sie kam während des wieder zu sich selbst, allein, mußte nun an der Verblutung sterben (**). Heister (***) scheint hingegen allen den Fällen wenig Glauben beymessen zu wollen, und behauptet, daß noch nie Schwangere, da man sie nach einem scheinbaren Tode aufschnitt, unter dem Messer des Zergliederers wieder lebendig geworden: Er hat aber große Männer, und manche Thatsachen wider sich.

Wenn

(*) *v. Haller* Element. Physiol. T. II. l. V. Sect. I. p. 4. 5.

(**) Nouveau Dictionaire de Medicine et de Chirurgie; Vol. V.

(***) Institut. chirurg. Part. II. Sect. V. c. 113, p. 710.

Wenn der Tod der Gebärenden nach einer langen und schweren Geburtsarbeit erfolgt, so ist fast allemahl zu befürchten, daß das Kind auch nicht mehr lebet. Dieser Fall tritt auch ein, wenn die Mutter an einer besondern Krankheit nieder liegt. Die mehreste Zeit, und wenn das Kind auch noch so geschwind herausgeschnitten wird, ists doch ungemein schwach, und dem Tode sehr ähnlich. Inzwischen, wenn gleich in den mehresten Fällen der Tod des noch verschlossenen Kindes, jenem der Schwangern geschwind nachzufolgen scheint, so verfließt oft dennoch eine merkliche Zeit, in welcher das verschlossene Kind auch sogar die deutlichsten Zeichen seines noch kräftigen Lebens von sich giebt. Ja, man hat sogar in den Fällen zuweilen, wo die äußerlichen Zeichen auch fehlten, dennoch lebende Kinder aus der todten Bärmutter gezogen. Diese Thatsache wird von einigen Aerzten in gewisser Hinsicht bestritten — zwar nicht in der Art, als ob man nie lebendige Kinder von todten Müttern haben könne, sondern daß, wenn solches geschehe, die Mütter nicht todt sind, sondern leben. Besonders streitet Eschenbach (*) für diese Meinung, und behauptet, daß es unmöglich sey, daß ein Kind in der Bärmutter seine Mutter überlebe; — daß also, wenn ja solche Kinder lebendig ausgeschnitten worden sind, die Mutter sodann nur dem äußern Ansehen nach, todt gewesen, weil nach seiner Meinung ein Kind keine, auch nur kurze Zeit leben könne, ohne entweder von der Mutter noch Säfte zu erhalten, oder zu schnaufen. — — Er hat aber Gründe und Erfahrungen vieler älteren und neuern Aerzte wider sich. Schon Harväus (**) bekräftiget, daß ein noch in seinen Häuten eingeschlos-

(*) *Eschenbach*, observata anatomico-chirurgico-medica rariora, obs. 22 und 40.

(**) Exercitat. de generatione animal. p. 501.

schlossenes, und in dem darin enthaltenen Wasser noch schwimmendes, zur Welt gebornes Kind, auch etliche Stunden lang das Leben erhalten könne. Diese Behauptung wird durch den Versuch und die Beobachtungen des Schurigius (*) unterstützet, welcher an einer trächtigen Hündinn, nachdem solche schon lange unter der Eröffnung gestorben war, die noch in dem Netze verschlossenen jungen Hunde, eine halbe Stunde lang leben sah, deren Puls, als man solche in diesem ihrem Behältnisse in warmes Wasser legte, einige Stunden noch schlug. Auch können die Erfahrungen der Hebammen hier als Beyspiele aufgestellt werden, daß dergleichen Geburten in verschlossenen Häuten, besonders bey Zwillingen, gar nichts seltenes seyn, und die Kinder unter diesen Umständen auch meistentheils frisch und gesund angetroffen werden.

In diesen Fällen scheint die Leibesfrucht aller Einwendungen ohngeachtet, den Kreislauf ihrer Säfte, welcher sonst von der Mutter abhing, eine Zeitlang allein zu übernehmen, und (auch bey aller Unmöglichkeit, Athem zu schöpfen, um dadurch den Umlauf des Blutes durch die Lungenadern zu befördern,) durch die dem Foetus eigenen Wege des Herzens, so zu betreiben, daß immer noch eine geraume Zeit ein schwaches Leben erhalten werden könne. Im Artikel Leiche habe ich von Ertrunkenen und Erstickten, und in einigen Anmerkungen von den schwach zur Welt kommenden Kindern gehandelt; und solche Fälle lassen sich gerade hier anwenden, Es verhält sich demnach mit dergleichen durch angewandte Mühe wieder zurecht gebrachten Kindern, eben so, wie mit Ertrunkenen oder Erstickten, welche oft mehrere Stunden nach ihrem scheinbaren Tode wieder hergestellt werden, wenn man

(*) Embryol. Sect. 2, cap. 3, §. 14.

man durch reizende Mittel die Bewegung wieder rege zu machen, im Stande ist.

Die Geschichte hat uns mehrere Fälle aufbehalten, in welchen das Kind auch noch eine geraume Zeit nach dem wahrscheinlichsten Tode seiner Mutter, nicht nur mit dem glücklichsten Erfolge ausgeschnitten, sondern auch ohne fremde Beyhülfe geboren worden ist, wovon *Lucianus* in Dialogo *Neptuni* et *Mercurii*; *Virgilius* aeneid. 10. 5. 315. *Ovid*, metamorph. lib. 2. V. 628. zeugen. So wissen wir auch z. B. von einem gewissen Gorgias, daß er noch eher zum Scheiterhaufen getragen worden, ehe er das Licht der Welt erblickte; denn er wurde von seiner todten Mutter, während daß man dieselbe zum Scheiterhaufen trug, geboren, wodurch die Leichen-Procession nicht allein gehindert ward, sondern auch in Erstaunen gerieth (*). Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle die aufgezeichneten ältern und neuern Fälle nach der Reihe zu erzählen, weßhalb man in jener zu Wittenberg 1714 vertheidigten Probeschrift: *Valerus*, dissertat. de partu hominis post mortem, — — *Hildanus* in Ep. ad *Doringium*; — *Heister* dissertat. cit. *Paul Zachias*, quaest. med. legal. lib. IV. Tit. I. qu. IX. n. 41 nachlesen kann. Auch hat John Burton viele Fälle gesammelt, (an Essay towards a complet new system of midwifery,) wo die Leibesfrüchte auch nach Verlauf von 12 Stunden vom mütterlichen Tode an, noch lebend befunden wurden.

Harväus berichtet, wie schon Heister berühret hat, nach eigener Erfahrung: daß eine Schwangere, die des Abends gestorben, und in der Stube allein gelassen worden war, des Morgens zwischen ihren Schen-

keln

(*) *Valerius Max.* lib. I. c. ult. Auch *Paul Merula* de legib. Roman. c. V.

keln ein Kind liegen hatte, welches ohne lebendige Kraft der Mutter zur Welt gekommen (*). Eben so hat auch Wrisberg drey Fälle einer in ihren Wasserhäuten eingeschlossenen zur Welt gebornen menschlichen Frucht beschrieben (**), deren eine sieben, die andere neun Minuten nach der Entbindung und nach alsdann erst vorgenommener Eröffnung der Häute, noch beym Leben waren, und zum ersten Mahle zu schnaufen anfingen. Wer aber diese Fälle so wenig glaubt als zweckmäßig beherzigt, der wird auch gewiß noch mehrere Zweifel in die Angabe des van Swieten setzen (***), wo man sogar acht und vierzig Stunden nach dem Tode einer von ihrem Manne durch mehrere Wunden entseelten Schwangern, noch das durch die Substanz der Gebärmutter selbst verwundete Kind mit dem Erfolge ausgeschnitten haben will, daß es noch eine Viertelstunde nach dieser Operation gelebt habe. —

Wenn man nun gleich gegen die vielen besondern Fälle, die manches Mahl die Natur der Möglichkeit zu übersteigen scheinen, auch das einwenden wollte, was man wider die häufig angeführten Beyspiele vom Lebendigbegraben der Menschen, und vom Aufleben derselben im Grabe, einwendet, nähmlich, ob auch alle Facta mit der Wahrheit übereinstimmen? — So kann, wenn auch unter hundert schwanger verstorbenen Müttern nur eine ihres noch lebenden Kindes entledigt worden ist, das Gegentheil nicht behauptet werden — so

ist

(*) Dissert. med. forens. qua ostenditur, foetum ex utero matris mortuae mature excindendum esse, Altorf. 1720, §. VII.

(**) De structura ovi et secundinarum human. in partu maturo et perfecto. Götting. 1783, §. 8, p. 9.

(***) Ex Cangia Mila, Embriologia sacr. comment. T. IV. §. 1316.

ist der Fall möglich und wahr, daß man von einer todten Mutter ein lebendiges Kind heben kann; und es ist also Pflicht, alle hundert Mütter, die in den Umständen verstorben, zu öffnen und von ihnen allen dies eine Kind aufzusuchen, und Rettungsmittel anzuwenden. Findet sich unter allen diesen kein einziges, so findet man im zweyten Hundert vielleicht wieder mehrere. Es ist solches nicht allein Menschenpflicht, sondern auch oft hängt das große Schicksal einer ganzen Familie von ein Par Athemzügen ab, welche das Kind nach der Mutter Tode thut. — —

Alles dieses macht es der Polizey sowohl überhaupt, als allen Aerzten insbesondere, zur heiligsten Pflicht, auf allen Seiten wachsam — und in der Behandlung selbst aber auch vorsichtig zu seyn, um keine Mutter zu tödten, die noch nicht todt war. Ich habe vorhin sowohl als auch im Artikel Leiche dargethan, daß man den eigentlichen Zeitpunkt und den Augenblick, wann die letzte Lebensflamme gänzlich erlöscht, nicht bestimmen könne — daß wir uns vom wahren Tode erst durch verschiedene Kennzeichen und vorzüglich nach Verlauf einiger Zeit, wenn die Fäulniß eintritt, vergewissern können. Dieses würde aber bey einer schwanger Verstorbenen ein zu weit hinaus gesetzter Termin seyn, um die allenfalls noch lebende Frucht retten zu wollen, weßhalb man wiederum solche Wege einzuschlagen hat, wodurch für das Leben des Kindes auch in der Art gesorgt werde, daß die vielleicht noch lebende Mutter keine tödtliche Wunde erhält. Diese Nothwendigkeit sah man schon lange ein, weßhalb zu den Zeiten des Numa schon jene verehrungswürdige Verfügung getroffen wurde, welche uns unter dem Nahmen des königlichen Gesetzes (Legis Regiae) (*) auf-

(*) Digest. lib. XI. Tit. VIII. de mortuo inferendo et sepulchro aedificando.

aufbehalten ist, und sich nicht allein auf verstorbene, gewiß Schwangere, deren Früchte ein gewisses Alter erreicht haben, sondern auch auf jene erstrecket, die mit Verdacht einer vorher gegangenen Geburt verschieden sind; damit bekannt werde, ob dergleichen Personen in der Geburt, oder an Gift, von fremden, oder von eignen Händen gestorben sind (*)?

Die Möglichkeit solcher Vorfälle ist nicht zu bezweifeln, weßhalb Frank (**) folgende Anmerkung mit einem sehr wahrscheinlichen Beyspiele verbindet: „Die Polizey," sagt er, „muß scharf darauf sehen, daß „Ledigschwangere, oder solche, die deswegen in Ver„dacht stehen, wenn sie sterben sollten, nie begraben „werden, ohne vorher behutsam eröffnet worden zu „seyn. Gar oft sind dergleichen Unglückliche das Opfer „der Versuche, welche sie die ganze Schwangerschaft „hindurch machen, durch die schärfsten Arzeneyen die „verschlossene Frucht abzutreiben. Es ist sogar zuver„lässig, daß gottlose Urheber ihres Unglücks, damit ihre „Schande verdeckt bleibe, nachdem sie lange genug die „Absichten der verführten Mädchen durch Abtreibe„mittel zu befördern sich bemühet haben; endlich sogar „Giftmittel unter diesem Nahmen beygebracht, und „dadurch die leichtgläubigen Unglücklichen, noch vor der „Geburtszeit heimlich aus der Welt geschafft haben. Ich „weiß, daß an einem gewissen Orte ein Mädchen ohne „alle Untersuchung ruhig begraben wurde, welches, „eines unerlaubten Umganges, und wegen ihres gan„zen äußerlichen Ansehens, einer wirklichen Schwan„gerschaft sehr verdächtig war. Diese Person hatte „von einem Feldscherer, der selbst vielleicht zu be„kannt mit ihr war, allerley Mittel gebraucht, und ist „ihr

(*) *Henr. Balth. Rothius*, Dissert. jurid. de hominis mortui sepultura prohibita. Jenae 1685, c. 4, §. V.

(**) System der medicinischen Polizey, I. B. S. 598, Anm.

„in einer Art von verzweifelnder Tobsucht ohne andere „Hülfe gestorben, und mit ihrem dicken Leibe beerdigt „worden. Man weiß aus leidigen Erfahrungen zu „viel, daß die Leidenschaft eines Bösewichtes, selbst an „dem ehemahligen Gegenstande seiner fleischlichen Trie„be, Thaten vollführen kann, deren Ausübung in je„dem gemeinen Wesen um so leichter ist: weil ein ge„schändetes Mädchen von der Hand seines Liebhabers, „welcher allein mit ihrem wahren Zustande bekannt „ist, alles begierig einnimmt, und nichts weniger ahn„det, als daß sie an dem Urheber ihres ersten Unglücks, „auch noch einen Vergifter finden werde."

Schon im zwölften Jahrhunderte befahl der Bischof Odon zu Paris, daß die unter dem Gebären verstorbenen Schwangern, wenn man glauben konnte, daß das Kind noch lebte, geöffnet werden sollten. Const. Synod. — Das Concilium zu Langres verlieh 1404 allen denen, welche bey solchem Vorfalle diese Operation anrathen würden, 40 Tage Ablaß. *Verdier*, Jurisprudence de la chirurgie en France. Tome II. p. 627. — Und auf das Wort des würdigen Morgagni, befahl auch Benedict XIV. diese Eröffnung. *v. Haller* bibliotheca chirurgica, T. I. l. 6. — „Die Fürsten und Vorsteher," sagte Heister: „strafen billig die Metzen, so ohne nach der „Geburt die Nabelschnur zu unterbinden, oder durch an„dere Vernachlässigung, diese armseligen Geschöpfe in ihrer „Mutter Schooße zu Grund gehen lassen, wo sie doch könn„ten erhalten werden. Weil es in diesem Falle, so wie „im vorhergehenden, um das Leben des unschuldigen „Kindes geht, und man also, wie ich denke, billig auf „beyde Verbrechen gleich scharf sehen sollte." Nichts desto weniger klagte dieser würdige Mann, wird das von allen Rechtsgelehrten als heilig und billig erkannte Gesetz so wenig befolget, als geschähe davon im ganzen Gesetzbuche gar keine Meldung. — So sagt er auch einst in einem heiligen Eifer, nachdem er die übeln Folgen dieses vernachlässigten Gesetzes erwiesen hatte: „Ego et dixi et „scripsi meam sententiam, animamque meam hoc ipso ser„vasse credo. Ictorum nunc erit, legem tam piam, tam „utilem, denuo instaurare, quam profecto non nisi tempori-

„bus

„bus barbaris ob neglectam medicinam atque anatomen, „veniſſe in deſuetudinem arbitror.“ Helmſtädt 1730, §. 42.

Die vorhin erwähnte Lex Regia verdienet in aller Hinſicht wieder in ihrem vorigen Anſehen geſetzt zu werden. Sie lautet:

Mulier. quae. praegnas. mortua. ne. humator. antequam. partus. ei. excidatur. quei. ſecus. faxit. ſpei. animantis. cum. gravida. occiſae. reus. eſtod. —

und es ſcheint faſt, als ob die Lehre der katholiſchen Kirche: von der Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit der Kinder — woher die Geiſtlichkeit zur geſchwindern Rettung der in erblaßten Müttern zurückhaftenden Leibesfrüchte immerher vieles beytrugen, ſolche noch einigermaßen aufrecht erhalten habe. Nothwendig iſt ſolche Verfügung auf allen Fall; allein, es müßte die Art der Ausübung dieſes edlen Geſetzes, wie ſolches dem voreiligen Eifer auf der einen, und der Saumſeligkeit auf der andern Seite gehörig begegnen könne, für die Zukunft, und für jedes Orts Lage paſſend, hin und wieder ausgedehnt, und näher beſtimmt werden.

Schon hielten es längſt verſchiedene Rechtsgelehrte dafür: Wer eine ſolche Eröffnung vernächläſſiget hätte, daß derſelbe eben die Strafe verdiene, welche der nähmliche, auf eine andere Art verurſachte Schade, erfordern würde (*). Solches ſah man im Sicilianiſchen ſehr richtig ein, und man erneuerte im Jahre 1749 jenes königliche Geſetz, worin es unter andern heißt:

„Wer immer durch Liſt, Hinderniß oder Nachläſ„ſigkeit, die Eröffnung ſchwanger verſtorbener Mütter,

(*) *Wildvogel*, de Jure Embryonum, Jenae 1716.

„ter, oder den sogenannten Kaiserschnitt, in derley „Fällen zum größten Nachtheil der Leibesfrucht ver„hindert, oder verspätet hat, der soll als ein Mörder „gehalten werden. Alle Königliche Beamte sollen an„gehalten seyn, daß sie mit dergleichen Verbrechern „aufs schärfste zu Werke gehen, dieselben in gefängli„chen Verhaft ziehen, nach den Gesetzen des Reichs „richten, und nach den Umständen, nach Maßgabe „ihrer gebrauchten List, Vernachlässigung, und in „Verhältniß mit der Natur ihres Vergehens, mit je„nen Strafen belegen sollen, womit andere Mörder „hingerichtet zu werden pflegen.“ (*)

Es ist aber oft äußerst schwer, alle Vorurtheile des Publicums zu besiegen, denn man hält es für grausam, das Messer an Erblichene zu setzen, wie ich im Artikel Leichenhaus schon erwähnet habe; weßhalb schon manches Mahl der Arzt unter Lebensgefahr seine Schuldigkeit hat erfüllen müssen. Es ging dem redlichen Heister so. Er wollte eine verstorbene Schwangere öffnen, und das noch in ihr lebende Kind retten; allein, der Bruder der Verstorbenen drohete ihm den Tod mit gespanntem Hahne, wenn er noch einen Schritt weiter ins Haus gehen würde, woher dann auch das Kind ohne alle Hülfe sterben mußte. Ein ähnliches Schicksal drohete auch dem Mauriceau von einem Manne, dessen Tochter er unter solchen Umständen eröffnen wollte. Die Gewalt der Obrigkeit muß daher auch alle solche Hindernisse aus dem Wige räumen, die der Ausübung des Gesetzes im Wege stehen.

Frank, der mit ganzem Herzen die Nothwendigkeit aller möglichen Vorkehr zur Verhütung des Schadens fühlt, meint: (loc. cit.) die Polizey müsse allen jenen, welche bey dem Sterben einer Schwangern zugegen sind, unter schwerer Ahndung auferlegen: ohne alle Versäumniß, und wenn es möglich ist, noch vor dem

(*) van Swieten, l. c.

dem Dahinscheiden der Schwangern, die geschwindeste Anzeige bey einem nächsten berechtigten Arzte oder Wundarzte hierüber zu machen. Wer dawider fehlte, schiene allerdings als Mörder angesehen werden zu müssen. Der Ehemann, die Hebamme müssen auf der Stelle bey jeder nahen Lebensgefahr, in welcher eine Schwangere sich befindet, sowohl der geistlichen als weltlichen Obrigkeit zugleich bekannt machen: Ob zur Herbeyrufung eines Geburtshelfers bereits die nöthige Vorkehr getroffen worden sey? Hierauf müßte nebst dem Seelsorger, eine obrigkeitliche Person bestellt seyn, welche sich jederzeit sogleich zur Behausung der schwangern Sterbenden begäbe, und auf derselben Tod, allem Unternehmen der Anverwandten, die Eröffnung zu vereiteln, oder zu verspätern, schleunigst vorbeugte. Käme der Arzt oder Wundarzt vor diesen an, so müßte er berechtigt seyn, nach vorgenommener Beurtheilung der vorliegenden Todeszeichen, ohne alle Widerrede, die Erblichene gehörigermaßen zu eröffnen, wobey ihn die Gesetze vor den Angriffen der Bosheit und des Vorurtheils kräftig schützen müßten (*).

Im Oestreichischen, besonders in den Erblanden, ist die Eröffnung der Schwangern durch eine beson-

(*) Sollte ein solcher Vorschlag auch wirklich durchgehen, so müßte man wenigstens doch die Sterbende mit menschlicher Delikatesse behandeln. Welche unendliche Unruhe würden tausend arme Weiber nicht fühlen, wenn sie wüßten, daß sich im Hause schon Leute befänden, die ihr baldiges Aufschneiden besorgen wollten! — — Könnten sie nicht leicht sich die Gedanken machen, daß man sie gewiß tödten würde, wenn sie noch nicht todt wären — daß man sie also den Armen ihres heißgeliebten Mannes entreißen — nnd sie von ihrem Kinde trennen wolle? — Mich dünkt, hier wäre mehr Behutsamkeit nöthig. Wie leicht könnte die ohnehin schon Schwache nicht auch bloß von diesem Schreck — die gefährlichen Männer schon im Hause zu wissen — dahin sterben!! —

dere Verordnung vom 13ten April 1757 anbefohlen worden.

Solches geschah auch schon 1740 in der Reichsstadt Ulm.

Ulmische Kirchenverordnung von 1747.

(Nro. 7, §. 15, S. 311, fgg.)

Die schnell dahin sterbende hochschwangere Weiber betreffend, und was zu Salvirung ihrer Leibesfrucht vor eine Operation vorzunehmen.

Nachdeme auch etwa eine Gebährende in solche Umstände verfällt, daß ihr weiter nicht zu Hülfe zu kommen, sondern sie sterben muß, sich dabey jedoch solche Indicia ergeben, daß das Kind noch lebe, und es noch durch eine Oeffnung der Mutter salvirt werden könnte: als ist hiebey auf dem Land folgendes sorgfältig zu beobachten:

1. Daß nebst dem hiezu geschickten Chirurgo und der Hebammen, der Pastor loci, die Beamte, oder in deren Abwesenheit, ein Gerichtsmann, oder andere taugliche Personen, zu solchem Actu berufen werden, dem Chirurgo Assistenz und Schutz zu leisten, auch ein Zeugniß wegen seiner Operation zu geben.
2. Der Geistliche hat zuvor dem Ehemanne und Anwesenden die an sich einfältige Meinung zu benehmen, als ob solche Weiber hiedurch gemartert, oder übel tractiret würden; und nachdrücklich vorzustellen, wie höchst schuldig man sey: dem armen noch lebenden Kinde durch mögliche Mittel zu Hülfe zu kommen, und demselben zur heiligen Taufe zu verhelfen. Und wie im widrigen Fall, da man durch Unterlassung eines vorhandenen Mittels, hierinnen etwas versäumete, das Gewissen mit schwerem Scrupel beladen würde. Im Falle aber der Ehemann die Operation mit seinem Eheweibe vorzunehmen, der gethanen Vorstellung ohnerachtet, verweigerte, solle derselbe dazu nicht ge-

gezwungen werden, gestalten solche Kinder insgemein moribundi seyn, und ihre Motus, welche ein Indicium ihres noch habenden Lebens geben, meist convulsivi seyn, mithin sie wohl noch unter der Operation sterben, und dadurch ein solcher Renitent in beschwerliche Ausbrüche verfallen möchte.

3. Haben die Chirurgi mit aller Behutsamkeit zu verfahren, und zuvörderst wohl zu überlegen: ob die Mutter wahrhaftig gestorben, oder ob sie nicht in Ohnmacht und Schwäche darnieder liege? Wenn sie aber wahrhaftig gestorben: ob sie ein Leben an dem Kinde verspüren, und dasselbe muthmaßlich zu retten seyn möchte? Da denn

4. der Chirurgus, wenn er sich zu solcher Operation geschickt zu seyn erachtet (*), unverzüglich den Bauch der Verstorbenen eröffnen, die Mutter und die darinnen liegende Frucht fürsichtlich aufzusuchen, darbey aber wohl zusehen solle, daß er solche im Aufschneiden nicht verletze.

5. Sobald er das Kind ausnimmt, dasselbe der Hebamme übergebe, welche die Nabelschnur verbinden, und das Kind gehörig versorgen, wärmen, stärken, und bald möglichst zur heiligen Taufe befördern solle. Wornach

6. der Leib der Verstorbenen wiederum zusammen zu heften, und dem Begräbnisse zu überlassen ist.

Es sind aber allgemeine und besondere Vorschriften zur genauern Bestimmung nöthig: wann eigentlich zur regelmäßigen Eröffnung einer erblichenen Schwangern geschritten werden müsse? Um das lebende Kind zu retten, könnte man nicht füglich jene im Artikel Leiche angeführten Kennzeichen eines wahren Todes alle abwarten, da unterdeß das Kind auch

(*) Hier macht Frank die passende Anmerkung, daß ein jeder Barbier solches von sich glauben, oder andern weiß machen wird; der Staat aber auf den Eigendünkel solcher Leute dieses nicht ankommen lassen, sondern nur gewissen Männern von bekannter Geschicklichkeit solches Geschäft überlassen müsse.

längstens verschieden seyn würde. Man überläßt freylich den Kunsterfahrnen meistens allein die Entscheidung der Nothwendigkeit einer Operation — allein es ist auch nothwendig, daß man in einer Sache, worin auch diese unendlich viele Fehler begehen können, dem Unternehmen allzu kühner, oder gar fanatischer Geburtshelfer, Schranken setze, welche von der Kunst billig anerkannt werden müssen. Es sollte daher nach Frankens Vorschlag nie erlaubt seyn, eine Schwangere zu eröffnen, außer

Erstens, wenn eine schwere Krankheit, oder sonst tödtliche Zufälle vor ihrem Dahinscheiden bemerkt worden sind.

Zweytens, wenn das Athemholen, nach allen desfalls angestellten gewöhnlichen Versuchen, gänzlich aufhöret;

Drittens, wenn weder an den Gliedmaßen, noch selbst in der Gegend des Herzens mehr ein Aderschlag durch erfahrne Hände zu fühlen ist;

Viertens, wenn alle, und zwar die geringste Bewegung, außer jener des Unterleibes, von dem verschlossenen Kinde, verloren gegangen.

Fünftens; wenn auch die natürliche Wärme des Körpers, welche bey Sterbenden meistens schon vor ihrem Dahinscheiden sich verlieret, entweder ganz, oder wenigstens nach Maßgabe der Dauer des tödtlichen Zustandes, verschwindet.

Dieses Zeichen allein ist betrüglich, weil durch die Natur der vorhergehenden Krankheit sowohl, als durch andere Umstände, die Wärme des menschlichen Körpers auch nach dem wirklichen Tode noch lange beybehalten werden kann. Man sehe den Artikel Leiche..

Sechstens, wenn alle menschliche Hülfsmittel umsonst verwendet worden, die gegen Ohnmachten, Muttererstickungen ꝛc. wirksam zu seyn pflegen.

Es versteht sich aber, daß dergleichen Mittel da weniger nöthig sind, wo eine schwere Krankheit unter gewöhnlichen Auftritten, die Schwangere mit mehrerer Zuverlässigkeit getödtet hat, und daß man durch allzugroßen Verschub der Operation, leicht die Rettung des Kindes verabsäumen könne; weßhalb nöthig ist, den Geburtshelfern freye Hand zu lassen.

Siebentens, wenn durch Zusammenhaltung aller Erscheinungen, mit größester Wahrscheinlichkeit auf den wirklichen Tod der Mutter geschlossen werden mag: welches um so leichter seyn wird, je weniger die Schwangere vormahls den Mutterzufällen, Ohnmachten und Erstickungen, ergeben war.

Bey solchen mißlichen Vorfällen pflegte man vor Zeiten fast allenthalben der Verstorbenen mit einem Sperrholze den Mund offen zu halten, damit, wie man glaubte, das Kind nicht ersticken möge. Solche Vorsicht wurde nach einem 1280 zu Köln gehaltenem Concilium, den Hebammen anbefohlen. Es ist dies Verfahren aber zwecklos, und kann noch dazu schädlich werden, weil dadurch Zeit verloren geht. Zwecklos ist es deshalb, weil das Kind im Mutterleibe nicht athmet, aber auch um so weniger von der Luft durch den Mund seiner Mutter Nutzen zu schöpfen im Stande ist, als ohnehin durch diesen Weg keine Luft zur Gebärmutter kommen kann.

Die Schwangere ist zuweilen so schnell verstorben, noch ehe die Geburtsschmerzen das Kind ganz zur Welt bringen konnten, wenn Gicht, heftige Krämpfe oder Verblutungen vorhergegangen; oder auch die Ungeschicklichkeit der Hebamme, weil diese außer Stande war, eine widernatürliche Lage des Kindes bey Zeiten abzuhelfen, brachte sie um. In diesen

Fällen würde die Frage entstehen: Ob das Kind durch den Kaiserschnitt, oder sonst auf eine leichtere Art von seiner Mutter zu ziehen sey? indem das Kind auch von seiner todten Mutter noch durch natürliche Wege zu bringen ist; in welchem Falle man dem Kopfe, welcher allenfalls in der Beckenhöhle stecken geblieben, durch die englische verbesserte Zange noch forthilft; oder auch, wenn ein anderer Theil vorläge, das Kind durch die Wendung herausziehet. Dieses ist nach Frankens Meinung eben so leicht bey einer todten Mutter, als es bey einer lebendigen ist, weil beyde sich fast gleich leidend verhalten, und weil man doch Versuche bey verstorbenen Kindbetterinnen macht, welchen man ausgetragene Kinder in den Leib legt, um sich an ihnen mit der Zange zu üben.

Daß dieses nicht ein bloßer Einfall sey, hat *le Roux* erwiesen, welcher ein Kind aus einer Leiche hervor zog, um zu zeigen, daß die Mutter hätte gerettet werden können. (Observations sur les pertes de sang des femmes en couche.) Hernach hat eine vom Hrn. Frank unterrichtete Hebamme einen ähnlichen Versuch bey einer Frau gemacht, die schon ein Kind geboren, ein anderes aber noch zur Geburt liegen hatte. Die Kreißende wollte nicht gestatten, daß die Wehmutter Hand an sie legte, und alle Versuche, dieselbe dazu zu bereden, waren fruchtlos, bis endlich Verblutung und andere Zufälle ihr des andern Tages den Tod zugezogen. Die Hebamme, welche sich der ehemahls empfangenen Lehren erinnerte, und jetzt von Seiten der Mutter keinen Widerstand mehr fürchten konnte, machte sich mit männlichem Muthe ein Geschäft daraus, das noch verschlossene Kind sogleich durch die natürlichen Wege aus der Verstorbenen hervor zu ziehen: und sie zog es wirklich, nach verrichteter Wendung so glücklich hervor, daß noch Leben vermuthet, und das Kind von ihr getauft werden konnte.

Die Geburtshelfer müssen daher auf alle mögliche Weise suchen, das Kind von dem unverletzten Leichname der Schwangern zu ziehen, und sich nie eine wich-

wichtige Operation, außer im Falle der unumgänglichen Nothwendigkeit, erlauben. Sollte aber ein Kaiserschnitt nöthig seyn, so ist es offenbar, daß wegen Ungewißheit des wirklichen Todes der Schwangern, selbiger auf die allerbehutsamste Weise, und zwar so vorzunehmen sey, als solcher an einer noch lebenden Mutter geschieht. Allein, da man in unsern Zeiten auf eine Operation verfallen, durch welche man in gewissen Fällen, Kinder, die sonst nicht ohne Kaiserschnitt gerettet werden konnten, lebendig hervor gezogen hat, ohne daß die an der Mutter verrichtete Trennung der Schooßbeine derselben tödlich wäre; so ist noch immer vor allem große Einsicht nöthig, um zu bestimmen: ob dieser Trennung oder dem Kaiserschnitte, zur Erreichung des vorgesetzten Endzwecks, der Vorzug zu lassen sey? da es gewiß Fälle giebt, wo die Baucheröffnung allein zum Kinde führen kann; wenn nähmlich dieses entweder in den Eyerstöcken, Muttertrompeten, oder gar in dem hohlen Leibe zu suchen, oder wenn die zur Gebärmutter führenden weichen Theile einer zweckmäßigen Ausdehnung unfähig, oder unter einander verwachsen wären.

Die Trennung der Darmbeine hat wenigstens bey den mehresten verstorbenen Schwangern vor dem Kaiserschnitte den größten Vorzug, und man sollte trachten, dieselbe allen Wundärzten, die in solchen Fällen gebraucht werden, nachdrücklichst zu empfehlen, und nur dann die Baucheröffnung zu gestatten, wenn jene auf den vorliegenden Fall nicht anzuwenden wäre (*). In Venedig wurde von dem Rathe, um in der Repu-

blik

(*) Man sehe hierüber Franks Beobachtungen: de sectione symphysis ossium pubis in Episcopatu Spirensi peracta, welche den Actis Academiae Elect. Moguntinae 1782 einverleibt, und 1783 (mit einigen Druckfehlern) gedruckt worden ist.

blik Unglück zu verhüten, ein sehr weises Gesetz gegeben, welches gebietet:

„Daß bey erblichenen Schwangern, von welchen „man noch eine lebende Frucht zu ziehen hoffen kann, „dieselbe nicht durch einen so genannten Kreuzschnitt, „wie sonst bey todten Körpern geschieht, sondern durch „einen geraden und einfachen Einschnitt, aus der Ge„bärmutter genommen werden solle; damit, wenn wi„der Vermuthen die Mutter wieder zu sich käme, die„selbe noch erhalten und geheilet werden könnte." — Ferner: „Daß eine Gesellschaft von Aerzten dem Ra„the die Nahmen jener Männer, welche zu dieser Ope„ration am fähigsten sind, abgeben, und dieses Nah„menverzeichniß sodann öffentlich in jeder Apotheke „angeschlagen werden solle, damit die ängstigen Bür„ger in dergleichen Unglücksfällen sogleich die nöthige „Hülfe zu suchen wüßten." (*)

Es wird hier nun noch zu bestimmen seyn, ob alle Schwangere ohne Unterschied geöffnet werden müssen, wenn sie vor dem Gebären dahin sterben? Nach der Behauptung des Paul Zachias, soll ein nur sieben oder acht Monathe alter Foetus ohnmöglich lebend durch den Kaiserschnitt erhalten werden können, weil auch ein reifes Kind nur selten unter den nähmlichen Umständen bey dem Leben angetroffen werde; — weßwegen auch die Gesetze einen gewaltsamen aus der Bärmutter geschnittenen, siebenmonathlichen Fötus, nie so wie jenen, der natürlich in dem nähmlichen Alter geboren worden, für lebend halten, noch demselben die nähmlichen Vorzüge angedeihen lassen möchten (**). Man ist aber heut zu Tage schon vom Gegentheile überzeugt, und da man viele Beyspiele vor sich hat, welche obige Meinung entkräften, so werden auch diesen Geburten, die Vorzüge lebender Kinder zugesprochen (***).

Eben

(*) *Mellius*, lib. de art. obstetr.

(**) *Quaest.* med. legal. lib. IX. quaest. unic. n. 13.

(***) *Christ. Gottl. Ludwig* Instit. medicinae forensis, §. 111.

Eben dieser Zachias, (am angeführten Orte, n. 20.) erkennet aber nichts desto weniger: daß man eine schwangere Missethäterinn in ihrem siebenten Monathe, ehe man solche mit der Todesstrafe belegen würde, lebendig öffnen müsse, um das Kind, welches man von ihr ziehen würde, noch vor seinem Dahinscheiden zu taufen; wenn er sagt: „Idcirco in eo casu concedi „posset, matrem noxiam et ultimo supplicio damna„tam vivam secandam, licet nimis rigorosum hoc es„set, et mitius, ac magis secundum jus putandum, „differendam esse matris mortem usque ad partum.“ Man war überhaupt aber vor diesem aus Vorurtheil grausam, wovon uns die Hexenprocesse auch noch überzeugen. — — So viel ist aber ausgemacht, daß man vor der ersten Hälfte der Schwangerschaft, oder, ehe noch die Mutter durch fühlbare Bewegung von dem Leben ihres Kindes hinlänglich überzeugt worden ist, nicht füglich auf die Eröffnung einer bis dahin immer noch ungewiß und muthmaßlich Schwangern antragen könne (*), es sey denn nur bloß die Untersuchung nöthig, (im Falle eine ledige Person sich selbst entleibt hätte — oder wäre gewaltsamer Weise umgebracht worden,) ob sie schwanger gewesen, oder nicht? Schwerlich ist es zu glauben, daß ein solches unreifes Kind nach dem Tode seiner Mutter sein so sehr schwaches Leben noch so lange erhalte, daß es nach dem Gebrauche der römisch-katholischen Kirche lebendig könnte getauft werden. Wohl aber mag solches im sechsten und in allen nachfolgenden Monathen der Schwangerschaft zu hoffen seyn. Die Bewegungen der Leibesfrucht sind alsdann oft lebhaft und stark genug, um uns zu überzeugen: daß eine bey Zeiten, und

(*) *Georg. Andr. Joachimi*, Dissert. jurid. de vivi sepultura, delicto et poena, Lipſ. 1732, §. 24.

und mit geschickter Behendigkeit angebrachte Hülfe zuweilen mit gutem Erfolge gekrönet werden dürfte.

Wenn nun hierüber bis jetzt noch sattsame Beyspiele fehlen möchten, so ist uns so viel doch bekannt, daß Kinder bald nach ihrer ersten Hälfte lebend und stark genug zu einer fernern Erhaltung geboren worden sind. Es ist aber wohl nicht immer genau zu bestimmen, wie lange jedes Frauenzimmer schwanger geht, wenn man sie nicht nach ihrer geheimen Verfassung genau kennt. Weiß man so viel, daß sie von Jugend an ihre monathliche Reinigung nicht alle 4 — sondern stets alle 3 Wochen gehabt, wie es häufig der Fall auch ist, wornach sich auch die längere oder kürzere Schwangerschaft zu richten scheint, so vermuthe ich, wird die gewöhnlich gerechnete Hälfte Zeit der Schwangerschaft bey einer solchen Person schon ein ziemlich vollkommenes Kind geben. Wäre aber der Fall nicht, und die sonst gesunde Frau ginge ihrer Natur nach länger schwanger, wie gewöhnlich die Frauen, so könnte man daher wohl ein schwächeres Kind erwarten. Bronzet giebt von einem Kinde Nachricht, welches schon im fünften Monathe lebend geboren wurde. Es war sehr klein und schwach, weinte nicht, und schien kaum Athem zu schöpfen; seine Augen waren noch geschlossen, die Gliedmaßen welk und hängend, und nichts als die Wärme und geringe Bewegung konnte von einem Leben desselben zeugen. Es wurde in warme Leinewand eingewickelt; man suchte solchem etwas laulichte Milch tropfenweise beyzubringen, die von ihm hinunter geschluckt wurde. Vier Monathe gingen so dahin, in welchen es nur geringe Bewegungen machte, nicht wehklagte, und auch keine Eröffnungen hatte; allein, hernach wuchs es allmählig so an, daß solches nach einem Alter von 16 Monathen andern Kindern an Stärke vorzukommen

schien.

schien (*). Eben so giebt uns Baillet von dem Fortunius Licetus, einem der berühmtesten Weltweisen seines Jahrhunderts die Nachricht, daß er auf einer Reise seiner beyden Aeltern unzeitig geboren wurde, und nicht viel größer, als eine flache Hand gewesen seyn soll. Man brachte ihn nach Rapallo, einer italiänischen Stadt, wo er dem Hieronymus Bardi und andern Aerzten dieses Ortes gezeigt wurde. Sein Vater, der gleichfalls ein Arzt war, hielt ihn in einer wohl abgemessenen, gleichen Wärme, und unterrichtete eine Amme in allem, was er für dieses schwache Kind dienlich glaubte. Auf solche Art gerieth es sehr gut, daß daraus ein solcher Mann wurde, der verschiedene gelehrte Werke hinterlassen, und sein Leben beynahe auf achtzig Jahre gebracht hat (**).

Dieserhalb, und weil vielen Schwangern die wahre und gewisse Zeit ihrer Schwängerung unbekannt ist, rieth schon Heister (in der schon oben angeführten Dissert. med. forens. de foetu ex utero matris mortuae mature exscindendo, Altdorf. 1720, §. 21.) an, daß man Kinder, welche nicht gar sieben Monathe im Mutterleibe getragen worden, dennoch nach dem Tode der Mutter, aus ihrem Schooße schneiden sollte. Hierdurch wird freylich ein Kind leichter zur Welt gebracht, als wenn man es aus dem natürlichen Gange ziehen wollte, wobey es immer vielen Druck auszustehen hat, und auch langwieriger ans Tages Licht hervorgebracht wird. Es scheint daher den Regeln der Vernunft und der Menschlichkeit gemäß zu seyn, wenn auch eine vorhergehende langwierige Krankheit der Mutter die Wahrscheinlichkeit eines kräftigern Lebens in dem Kinde sehr verringern möchte, (obgleich diese

(*) Essay sur l'éducation médicinale des enfans, p. 37, sq.

(**) Traité historique des enfans devenus celebres par leurs études, ou par leurs ecrits, p. 270.

diese Wirkung nicht immer so zuversichtlich zu erwarten, indem auch kranke Mütter schon gesunde und starke Kinder geboren haben) daß man alle Schwangere, welche die ersten fünf Monathe ihres Standes ganz überstanden haben, und deren Leibesfrüchte deutliche Beweise ihres, noch kurz vor dem mütterlichen Tode, vorhandenen Lebens von sich gaben, dennoch auf behutsame Weise eröffne, und das Leben der Kinder zu retten suche: wenn es auch wirklich erwiesen wäre, daß von hundert solcher ausgeschnittenen Früchte, nur sehr wenige davon kämen, und ein gewöhnlich menschliches Alter erreichten.

Auf die Rettung im Wasser verunglückter Menschen sind hin und wieder schon Prämien gesetzt; wie man auch dergleichen im Lüneburgischen jetzt findet, wo mir ein Beyspiel von einem Chirurgus aus Schnakenburg bekannt ist, der ein im Wasser verunglücktes Mädchen, welches über zwey Stunden unter dem Wasser gelegen, wieder zum Leben gebracht, und dafür nicht allein ein Belohnungsschreiben, sondern auch eine Medaille erhalten hat, die er zum Zeichen dieser That stets vor der Brust hängend tragen soll. Aber noch keinem Landesfürsten scheint es eingefallen zu seyn, demjenigen eine Belohnung zu bestimmen, der eine noch weit hülflosere Creatur aus Mutterleibe rettete, ohnerachtet ihnen schon mancher redlicher Arzt die Veranlassung dazu sehr nahe gelegt, und das große Beyspiel heidnischer Könige vorgehalten hat (*).

Wer

(*) Allgem. Deutsche Bibliothek, XVII B. 2 St. S. 373.
Wie aber unsere heutigen Wundärzte, (denn so nennt sich alles was nur barbieren und aderlassen kann —) erzogen werden, ist ein Jammer für denjenigen anzusehen, der nur im geringsten Einsicht von der Sache hat, und darauf Acht giebt. Ich will nur eine Schilderung von einer Seite machen: Der Herr Chirurgus hat z. B. die Barbier- Schröpf- und Aderlaßgerechtigkeit gekauft, (ohne oft davon selbst wenig zu verstehen,) so ist das erste, um nicht viel auszugeben, und doch die Kunden bedienen zu können, daß er einen Burschen annimmt und zulernt: denn ein Geselle würde ihm mehr kosten. — Ein Bursche findet sich leicht von armen

Wer wüßte, ob wir mit der Zeit der Natur auch bey dem menschlichen Fötus nicht einigermaßen mehrere Kunst abgewinnen könnten, als wir es schon in Fortbrin-

men Aeltern, der frey lernt, das heißt: ein Armer, er mag noch so viel Kopf haben, als er will — so kann er doch in der Zeit die Sachen quaekt. nicht lernen, als ein Bemittelter, — — und muß daher einige Jahre länger lernen, — nähmlich, er muß länger in der Unwissenheit bleiben, und des Herrn Scheerbeutel umsonst tragen, als ein anderer, der sich von dieser Sclaverey loskauft, und vielleicht durch eigenen, auch oft heimlichen Verdienst, sich so weit hilft, noch etwas dazu zu lernen.

Im Burschenstande wird ihnen nichts gewiesen; die allererstern Grundwissenschaften, je etwas mit Nutzen nachlesen, und mit Auswahl sich aufzeichnen zu können, fehlen ganz und gar. Der Herr Chirurgus zeiget ihnen die gewöhnlichen Adern zum Schlagen, und die Oerter, worauf sich der Bauer gern die Köpfe zum Schröpfen setzen läßt. — — Hierin wird solcher Bursche manches Mahl, doch nur in dem mechanischen Handgriffe, so vollkommen, daß sich oft in dieser Hinsicht der gemeine Mann viel lieber von dem Burschen, als vom Herrn, bedienen läßt, weil der Bursche Prügel erhält, sobald die Eisen nicht gehörig scharf, oder die Köpfe und dazu gehörige Lampe nicht in Ordnung sind. Solches wird nun der Junge gewohnt, und er bleibt in dem Gange. Sobald er sich aber nur ein wenig fühlt in seiner belobten Wissenschaft, kauft er sich, wenn er ein nur etwas mäßiger Wirth ist, vom Einkommen seiner Pfuschkunden ein Aderlaßzeug; und nun ist er geborgen, sobald er Barbiergeselle ist. — — Er erhält eine neue Condition. — Seine Aderlasse gefallen. — Er kommt wohl gar in einer großen Stadt bey einem ehrwürdigen Herrn, dem die Barbiergerechtigkeit noch theurer ist — wo er so wenig satt zu essen erhält, als eine ruhige Schlafstelle, wie es der Fälle unendlich viele giebt. — Nun soll solcher Mensch seine Dinge thun — soll noch immerzu lernen, und ihm fehlt es an allem, was nur im geringsten zum menschlichen Leben gehört. — Er wird mißmüthig, untreu und liederlich. Er sucht nicht allein im Barbieren, sondern auch in allen möglichen kleinen und unwichtigen chirurgischen Handlungen, die er auch nur in der Ferne erst gesehen, (wenn er sonst Herz dazu hat,) Unterschleif zu machen, um nur subsistiren zu können. Geräth es, so ist er oben darauf; geräth es aber nicht, so verschweigen die Leute es von selbst schon aus Schimpf, daß sie sich an keinen ordentlichen Mann gewandt haben. Der wirthschaftliche Herr Barbier wird auf allen Kanten betrogen, so sehr

er

bringung der jungen Küchlein durch abgemessene Wärme vermögen. Die verschlossene und noch lebende Leibesfrucht ist mit Recht unter die Klasse aller der Erbarmungswürdigen zu setzen, welche sich durch einen Unglücksfall in der äußersten Gefahr befinden. Der Geburtshelfer oder der Arzt ist aber bey allem dem pflichtmäßig verbunden, muß er auch seine Zuflucht zum Schnitte nehmen, das Weib nicht so zu verwunden, daß ihre Erholung unmöglich wäre, als in welchem Falle selbst die gewisse Rettung einer Leibesfrucht, niemand vor den Ahndungen einer scharfsichtigen Polizey schützen sollte, welche zwar die der Menschheit, besonders den Elenden geleisteten Dienste zu erkennen weiß; aber auch für die Sicherheit der Bürger in jeder Lage haften, und nicht zugeben muß, daß auf Kosten des Lebens einer, vielleicht noch immer sonst zu helfenden, Mutter ihr Kind zur Welt gebracht werde.

Ein neues und leichtes Mittel, die Gefahr der Ansteckung, und selbst die Unannehmlichkeiten bey Sectionen auf anatomischen Theatern zu verhindern (*).

Die

er, für sich selbst wohlmeinend, auch alles den Gesellen und Burschen immer mehr abknappt, und diese betrügen während dessen das Publicum; und hernach, wenn sie sich entweder durch Connection, Heirath, oder auf vorher gezeigte Weise angeschafftes Geld durchgeholfen, und an eine eben solche Stelle, als der kurzsichtige Barbier selbst hatte, geholfen haben — werden sie eben so elende Kreaturen, wie man sie zu Hunderten im Staate antrifft, — nähmlich, nicht weiter brauchbar, als, den Bart abzunehmen, die Jungen und Gesellen wieder so zuzurichten — zu schneiden, wo der erfahrne Arzt weiset — und Blut zu lassen — wo nur eine Ader ist — — der Vorfall, die Krankheit, und der Umstand mag seyn, wie er will, und die Leute mögen crepiren, wie sie wollen. — — Sie haben gethan, was sie vermochten, wenn sie nur die zur Noth geschriebene Rechnung bezahlt erhalten.

(*) Medicine eclaire, T. I. N. 2. Verdeutscht in Hufeland und Göttling Aufklärungen der Arzneywissenschaft, Isten Bandes 2tes Stück, S. 176, fgg.

Die unglückichen Beyspiele, die alle Jahre auf den Pariser anatomischen Theatern von neuem vorkommen, beweisen nur zu sehr die Gefahr, welche das Seciren begleiten, besonders, wo man diese Uebungen bis zur wärmern Witterung, bis zum Ende des Aprils oder in die Mitte des Maymonaths fortsetzt, und die dazu eingerichteten Zimmer niedrig und enge sind, und eine große Menge von Cadavern vorräthig liegen. Die Reinlichkeit mag dabey noch so groß seyn, man mag noch so sorgfältig und wiederholt mit Wasser und Essig sprengen, man mag mit Harzen, Hölzern und aromatischen Dingen so viel als möglich räuchern; alle diese Mittel können den schädlichen Wirkungen, die eine beträchtliche Menge faulender Cadaver hervorbringen, nicht Einhalt thun, und die zerstörende Kraft der fauligten Miasmen, die davon aufsteigen, nicht dämpfen. Dieser Feind ist für die Anatomen um so gefährlicher, je unbekannter uns die Natur dieses Giftes ist, und die Vermuthungen darüber alle mehr, oder weniger von der Wahrheit entfernt sind. Diese Meinungen — diese Hypothesen sollen aber jetzt nicht untersucht werden. — Es soll hier nur darauf ankommen, diesem zerstörenden Agens einen unübersteiglichen Damm entgegen zu stellen, den üblen Wirkungen, die es auf junge Leute, die sich mit der Anatomie beschäftigen, haben kann, zuvor zu kommen, und den Keim, der durch diese Miasmen erzeugten fauligten, oft tödlichen Krankheiten, zu ersticken.

Die dephlogistisirte Salzsäure bietet sich uns als ein wirksames Gegengift gegen das Gift der thierischen Fäulniß dar. Man ist darauf durch die Wirkungen geleitet, die sie auf Gerüche aller Art äußert. Die aromatischen, die scharfen antiscorbutischen, die nauseosen, die Schwefelleberartigen, werden alle auf gleiche Weise durch dieses Reagens zerstört. Das Princip, welches plötzlich das riechende Gas entartet, wandelt

innigst diese Materie um, und verändert plötzlich die Regel ihrer Zusammensetzung. Dieser, durch eine Menge von Versuchen erwiesenen Erfahrung zufolge haben wir (die Verfasser) geglaubt, durch die dephlogistisirte Salzsäure den Nachtheilen, die das Miasma der Fäulung verursachen könnte, vorzubeugen, und auch hierin ist unsere Hoffnung nicht getäuscht worden. Nachdem man die Bauchmuskeln durchschnitten, und den Unterleib eines Cadavers, das zur Instruction dienen sollte, geöffnet hatte, so verbreitete diese Höhle, obgleich sie gänzlich ausgeleert war, dennoch einen sehr üblen Geruch; man befeuchtete sie sogleich von allen Seiten mit verdünnter dephlogistisirter Salzsäure, und der Geruch wurde auf der Stelle zerstört. Die jungen Leute, die vorher durch den Geruch verscheucht waren, setzten sich wieder zu ihrer Arbeit, und wurden davon nicht weiter incommodirt, sie arbeiteten an der Bauch- und Brusthöhle — welche letztere auf eben die Weise gereinigt worden war — sehr viel länger, als man sonst nicht wohl kann, und ohne einen Gestank zu verspüren.

Warme und feuchte Witterung, bey der sonst, wie bekannt, die Fäulniß sehr schnelle Fortschritte macht, wirkte innerhalb acht Tagen fast gar nicht auf einen Cadaver, welches man mit dieser Säure befeuchtet hatte, während andere animalische, sich selbst überlassene Substanzen, eine starke Fäulniß erlitten. Die Muskeln, die Nerven, die gefäßreichen Membranen, und die übrigen Theile, erhielten sich fest und unverändert. Es wird daher angerathen, die Körper, welche man zerlegen will, mit verdünnter dephlogistisirter Salzsäure in den bloßgelegten Theilen zu befeuchten, und, je nachdem dies geschehen, und man die Eingeweide heraus genommen, und den Geruch, den die Bauch- und Brusthöhle immer von sich giebt,

zer-

zerstört hat, beyde Höhlen mit dieser Säure zu impregniren. Dieses Mittel, wodurch man ein Cadaver länger als sechs Wochen halten kann, wenn man von Zeit zu Zeit diese Operation wieder aufs neue vornimmt, ist sehr leicht zu handhaben. Man reibe nur die bloß gelegten Theile mit Schwämmen, die in diese Säure getaucht worden. Bey der Operation wende man das Gesicht ab, um nicht vom Dampfe der Säure selbst zu leiden. Ein wenig flüchtiges Laugensalz auf Baumwolle an die Nase gehalten, verhütet auch diesen Nachtheil.

Diese Erfindung scheint äußerst wichtig und schätzbar zu seyn, um so mehr, da das Mittel nicht kostbar ist. Auch können auf diese Weise, nach Hufelands Meinung, die Besorgnisse, die man von den Leichenhäusern in Absicht des üblen Geruches hatte, sogleich gehoben werden, wenn man nur öfters die dephlogistisirte Salzsäure zum Befeuchten und Abwaschen der Leichen anwendet.

Leichenopfer, Todtenopfer. Fast bey allen Nationen sind von je her bey feyerlichen Gelegenheiten entweder wirkliche Opfer, oder doch gewisse Handlungen gebräuchlich gewesen, die die Stelle der Opfer vertraten. Ueberhaupt aber kann man unter Opfern nicht allein die Thiere, oder dasjenige, was man auf den Altären darbrachte, verstehen, sondern es ist im weitläuftigsten Verstande alles dasjenige darunter zu verstehen, was zum Dienste der Götter geschah; wohin auch sogar die ehemahligen öffentlichen Spiele gerechnet werden können. Die Opfer aller Art, welche sowohl dem wahren Gott von den Juden, als auch den eingebildeten Göttern von den Heiden gebracht wurden, hielt man sehr heilig, und man mußte sich mit heiliger Scheu und Entfernung vom vorsetzlich Bösen zum Altare nahen, wenn man nicht Ahndungen und Strafen von den Gottheiten

ten zu befürchten haben wollte (*). Ja, es ging bey einigen alten Völkern sogar so weit, daß sie nicht einmahl auf den Füßen in die heiligen Haine zu den Altären gehen durften, sondern nach vorhergegangener Reinigung sich nur hineinwälzen mußten. Ich werde im Artikel Opfer, und denen die damit verbunden sind, weitläuftiger von den ältern und neuern Opfern handeln, indem ich hier nur besonders mit denen zu thun habe, welche bey Sterbefällen, oder auch nachher überhaupt den Todten gebracht wurden.

Diejenigen Opfer, welche für Verstorbene gebracht wurden, nannte man Leichen- oder Todtenopfer. Diese waren bey einigen Völkern mit der äußersten Grausamkeit verknüpft, wovon ich im Nachfolgenden einige Beyspiele anführen werde; denn es gehören hierher nicht allein die Leichenspiele, sondern auch manche Gewohnheiten, sich selbst zu verbrennen, wovon in den Artikeln, Leichenspiele und Leichenverbrennen ein Mehreres vorkommen wird, wie auch die noch unter manchen wilden Völkern übliche Sitte, beym Absterben großer Familienväter oder Könige eine Menge der besten Sclaven zu ermorden, oder lebendig mit ins Grab zu stürzen. Solches ist noch unter den Negern auf der Goldküste Gebrauch, und wir haben von verschiedenen Reisebeschreibern folgende Nachrichten (**):

„Bey dem Tode eines Königs bezeugen die Ne„gern einen außerordentlichen Schmerz. Was aber „die

(*) *Cic.* de leg. l. 2, 8.

Ad divos adeunto caste,
Pietatem adhibento,
Opes amovento,
Qui secus faxit, deus ipse vindex erit.

(**) Geschichte der merkwürdigsten Reisen seit dem zwölften Jahrhundert, von Th. F. Ehrmann, 10ter Band, S. 219, fgg.

„die eigentlichen Leichen-Ceremonien betrifft, so wei-
„chen die verschiedenen Völker dieser Küste, in den
„dabey zu beobachtenden Gebräuchen, sehr von einan-
„der ab. Menschenopfer sind bey der Beerdigung
„der Könige auch hier gewöhnlich. Man ermordet
„Sclaven und Weiber, damit der hohe Verstorbene
„in jenem Leben auch eine anständige Bedienung ha-
„be (*). Deswegen schenkt jeder von den Vornehmen
„dem Könige einen Sclaven. Manche geben ihm ei-
„ne von ihren Weibern, um Speisen zu kochen, an-
„dere eines ihrer Kinder, so daß allezeit eine große
„Menge, ehe sie sich dessen versehen, geopfert wird.
„Denn, sie halten es vor denen, die zu solchen
„Schlachtopfern bestimmt sind, sehr geheim, und
„schicken sie, wenn der Beerdigungstag kommt, zu
„einer vorgeblichen Verrichtung aus, da ihnen dann
„Leute aufpassen, um sie mit Pfeilen und Wurfspie-
„ßen hinzurichten.

„Die heilige Frau des Verstorbenen, und einer
„seiner vornehmsten Bedienten, sind von je her zu die-
„sem Tode bestimmt. Das Schrecklichste aber ist,
„daß viele alte entkräftete Leute bey solchen Gelegen-
„heiten als Schlachtopfer verkauft werden, die da-
„durch noch aufs grausamste gemartert werden, daß
„sie von ungeschickten, oft schwachen Händen zerhauen
„und durchstochen werden. Ja, man hat Beyspiele,
„daß solche Elende, nachdem man sie, ohne sie tödten
„zu können, zerfleischt hatte, endlich noch einem sechs-
„jährigen Knaben übergeben wurden, um den Kopf
„abzuhauen, womit natürlich ein solches schwaches
„Kind stundenlang zu thun hatte.

(*) Man sehe den Art. Leichenverbrennen, wo eben solches auch von den alten deutschen und nordischen Völkern angezeigt wird.

Wer sollte wohl bey solchen schauderhaften Scenen nicht den ganzen Werth der sanften Christusreligion fühlen?

„Die Leichname der Ermordeten werden im Pal„laste zur Schau ausgestellt, um zu zeigen, wie be„liebt der König bey seinen Unterthanen gewesen, und, „nachdem man sie ganz mit Blute beschmiert hat, wer„den sie mit der königlichen Leiche zu Grabe geführt.

„Außerdem bestreben sich des Königs, und andere „geliebteste Weiber zu sterben, damit sie ins Grab „kommen, und ihren Herrn in die andere Wohnung „begleiten. Die Köpfe der Ermordeten werden nicht „mit begraben, sondern rings um das Grab auf „Stangen gestellt, welches sie für eine Zierde halten, „die den Todten zu großer Ehre gereicht; auch setzen „sie Essen und Trinken zu des Königs Grab, und so „oft andere Gefäße hin, als sie die erstern leer finden. „Imgleichen begraben sie seine Kleider und Waffen „mit, und was der Verstorbene sonst in seinem Leben „besonders schätzte. Die Bildnisse der vornehmsten „Hofleute werden um das königliche Grab herum ge„stellt. Der Nachfolger stellt eine beständige Wache „dazu, um ihn zu benachrichtigen, wenn der Todte „etwas verlangt.

„Ein König, oder ein Vornehmer, wird manches „Mahl ganze Jahre lang über der Erde aufbehalten, „und um die Verwesung zu verhindern, wird der Kör„per auf einem hölzernen Roste über einem gelinden „Feuer nach und nach ausgetrocknet. Andere beerdi„gen ihre Todten für sich in ihren Häusern, und ge„ben vor, sie behielten sie auf beschriebene Art auf, „und man werde das Leichenbegängniß zu seiner Zeit „sehen. Der Beerdigungstag wird nicht nur dem „Volke des Verstorbenen, sondern auch in der Nach„barschaft bekannt gemacht, woraus ein erstaunlicher

„Zu-

„Zusammenfluß von Menschen entsteht, wobey jeder „seinen besten Putz anzieht.

„Wo die Europäer die Obergewalt haben, suchen „sie die Ermordungen bey Begrabung der Könige zu „verhindern.

„Des Marchais giebt von dem Begräbnisse der „Könige von Fetu folgende Nachricht (*): Wenn „der König stirbt, so bezeigt das Volk seinen Schmerz „durch traurigen Gesang und Geschrey. — Sie wa„schen den Leichnam, kleiden ihn prächtig an, setzen „ihn zur öffentlichen Schau aus, und tragen ihm zur „gewöhnlichen Zeit Speisen auf. Fängt der Körper „an zu faulen, so tragen ihn vier Sclaven ohne Um„stände in einen Wald, wo sie ihn verscharren, und „den Ort niemanden entdecken. Folgt eine der Wei„ber dem Verstorbenen nach, so tödten sie solche, und „begraben sie mit ihm. Sie legen auch seine Fetische, „seine Kleider und Waffen, kurz, was er am liebsten „hatte, zu ihm, nebst Essen und Trinken.

„Wenn das Grab bedeckt ist, so kehren die Scla„ven wieder nach dem Pallast zurück, knieen, ohne ein „Wort zu sprechen, an das Thor, und strecken den „Nacken dem Nachrichter hin, in der festen Ueber„zeugung, ihr Herr werde in der andern Welt ihre „Treue vergelten, und ihnen in seinem neuen König„reiche die ersten Stellen geben. Unterdessen die Scla„ven mit der Beerdigung beschäftigt sind, richtet das „Volk viele, die es dem Könige in jener Welt für nütz„lich hält, mit der fühllosesten Grausamkeit hin. Kö„nigen, die sehr beliebt gewesen sind, werden auf diese „Art wohl vier oder fünfhundert Personen beyderley „Geschlechts aufgeopfert.

„Die Reichen und Vornehmen müssen mit der „Hinrichtung einiger Sclaven zufrieden seyn. In der

(*) Voyage en Guinée, T. I. p. 315.

„Stadt Aquaffour in Fetu, soll ein besonderer Markt „für dergleichen zu opfernde Sclaven gehalten „werden.

„Dies ist auch bey den einländischen Negern „Sitte. Römer erzählt (*): Stirbt oben im Lande „ein großer König, so wird ein großes und tiefes Loch „gemacht, und die Leiche darein gelegt. Nachdem „werden erstlich die liebsten Weiber des Verstorbenen „ergriffen, ihre Glieder zerbrochen, und in das Grab „geworfen. Bey der Beerdigung des akinischen Kö„niges Frempung, mußten 336 seiner Weiber dies „Schicksal erfahren. Alsdann kamen seine Leibscla„ven, Okraer, an die Reihe, deren Frempung „über 3000 zu seinen Diensten hatte, und ihre Glie„der wurden auf gleiche Art zerbrochen. Diese Elen„den können in der Gruft bisweilen acht Tage leben; „und die Unterthanen, eine Familie nach der andern, „versammeln sich, und schreyen, tanzen, schießen, „und trinken bey der Gruft. Die Negern selbst ver„sichern, daß man das Geschrey und den Lärm in dem „Umkreise einer ganzen Meile hören kann. Die „Okraer der vornehmsten Könige bestehen eigentlich „aus Schwarzen, welche ihrem Könige ausdrücklich „versprochen haben, bey seinem Tode gleichfalls zu „sterben. Aus dieser Ursache müssen alle Unterthanen „sie ehren, und ihnen alles, was sie verlangen, geben. „Der König selbst läßt sich von niemand anders als „diesen Leibsclaven aufwarten, sie kochen seine Spei„sen, und verrichten allerhand andere Dienste."

Vorstehende Proceduren könnte man füglicher Aufopferungen — als Opfer, nennen; allein, da sie bey Gelegenheit der Beerdigungen geschehen, so würden sie dennoch mit unter den Todtenopfern gerechnet werden müssen. Bey andern, und zwar ältern Völkern,

(*) Dessen Nachrichten, S. 210.

kern, oder solchen, die uns aus alten Schriftstellern schon unter einer bessern Cultur bekannt sind, gab es verschiedentlich auch Leichenopfer, die aber ein anderes Ansehen hatten. Man opferte theils auf Altären, theils um, bey, und auf den Gräbern selbst, und die Opfer waren seltener blutig, oder wenigstens doch nicht häufig bestanden sie aus ermordeten Menschen. Die Gewohnheit aber, bey den Gräbern zu opfern, ist ursprünglich heidnisch, denn die ersten Menschen Gottes opferten nicht den Todten, sondern dem lebendigen Gott. Es war die Lehre und Tradition von dem wahren Gott unter den nachmahligen Geschlechtern verstümmelt worden; sie wußten und glaubten zwar höhere Wesen, aber kannten sie nicht — verfielen deswegen auf die Gedanken, daß die Seelen der Verstorbenen, je nachdem sie groß im Leben gewesen waren, auch im Tode wichtigere oder minder wichtige Wesen oder Götter seyn würden, baueten daher über deren Gräber Altäre, und opferten diesen vermeinten Göttern zu Ehren darauf (*).

Andere heidnische Völker glaubten wieder den Seelen mehr Ruhe nach dem Abscheiden vermittelst der Opfer verschaffen zu können, und daher brachten sie um der Ruhe der Seelen willen ihre Todtenopfer. Solche wurden bey den Römern Inferiae, und bey den Griechen Καταχθονια, genannt. Oefters waren solche im Testamente der Verstorbenen sammt der Zeit bestimmt, wenn sie von den Hinterbliebenen jährlich gebracht werden sollten (**). In dieser Hinsicht wurden Altäre über den Gräbern errichtet, wovon uns das Grab des Scipio Africanus, dessen Seneca (***) ge-

(*) Man sehe die Artikel Kirche, Kirchhof, Leichenbegängniß und Leichenverbrennen.

(**) *Jac. Gutherius*, de jure manium, lib. II. c. XI.

(***) Epist. 86. T. II. (Ed. Amst. 1672.) p. 362.

gedenkt, ein Beyspiel ist. Auf ähnliche Gedanken bey den Gräbern zu beten, verfielen auch die Juden, weil sie glaubten, daß sich die Seelen der Verstorbenen noch immer bey den Gräbern ihrer Leichen aufhielten, wie ich in den vorigen Artikeln schon angeführt habe, und besuchten daher die Gräber auf eine religiöse Art. Sie hatten also dieses mit den Heiden gemein, daß sie die Gräber unter gottesdienstlichen Handlungen besuchten, woraus denn zuletzt auch die Gewohnheit, bey dem Grabe eines Verstorbenen verschiedene Eßwaare hinzubringen, wovon ich im Artikel Leichenmahl gehandelt, entstanden seyn mag, welches auch als eine Art von Opfer angesehen werden kann.

Die Christen folgten hierin gewissermaßen den Juden und Heiden, je nachdem sie aus dieser oder jener Religion zum Christenthume übergegangen waren, und besuchten die Gräber der verstorbenen Mitglieder ihres Glaubens, oder aus ihrer Familie, oder derer, die um des Glaubens willen den Märtyrertod starben, hielten über dem Grabe das heilige Abendmahl, und verknüpften solches mit Austheilung milder Gaben an Arme und Dürftige aus der Gemeine, und nannten diese ihre, bey solchen Gelegenheiten zusammen gebrachten Gaben, Opfer (*), aber baueten dennoch in den drey ersten Jahrhunderten so wenig Altäre als Tempel auf den christlichen Begräbnißplätzen, indem sie sogar diese Nahmen verabscheueten, weßhalb ihnen die Heiden nicht allein eine Gottesverläugnung, sondern auch den Mangel aller Religion vorwarfen. Hierüber kann man ein Weiteres im Artikel Kirche und Kirchhof, Th. XXXVIII der Encyklopädie nachlesen. In den folgenden Jahrhunderten aber sah man allmählig schon Altäre und Tempel, (s. den Art. Leichenbegängniß,)

(*) *Hildebrand* primitivae ecclesiae offertorium pro defunctis, c. VII, §. 6.

niß,) und es wurden nun dorthin die Gaben, oder Opfer gebracht, die aber aus nichts als aus Geld, Brod, Wein und sonstigen Victualien bestanden.

Nothwendig mußte man eine bequeme Gelegenheit haben, dahin man die Gaben und Opfer — zu allererst dem wahren Gott, hernach den Göttern, und zuletzt den vergötterten Seelen der Menschen, brachte, welche nach Beschaffenheit der Umstände verzehrt oder oder auch verbrannt wurden. In dieser Hinsicht war der Bau der Altäre das bequemste Mittel, mit den Opfern nach ihrer Bestimmung zu verfahren. Daß sie anfangs wohl nur aus bloßer Erde, Rasen, oder nur unordentlich auf einander gehäuften Steinen bestanden, kann immer wahrscheinlich seyn, und nur mit der Zeit ist die mehrere Pracht derselben in Gang gekommen. Von dem vornehmsten Gebrauche des Altares, nähmlich vom Verbrennen der Opfer, scheinen die mehresten auch den lateinischen Nahmen *ara* herleiten zu wollen, nähmlich von *ardere*, — andere hingegen mögen auch wohl richtiger urtheilen, da bey dem Altare auch stets Gebethe verrichtet wurden, wenn sie dieses Wort aus dem Griechischen, von αραϛ, ein Gebeth, herleiten (*) weil die römischen Einrichtungen auch selbst größtentheils ihre Entstehung aus denen der Griechen hatten. Indessen, es sey wie es wolle, so ist doch so viel gewiß, daß an verschiedenen Orten geopfert wurde, und also auch eben so viele verschiedene Stellen zum Opfern vorhanden seyn mußten. Von den Römern wissen wir, daß sie den obern Göttern, (diis superis,) gemeiniglich drey Altäre errichteten, weil sie glaubten, dieselben fänden ein besonderes Wohlgefallen an einer ungeraden Zahl. Den geringern Göttern, (diis inferis,) wurden aber nur

(*) *Isidor. Hispal. Orig.* lib. 15, 4. *Varro* de ling. latin. lib. 4. *Jul. Pollux*, lib. 1, p. 7, N. 4.

nur zwey Altäre — oder mehrere, allein in einer geraden Zahl errichtet. Um aber den Unterschied in den Ehrenbezeugungen gegen die obern und untern Götter noch deutlicher wahrzunehmen; so kann man noch hinzufügen, daß man den obern Göttern erhabene Altäre, *Altaria*, den untern aber nur solche erbauete, welche fast mit der Erde gleich waren, und *aræ* genannt wurden. Den unterirdischen Göttern hingegen grub man Plätze in der Erde aus, die man *focos* nannte, darauf man denen die Opfer brachte. *Festus*, p. 20. giebt hierüber folgende Erklärung: Altaria sunt, in quibus ignis adoletur. Altaria ab altitudine dicta sunt. quod antiqui diis superis in aedificiis a terra exaltatis sacra faciebant: Diis terrestribus *in terra*, diis infernalibus in *effossa terra*. — Wir Deutsche aber haben für die Opferstätte nur den einen Nahmen Altar, und wenn man die Monumente und Ruinen von Altären und Gräbern unserer alten Vorfahren betrachtet, so scheint es wahrscheinlich zu seyn, daß diese in Hinsicht der Höhe ihrer Altäre auch wohl keinen andern Unterschied gemacht haben, als solchen, der nur vom größern oder wenigern Vermögen dazu entstand, oder den selbst die Gegend und Lage des Ortes ihnen darbot; denn deutsche Schriften haben wir darüber nicht, wie ich weiter unten zeigen werde. Indessen kann doch auch nicht geläugnet werden, daß man hin und wieder Spuren von in die Erde gegrabenen Altären bey ihnen antrifft, wovon im Artikel Leichenverbrennen gehandelt ist.

Es möchte hierbey auch manchem einfallen, woher denn der deutsche Nahme: Altar, käme? Festus sagt zwar, wie ich eben angeführt: „Altaria ab altitu„dine sunt dicta," — und es würde demnach das Wort mit gewöhnlich deutscher Abänderung und Verkürzung von altitudo und ara: *alt - ar*, heißen, so wie wir davon in unserer deutschen Sprache ähnliche Beyspiele

spiele haben, und auch Voigtel in seinem Versuche eines hochdeutschen Handwörterbuchs, dieses Wort von altare ableitet; allein es scheint mir solches nicht ganz wahrscheinlich; doch will ich mich gern eines andern belehren lassen, sollte ich unrecht haben. Zwar haben wir viele Wörter die den arabischen Artikel: Al, in ihrer ersten Sylbe zu führen scheinen, wie: Altan, Alkowen, Almosen, Almanach, u. s. w. allein, der Klang dieser Sylben ist noch kein Beweis, daß sie nicht ursprünglich deutsch seyn sollten, wenn er auch gleich Aehnlichkeit mit einem fremden Worte hat. — Die Aehnlichkeit des Klanges macht überhaupt nichts, sondern der Sinn der Sache selbst; und da die Sylbe und das Wort All eben so wohl arabisch und lateinisch, als deutsch seyn kann, unser altes, ursprünglich obotritisches, wendisches oder deutsches Wort: All, aber immerher in dem Sinne sich erhalten hat, wie es im Anfange seiner Entstehung, vielleicht von den ersten Nationen, die solches gebrauchten, genommen wurde, worüber es nicht schwer ist, Beweise zu führen; so bin ich auch der Meinung, daß es hier in dem Worte Altar nach deutschem Sinne erklärt, und also für das bekannte Beywort all, alle, alles genommen werden muß.

In alten deutschen Schriften findet man das Wort Altar, in der letzten Sylbe mit einem doppelten a geschrieben; dieses zeugt ebenfalls von seiner Entstehung, und scheint mir genugsam zu beweisen, daß es so wenig von: ara, als von αρας herkomme. Man theile nur das Wort nach der alten Schreibart, so wird es sich: Alt-Aar, zeigen. Das t hinter der ersten Sylbe: Alt, kann auch eben so gut ein d gewesen seyn. Wollen wir demselben einen Apostroph geben, so würde es so viel, als: de (im Obersächischen, die,) heißen. Wir brauchen aber nicht einmahl das d in t zu verwandeln, sondern können es auch so lassen, da unsere alten Deutschen darin so ge-

wissen-

wissenhaft bey ihrer Schreibart nicht waren, und sich doch verstanden; und so würde die erste Sylbe auch noch eine zusammengesetzte seyn, — oder aus zweyen Wörtern bestehen können, die z. B. alle die, alles das u. s. w. bedeuteten. Doch, wir haben genug, wenn wir nur überzeugt sind, daß die Sylbe: All, deutsch nach Ursprung und Sinn ist, um weiter zu gehen.

Die Wörter Aar und Ur sind ebenfalls wendischen, oder altdeutschen, oder nordischen Ursprungs, und haben aller Wahrscheinlichkeit nach in der ersten Zeit einerley Bedeutung gehabt; nähmlich man hat damit eine gewisse, sich vorzüglich auszeichnende Größe ausgedrückt, deren Anfang früher, als der anderer Größen, war. Solches zeigt uns noch der wahre Sinn dieser Wörter, und nimmt man an, daß die Bauern an der Ostsee in Pommern, Meklenburg und Holstein, wendischer oder sonstiger altdeutscher Abstammung sind, so muß man auch zugeben, daß ihre manches Mahl ganz besondern Ausdrücke auch daher rühren, und sich noch nicht verloren haben. Wovon man im Artikel Leichenverbrennen ein Mehreres finden wird. Diese verstehen unter dem Worte Aar, einen jeden sich auszeichnenden großen wilden Vogel. Z. B. der größeste dortiger Habichte wird Goose-Aar, genannt, welches man in der obersächsischen Sprache mit Gänsehabicht, der Gänseadler, geben würde. Ein kleinerer Hühnergeyer heißt: Hähner-Aar; ein Reiher, Fisk-Aar, u. s. w. wobey ich noch bemerke, daß wahrscheinlich das Wort: Adler, auch von Adel-Aar, (ein edler großer Vogel,) herstamme. Eben eine solche Bewandtniß hat es auch mit dem Worte Ur, und es scheint solches mit dem vorigen gänzlich von einerley Bedeutung zu seyn; woher Urhahn, (Auerhahn,) der größeste Hahn, Urochse, (Auerochse,) der größeste Ochse, herkommen. Ferner verstand man auch unter Ur, das Erste, den Anfang

einer

einer Sache — folglich die erste Entstehung, woher die Wörter: Ursache, Ursprung, Urvater, u. d. gl. kommen.

Bey den Hetruriern war *Aesar*, bey den Celten *Hesus*, und bey den Isländern *As*, so viel als Gott. Daß aber die Buchstaben *s* und *r* sehr häufig verwechselt, daß Buchstaben versetzet, und daher unter den verschiedenen Mundarten der Völker ein zwar noch ähnlicher Klang, aber dennoch verschiedene Wörter, die ein gleiches bedeuten, entstanden sind, ist bekannt genug; auch kann man in dieser Hinsicht: Ex Occasione Nummi Cufici de nominis Dei *Gud* (Gott) in Sueogothica cognatisque linguis origine disquisitio historica & philologica, *J. Hallenberg*. Stockholm. 1796. gr. 8. nachsehen, wie auch im Artikel Leichenverbrennen, woselbst von den verschiedenen Vorstellungen und Nahmen einer und eben derselben Gottheit gehandelt wird.

Nimmt man nun alles dieses zusammen, und beherziget man den Satz: daß die Wörter All und Aar, ursprünglich deutsch, so wie auch, daß Aar und Ur einerley bedeuteten — daß man darunter eine jede erste Größe, ja sogar auch die Größe der Gottheit verstand, (denn man mochte sich auch unter dem höchsten Wesen eine noch so wunderliche Vorstellung machen, so wurde doch ein solches geglaubt,) so läßt sich füglich schließen: Man habe unter All-Ur oder All-Aar, (wenn wir nur des in der Mitte sich jetzt befindenden t, auch nicht gedenken wollen,) nicht eigentlich die Stelle oder der Ort wo geopfert wurde — oder gar, die dazu bereitete Erhöhung von der Erde — sondern das große im Bilde vorgestellte Wesen selbst verstanden, dem man Gebethe und Opfer darbrachte. Aus dieser Ursache, und weil die Heiden überhaupt an Altären und Bildnissen gewöhnt waren, wurde nach dem dritten Jahrhunderte, da man den Heiden die

christliche Religion annehmlicher zu machen suchte, auch nachgegeben, daß man über den Gräbern der Märtyrer, deren heilige, oder nach heidnischem Sinne und Ausdruck, vergötterte Seelen noch immer bey ihren Gräbern herumwandern sollten, Tempel und Altäre erbauete, wovon im Artikel Leichenbegängniß schon gehandelt worden ist, man aber auch im XXXVIII Th. der Encyklopädie die Artikel Kirche und Kirchhof, nachsehen kann.

Wenn nun gleich nach Einführung der christlichen Religion, die heidnischen Götzenbilder wegfielen, so blieben dennoch die Plätze zum Gebethe und Opfer für den unsichtbaren Gott, der in die Stelle des vorigen sichtbaren trat. — Altäre waren nun vorhanden zur Ausübung solcher Religionshandlungen, allein die Sprache war vielleicht noch zu arm, um diese Veränderung der Sache mit einem eigenen Worte bezeichnen zu können; der große Urheber aller Dinge wurde nun auch hier angebetet, und so blieb endlich das allein sichtbare, nähmlich der Altar, noch übrig, und trug den Nahmen der eigentlich, sonst sichtbar vorhanden gewesenen Sache, davon. Siehe auch den Artikel Leichenstein (*).

Wir

(*) Bey den alten nordischen Völkern waren Skurdgudar ausgeschnitzelte, oder geschnittene Götzen. — Wollen wir aber noch weiter gehen, so finden wir mehrere ähnliche Wörter, die gewissermaßen hier zum Beweise dienen könnten. Z. B. Mor, Mar oder Maar, hieß ein großes Gewässer, und das Wort ist wendisch oder noch älter. Ob nun Wismar, welches sonst nach der gewöhnlichen Meinung von *Visimaro* erbauet seyn, und seinen Nahmen haben soll — doch auch nicht eigentlich von witz — Mar, ein tiefes Gewässer, herkomme, da es in den ältesten Urkunden und Geschichtschreibern auch häufig Witzmar geschrieben seyn soll, lasse ich dahin gestellt seyn. Indessen, die Sylbe itz bedeutete bey den Wenden tief, wenn sie an Wörter gehängt wurde, die eine solche Sache ausdrückten, mit welcher auch eben diese Eigenschaft verbunden werden konnte. So gern ich mich auch über diese Materie weiter einließe,

so

Wir haben keine deutschen Schriften, welche vor Einführung des Christenthumes geschrieben worden. Sogar die Lieder der Barden, wovon der Kaiser Ma-

 rimi-

so erlaubt es doch hier der Ort nicht, und ich will nur kürzlich noch die Muthmaßung anführen, daß vielleicht der Nahme Marwitz, und mehrere ähnliche, hiervon abstammen. Dieses zu glauben bin ich um so geneigter, als eben die Familie von der Marwitz, die beyden Prädicate, von der, führet, und wahrscheinlich vom allerersten Ursprunge her so viel heißen soll, als: von dem tiefen See; indem die alten Helden und Ritter in den ersten Zeiten noch keine besondere Familiennahmen führten, sondern sich häufig nur nach dem Orte und der Gegend ihrer Abstammung nannten.

Wildamar, oder Wildamor, in den alten Urkunden: dar wilde Meer; die große, mächtige, fürchterliche See. Hierunter wird vorzüglich von den alten deutschen und nordischen Völkern die Ostsee verstanden; und da man die alten nordischen Königsnahmen Woldemar, oder Waldemar, auch eben so geschrieben findet, so läßt es sich auch leicht erklären, daß nicht die Ostsee von den alten nordischen Königen, sondern diese vielmehr von der Ostsee ihren Nahmen hergenommen haben. Wil, Veel und All, sind Wörter, die ursprünglich einerley bedeuten, und auch eine Größe in allem Betracht anzeigen. Der eigentlich wendische Ausdruck aber, so wie er uns von den letzten Stämmen dieser Nation bekannt ist, heißt Wilda, oder Wilka, und bedeutet groß, mächtig, muthig. (Es sind unter den Wenden aber auch verschiedene Mundarten gewesen, wie solches nie geläugnet werden kann) Eben deshalb hatte ein Theil dieser Völker auch den Nahmen Wilzen. (So sprechen wir jetzt ihren Nahmen in deutscher Mundart aus; die lateinischen Schriftsteller, welche von ihnen Nachricht geben, und gewiß oft noch weniger von der eigentlichen Beschaffenheit der Sache unterrichtet waren, oder sich nach dieser oder jener Mundart richteten, nannten sie Wilzi, Vulzi, Wilci, Wilki, Willi, und machten wohl gar aus allen verschiedenen Nahmen auch verschiedene Völker. — Helmold aber, dem immer noch als einem Manne zu trauen ist, welcher Wahrheit suchte, und sie auch, wenn er sie gefunden hatte, vortrug, (lib. 1 cap. 2.) sagt: Hi quatuor populi, (nähmlich die Rissiner, Circipaner, Tollenzer und Rhedarier,) a fortitudine *Wilci* sive *Lutitii* appellantur. Eben diese Bedeutung hat sich noch im Polnischen, Böhmischen, und auch in dem Mecklenburgischen erhalten. Die Wörter Weliky, Wielki, und Wehliy, oder Weelig, sind unläugbar einerley.

Mar-

ximilian noch eine kleine Sammlung gemacht hatte, sind verloren gegangen, und die Geistlichen, oder Mönche, welche die ältesten Schriftsteller sind, suchten häufig lateinische oder griechische Wörter, weil sie auch grösstentheils Ausländer waren, einzuflicken, um ihrer Sprache oder Schreibart ein gelehrtes Ansehen zu geben. Ehe den Deutschen die römischen Buchstaben bekannt wurden, hatten sie schon längst ihre Runen; und obgleich Tacitus sagt: Litterarum secreta, viri pariter ac foeminae ignorant, so haben doch die Gelehrten schon längst bewiesen, daß solches entweder nur von dem Mißbrauche der Schreibekunst durch geheime Charactere in Liebesbriefen zu verstehen sey, oder so viel sagen wolle: es wären ihre Buchstaben nicht jedermann bekannt, sondern würden vor dem Volke geheim gehalten (*). Was aber nun noch von der Runenschrift hin und wieder aufbehalten worden ist,

Marratz, auch Morratz, heißt ein Hauptsee. Ratz, Raz oder Daz, heißt das Haupt, woher das platte Wort Dätz, der Kopf, noch stammet. Hievon kommt Müritz, eine große in Mecklenburg belegene See, und die Benennung des Marazianer Gaues, ein ehemahliger District, welcher an der Spree und Havel belegen, und ohngefähr in der Gegend der nunmehrigen Festung Spandau sich befand. Auch das, was wir Moor nennen, welches auch von Maar, (See,) kommt, wird häufig noch im Plattdeutschen Maratz genannt; worunter die heutigen Einwohner der Nordländer von Deutschland aber auch häufig schon bloß eine sumpfige Gegend, einen Ort, wo viel Koth ist, verstehen.

Gegenwärtige Meinungen will ich keinesweges irgend jemand aufdringen; indessen, aus Betrachtungen der Sachen selbst, und aus verschiedenen Schriftstellern, habe ich die Gründe dazu gesammlet, wovon ich nur einen anführen will, nähmlich: Beyträge zu den obotritischen Alterthümern, von A. G. Masch, Schwerin und Güstrow, 1774, woselbst man noch mehrere, und nicht allein wahrscheinliche, sondern sehr gründliche Erklärungen, mancher sonst nicht allgemein bekannter Sachen, findet.

F.

(*) Dithmar. Tacit. c. 19, not. 2. Imgl. Allgem. Welthistorie, 17 Th. 47 S. In Baumgartens Note. (27.)

ist, findet man theils verstümmelt, theils aber ist man auch dennoch nicht im Stande sie gänzlich zu erklären, eben so wenig als es von den ägyptischen Hieroglyphen geschehen kann, weil wir überhaupt von den Zeiten her zu wenige Nachricht haben; weßhalb wir auch in Hinsicht der etymologischen Erklärung mancher Wörter, die aus jenem Alterthume herstammen, keine Schriftsteller, sondern oft lediglich nur die Ueberbleibsel aus jener Sprache zu Rathe ziehen müssen. Dieserhalb aber brauchen wir auch nicht sogleich unsere Zuflucht immer zu weit entfernten Sprachen zu nehmen, noch viel weniger die deutschen Wörter, welche sich mit der Sylbe: All, anfangen, dafür halten, als ob sie den arabischen Artikel: Al, führten, wenn auch selbst das Wort al Coran davon eine Ausnahme ist, sondern wir sind vielmehr aus noch vielen andern Beyspielen genöthigt, dergleichen Wörter für wirklich ursprünglich deutsch zu halten. Hierzu bewegt mich besonders die von einem gewissen Verstegan gemachte etymologische Erklärung des Wortes, Almanach, worüber ältere und neuere Schriftsteller sich die Köpfe zerbrochen. Seine Meinung ist folgende (*): Nos ancètres, dit le Saxon *Verstegan*, traçoient le cours des lunes, les conjonctions des planètes, et marquoient leurs influence pour toute l'année, sur un baton, ou morceau de bois quarré, q'uils appelloient, *All-moonaght*, pour all-moon-held, c'est à dire en vieux anglois; table de toutes les lunes. Hierüber sagt Stosch (**):

Es ist gar nicht unglaublich, daß sie (die alten Runen), wie Verstegan sagt, die Mondsveränderungen,

(*) Journal Encyclopédique, Janv. 1764, part. 2, tom. 1, p. 100.

(**) Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache, Th. 3, S. 145.

die Zusammenkünfte der Planeten, und dergleichen, mit runischen Buchstaben auf Stäben gezeichnet und eingeschnitten haben. Und wie konnten sie diese Stäbe besser nennen, als All-Moon-Acht? dasjenige, worauf alle Monathe zu achten, oder, was in jedem Monathe zu bemerken ist. Daraus aber konnte sehr leicht Almanach entstehen, zumahl, da in einigen niederdeutschen Mundarten, die Wörter Mond und Monath, wie Mahn und Mahnt, ausgesprochen werden.

Vielleicht könnte manchem diese Anmerkung von dem Worte Altar überflüssig scheinen — manchem aber auch wieder, und mir, nicht; da im ersten Theile der Encyklopädie über die Altäre noch nichts vorhanden ist, und in diesem Artikel sich zuerst eine schickliche Gelegenheit, davon zu reden vorfindet, indem im Artikel Kirche auch nicht in dieser Hinsicht davon gehandelt werden konnte. Weiter hin aber, unter **Opfer**, soll noch ein Mehreres hierüber gesagt werden. Ich will daher von den Todtenopfern selbst noch etwas anführen.

Die Römer brachten ihre Opfer für die Verstorbenen am neunten Tage nach dem Tode (*), und wie schon oben angeführt worden, so hießen sie: inferiae. Es gab aber auch bey ihnen Opfer, die feralia genannt wurden, welche man von ersteren unterscheiden muß. Diese, nähmlich Feralia, waren Feste, welche den Göttern der Verstorbenen (diis manibus,) gefeyert wurden, welchen zu Ehren man opferte, und Mahlzeiten anrichtete. Die Benennung dieser Opfer entstand entweder vom Darbringen der Speisen, (a ferendis epulis) oder von dem Schlachten der Opferthiere (a feriendis hostiis,) und es wurden solche alle Jahre öffentlich im Monathe Februar gefeyert. Die wahren Todten- oder **Leichenopfer**, hießen hingegen *Infe-*

(*) Virgil. Georg. lib. 4, v. 552. Diese Opfer wurden: ab inferendo, inferiae, genannt.

Inferiae, geschahen am neunten Tage nach dem Tode, und wurden von Privatpersonen vollbracht; man parentirte auch oft dabey, und es wurde überhaupt jetzt der Leiche der letzte Ehrendienst erwiesen. Es erschollen dabey öffentliche Lobreden, Trauerspiele (ludi funebres) wurden gehalten, dem Volke Fleisch ausgetheilt, und überhaupt Trauermahlzeiten gehalten. Geringe Römer aber ließen es bey den bloßen Opfern bewenden.

Man mußte bey den Römern die Todten gesetzlich sieben Tage lang stehen lassen, ehe sie begraben wurden, wie ich im Artikel Leichenbegängniß schon angeführt habe. Am achten Tage begrub oder verbrannte man sie, und am neunten Tage, als an welchem man die Asche in der Urne beysetzte, geschahen auch die Opfer, welche Aeneas bey den Lateinern zuerst eingeführt, und aus Griechenland mit dahin gebracht haben soll. Alles was nun unter dieser Zeit zur Ehre des Verstorbenen geschah, begriff man unter dem Nahmen Inferiae, wenn das Wort im weitläuftigsten Verstande genommen wird, wie es gemeiniglich geschieht; und in dieser Hinsicht gehören auch die Klopffechterspiele, welche einige bey dem Tode ihrer Freunde an der Grabstätte, oder auf öffentlichen Plätzen anstellen ließen, mit dahin. Man nannte sie ludi novemdiales, nicht, als ob sie neun Tage nach einander dauerten, sondern, weil sie nicht vor dem neunten Tage angestellt werden durften. Gemeiniglich wurden sie drey Tage hinter einander, und länger nicht, fortgesetzt (*).

Anfangs glaubte man, daß die untern Götter mit sehr wenigem zufrieden wären, und daher waren die ersten alten Opfer nicht eben kostbar. Mit der Zeit aber wurden die Hinterbliebenen, welche die Opfer anstellten, freygebiger und verschwenderischer, und man opferte allerley Thiere, als Ochsen, Schafe,

(*) *Livius*, lib. 33, 30. lib. 39, 46. lib. 41, 28.

Ziegen und Schweine, welche aber durchaus allesammt schwarz seyn mußten. Diejenigen Sachen, welche man in den ersten Zeiten nur allein als Opfer darbrachte, vereinigte man auch jetzt mit den Opferthieren, und sie bestanden aus Mohn, Blumen, Wasser, Milch, Wein, Blut, Oehl, allerley Salben, Mede, Salz und Mehl (*).

Dieses alles wird auch durch einen zu Pisa gefundenen Grabstein bestätigt, dessen Aufschrift folgendermaßen lautet:

INFERIAE.
MITTANTUR.
BOSQUE. ET. OVIS. ATRI. INFULIS.
CERULEIS. DIIS. MANIBUS.
MACTENTUR.
SUPERQUE. EOS. SINGULAE. VRNAE.
LACTIS. MELLIS. OLEI.
FUNDANTUR.

Schon in den urältesten Zeiten scheint man bey solchen Gelegenheiten auch gern Menschen geopfert zu haben, wozu man auch häufig Gefangene nahm, die dem Tode entrissen waren, oder solche, die den Tod verschuldet hatten, wie wir solches z. B. an den vier Sulmonensern, oder, den vier Ufentinern wissen (**). Auch alles was dem Verstorbenen angehört hatte, als Waffen, Kleider, Pferde u. dgl. wurde dem Feuer mit übergeben, woher Virgil (Aen. lib. 11. v. 80. seq.) Gelegenheit nimmt zu erzählen, daß das Pferd des alten Acetes, welches Aethon geheißen, geweint haben

(*) *Virgil.* Georg. lib. 4. v. 537. seq.
(**) *Virgil.* Aen. lib. 10. v. 517.

ben solle, als man es zum Scheiterhaufen seines Herrn geführt, um es zu verbrennen. Mit der Zeit stellete man aber doch in der Art die grausamen Menschenopfer ein, so daß nur noch die fürchterlichen Spiele blieben, und die Weiber der Verstorbenen sich zum öftern das Gesicht blutrünstig zu ritzen pflegten. Indessen blieb doch die Meinung stets, daß zu den Todtenopfern Blut der Menschen oder Thiere, nicht weniger aber auch Milch nothwendig sey, weßhalb man diese auch allemahl dabey gebrauchte, ja, so sehr darauf hielt, wenn Frauenzimmer der Leiche folgten, daß solche ihre Brüste so lange stießen oder rieben, bis sie etwas Milch hervorbrachten. Die Kriegshelden konnten sichere Rechnung darauf machen, daß bey ihren Todtenopfern ihnen von ihren Freunden oder Kriegskameraden Lieder zur Erhebung ihres Ruhmes, und ihrer Thaten angestimmt wurden. Auch begoß man, wenn man vorher den Wein gekostet, und wenn aus dem herumgegebenen Becher alle ein wenig getrunken hatten, die Grabstätte der Helden mit Wein. Man verwendete viele kostbare und wohlriechende Salben, besonders von Rosen gemacht, womit nicht nur der Körper bestrichen, und einbalsamiret, sondern welche auch auf den Scheiterhaufen und das Grab geschüttet wurden, wobey man zugleich auch alle Gefäße und Geräthschaften, welche man bey dem Opfer gebraucht hatte, mit verbrannte (*).

Auch wir Lutheraner haben in manchen Gegenden die Gewohnheit, bey Leichenbegängnissen zu opfern. Dort, wo solches Sitte ist, geschieht es gewöhnlich bey den Leichen, welche ein Sermon, Parentation oder Leichenpredigt von dem Prediger, in der Kirche, erhalten. Häufig wird dieses Leichenopfer, welches man-

(*) *Propert.* lib. 3, El. 16, v. 23. *Anacreon.* Od. 4, v. 9. *Homer.* Iliad. 23, v. 186.

manches Mahl zu den Einkünften des Predigers gehört, manches Mahl wieder für die Armen der Gemeine, oder auch für die Kirche zu ihrer Unterhaltung bestimmt ist, nicht auf dem Altare gegeben, wie es bey sonstigen Opfern in unsern Gotteshäusern geschieht, sondern, es werden an den Kirchthüren die Becken ausgestellt, und jeder der Leichenfolger giebt bey dem Ein- oder Ausgehen sein beliebiges Theil darein. Im Art. Kirchenpolizey (Encyklopädie, Th. XXXVIII, S. 671,) ist auch der Leichenopfer von solchen Leichen gedacht worden, die Abends begraben werden, so wie auch S. 710, der Art und Weise, wie sie von den Rechnungsführern eingetragen und berechnet werden müssen, wenn sie zum Einkommen der Kirche gehören. Man könnte hierüber noch mancherley anführen, was hier oder in verschiedenen Kirchspielen in Hinsicht der christlichen Opfer Gebrauch seyn möchte, welches aber weiter hin im Artikel Opfer erfolgen soll. Man sehe auch die Artikel: Leichenmahl, Leichenspiele, Leichenstein, und Leichenverbrennen.

1. Leichenparade, eine Leiche auf dem Paradebette, eine Paradeleiche, und in der ersten Bedeutung, gewöhnliche Ausdrücke für solche Leichen, die in feyerlicher Bekleidung zur Schau ausgestellt werden. Was von dem feyerlichen Anzuge der Leichen gesagt werden möchte, ist schon im Artikel Leichenbekleidung, angeführt worden, und ich habe gezeigt, daß überhaupt das Aussetzen der Todten, zur Schau des Publicums, abgestellt zu werden verdiene, weil es nicht allein eine kostspielige, unnöthige, und widersinnige, sondern auch noch dazu öfters eine Gefahr bringende Formalität ist. Bey königlichen und gefürsteten Personen ist es häufig der Gebrauch, daß dieselben bald nach dem Absterben von den Aerzten geöffnet und balsamirt werden, um ohne Zeitverlust auf das Paradebette gebracht wer-

werden zu können, worüber ich mich in den vorigen Artikeln auch schon erklärt habe.

Es ist aber unter den Paradeleichen ein gewisser Unterschied zu bemerken; denn theils liegen die Erblichenen auf einem besonders dazu eingerichteten Gerüste von einigen Stufen, welches mit schwarzem Tuche oder Sammet bedeckt ist, und unter einem Baldachin, wie es bey Personen vom höchsten Range geschieht; und theils liegen sie wiederum im offenen Sarge, welches auf Tabourets oder anderweitigen Gestellen steht, und solches geschieht gewöhnlich bey dem niedern Adel, bey Bürgerlichen vom Range, oder bey Personen die reich sind, oder es wenigstens seyn wollen, und daher auf die Leiche gern öffentlich etwas verwenden, damit sie Gelegenheit haben, einige Pracht zeigen zu können, wovon man im Artikel Leichenbekleidung ein Mehreres findet. Was die Paradeleichen gefürsteter Personen betrifft, so kann man hierüber eigentlich nichts anders als im Allgemeinen nur sagen, wie kurz zuvor schon geschehen, da die besondern dabey vorfallenden Abänderungen, die besondere Pracht und Einrichtungen sich jedes Mahl nach dem Geschmacke und der Mode der Zeit richten. Auch selbst trägt die Religion, welcher der Verstorbene zugethan war, oder seine besondere Würde, sein Character und vorhergeführtes Amt, zu den Veränderungen in Absicht der Zierrathen bey dem Paradebette und im Parade- oder Trauerzimmer, vieles bey. Ein weltlicher Fürst wird daher ganz andere Insignien neben sich stehen oder liegen haben, als ein geistlicher. Eben so würden die Paradebetten eines türkischen und wiederum eines christlichen Prinzen sich merklich von einander unterscheiden, so wie man bey der Leichenparade eines römischkatholischen und wiederum eines lutherischen Prinzen, nicht allein in der ganzen Ansicht derselben, sondern auch in Hinsicht dessen,

was um und bey derselben vorgeht, einen Unterschied finden wird.

Von dem Paradebette Friedrichs des Zweyten, von Preußen, habe ich im Artikel Leichenbestattung, gehandelt; hier will ich noch zum Beyspiele von dem Paradebette des Reichs-Feldmarschalls, Prinzen Eugen von Savoyen, etwas hinzufügen. Wer dieser große Prinz seiner Geburt und sonstigen Würden nach war, sagt die Geschichte, denn er ist unvergeßlich. Er starb im April 1736 im 73sten Jahre seines Alters in Wien, und weil zur damahligen Zeit ein öffentliches Leichenbegängniß etwas außerordentliches war, indem selbst die Kaiser nur beygesetzt zu werden pflegten, so hat uns hierüber die Geschichte verschiedenes aufbehalten.

Es wurde nähmlich diese vornehme Leiche auf kaiserlichen Befehl eröffnet und einbalsamiret, darauf kleidete man sie mit der Uniform des Regimentes, welches der verstorbene Prinz kommandirt hatte, welche aus Scharlach mit Gold bordirt und schwarz sammtnen Aufschlägen bestand, wobey demselben Stiefeln und Sporn angelegt wurden. In dieser Kleidung ward der Leichnam in einem der vorzüglichsten Vorzimmer des fürstlichen Pallastes, auf einem prächtigen mit 63 großen weißen, auf silbernen Leuchtern gesteckten Wachskerzen umgebenen, und auf zwey Stufen von der Erde erhabenen, unter einem schwarzen Baldachine stehenden Trauerbette, zu dreytägiger öffentlicher Schau ausgelegt. Zur rechten Hand am Hauptende befand sich der Brust-, und zur Linken der Rückenharnisch; dann weiter unterwärts neben der rechten Hand lag auf einem schwarzen Küssen, der herzogliche Hut und die große Kette vom Orden des goldenen Vließes; etwas weiter unten auf einem schwarzen Küssen, der Commandostab, der Degen und Handschuhe. Auf der linken Seite befanden sich

in gleichmäßiger Ordnung auf schwarzen Küssen, der Hut und ein großes Schwerdt, welches der verstorbene Prinz einige Jahre vor seinem Tode vom Papste als Beschützer der Religion hatte geschenkt erhalten. In dem mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Trauerzimmer war verschiedentlich das Wapen des Verstorbenen angeheftet.

Auf jeder Seite der Leiche befanden sich 4 Altäre, auf welchen die drey Tage hindurch, da die Leiche zur Schau ausgestellt war, in Gegenwart vieler Zuschauer, für die Seele des verstorbenen Prinzen des Morgens Messe gelesen wurde, und am Fußende des Trauerbettes stand eine Kniebank, auf welcher zwey Franciscaner, wechselsweise, Tag und Nacht für den Verstorbenen beten mußten.

Eine Vorstellung von dem Paradebette sieht man in der Figur 4312.

Das hierauf am 26sten April erfolgte feyerliche Begräbniß werde ich ebenfalls hierselbst beschreiben können, da

2. Leichenparade auch häufig so viel als Leichenbestattung, Leichenprocession, oder Leichenprunk, heißt. Es wurde demnach diese Leiche unter folgenden Feyerlichkeiten nach der Metropolitankirche von St. Stephan gebracht.

   1. Es waren zwey kaiserliche Einspänniger (*) zu Pferde ganz voraus. Diesen folgten:
   2. zu Fuß drey Spitäler, nähmlich 148 Männer von dem Armenhause an der Alstergasse, und 442 von der daselbstigen Tavernatischen Stiftung, wie auch 19 Of-

(*) Einspänniger oder Einspänner, könnte hier eine Mißdeutung geben, da man gewöhnlich darunter, einen nur mit einem Pferde bespannten Wagen, versteht. Oben im Reiche wird aber auch ein Büchsenspänner so genannt, in welcher Bedeutung auch das Wort hier genommen wird.

19 Officier, deren die mehresten unter des Prinzen Kommando gedient hatten.

3. Hundert und zehn Knaben und 47 Männer von des heil. Nepomuc-Spital auf der Landstraßen.

4. 428 Männer vom kaiserlichen Hof-Spitale.

Obgedachte drey Spitäler hatten, ein jedes sein Crucifix voran, welches mit Flor behangen war, und von zween Windlichtträgern, welche brennende weiße Wachsfackeln, an welchen das Wapen des verstorbenen Prinzen geheftet war, in Händen trugen, begleitet wurden; so wie auch ein jeder Mann eine brennende Wachskerze in der Hand hatte.

5. Nach diesen folgten die gesammten geistlichen Ordensleute, und es hatte ein jeder Orden ebenfalls sein von zwey Fackelträgern eben so begleitetes Crucifix voran, so wie auch die Geistlichen brennende Kerzen trugen. Ihre Ordnung war folgende: 49 Trinitarier, 39 Carmeliter, 44 Serviten, 53 Augustiner-Barfüßer, 29 Paulaner, 35 barmherzige Brüder, 69 Capuziner, 66 Augustiner von der Landstraßen, 51 Minoriten, 121 Franciscaner und 61 Dominicaner.

6. Hierauf kamen unterschiedliche andere Geistlichen, als Jesuiten, Weltgeistliche aus dem Pazmanitischen und Croatischen Stift ꝛc. 70 an der Zahl, auch mit brennenden Wachskerzen in der Hand.

7. Diesen folgten 6 Pfarrgeistliche von St Ulrich, 13 Pfarrgeistliche von der Leopoldstadt, 15 Canonici Regulares von St. Augustin, (gemeiniglich die Dorotheer genannt,) 12 Pfargeistliche zum Schotten, des heiligen Benedictordens, 2 Pfarrgeistliche aus dem Bürgerspital, 2 Pfarrgeistliche von St. Michael, Clerici Regulares St. Pauli. Alle obgedachte hatten brennende Wachskerzen in der Hand, und ihre ebenfalls von zwey Fackelträgern begleiteten Crucifixe voran gehend, wie es von den andern schon gemeldet worden.

8. Hierauf folgte ein kaiserlicher Oberst-Lieutenant eines Küraßier-Regiments, mit zwey Pauken, zwey Standarten, und 145 Mann zu Pferde, mit Küraſſen und Bickelhauben.

9. Ein Capitän vom kaiserlichen Leib- und Stadt-Garderegiment, mit 124 Mann zu Fuß.
10. Drey Capitäns mit Zeugdienern und Büchsenmeistern, in allem 29 Mann stark.
11. Sechs Feldstücke, jedes von 4 Pferden gezogen, mit den Leuten nebenher gehend.
12. Ein Capitän, ein Lieutenant und zwey Fähnriche, welche die mit Flor behängten Fahnen zur Erde neigend trugen, nebst 284 Mann von dem in No. 9. genannten Leib ꝛc. Regiment.
13. Fünf kaiserliche Adjutanten zu Pferde, in Uniform von dem Regimente des verstorbenen Prinzen.
14. Sechs und zwanzig kaiserliche Musici in Trauerkleidern, deren jeder eine brennende weiße Wachskerze in der Hand trug.
15. Einige Curaten und 10 Domherren von dem Wiener Metropolitan-Stift bey St Stephan, mit ihren Crucifixen und zwey Fackelträgern voran, so wie auch jeder von ihnen eine große weiße und brennende Wachskerze trug.
16. Diesen folgte die übrige Wiener Geistlichkeit mit dem Weihbischofe, (damahls Joseph Heinrich Jacob Breitenbücher, Bischof zu Antigonien,) welcher ebenfalls, so wie die übrigen Geistlichen, eine große Kerze trug.
17. Jetzt folgte der Sarg, worin sich der Leichnam befand, und welcher auf einer besonders dazu gemachten großen Todtenbaare getragen wurde. Sowohl der Sarg, als auch die ganze Baare, waren mit einer kostbaren, von goldenen Frangen und breiten Borten eingefaßten, schwarz sammtenen Decke, auf welcher sich ein großes Kreuz von Drapd'or befand, in der Art bedeckt, daß auch selbst die Träger nicht einmahl zu sehen waren. Mitten auf dem Sarge stand ein großes silbernes Crucifix Am Hauptende lagen neben einander auf einem Küssen von Drapd'or, der schon vorhin erwähnte herzogliche Hut, und die fürstliche Haube, sammt der großen Ordenskette, und unten wieder auf eben dergleichen Küssen, das große Schwerdt, der Degen, Commandostab, Hut und Handschuhe. Die Zipfel des großen Leichentuches wurden von 14 nebenhergehenden kaiserlichen Feld-

Feldmarschall-Lieutenanten, nähmlich: Fürsten Wenzel von Lichtenstein, Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, Rema, Barbon, Landriani, Vynials, Fürstenbusch, Walsegg, Maugauli, Wuschletitz, Bathiani, Wenzel Wallis, Carwas und Dalmau, ohne Beobachtung des Ranges, sondern unter einander nach Belieben, gehalten, wobey neben diesen außen herum 36 Herren von der kaiserlichen Feldkriegs-Kanzley eben so viele weiße Wachsfackeln trugen.

18. Nach dem Sarge wurde das Leibpferd des verstorbenen Prinzen, aufs schönste aufgeputzt, und mit auf den Sattel gebundenen kostbaren Harnische, zwischen zween, völlig vom Kopf bis zu den Füßen geharnischten, reitenden Männern geführt, und von dem Pagen des verstorbenen Prinzen zu Fuß, wie auch andern, ganz mit Trauertüchern überhüllten, und von so viel auch in Trauer gekleideten Reitknechten, mit geführten Handpferden, gefolgt.
19. Hierauf kamen zu Fuß die kaiserlichen Hof-Kriegsräthe, wie auch die Dicasterien und Cavallier, 77 an der Zahl, alle mit brennenden Wachsfackeln.
20. Die Haus-Officianten und andere dergleichen in der Bedienung des verstorbenen Prinzen gestandene Personen, 51 an der Zahl, alle in schwarzen Mänteln mit weißen Wachsfackeln.
21. Bedienten, 20 an der Zahl. auch in schwarzen Mänteln, wie auch 6 Jäger, und 19 andere ohne Mäntel, mit Kerzen.
22. Hierauf kamen 368 Cavallier und Officier, mit über den Schultern hängendem Flor, wie auch andere Herren von Distinction und allerley Ständen, parweise, und mit brennenden Wachskerzen.
23. Diesen folgten 69 andere Personen von geringerm Stande, die auch brennende Kerzen trugen.
24. Den Schluß dieser außerordentlichen Leichenparade machte ein Lieutenant mit 40 Mann vom damahligen kaiserlichen Couviraischen Küraßier-Regimente zu Pferde, alle mit ihrem Küraße und Bickelhauben, welchen noch 8 Reitknechte der Officier zu Pferde nachfolgten.

Hierbey ist noch anzumerken, daß die sämmtliche Infanterie und Cavallerie, sowohl Officier als Gemeine, alle ihr Ober- und Untergewehr umgekehrt getragen, die Standarten und Spontons mit schwarzem Flor behangen, wie auch die Pauken und Trommeln schwarz überzogen gewesen, die Trompeten gedämpft geblasen, und daß die Ober- und Unterofficier über den Schultern, oder an ihren Armen, Binden von schwarzem Flore getragen haben. Auch war das Wapen des verstorbenen Prinzen überall stets an den Fackeln, welche neben jedem Crucifixe getragen wurden.

Alle Glocken in der Stadt wurden während des Zuges, der über zwey Stunden dauerte, gezogen. Der verstorbene Prinz hatte seinen Pallast in der Himmelpfortgasse; von dort ging er nach der Metropolitankirche zu St. Stephan, in welcher die Ritter des goldenen Vließes, die kaiserlichen Geheimenräthe und Minister, den Leichnam erwarteten, welcher durch die große Kirchenthür hinein, sodann in der Mitte hinauf, und auf der linken Seite, in Begleitung eben genannter Herren, (denn es wurde und konnte sonst niemand mehr in die Kirche hinein gelassen werden, als dies Gefolge bey der Baare,) wieder hinunter bis zur Kreuzcapelle getragen ward. Hier war die Gruft, und der Leichnam wurde beygesetzt. Das Militär-Gefolge hatte sich auf dem Kirchhofe postirt, und gab drey Salven, als das letzte Ehrenzeichen.

In der Figur 4313, sieht man einen Theil dieser Procession, (und zwar auch noch abgekürzt,) denjenigen, welcher vor dem Sarge hergegangen, mit dem Sarge selbst.

Drey Tage nach einander wurden Exequien gehalten, wozu ein sehenswürdiges Castrum Doloris aufgerichtet war, wovon die damahligen öffentlichen Nachrichten sagen, daß es 10 Fuß höher als diejenigen gewesen, welche bey dem Absterben der Kaiser Leopold und Joseph aufgerichtet worden, so wie man damahls die Stephanskirche auch noch nie so prächtig ausgeschmückt gesehen hatte. Es war das Gebäude 70 Fuß hoch, und fast mehr einem Sieges- als Leichengepränge ähnlich. Die Decke ruhete auf zwölf mit Palm- und Lorbeerzweigen umwundenen Säulen, die am Haupt- und untersten Satze vergoldet

waren. Ueber den Säulen, in den vier Seiten des Hauptgesimses, erschienen die mit Palm- und Lorbeerzweigen gezierten Wapen des verstorbenen Prinzen, und es war alles mit vielen Lichtern erleuchtet. In der Mitte des Ehrengerüstes sah man den großen übergoldeten Sarg, auf welchem der Herzogshut, das Schwerdt, die Fürstenkrone, der Heerstab, Degen und andere Kleinodien, zum Vorschein kamen. Oben darüber befand sich ein blauer Himmel mit Sternen, und dem Kreuze aus dem Stammwapen, nebst Fahnen, mit Palm- und Lorbeerreisern, welcher von geharnischten Männern getragen wurde, zu deren Füßen allerley Kriegsrüstungen lagen.

Um den Sarg befanden sich 8 Statüen, nähmlich: die Tugend, das Bild der Ehre, des aufrichtigen Gottesdienstes, der Klugheit, der Mäßigkeit und Gelassenheit, der Glückseligkeit, des Ruhmes, und der Verewigung, auf gehörigen Postamenten; auch sah man die freyen Künste über das Absterben des Prinzen Thränen opfern. Ganz oben erschien der Verstorbene zu Pferde, in römischer Feldtracht, mit belorbeertem Degen in der Hand, von der Ewigkeit mit der Krone der Unsterblichkeit gekrönt. Die Kirche war durchgehends mit schwarzem Tuche, welches oben mit einem goldenen Friese und herunter hangenden goldenen Streifen versehen war, behangen. Der schwarz überzogene Hochaltar führte ebenfalls das Wapen des verstorbenen Prinzen auf Drapd'or, und an jeder Ecke ein Kreuz mit Palm- und Lorbeerzweigen umwunden. Die übrigen Altäre waren in eben dem Geschmacke verziert. Außerdem befanden sich in der Kirche viele Gemählde, die die erfochtenen Siege, und die Schlachten vorstellten, die den Prinzen unsterblich machten, welche von vielen Lichtern erleuchtet wurden, so daß die Zuschauer auf alle Weise von Verwunderung überrascht und unterhalten wurden.

Die Figur 4314, (welche sich schon im LXXII Th. der Encykl. befindet,) stellet dieses Leichengerüst vor.

Man findet ein Mehreres von dem Leben dieses berühmten Prinzen, in dem neueröffneten historischen Bildersaal von Imhof, Th. 10, S. 213, fgg. Uebrigens kann man auch in Hinsicht der allgemeinen Formalitäten beym Leichenwesen, die Artikel Leichen-

chenbegängniß, Leichenbestattung, und überhaupt alles dasjenige unter seiner eigenen Rubrik nachsehen, was hiermit in genauer Verbindung steht.

Leichenpaß, ist die gerichtliche schriftliche Bescheinigung, daß eine zu transportirende Leiche nicht allein eine wirkliche Leiche, sondern auch der Körper derjenigen Person sey, wofür er ausgegeben wird. Solches ist in vieler Hinsicht nöthig zu bescheinigen, damit unter dem Deckmantel der Transportirung einer Leiche nicht allerley anderer Unfug geschehe. Es gehört billig auch die Anzeige der Todesart des Erblichenen mit dazu, um auch zu verhüten, daß kein heimlicher Mord auf diese Weise ungeahndet hingehe. Das neue allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten (*) drückt sich hierüber folgendermaßen aus:

„In allen Fällen, wo eine Leiche durch einen andern Gerichtsbezirk geführt werden soll, muß bey dem Obergerichte der Provinz ein Leichenpaß gesucht werden. Kann ein solcher Paß nicht vorgezeigt werden: so hat die ordentliche Obrigkeit jedes Ortes das Recht, zu verlangen, daß der Sarg geöffnet, und ihr die Besichtigung der Leiche gestattet werde.

„Die Pfarrer, durch deren Kirchspiel die Leiche gebracht wird, können davon weder für sich, noch für die Kirche Gebühren fordern (**). Jeder Pfarrer, von welchem bey Gelegenheit der Durchfuhr gewisse Amtshandlungen, oder andere Feyerlichkeiten ausdrücklich verlangt werden, hat davon die Gebühren für sich und die Kirche nach der Taxe des Ortes zu fordern.

(*) Th. II. Tit. II. §. 463, fgg.

(**) In einigen Ländern fordert der Prediger eines jeden Ortes von einer, nur durch sein Kirchspiel fahrenden Leiche, eben die Gebühren, als ob sie in seiner Parochie gestorben wäre; so wie auch Glocken, Schule und alle übrige Kirchenbedienten, ebenfalls ihren Theil erhalten; wofür aber auch von Seiten der Durchpassirenden verlangt werden kann, daß die Glocken gezogen werden. Ich erinnere mich eines Falles, daß in Mecklenburg eine Leiche, die heimlich durchfahren sollte, mit Arrest belegt, und nicht ehe frey gelassen wurde, als bis alles berichtiget war. F.

dern. Ist der Todte an einer ansteckenden Krankheit gestorben, so daß durch Wegbringung der Leiche die Ansteckung verbreitet werden könnte: so muß die Leiche schlechterdings, und ohne Unterschied der Fälle, da, wo sie ist, beerdigt werden. Alsdann sind aber auch die Gebühren nur dem Pfarrer und der Kirche der Parochie, wo die Beerdigung wirklich geschehen ist, zu entrichten.

„Jeder Todesfall muß dem Pfarrer des Kirchspiels, in welchem er erfolgt ist, angezeigt werden. Eben das gilt auch bey Personen, die keiner Parochie unterworfen sind. Auch von todtgebornen, oder vor der Taufe gestorbenen Kindern, muß die Anzeige dem Pfarrer geschehen. Auch solche Kinder dürfen ohne Vorwissen des Pfarrers nicht außerhalb dem öffentlichen Kirchhofe begraben werden. Der hinterlassenen Familie, und in deren Ermangelung, dem Wirthe des Hauses, in welchem der Todesfall erfolgt ist, liegt es ob, denselben anzuzeigen. Der Pfarrer muß sich nach der Todesart erkundigen, und dem Todtengräber aufgeben, bey der Einlegung der Leiche in den Sarg, und bey dessen Zuschlagung, gegenwärtig zu seyn. So lange es noch im geringsten zweifelhaft ist: ob die angebliche Leiche wirklich todt sey, muß das Zuschlagen des Sarges nicht gestattet werden."

Hierüber kann man im Artikel Leiche weiter nachsehen.

Daß es bey dem Begräbnisse derjenigen, welche der griechischen Religion zugethan sind, Gebrauch ist, dem Verstorbenen eine Art von Beichte mitzugeben, welche von einigen andern Religionsverwandten ein Paß genannt wird, habe ich im Art. Leichenbegängniß, wo ich von den russischen Beerdigungen handelte, schon angeführt.

Von einem Todtenscheine ist ein Leichenpaß in der Hinsicht unterschieden, daß vermittelst des ersteren nur bloß das Absterben einer Person gehörig bescheiniget wird, wovon man in der Folge unter Todtenschau, nachlesen kann.

Leichenpferde, sind diejenigen Pferde, welche vor dem Leichenwagen, oder überhaupt vor einem solchen Wagen gehen, der eine Leiche fährt. Ist es ein feyerliches Leichenbegängniß, und ein Leichen- oder sogenannter Rüstwagen, welcher mit schwarzem Tuche überzogen ist, so sind alle vor solchem Wagen gehende Pferde, auch mit großen und lang herab hängenden schwarzen Decken behangen, die so tief herunter gehen, daß man von den Füßen der Pferde fast nichts weiter, als den Huf sehen kann. Die Ohren, und der ganze Kopf sind auch besonders eingehüllt; und gemeiniglich, um die Pracht zu vergrößern, sitzt zwar der Kutscher vorn auf dem für ihn bereiteten Gesäß, welches man hier doch keinen eigentlichen Bock nennen kann; indessen sind fast immer bey recht vornehmen Leichen doch bey jedem Pferde ein Mann in Trauer bestellt, der es führt.

In einigen niedersächsischen Dörfern, welche so wenig Kirche als Gottesacker haben, und wo die Leichen über Feld gefahren werden müssen, hat man den für unabänderlich gehaltenen Gebrauch, daß die beyden Pferde, welche den Leichenwagen ziehen, (ein ganz gewöhnlicher Leiterwagen, auf welchen zuvor etwas Stroh gelegt wird,) junge Stuten, die niemahls geworfen haben, seyn müssen. In andern Gegenden wird hauptsächlich darauf gesehen, daß die Leichenpferde ganz einfarbig und ohne Flecke, oder wohl gar ganz schwarz sind.

Leichenpfoste, Todtenpfoste; im Plattdeutschen Lykpost, Doren- oder Dodenpost; sind hölzerne Denkmahle, welche an einigen Orten auf den Gräbern gesetzt werden. Es giebt ihrer dreyerley Arten. Die erste besteht aus einer etwa 4 bis 5 Fuß langen hölzernen Tafel, welche ausgeschnitzt, mit Leisten verziert, und gewöhnlich schwarz angestrichen ist, auf welcher schwarzen Farbe wiederum mit weißer Farbe

ein biblischer Spruch, oder ein Vers aus einem Gesange, und der Lebenslauf des Verstorbenen geschrieben ist. Diese Tafel ist in eine Pfoste eingesetzt, welche zum Haupte des Verstorbenen mit eingegraben, und also befestigt wird, um aufrecht stehen zu können. Diejenigen, welche an den Orten, wo diese Art Denkmähler Gebrauch sind, noch mehr an die Gebeine der abgeschiedenen Ihrigen wenden wollen, lassen das Grab mit hölzernen schwarz angestrichenen Bohlen einfassen, und oben mit Feld- oder Mauersteinen pflastern, oder, sie lassen gänzlich einen hölzernen Kasten, beynahe in Form eines hochdeckigten Sarges, schwarz und weiß angestrichen, über das Grab setzen. Zum Haupte steht dann solche, vorher erwähnte Tafel, aufgerichtet. Zuweilen sind die Tafeln auch mit hölzernen, blechernen oder kupfernen Thüren versehen, die eine auf Kupfer oder Blech geschriebene Grabschrift wider die Verwitterung bewahren.

Die zweyte Art der hölzernen Leichenpfosten bildet ein Kreuz, welches auch gewöhnlich schwarz angestrichen, und mit dem Nahmen, so wie auch mit dem Geburts- und Sterbejahre und Tage des Begrabenen versehen ist. Die dritte Art besteht aus einer bloßen Pfoste, die viereckt behauen ist, und oben ein etwas breiteres Haupt hat, welches hinterwärts schräge abgesäget worden, damit das Regenwasser desto besser herablaufen könne. Auch diese Pfoste streicht man gern schwarz an. Da nun nicht viel Raum zur Inschrift am Haupte der Pfoste ist, so begnüget man sich auch damit, bloß die Anfangsbuchstaben des Nahmens und den Todestag mit der Jahrzahl einzuschneiden, und den Buchstaben sowohl als den Zahlen eine weiße Farbe zu geben.

In verschiedenen Ländern ist des Holzmangels wegen die Gewohnheit, Leichenpfosten zu setzen, vermittelst landesherrlicher Verordnungen abgestellt worden.

Auf einigen Dörfern, sowohl im Mecklenburgischen als auch im Lüneburgischen, hatte man noch vor etwa 30 Jahren die wendische Gewohnheit, in die Leichenpfosten ein Loch zu machen, darein allerley Getreide zu legen, und solche Löcher wieder zu verspünden. Hiervon wird auch in den Hannöverischen Anzeigen vom Jahre 1751, im 64sten Stücke, S. 613, Erwähnung gethan, wo es heißt: „Auf einigen Dörfern „z. E. zu Quickborn, hat man die Gewohnheit, daß „man statt der Leichensteine ein dickes eichenes Brett „auf die Gräber leget, worauf des Verstorbenen Nah„me, und ein Spruch pflegt eingeschnitten zu seyn. „In diesen Brettern hat man kleine Behältnisse ge„macht, die oben zugespündet sind, welche auch im An„fange wegen der darüber gestrichenen Farbe nicht kön„nen wahrgenommen werden. In diesen Fächern fin„det man allerley Körner von Getreide, auch wohl et„was Leinsamen: Man hoffet dadurch den Feldfrüch„ten ein gutes Gedeihen zu verschaffen. Sollte dies „nicht ein Ueberbleibsel aus dem Heidenthume seyn, da „man die Sachen, die der Verstorbene hoch gehalten, „mit ins Feuer geworfen?“ — Hierüber ist schon verschiedenes abgehandelt worden, und es handeln nicht sowohl mehrere, als besonders auch die Artikel Leichenbegängniß und Leichenverbrennen, mit davon, so wie man den Verfolg von den Leichenpfosten, die die Stelle der Leichensteine vertreten sollen, im Artikel Leichenstein finden wird.

Leichenpredigt, eine Predigt, welche bey Gelegenheit eines Leichenbegängnisses gehalten wird. Es sind wenig Nationen, die nicht wenigstens eine ähnliche Ceremonie bey ihren Begräbnissen beobachten, und man könnte daher, wenn man unter dem Worte Pre-

digt, im weitläuftigsten Verstande jedes Mahl auch eine Rede versteht — jede bey einer Leiche gehaltene Rede, eine Leichenpredigt nennen. Indessen hab ich im Artikel Leichenabdankung schon von dem Unterschiede der bey den Leichen gewöhnlichen Reden, gehandelt.

Zu einer guten Leichenpredigt gehört nicht allein Wohlredenheit, sondern auch Beredsamkeit, so wie dieses überhaupt die Erfordernisse einer jeden Rede sind, die der Sachkundigen Beyfall erhalten, oder nur Leuten von wahrem reinem Gefühle gefallen soll. Da nun die Wohlredenheit mehr eine Fähigkeit ist, alles was man denkt, auf eine leichte und angenehme Art auszudrücken; so würde die Beredsamkeit wiederum mehr eine Geschicklichkeit seyn, von allen Dingen gut, zierlich und mit Nachdruck zu reden. Dieses erste Erforderniß ist eine Gabe der Natur, und findet sich daher bisweilen auch bey solchen Leuten, welche weder viele Kenntnisse, noch tiefe Einsichten haben; zu dem zweyten werden schon mehrere, sowohl natürliche als erworbne Gemüthsgaben erfordert. Ein Redner, der bloß der Wohlredenheit mächtig ist, gefällt nur mehr, so wie der Beredete wiederum rühret und überzeuget, welches sich besonders in wichtigen Reden, und wenn das Gemüth von einem Affecte in Bewegung gesetzt ist, zeiget; da im Gegentheile wiederum die Wohlredenheit fast in allen Gesprächen zu merken ist. Denn, der Wohlredner ist stets natürlich, fließend und zierlich in seinen Reden, fällt angenehm in die Ohren, und erlangt gewöhnlich Beyfall.

Wer hingegen die Gabe der Beredsamkeit besitzet, der wird sich zwar ebenfalls natürlich und fließend aber auch zugleich mit mehrerer Stärke ausdrücken. Er wird besonders auf kräftige Beweisthümer und Gründe sehen, welche rühren und überzeugen können. Die

Re-

Redensarten und Zierrathen, deren er sich bedient, werden allezeit so eingerichtet seyn, daß sie diese Absicht befördern, und ihm den Weg in die Herzen seiner Zuhörer bahnen. Er wird mehr erhabene und figürliche Redensarten brauchen, da ihm selten die gewöhnlichen erhaben und stark genug sind. Man kann beydes, Wohlredenheit und Beredsamkeit haben, ohne die Redekunst zu verstehen. — Aber, wenn man große und lange Reden halten soll, so ist es nützlich, ja wohl nöthig, daß man von derselben eine Kenntniß habe; denn, sie zeigt uns nicht nur, wie eine Rede ordentlich und zierlich einzurichten sey, wozu sie gewisse Regeln vorschreibt, sondern, sie lehrt uns auch die Mittel, wodurch wir unseren Vorstellungen die gehörige Kraft und Nachdruck geben können. Ohne solche Regeln zu beobachten, wird sowohl eine jede Rede, als besonders auch eine Leichenpredigt, die zu einem besondern Falle ausgearbeitet werden muß, unordentlich seyn, in der Zusammensetzung der Figuren, und überhaupt der Materie wird die gehörige kraftgebende Verbindung fehlen, die besonders nach Beschaffenheit der Sache selbst so geordnet werden muß, daß immer stärker rührende, überzeugende, oder deutlich belehrende Sachen in ihrer Stärke, Ueberzeugung und Deutlichkeit auf einander folgen; damit nicht matte Tropen, langwierige schläferige Geschwätze, nichts sagende Erklärungen, und überhaupt ein Schwall von Unbedeutenheit, dem Zuhörer das Blut wiederum mit Ekel gegen das Gehörte abkühlen.

Die Natur der Sache erfordert solches auch; und wem ist es nicht bekannt, wie überhaupt das Publicum einen guten Kanzelredner schätzt! Wahrscheinlich kannte jener Fetischierer (Priester) der Negern auf der Goldküste wenigstens die Kunstgriffe der Ueberraschung, Ueberzeugung, und des Eindringens in die

Herzen der Zuhörer, dessen Barbot gedenkt (*). Er liefert eine Leichenrede, die zu Kap Korse bey der Beerdigung einer Negerinn von einigem Range von dem Fetischierer gehalten worden. Dieser ermahnte die Versammlung gut zu leben, niemand zu beleidigen, die Versprechungen und Vergleiche genau zu halten, und gab noch eine Menge solcher Lebensregeln. Nach diesem hielt er eine Lobrede auf die Verstorbene, und zum Schlusse warf er eine lange Schnur voll Schafskinnbacken, die zusammen gereihet waren, auf die Erde, mit dem Ausrufe, wobey er das Ende der Schnur in der Hand hielt: „Machet es alle, wie die Verstorbene. „Sie war in ihrem Leben sehr sorgfältig, bey der„gleichen Gelegenheiten eine große Menge Schafe zu „opfern, wie gegenwärtige Kinnbacken hinlänglich be„zeugen.“ Dieser pfaffische Einfall soll die verlangte Wirkung gehabt, und verschiedene Zuhörer bewogen haben, daß auch sie ihm Schafe opferten. Uebrigens sehe man Th. LXI der Encyclopädie, im Art. Landpfarrer, S. 127, ein Mehreres von den Leichenpredigten.

Daß überhaupt Leichenreden, sie mögen Parentationen, Sermonen, Leichenpredigten, oder wie sie wollen, genannt werden, von je her gehalten worden sind, und noch bey fast den mehresten Nationen gehalten werden, ist eine ausgemachte Sache, nur sind sie in ihrer Art und Weise des Vortrages verschieden, und haben, wie ich im Vorhergehenden auch schon angeführt, daher so mancherley verschiedene Benennungen, welche selbst auch mit von der Art und Weise herkommen, wie? und wo? sie gehalten werden. Bey den jüdischen Religionsgenossen, werden nach Beschaffenheit der Umstände verschiedene Leichenpredigten, einer Leiche zu Ehren, gehalten, die aber so wenig Leichen-

pre-

(*) Ehrmanns Reisen, 10ter Band, S. 218.

predigten, oder Leichenreden, als Parentationen genannt werden, sondern eine Trauerklage, (hesped,) und solche geschieht häufig, wenn die Leiche bis zum Grabe gebracht ist, wo sie so lange nieder gesetzt wird. Hierin werden alle gute vollführte Werke des Verstorbenen erzählt. Ist der Verstorbene aber ein Oberster des jüdischen Raths, (Nasi) oder ein verehrungswürdiger Gelehrter, (Gaon) gewesen, so bringt man die Leiche zuerst in das Lehrhaus, (Bes hamedrasch,) wo sie auf ihrem gewöhnlichen sonstigen Platze niedergelassen wird, und nun wird die Leichenpredigt gehalten. Bey dem Grabe hört man abermahls dergleichen, so wie auch den 7ten und 30sten Tag nach dem Tode; und nach Verlauf eines Jahres geschieht auf dem Sterbetage eben dergleichen.

Leichenprocession; sagt eben so viel, als, ein feyerlicher Leichenzug, und in Hinsicht dieser Bedeutung kann man die Artikel: Leichenbegängniß, Leichenbestattung, Leichenparade nachsehen.

Leichenprunk, Leichenpomp; heißt so viel als: Leichenpracht Leichengepränge, Aufwand bey Leichenbegängnissen, oder ein prahlender Leichenzug; eine prahlende Leichenbestattung. Die oft natürliche, oft auch erlernte Neigung des Menschen, sich durch in die Augen fallende häusliche Einrichtungen, oder bey gewissen außerordentlichen Gelegenheiten durch solche Verfügungen zu zeigen, die größer, auffallender und kostbarer sind, als eben dergleichen gewöhnlich, nennet man Prachtliebe. Die Wörter **Prunk** und **Pomp** stehen mit den Begriffen der vorigen in der genauesten Verbindung. Man prunket, prahlet oder pranget mit einer Sache, welche man in der Absicht sehen läßt, daß man sich damit groß machen, andern eine hohe Meinung von seinem Stande, Ansehen, Reichthum, und dergleichen beybringen wolle. Solches geschieht theils rechtmäßig, wenigstens nach bürgerlichen Einrichtungen,

gen, theils aber auch nicht rechtmäßig, wenn die, dergleichen ausführende, Personen das Vermögen und das eigentliche Recht dazu nicht besitzen, woher die Polizey, so wie bey allen andern Gelegenheiten, auch auf den unstatthaften Leichenprunk ein wachsames Auge haben muß. Was übrigens von den Wörtern: Hoffarth; Pracht; Gepränge; Pomp; Hoffärtig; Prächtig; Prahlen; Prangen; Prunk; gesagt werden kann, darüber sehe man Stosch ꝛc. Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache, Th. 3, S. 108 — 113.

Es kann aber auch unter dem Worte Leichenprunk nicht sowohl diejenige prahlende Einrichtung des Leichenbegängnisses verstanden werden, welche nur zur Zeit der Begräbniß oder Beysetzung geschieht, als selbst auch eine solche, welche noch nachher dem Publicum stets vor Augen liegt, wohin die kostbaren Grab- und Denkmähler von Verstorbenen, gehören, denn sie sind ein Zeichen des Aufwandes, welcher der Leiche zu Ehren gemacht worden. Man sehe hierüber den Artikel Denkmahl, Encyklopädie, Th. IX, S. 93, fgg. Der Herr Graf zu Stollberg, liefert uns in seiner Reisebeschreibung durch Deutschland, die Schweitz, Italien und Sicilien (*) verschiedene Beyspiele, die von dem Leichenprunke der Römer zeugen. Von Rom selbst sagt er in dieser Rücksicht:

Dicht am Thore des heiligen Sebastian, der ehemahligen porta Capena, steht, noch innerhalb der Stadt, der sogenannte Triumphbogen des Drusus, welcher wohl eigentlich aus der spätern Zeit des Caracalla ist, der ihn hier bauen ließ, um über ihn einen Aquaduct, dessen steinernes gemauertes Bette noch sichtbar ist, in seine Bäder zu leiten. Von dort fuhren wir zur Kirche Santo Sebastiano, die vor der Stadt liegt, und in welcher der Heilige begraben seyn soll. Sein Grab ist mit einer schönen

(*) Im 2ten Bande, S. 140, fgg.

nen liegenden Statue des Sebastians geziert, der Arbeit von Gorgetti, eines Schülers von Bernini. — Nahe hierbey ist das Grabmahl der Cäcilia Metella, Tochter des Quintus Cäcilius Metellus Creticus, Gemahlinn des Crassus, also noch aus den Zeiten der Republik. Auf einer hohen viereckigen Grundmauer erhebt es sich in runder Gestalt. Es trägt folgende Inschrift:

CAECILIAE
Q. C R E T I C I F.
METELLAE CRASSI.

Die Mauer hat von allen Seiten 16 Schritte in der Dicke, der Durchschnitt des inwendigen runden Raumes ist von 10 Schritten. Hier stand ziemlich hoch eingemauert der Sarkophag der Römerinn, welchen Papst Paul der Dritte nach seinem Farnesischen Pallaste tragen ließ, von wannen er nach Neapel gekommen. Dieses Grabmahls kleine Kuppel war wenig gewölbt, wegen Dicke der Mauern lief eine breite Terrasse umher.

Zur Zeit Bonifacius des Achten, welcher am Ende des dreyzehnten, und zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Papst, und aus dem Hause der Gartani war, errichtete dieses Geschlecht einen Thurm mit Zinnen auf dem Grabmahle, um sich gegen andere vornehme Häuser, unter andern, gegen die Cellonna, mit denen Bonifacius oft im Streite war, zu vertheidigen. Dieser Thurm mit seinen Zinnen oder Brustwehren steht noch. Unter der alten Kuppel läuft ein marmornes Band umher, mit bassi rilievi. Hie und da ist es nach alter Art mit Ochsenköpfen geziert. Das Geschlecht der Gartani nahm daher den Ochsenkopf in sein Wapen. Das Volk nennet das schöne Grabmahl capo di bove (Ochsenkopf). —

Der Stadt Rom gegen Morgen, eine gute halbe Stunde vor der Porta maggiore, ehemahls Prånestina, (auch Labicana,) steht ein altes, rundes, halb eingefallenes Gebäude, welches aus dem zweyten oder dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt zu seyn scheint, und jetzt, ich weiß nicht weswegen, torri degli Schiavi, (Thurm der Sclaven,) genannt wird.

Die-

Dieses Gebäude ist ganz von derselben Art, wie die Rotunda beym Circus des Caracalla. Unten findest Du eben solche gewölbte Bogen, einen eben solchen dicken Pfeiler, welcher nebst den Bogen die Rotunda trägt. Von jener Rotunda ist, wie ich Dir in meinem vorigen Briefe schrieb, nichts mehr übrig, als der Boden. Hier stehen noch die Mauern, und ein großer Theil der Kuppel. In den Mauern sind Nischen; nicht rund und mit einem Bogen bedeckt, wie solche, in denen Statuen der Götter standen, sondern länglich-horizontal, durch ihre Gestalt offenbar zeigend, daß sie Sarkophagen zu fassen bestimmt waren. Dieses Gebäude ist also ein Grabmahl, und scheint bis zur Evidenz die Meinung des Herrn Hirt zu beweisen, daß auch jene Rotunda beym Circus des Caracalla, ein Grabmahl gewesen, wiewohl man dessen unteres Gewölbe bald für einen Ort, in welchem Wagen verwahret, oder Pferde hingestellet werden, bald für eine Reitbahn gehalten hat, zu welchem allen es wenig getaugt hätte. Viel wahrscheinlicher ist es, daß oben Personen vom Geschlechte des Eigenthümers begraben worden, und unter ihnen Freygelassene.

Die Kuppel ist sehr flach, und daher mit Gras und Gesträuche bewachsen. Kleine Ueberbleibsel von einer Mauer bezeichnen noch einen ehemahls eingeschlossenen Platz, welcher vor diesem Grabmahle stand. Vielleicht wurden hier, zur Ehre des Todten, den man begrub, Kämpfe von Gladiatoren gegeben.

Die Pyramide des Cestius, der zu Augustus Zeit lebte, kann uns im Kleinen einen Begriff von jenen großen ägyptischen Pyramiden geben, welche wohl ohne Zweifel die ältesten, gewiß die dauerhaftesten Denkmahle der alten Baukunst sind. Diese ist 160 Palmi, oder Spannen, hoch, unten 130 Palmi breit, und ist mit großen Steinen von weißem Marmor bekleidet. Der Bau ward, wie die Inschrift lehret, in 330 Tagen vollendet. In neueren Zeiten ward der Eingang hinein gehauen. Durch einen schmahlen Gang, in welchem man gebeugt gehen muß, kommt man in die Begräbnißstelle. Sie ist 26 Palmi lang, 18 breit, und 19 hoch. Der Sarkophag ist herausgenommen worden. Beym Scheine einer Fackel sahen wir an den Seitenwänden Spuren von gemahlten Arabesken, und oben an jeder der vier Seiten einen schwe-

benden Genius mit Blumenkränzen. Diese Genien haben sich wohl erhalten, und sind von einer freyen Zeichnung. Wie in den ägyptischen Pyramiden, kam der einzige Eingang in die Begräbnißzelle von oben her. Sie pflegten einen Stein, ziemlich weit oben in der Pyramide, offen zu lassen. Durch schiefe, dunkle Gänge, ließ man den Todten in die Zelle hinab bringen.

Eine Seite der Pyramide wird zum Theil durch die Aurelianische Stadtmauer, welche sie umfaßte, verborgen. Nur außen vor der Stadt sieht man sie ganz. An jeder der sichtbaren Ecken ihrer Basis stehen zwo Säulen. Ein freyer Platz vor der Pyramide dienet den Protestanten zur Begräbnißstätte.

Zum Prunke bey dem Leichenwesen kann auch allerdings der kostbare Sarg, oder Sarkophag gerechnet werden, so wie ebenfalls die prächtigen Urnen dahin gehören. Der Herr Graf zu Stollberg beschreibt uns ferner (am angeführten Orte, S. 181) einen sehenswürdigen Sarkophag, welchen er unter den vielen Antiken der Villa Albani, im Palazzo Rondanini gesehen:

Im Palazzo Rondanini gefiel mir die Idee eines alten römischen Sarkophags. Das Bild des Todten liegt halb aufgerichtet auf dem Deckel. Er umfaßt mit der Rechten das Brustbild seiner Frau, und sieht es mit Zärtlichkeit an. Bey ihm ist im Marmor eine Oeffnung mit einem Deckel. Vermuthlich war hier die Asche des verstorbenen Weibes, und er lag wohl im Sarkophag begraben. Ihr Haarputz beweiset, daß dieses Denkmahl aus der Zeit des Vespasianus, Titus, oder Domitianus, sey.

Leichenputz; Leichenschmuck; Leichenzierrath. Durch diese Wörter pflegt man diejenigen Sachen auszudrücken, welche zur Verschönerung, zur Zierde oder bessern Ansicht der Leiche selbst, dienen. Nach den Grundsätzen des Herrn Stosch beziehet Zierrath sich nur auf solche Dinge, welche von außen hinzukommen, und nicht eigentlich zur Sache selbst gehören.

Schmuck wird nur von denjenigen gebraucht, womit man die Gestalt zu verschönern sucht; und **Putz**, ist nach dem bisherigen Gebrauche noch eingeschränkter. Man versteht dadurch eigentlich nur gewisse Kleinigkeiten, welche in dem Anzuge und der Kleidung angebracht werden. In so weit nun das Wort **Putz** mit den andern übereinkommt, wird es auch mehrentheils nur von dem Anzuge der Frauenzimmer, oder weibischen Männer, die Kindern gleich gestellt werden möchten, gebraucht, und man versteht dadurch gemeiniglich nur Kanten, Bänder, Blumen und dergleichen Dinge, welche nach der herrschenden Mode zubereitet werden, weßhalb eine Putzmacherinn auch eine solche Person ist, die sich mit Verfertigung solcher Dinge beschäftiget.

In dem Verstande, worin das Wort **Putzen** mit den vorigen gleichbedeutend ist, kommt es in so weit auch mit Schmücken überein, daß es ebenfalls nur von solchen Dingen gebraucht wird, welche eine Sache nur auf kurze Zeit verschönern sollen; so wie das Frauenzimmer mehrentheils unter **Putzen** die Anlegung solcher Sachen versteht, die den **Putz** ausmachen. Hieraus entstehen auch die zusammengesetzten Wörter: **ausschmücken, ausputzen und auszieren**, welche aber gewöhnlich den Begriff mit sich führen, daß man in der Absicht etwas ausputze, ausschmücke, oder ausziere, weil man es gleichsam zur Schau ausstellen wolle, damit es von andern gesehen werde.

Im Artikel **Leichenbekleidung** habe ich schon verschiedentlich vom Anputzen der Leichen geredet; und hier werde ich nun noch hinzu setzen, wie der Leichenputz sich dadurch von der Leichenbekleidung oder dem eigentlichen Anzuge derselben unterscheide, daß ersterer nur die, außer den schon angelegten Kleidungsstücken, angebrachten Zierrathen von Gold, Edelsteinen, Kanten, Band, Blumen und dergleichen,

chen, sind. Auch könnte man ein schön friesirtes Haar dahin rechnen, so wie auch die Krone, welche man Jungfrauen im Sarge aufzusetzen pflegt. Alles dieses zusammen würde: eine Leiche putzen, heißen (*).

Leichenrasiren, das Rasiren oder Barbieren der Leichen. Unter allen denen Völkern, die im Leben mit einem glattgeschornen Barte gehen, ist es, wenigstens bey denen, die ihre Leichen etwas geschmückt in die Erde bringen, der Gebrauch, daß dem Verstorbenen, ehe er in den Sarg und zur Schau mehrerer Menschen ausgelegt wird, auch der Bart abgenommen werde. Auf dem Lande, und bey den Bauern, mag dergleichen nun wohl nicht stets geschehen; allein in den Städten, und schon bey Handwerksleuten, geschieht solches, und es wird auch diese Art von Reinlichkeit nicht unterlassen. Die Barbierer- oder Badergesellen, oder auch wohl der Herr selbst, bedienen sich oft dieser Gelegenheit, um zuletzt auch noch von der Leiche Nutzen zu ziehen. Wer es glauben will,

(*) Das Wort Putzen befindet sich auch in der allerbreitesten platten Sprache in Mecklenburg, in Verbindung mit dem Worte Leiche, oder Todten. Je näher man an die Ostsee kommt, desto breiter und unvernehmlicher wird auch die Sprache für einen Hochdeutschen; so daß man nicht im Stande ist, die Aussprache selbst zu buchstabiren, oder schriftlich zu beschreiben. Der Leichenputz heißt Liken Putz, oder Doorn Putz: welches letztere von den Einwohnern anderer plattredenden Provinzen, Doden Putz, ausgesprochen wird. Eine Redensart wird hier zum Beyspiele hinreichend seyn:

Gyyn'n and't Eynn by r Kark, dua dey witfaut't Huynd geyt, wahynt dey oyll Preistesk, dey putzt Brut'ns unn Doorn up.

Dieses würde heißen:

Unten am Ende bey der Kirche, wo der weißfüßige Hund geht, wohnt die alte Predigerinn, diese putzt Bräute und Leichen auf.

will, dem bilden sie ein, daß das Messer, womit ein Todter rasirt worden, nie wieder auf dem Barte eines Lebendigen schneide, folglich solches auf immer für Bärte der Lebenden verdorben sey, und mit dem Todten in den Sarg gelegt werden müsse. Sie nehmen daher zu diesem Behufe die allerschlechtesten und unbrauchbarsten Messer, legen solche manches Mahl auch wirklich mit in den Sarg; allein, auf allen Fall lassen sie sich doch stets ein neues Messer bezahlen. Hiermit haben sie noch nicht genug. Die Hinterbliebenen müssen auch die Serviette zum Barbieren hergeben, welche der Barbier ebenfalls behält.

Letzteres, daß von den Hinterbliebenen die Serviette gegeben wird, ist an sich schon um deswillen eine löbliche Sache, damit die übrigen Kunden des Barbiers nicht zu befürchten haben, daß ihnen eben dieselbe Serviette ungewaschen wieder ans Gesicht komme, die dem Todten das Gesicht abtrocknete — allein, ist solche Serviette ganz weiß, und wird sie bey dem einmahligen Rasiren einer Leiche eben nicht ganz eingeschmutzt, so möchte ich doch auch nicht dafür stehen, daß nicht geizige oder sehr arme Barbier, die besonders auch in der Seife zur Wäsche ihre Sparsamkeit suchen, (welches man auf den Barbierstuben zum Theil sehen kann, da auch der schmutzige und haarvolle Seifenschaum wieder aufgehoben wird,) solche Servietten ihren Kunden eben so wohl als andere, bis sie völlig schmutzfarbig marmorirt worden, vorstecken; denn, wer weiß solches immer? — Viele Kunden eines Barbiers, die zwar nicht im Stande seyn mögen, sich ihre eigenen Servietten für den Bart zu halten, können dennoch eben so ekelhaft seyn, als der Mann im Ordensbande, dem eine solche Serviette vorzustekken nicht gewagt wird. Was ein Ekel für gefahrliche Folgen hat, weiß man schon längst — aber, ob auch selbst durch eine solche Serviette nicht bösartige und

stark

stark ansteckende Krankheiten fortgepflanzt werden möchten? — getraue ich mir nicht gänzlich zu widerlegen. Mich dünkt daher, es wäre im Allgemeinen besser, wenn die Hinterbliebenen, zwar die Seviette zum Rasiren des Todten hergäben, um unter den Kunden des Barbiers keinen Ekel, oder wohl gar keine Ansteckung einer Krankheit zu befördern, allein auch die Serviette wieder an sich nähmen, und dem Menschen, weil das Rasiren einer Leiche doch ein besonderer, und ihm selbst manches Mahl auch wohl ekelhafter Fall ist, an baarem Gelde dafür erkenntlich würden.

So lange die Leiche noch im Trauerhause sich befindet, und besonders, so lange sie noch nicht angekleidet ist, geht es gewöhnlich daselbst auch sehr unordentlich her. Aber eben diese Unordnung, eben diese äußerst zerstreute Simmung aller Hinterbliebenen — zuweilen auch die wirklich große Betrübniß der oft in der größesten Verlegenheit gesetzten Leidtragenden, macht, daß man nicht immer genaue Acht auf alles das giebt, was vorfällt. Die Leiche, (wenn es ein Mann ist) muß rasirt werden; der Barbier kommt, an einer Serviette hat noch keiner gedacht; er will anfangen, zuckt aber die Achseln, weil er keine Serviette hat, und — sagt endlich mit baderisch-timiden Kratzfüßen, daß man zu den Todten gewöhnlich eine Serviette liefere. Von den Anzehörigen sind die mehreste Zeit wenigstens doch einige in der Nähe. Der Barbier sagt: „Es thut nichts, wenn sie auch nicht ganz weiß ist," — und da wird dann in der Eile, und oft aus Unvorsicht aus dem nächsten Deckkorbe die erste und beste Serviette ergriffen, die nur zur Hand kommt, und solche zu diesem Behuf hingegeben, die der geschmeidige Mann sogleich nach vollendetem Geschäfte in seinem Scheerbeutel davon trägt. Nun kann solches eine Serviette von einem Muster seyn, wovon man nur ein Gedeck und auch vielleicht nur 12 Ser-

vietten hat, und also den Mangel entweder gar nicht, oder nur mit vielen übermäßigen Kosten ersetzt erhalten kann. — Nach Verlauf einiger Zeit gehen die Gedecke unter den Erben zur Theilung, und — nun fehlt die unersetzbare Serviette, wodurch das Gedeck doch verstümmelt worden. — Manches Mahl und oft weiß bey der Theilung schon keiner mehr, wo solche Serviette geblieben, und man begnügt sich damit, daß sie in der im Hause gewesenen Unordnung, gestohlen worden sey; es wird also dieserhalb in der Theilung ein solches mangelhaftes Gedeck demjenigen zu Theil, den das Loos trifft, und die lieben Hausfrauen jammern so lange, als sie solches so unvollständig haben, über den Mangel mit Recht.

Leichenrede, s. Leichenabdankung und Leichenpredigt. In so fern eine Leichenrede dasjenige ist, was wir unter Parentation verstehen, kann sie von jedem Manne aus dem Civilstande gehalten werden. Gewöhnlich steht der Redner neben der Leiche, und es geschiehet die Leichenrede entweder im Trauerhause, kurz vor dem Hinaustragen des Sarges, oder auch in der Kirche, oder selbst auch am Grabe. Sie muß in einem kurz aber bündig zusammengefaßten Lobe des Verstorbenen, in Trost für die Leidtragenden, und zuletzt in wohlangebrachten Wünschen für die anwesende Gesellschaft bestehen.

Leichensalbung; eine Leiche mit allerley Spezereyen, und zwar äußerlich einzureiben. Die Griechen, Römer und Juden salbten ihre Leichen, da hingegen die Aegypter und andere sie balsamirten. Man sehe die Artikel Leichenbalsamiren, wie auch Leichenbegängniß.

Leichenschau; Todtenschau; Todtenbeschau; ist die in einigen Ländern bestellte, wohlthätige Einrichtung, daß keine Leiche begraben werde, wo sie nicht von gewissen eigentlich dazu bestellten, der Sache kundigen Män-

Männern, gehörig untersucht worden, ob sie auch wirklich todt sey. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, ob der Staat sich um die Todten bekümmere, oder nicht! Im Artikel Leiche findet man schon gehörige Anleitung, wie überhaupt bey Scheinleichen zu verfahren; der Artikel Leichenhaus giebt noch nähere Anweisung; und in diesem Artikel soll gezeigt werden, wie ein Staat auch überhaupt, ohne eigentlich besondere Leichenhäuser anzulegen, verfährt und verfahren könne, damit Bevölkerung, die allgemeine Gesundheit und Sicherheit nicht leiden (*).

Schon bey einem rohen Volke, den Kalmücken, treffen wir ein Beyspiel von guter Ordnung in Hinsicht des Begrabens der Verstorbenen an. Wenn nun gleich dieses Gesetz in abergläubigen Gebräuchen verhüllt liegen mag, so hat es dennoch seinen wahren und gewissen Nutzen: In dem Augenblicke, da ein Kranker bey ihnen den Geist aufgeben will, muß solches dem Göllung (Geistlichen) angezeigt werden. Dieser urtheilt alsdann, in welcher der zwölf Stunden, in die sie Tag und Nacht eintheilen, der Kranke ohngefähr gestorben ist, und nach der Todesstunde wird aus den Büchern die Art bestimmt, wie mit dem Leichname verfahren werden solle (**). Wenn nun diese kalmückische Einrichtung auch den ganzen weitläuftigen Zweck einer gehörig sonst eingerichteten Leichenschau nicht gänzlich erfüllet, so hat sie in der Rücksicht schon viele Verdienste, daß gewiß keine Leiche so ganz in der Stille und ungesehen von mehreren Leuten eingescharrt wird.

Es erstreckt sich daher der große Nutzen der Leichen- oder Todtenschau nicht allein auf die Sicherheit

(*) Man sehe auch Plenks Element. med. et chirurg. forens. S. 165.

(**) Pallas russische Reisen, I. Band, S. 307. Auch sehe man den Art. Leichenverbrennen.

einzelner Bürger im Staate, indem man gewiß seyn kann, daß bey solcher Anstalt eine ins geheim verübte Gewaltthätigkeit nicht leicht unentdeckt bleibe; sondern auch dahin, daß der Staat den großen Vortheil ohne viele Mühe schöpfe, den allgemeinen Gesundheitsanstalten eine bessere und bestimmtere Richtung geben zu können; indem die bey einer solchen Anstalt zu führenden Sterberegister, die allemahl auch die Krankheitsarten anzeigen müssen, über die vermehrte oder verminderte Sterblichkeit eine genaue Uebersicht geben. Eine dergleichen Leichenschau wäre nach der Meinung des Herrn von Sonnenfels (*) (nähmlich so wie sie in verschiedenen großen Städten schon eingeführt ist,) auch auf dem platten Lande, wo sie noch mangelt, einzuführen, wenn daselbst wohlgeprüfte Bader oder Barbier sich befinden, und zu solchem Behufe vereidet werden.

In der Art und Weise der Einrichtung einer Leichenschau mögen sich nun wohl nicht alle Aerzte und Staatsmänner gleich seyn, indessen ist doch so viel gewiß, daß sie alle in der Hauptsache übereinkommen; und da ergiebt sich vorzüglich, daß es dem Staate selbst sowohl als den einzelnen Gliedern desselben unmöglich gleichgültig seyn könne, wer oder was für Männer eigentlich zur Todtenschau bestellt werden? Ob die Männer sich schon die gehörige Kenntnisse erworben haben, oder ob sie sich solche noch erst erwerben müssen? Auch nach des Herrn Plenks Vorschlägen würde ein erfahrner Wundarzt hierzu immer gebraucht werden können, und er hat in so fern Recht, wenn nur allezeit dergleichen Wundärzte vorhanden wären, auf deren Kenntnisse, Gewissen und Rechtschaffenheit man sich verlassen könnte.

Die

(*) Grundsätze der Polizey, Finanz- und Handlungswissenschaft, I. Th. §. 185.

Die Pflichten eines solchen Leichen- oder Todtenschauers würden darin bestehen, daß er untersuche:

1. Ob der Leichnam auch wirklich todt sey? damit solcher entweder zur rechten Zeit, und nicht lebendig begraben, oder nicht vor der Zeit des gewissen Todes geöffnet werde. Hierzu würde auch noch kommen, da der Tod oder das Leben eines Neugebornen oft der Vorwurf der wichtigsten gerichtlichen Entscheidungen ist, daß auch gerade diese Fälle aufs genaueste geprüft würden.
2. Ob die Art des Todes natürlich, oder gewaltthätig vorgegangen? Im letztern Falle darf kein Attestat zum Begräbniß gegeben, sondern der Fall muß sogleich dem Gerichte angezeigt werden.
3. Ob ein weiblicher Körper etwa schwanger sey? von welchem die Frucht nach der im Artikel Leichenöffnung gegebenen Anleitung hervorgezogen werden müßte.
4. Ob der Körper nicht gleich nach dem Tode faule, oder wegen vorhergegangener Krankheit eine Ansteckung befürchten lasse? Dann muß selbst auch das Aussetzen der Leiche zur Schau fürs Volk nicht allein gänzlich verboten, sondern auch die Begräbnißzeit früher bestimmet werden.
5. Ob die Zeichen des Todes nicht noch zweifelhaft sind? als bey welchen der Leichnam nicht eher begraben werden darf, bis eine offenbare Fäulniß dazu berechtiget.

Der zu diesem Behufe bestellte Wundarzt, Leichenschauer oder Aufseher, begiebt sich auf der Stelle in das Haus des Verstorbenen, und vor sein Bette, aus welchem ihn niemand zu ziehen befugt ist, ehe der Aufseher angekommen. Hat ein Arzt bisher den Kranken bedient, so erhält der Aufseher von diesem bald mög-

lichst die von ihm selbst unterschriebene Benennung des Zustandes, woran der Kranke verstorben zu seyn scheint. Hat kein ordentlicher Arzt den Kranken besorgt, so erkundigt sich der Aufseher nach der Dauer der Krankheit, nach den vorzüglichsten Umständen, Geschlecht des Verstorbenen, und nach dessen Todesart. Er bemerkt alles nebst der Stunde des Hinscheidens mit wenig Worten in sein Register. Dieserhalb sagt Hußty (*): „Schwerlich dürfte jemand den „grossen Nutzen einer gut eingerichteten Todtenschau, „und den darüber gemachten Berichten in Zweifel zie„hen, wenn man bedenkt:

„1. Wie viele Mordthaten, Kindermorde, u. dgl. „dadurch entdeckt werden.

„2. Daß niemand lebendig begraben werde.

„3. Daß man dadurch nicht sowohl die einheimischen, „als auch die epidemischen Krankheiten früher „und näher kennen lernet.

„4. Daß die unglücklichen Kuren der Quacksalber zur „Warnung für die ganze Gesellschaft öffentlich „bekannt werden.

„5. Daß der Staat durch gut eingerichtete Todten„listen die Sterblichkeit seiner Unterthanen, und „die Gesundheit des Landes kennen lerne, und in „Stand gesetzt werde, die Ab- und Zunahme „der Bevölkerung zu erfahren, wenn diese Ster„belisten mit den Taufregistern verglichen werden. „Probst Süßmilch hat es zur Genüge gezeigt, „wie viel der Staat bey dergleichen Berechnun„gen gewinnen könne. — —

„So schmeichelhaft der Nutzen gut eingerichteter „Todtenschauanstalten für den Staat wirklich ist, wenn „die Personen, welche dazu gebraucht werden, mit den „ge-

(*) Diskurs über die medicinische Polizey, II. B. §. 672, fgg.

„gehörigen Kenntnissen versehen, allezeit pflichtmäßig „dabey verfahren; um so empfindlicher und sichtbarer „ist der Nachtheil, wenn es dem Beschauer und „Ausfertiger des Berichtes entweder am Willen, „oder an Kenntnissen, oder an beyden zugleich fehlet. „Leider! sind die meisten, welche dazu berufen sind, „nicht auserwählet. Davon gar nicht zu reden, daß „die meisten unserer Wundärzte nicht mit den gehöri„gen Kenntnissen dazu versehen sind; wünschte ich nur, „daß sie nach den deutlichen Vorschriften, welche ihnen „gegeben werden, mechanisch verfahren. Freylich „kann man von einem Manne, der von der Wundarz„neykunst, oder Arzneywissenschaft, so wenig als der „Viehhirte versteht, nicht mehr verlangen; aber höchst „unbillig ist es, wenn man ihn nur darum, weil er „nun einmahl als erkaufter Zunftgenosse da ist, gleich „dem verdienstvollen Manne, der Reihe, oder dem „von ihm bewohnten Stadtviertel nach, ein Amt auf„trägt, wozu er zu schwach ist, und worunter die ganze „Gesellschaft Gefahr läuft. Ich weiß nach glaubwür„digen Zeugnissen, daß noch vor kurzer Zeit in Preß„burg ein zur Todtenbeschau als zunftmäßig bestellter „Barbier in seinen Todtenscheinen nie eine andere „Krankheit angab, als Frenesin, wozu er durch die „Provinzialbenennung der Gichter, (Fraiß,) verleitet „wurde, denn er glaubte, daß kein Mensch ohne die„selben stürbe. Einst hatte ich einen Kranken an der „Bauch- und Hautwassersucht zu behandeln, welcher „nach Abzapfung des Gewässers bald verschied, und „sein unbekümmerter und unwissender Todtenbeschauer „ließ ihn an der Auszehrung gestorben seyn. Mehrere „dergleichen Schnitzer hier anzuführen, ist überflüssig, „da jeder praktische Arzt dergleichen zu beobachten täg„lich Gelegenheit hat. — Würde es wohl den Aerzten, „wenn sie selbst diesem Geschäfte obwalteten, oder, „wenn sie verpflichtet würden, die ihnen untergebenen

„unerfahrnen Wundärzte hierüber zu unterrichten, und „über die begangenen Fehler zurecht zu weisen: daß „nähmlich, z. B. keine Frau an den sechs Wochen, „sondern an dieser oder jener Krankheit, welche sich „während denselben ereignet hat, sterbe, u. dgl. Dies „wäre eine der ersten derjenigen Pflichten, welche jeder „bestellte Physikus zu beobachten hätte."

Es muß also solch ein richtiges Verzeichniß der Todesart und der sie begleitenden wichtigsten Umstände von äußerster Genauigkeit seyn, und, wie auch von Sonnenfels (am angeführten Orte) anräth, einem Arzneykundigen anvertrauet werden, welcher in diesem Geschäfte nach wissenschaftlichen Gründen zu verfahren hat. Gehöret der Zustand unter diejenigen, von welchen ich oben (in n. 2. als von den Pflichten eines Leichenschauers,) gesagt habe, daß sie eine geschwinde Beerdigung, wegen zweifelhafter Umstände, nicht gestatten mögen, als, zu den jähen Erblassungen, oder zu den, einer vorausgegangenen Gewaltthätigkeit verdächtigen Fällen: so untersagt der Aufseher das Begräbniß bis auf weitere Auskunft. Auf jeden Fall verbietet er das geschwindere Herausnehmen des Erblichenen aus dem Bette; und wenn der Tod zweydeutig ist, gestattet er ohne besonderes Zeugniß eines herbeygerufenen Arztes oder geschickten Wundarztes, daß nähmlich alle Rettungsmittel lange genug bey dem Erblichenen ohne Frucht angewandt worden seyn, — niemahls, daß derselbe auf das sogenannte Leichenbrett, oder auf die kalte Erde, im Winter in ein kaltes Zimmer, gelegt werde. Noch weniger darf gestattet werden, was nur allzu oft geschieht, daß man den Erblichenen, sogleich als der Sarg fertig ist, in denselben lege, und ihn sogleich zunageln lasse. Schon Sennertus (*) hat sich wider diesen schädlichen Gebrauch

(*) L. IV. Pract. med. Part. II. Sect. 3. c. 4.

brauch empöret; und der Rechtsgelehrte Questelius, hat deshalb, (in seiner Dissert. jurid. de pulvinari morientibus non subtrahendo,) dringende Vorstellungen an die Obrigkeit gemacht.

Damit nun in der Angabe der Krankheit gewiß alles richtig bey den Verzeichnissen hergehe, so wird nach einer weisen Verordnung Josephs des Zweyten, in den östreichschen Staaten, diesfalls 1782 allen Hausinhabern eben das bekannt gemacht, was den Doctoren der Arzneykunst anbefohlen worden, nähmlich: daß diese jederzeit nach Absterben ihres Patienten, in dem Hause des Todten einen Zettel, mit der Benennung der gehabten Krankheit, hinterlassen sollen, welchen alsdann die Angehörigen des Verstorbenen dem Leichenschauer zu übergeben haben. Und 1785 erging von dem Statthaltereyrath des Königreichs Ungarn eben diese Verordnung, vermittelst der dazu bestimmten Stellen an die ungarischen Aerzte.

Wenn der Erblaßte wegen sehr zweifelhafter Umstände länger unbeerdigt bleiben muß, so besucht der Aufseher oder Leichenschauer täglich wenigstens ein Mahl die Leiche, und überzeugt sich, daß keine Nachlässigkeit in Absicht auf die, im Art. Leiche schon angezeigten Rettungsmittel, Platz finde. Findet er nicht die erforderliche Thätigkeit bey den Anverwandten, so veranstaltet er also gleich, auf deren Rechnung, was nöthig ist, und macht also gleich die gehörige Anzeige bey dem Polizeygerichte. Ist alles ordentlich abgelaufen, so überreichet er bloß beym Schlusse jeden Monathes demselben eine getreue Abschrift seines Todtenregisters.

Sollten aber die Leichenschauer, oder Todtenaufseher, nicht wirklich kunstverständige Menschen seyn, so müssen solche in den, sich auf den Leichenschau beziehenden Dingen, von dem Physico genau unterrich-

tet und geprüft werden. Folgende Einrichtung ist in den östreichischen Staaten dieserhalb nach und nach getroffen worden:

1. Bey Ministern von auswärtigen Höfen, ist der Hofmarschall befugt die Leichenschau vorzunehmen. In andern Fällen ist sie einzig dem Stadt- und Landgerichte vorbehalten (*).

2. Arme, in Verpflegung stehende Personen sind unentgeldlich zu beschauen (**).

3. Arme Invaliden, ohne alles Vermögen, sind von der Todtenschautaxe befreyt. Die Vermögen haben, müssen dieselbe ganz bezahlen; und die, so nur ein geringes Vermögen besitzen, sollen eine von der Obrigkeit gemäßigte Gebühr bezahlen (***).

4. In Hauptstädten muß die Todtenbeschau aller Orten, sowohl in Communitäten, als in Privathäusern, vorgenommen werden. In den Frauenklöstern allein ist die Beschau den Hausärzten oder Medicis ordinariis vorbehalten, welche ihre Zeugnisse dem Todtenschaueramte zu übergeben haben. Diejenigen, so die Todtenschau verweigern, fallen in eine Strafe von 50 Ducaten. Die Todtenbeschauer müssen von der medicinischen Facultät geprüft werden, und haben ihre Relationen deutlich zu verfassen (†).

5. In

(*) Verordnung vom 31sten März 1721.

(**) Vom 9ten Januar 1743.

(***) Vom 4ten September 1751.

(†) Vom 30sten März 1770.

5. In Civil- und Militärspitälern, Armen-, Zucht- und Arbeitshäusern, ist die Beschau unentgeldlich vorzunehmen (*).

6. Die Medici sollen die epidemischen Krankheiten auf einem Zettel beschreiben, und sofort diesen Zettel durch den Todtenbeschauer dem Magister sanitatis mit dem Todtenbeschauzettel überreichen lassen (**).

7. Dermahlen haben die Medici nach Absterben eines jeden Kranken ein deutsches Zeugniß zurück zu lassen, welches dem Todtenbeschauer, wenn er die Beschau vornimmt, zu übergeben ist (***).

8. Ueber den von dem Stadtmagistrate in Rücksicht der künftigen Benehmungsart bey den in dem Universal-Krankenspitale sich ergebenden Todesfällen erstatteten Bericht, hat die Regierung verordnet, daß dem dahin abzuordnenden Todtenbeschauer, von jedem Wundarzte des Spitales, der die Beschau vorgenommen hat, von Tag zu Tag das Verzeichniß der daselbst Verstorbenen nach ihrer Eigenschaft, jedoch mit Bedachtnehmung, daß die Gattung der Krankheit bloß nach dem, von dem Gutbefunde des das betroffene Krankenzimmer zu übersehen habenden Arztes jedes Mahl beyzusetzen sey, gefertigt, überreicht, und zum Druck befördert werden soll, wo übrigens in Criminalfällen die ordentliche Beschau in Gegenwart eines magistratischen Commissärs, und zweener in dem Krankenhause beeidigter Wundärzte, vorzunehmen, und bey der Aufnahme des Verwunde-

ten

(*) Verordnung vom 21sten November 1770.

(**) Vom 27sten May 1780.

(***) Vom 18ten May 1782.

ten in das Krankenhaus jedesmahl der Verbandzettel zu übergeben ist (*).

9. Für die vom Staate versorgten und sterbenden Waisen- und Findelkinder, ist keine Leichenschaugebühr zu entrichten, so wie solche auch unentgeldlich begraben werden müssen (**).

In den östreichischen Städten also, wo die Todtenschau eingeführt ist, müssen die bey derselben geführten Bücher alle gleichförmig, und nach einem gewissen Formulare eingerichtet werden. Am Ende eines jeden Jahres werden die Register in eine Haupttabelle zusammen gezogen, und an die Kreisämter eingesandt. Jedes Kreisamt hat aus den sämmtlichen, bey seinem Kreisamte eingelaufenen Schauregistern, desgleichen aus den von den Pfarrern und Rabbinen eingekommenen Trauungs- Geburts- und Sterberegistern, die Zahlen in die Kreistabellen, zu welchen ihnen gedruckte Formulare gegeben werden, hinein zu tragen, folglich die Tabellen nur auszufüllen, und solche am Ende des Jahres an die Landesstellen einzusenden. Wenn aus den eingesandten Registern bey einem Kreise eine auffallende Veränderung in der Abnahme, oder Zunahme der Bevölkerung überhaupt, oder in irgend einer Gegend besonders beobachtet wird, müssen die Kreishauptmänner ihre Tabellen mit einem Berichte begleiten, worin sie die wirklich entdeckte, oder vermuthliche Ursache einer solchen Veränderung anzeigen. Die Landesstellen ziehen aus den an sie gekommenen einzelnen Registern der Kreis-

(*) Regierungsverordnung, Wien, vom 26sten May 1784. Steht im Lexicon der k. k. Medicinalgesetze, von John, Th. 4, S. 30.

(**) Hofentschließung, vom 28sten November 1786. Eb. das. S. 32.

Kreisämter eine Landestabelle zusammen, und begleiten dieselbe mit ihren Beobachtungen und Erinnerungen an die vereinigte Hofstelle, wo mit Ende des Februars die Tabellen aus allen Ländern einkommen.

Die Tabelle, so wie dieselbe bey der Leichenschau eingerichtet ist, hat verschiedene Rubriken. In die erste wird der Monath und Tag eingetragen, an welchen der Verstorbene zur Schau gekommen ist. Dann folgt darauf der Nahme. Unter der nächsten Geschlechtsrubrik wird die Person mit der Zahl 1. in das Fach vom männlichen oder weiblichen Geschlechte eingetragen, wohin sie gehört. Aus Zusammenziehung der Geschlechtssummen erwächst die Hauptsumme der Gestorbenen. Das Alter ist wieder in fünf Unterabtheilungen getheilt, und der Beschauete wird abermahl mit der Zahl 1. in die ihm zukommende Abtheilung gesetzt. Die Todesart hat wieder zwo Abtheilungen, deren jede in 3 Rubriken abgesondert ist. In jeder dieser Rubriken ist die Person nicht bloß mit der Zahl 1. einzutragen, sondern auch die Benennung derselben in ihre gehörige Rubrik zu setzen, oder vermittelst einer kurzen Anmerkung darzuthun, zu welcher Gattung sie gehöret. Z. B. Lungensucht, Erhängt, vom Gerüste gefallen, u. dgl. Der Nutzen solcher Register fällt für sich selbst auf, indem daraus nicht nur die Hauptsummen aller Verstorbenen, sondern auch besonders deutlich wird, wie viel von jedem Geschlechte, von jeder Altersabtheilung, und durch welche Todesart sie gestorben sind.

Nachfolgende Tabelle giebt hiervon einen deutlichern Begriff als die bloße Beschreibung:

Sterberegister, wie dasselbe bey

Zur Schau Gekommene. 1783.	Nahmen der Beschauten.	Geschlecht.		Summa der Gestorbenen.
		Männ. lich.	Weib. lich.	
Im Januar.				
Den 4ten	Christoph Egner	1	—	
Den 9ten	Maria Endlin	—	1	
	Jacob Endel	1	—	
	Ulrich Warber	1	—	
Den 10ten	Eleonora Hellin	—	1	
	Matthias Erber	1	—	
	Hans Willig	1	—	
	Summa der einzelnen Rubriken	5	2	7

der Leichenschau geführet wird.

Sind gestorben:											
In dem Alter.					An einer Todesart						
					Krankheit.			Gewaltsam			
Von der Geburt bis 7 Jahr.	Von 7 bis 17.	Von 17 bis 40.	Von 40 bis 50.	Von 50 hinab.	Gewöhnliche Entkräftung.	Orts-Krankheit.	Epidemie.	Selbstmord.	Unglücksfall.	Von andern ermordet.
—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—
1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—
—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—
1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—
—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—

Leichenschauer, Leichenbeschauer, Todtenschauer, Todtenbeschauer, Todtenaufseher, ist derjenige Wundarzt, welcher dazu bestellt worden, die Leichen genau zu untersuchen, ob sie wirklich todt, und an welcher Krankheit sie gestorben sind, oder auch, ob sie allenfalls heimlich vom Leben zum Tode gebracht worden seyn möchten; über welches alles er seine gehörigen Verhaltungsbefehle hat. Man sehe den vorigen Artikel.

Leichenschaueramt, ist diejenige, landesherrlicher Seits, gesetzte Commission, welche das Leichenschauwesen vermittelst der Todtenschauer oder Aufseher vollführet, und in Ordnung hält. Wenn aber ein Chirurgus Leichenschauer geworden; so könnte man in der Rücksicht und figürlich auch sagen: Er habe ein Leichenschaueramt erhalten. Man sehe Leichenschau.

Leichenschaugebühren sind diejenigen Abgaben, welche das Trauerhaus, oder die Hinterbliebenen, bey dem Sterbefalle, an das Leichenschauamt, und den Leichenschauer zu entrichten haben. Siehe Leichenschau.

Leichenschautabellen, s. Leichenschau.

Leichenschauregister, s. Leichenschau.

Leichenschauwesen, begreift die ganze Einrichtung des Leichenschauamtes. Siehe Leichenschau.

Leichenschmaus, s. Leichenmahl.

Leichenschmuck, s. Leichenputz.

Leichenspiele, Ludi funebres. Es ist im XXXIVsten Theile der Encyklopädie, S. 4 bis 61, von den Kampfspielen weitläuftig geredet worden, welche die Griechen und Römer vormahls häufig angestellet haben; und in demselben Artikel wird auch verschiedentlich derer erwähnet, welche lediglich bey Leichenbegängnissen vorfielen. Da aber der angeführte Artikel im Allgemeinen von den Kampfspielen der Alten han-

handelt, so wird es nöthig seyn, hier von den Leichenspielen besonders noch verschiedenes anzuführen.

Es haben die Leichenspiele ihren Ursprung von den Griechen, wo sie Acastus in Jolco, einer thessalischen Stadt, nach dem Berichte des Plinius (*) zu allererst eingeführt hat. Thesçus in Isthmo folgte ihm darin nach. Bey den Römern wurden die ersten Leichenspiele, bey welchen man focht, im 489sten Jahre der Stadt Rom, (oder wie einige wollen, im 488sten Jahre,) da Ap. Claudius und M. Fulvius Consul waren, von M. und D. Brutus gegeben, wodurch sie das Leichenbegängniß ihres Vaters ehren wollten. Sonst mochte aber eigentlich der Zweck der Fechterspiele vielfach seyn. Man wollte zwar dadurch dem Verstorbenen eine Ehre erweisen, und sein Gedächtniß im feyerlichen Andenken erhalten, allein, sich selbst auch nicht vergessen, und also durch diese Vergnügungen seinen Schmerz lindern und besänftigen; so wie man auch mit dem dabey zu vergießenden Blute die unterirdischen Götter aussöhnen und befriedigen wollte. Zuweilen stellten obrigkeitliche Personen dergleichen an, um das Volk dadurch wieder zufrieden zu stellen, wenn sie besorgten zu hart zu seyn; oder Privatpersonen, um die Gunst des Volkes zu erlangen, und, im Falle ein obrigkeitliches Amt leer würde, solches zu erhalten.

Die Leichenspiele waren in Ansehung der Menge sowohl als auch der Pracht sehr verschieden. Zuweilen hatte man bloße Fechterspiele, und diese waren die allergewöhnlichsten. Man verband aber damit bey ansehnlichen Leichenbegängnissen reicher Römer, auch allerley andere Spiele, z. B. Ludos scenicos satyricos. Dieses waren Spiele von denen veranstaltet, welche vermittelst der Stimme des Volks zu einem

(*) *Plin.* l. 7, 56. p. 481.

obrigkeitlichen Amte gekommen waren. Mehrere hierzu vorbereitete Leute sangen auf einer Bühne Oden, oder suchten den Zuhörern und Zuschauern allerley andere dramatische Vorstellungen zu geben. Eben diese Spiele geschahen zuweilen auch auf öffentliche Kosten bloß zum Vergnügen des Volks, doch mit dem Unterschiede, daß alsdann nur die Thaten der Helden vorgetragen wurden. Es war Musik dabey, und die agirenden Personen verkleideten sich nach Befinden der Umstände in Könige, Gottheiten, Satyre, Faunen und dergleichen mehr (*).

Auch sind hierher diejenigen Göttermahle zu rechnen, welche bey großen Leichenbegängnissen veranstaltet wurden. Man nannte ein solches ein Epulum, und ließ unter das Volk dabey Fleisch austheilen. Diese Feyerlichkeiten zu besorgen, waren besondere Priester angestellet, welche Epulonen (Epulones.) hießen; diese bestimmten die Fälle, wenn ein solches Gastmahl nöthig war, und gaben auch die Art und Weise sie zu veranstalten, an. Im 557sten Jahre der Stadt Rom sind dazu zuerst drey Priester angestellt worden, denen man das Vorrecht zugestand, einen bebrämten Rock zu tragen (**). Sylla fügte ihnen noch vier bey, und Cäsar vermehrte ihre Zahl bis auf zehn. Da nun vornehmlich ihre Sorgfalt auf die Göttermahle gerichtet war, so lag ihnen auch ob, den Tisch selbst in gehörige Ordnung zu bringen, um welchen die Bildnisse der Götter auf Polster, als ob sie speisen sollten, gesetzt wurden, und veranstalteten hierzu die kostbarsten Speisen. Dergleichen Göttermahle dauerten zuweilen mehrere Tage hinter einander, wo alsdann

(*) *Dion. Halic.* lib. 7, p. 477. In illust. virorum pompis funebribus vidi — — choros satyricos, qui saltationem satyricam graecanicam saltarent.

(**) *Livius*, lib. 33, 42.

dann die Epulonen desto mehrere Sorgfalt anzuwenden hatten, um alles wohl zu ordnen, damit es theils an nichts gebrach, theils aber auch, damit alles ohne Unordnung zuginge. Besonders hatten sie das jährliche große Mahl, welches dem Jupiter auf dem Capitolio gegeben wurde, zu veranstalten, und sie mußten auch die Gastmahle besorgen, welche bey den großen römischen Spielen dem Jupiter, der Juno und Minerva zu Ehren gehalten wurden. (Von den großen Spielen der Römer wird in S. gehandelt.) Richteten vornehme Römer bey Opfern Göttermahle an, so war auch dieses ein Theil ihrer Pflicht, so wie sie denn auch dem Oberpriester berichten mußten, wenn überhaupt bey den öffentlichen Spielen ein Versehen vorgegangen war. In dieser Hinsicht waren sie bey denselben stets gegenwärtig, und erkundigten sich auch: ob nicht jemand im Testamente den Göttern ein Opfermahl u. dgl. angeordnet hätte? Daß nun solches vollführt wurde, war sodann ihr erstes Bestreben. Wurde aber von den Hinterbliebenen dergleichen Anordnung verheimlichet, so konnten sie in diesem Falle auch die ganze Erbschaft confisciren.

Zu dem Amte eines Epulonen konnten auch Jünglinge gelangen, welche kaum das 16te Jahr erreicht hatten. Sie mußten bey dem Gastmahle selbst auch aufwarten. Bey dem Göttermahle auf dem Capitolio waren die Senatoren die Gäste, und es scheint, daß diese Herren sich wohl die mehreste Zeit diese Bewirthungen haben gut schmecken lassen (*). Das Amt der Epulonen, ob sie gleich so jung dazu gelangten, stand dennoch in großem Ansehen. Cäsar selbst war ein solcher Priester, und auch der Kaiser Tiberius. Aber so beständig war diese Würde nicht, als die der Auguren. Denn diese konnten, selbst wenn sie Schand-

(*) *Dio Cass.* lib. 48, 52. *Martial.* lib. 12, 48.

thaten oder Böses begangen, nicht abgesetzt werden, wie es doch bey den Epulonen geschah, welches Marius Priscus erfuhr (*).

Um des Publikums Gunst zu erwerben, gaben reiche Römer, wie ich schon oben erwähnet habe, auch öffentliche Lustbarkeiten und Gastmahle, wie Cäsar einst dergleichen that, wobey aber die Epulonen nicht immer beschäftiget waren (**). Daß dieses Gastmahl nicht unerheblich gewesen seyn muß, läßt sich schon daraus abnehmen, weil die Gäste an 22000 Tischen saßen. (Excepit. populum viginti duobus millibus tricliniorum.) Hierbey kann man auch bemerken, daß *Jovis Coenatio*, und *epulum Jovis* nicht einerley bedeuten. Epulum Jovis war coena lautissima in Jovis honorem et ad placandum eum ab Epulonibus instructa. Coenatio Jovis hingegen, war in dem Porticu Palatii augustalis ein prächtiges Triclinium oder Speisesaal. Nahe dabey war noch ein Speisesaal, welcher *Sicilia* hieß. (*Sueton.* Aug. 72. *Jul. Capitol.* Pertinax, c. 11, p. 561. *Plut.* in Lucullo p. 519.) Des Luculls Speisesaal hieß Apollo. Auch unterschied man die Benennungen, viri epulones, und epulones. Ersteres waren die Gäste, welche man zum Verzehren der Opfermahlzeiten einlud; von den andern ist gehandelt worden.

Im Artikel Leichenmahl habe ich der Austheilung des Fleisches bey Leichenbegängnissen schon gedacht. Solches geschah auch hier, wenn es nur irgend feyerlich dabey herging. Bestanden aber die Leichenspiele nur bloß aus Tänzen, waren keine Fechterspiele, kein Göttermahl, keine Austheilung des Fleisches an das Volk, kein Pferderennen angestellt, so wurden solche Leichenbegängnisse, Simpludiarii, d. i.

(*) *Plin.* lib. 2, ep. 11.

(**) *Plutarch.* in Caes. p. 733.

d. i. Simpliludiarii, und die Leichen selbst, bey denen nur bloß getanzt wurde, funera simpludiaria, genannt. Man konnte die Spiele bey den Leichenbegängnissen an verschiedenen Orten anstellen, und wenn sonst die Fechterspiele auf öffentlichen Plätzen gegeben wurden, so sah man bey Leichenbegängnissen doch sehr gern, daß sie dort, wo die Leiche blieb, veranstaltet wurden. Diese Klopffechter, welche bey dem Begräbnißplatze mit einander fochten, hießen gladiatores bustiarii. Des P. Licinii Leichenbegängniß war eins der allerangesehensten in diesem Stücke, denn, es stritten 110 Fechter mit einander, dem Volke wurde Fleisch ausgetheilt, und drey Tage lang gab man Trauerspiele. Darauf wurde auf öffentlichem Markte noch ein großes Trauermahl angerichtet, und, weil ein starker Regen und ungestümes Wetter sich einstellte, mußten Gezelte aufgeschlagen werden, unter welchen die Gäste die Mahlzeit verzehrten.

Eine besondere Eitelkeit auf eine andere Art, als ich im vorhergehenden schon bemerkt habe, mochte sehr oft auch wohl ehrsüchtigen Privatpersonen Anlaß geben, dergleichen kostbare Spiele zu veranstalten. Diejenigen Personen, welche die Spiele gaben, hatten die Erlaubniß, an dem Tage, oder, in den Tagen, da solche Spiele auf ihre Kosten gehalten wurden, einen mit Purpur bebrämten Rock, so wie es den Senatoren und Priestern zukam, tragen zu dürfen. Dabey konnten sie auch noch einen Raths- und Stadtdiener, (Accensum und Licrorem,) zu ihrer Bedienung und Aufwartung erhalten, wenn sie die Kosten solche zu lohnen daran wenden wollten (*). Es mag aber damahls wohl schon eben so, und vielleicht noch ärger (in Hinsicht desjenigen Bestrebens der geringern Volksklasse, um es den höhern in allem äußern Anse-

(*) *Livius*, lib. 35, 7. *Cic.* de leg. l. 2, 24.

hen zuvor zu thun —) hergegangen seyn, als jetzt; denn Juvenal (sat. 3. v. 34.) spottet herzlich über die Hornbläser, welche so reich geworden waren, daß sie munera gladiatoria anstellen konnten — sich aber auch durch diesen Aufwand wieder so herunter gebracht hatten, daß sie die vier und vierzig öffentliche Abtritte in Rom pachten mußten; welches nur von Leuten geschah, die in sehr schlechtem Ansehen standen.

Bis zu den Zeiten des Julius Cäsar, war es noch nicht gebräuchlich gewesen, bey den Leichenbegängnissen der Kinder Fechterspiele anzustellen. Dieser war der erste, welcher bey Beerdigung seiner Tochter solches einführte (*). Bald folgten ihm andere nach, und in den übrigen, zum Theil auch nur geringen Städten Italiens, wie z. B. in der kleinen ligurischen Stadt Pollentia, wurden Fechterspiele gegeben. Und da in den Provinzen die allermehresten der dahin gesandten Obrigkeiten, welche die Provinzen verwalten sollten, sich daselbst zu bereichern suchten, und daher die Einwohner heftig drückten und preßten; so wollten sie bey ihrem Abzuge damit alles wieder gut machen, daß sie, um den Einwohnern ein Vergnügen zu verschaffen, Fechterspiele anstellten, wie ich anfangs dieses Artikels schon erwähnte. Dieses Geld mußte aber ebenfalls wieder erpreßt werden, denn sonst hätten sie nichts übrig gehabt; das sah Nero ein, und er untersagte daher schlechterdings diesen Gebrauch (**).

Endlich mußten ebenfalls in Rom die Kaiser solchem Unwesen Gränzen setzen, weil das Volk bis zur Raserey spielsüchtig wurde. (Hier heißt spielsüchtig: nicht daß ein Mann am Spieltische sein Vermögen so traurig be-

(*) *Sueton.* Caes. 26.

(**) *Tacit.* ann. lib. 13, 31. p. 531.

begräbt, sondern, daß er es an die öffentlichen Lustbarkeiten wandte.) Antonin bestimmte, wie hoch der Aufwand seyn sollte, welchen ein Privatmann zu den Spielen verwenden konnte, und der nachfolgende Antonin, der Philosoph, schränkte sie auf alle Weise ein (*). Er setzte eine bestimmte Summe Geldes, die man zu solchen Spielen verwenden konnte, und darüber man nicht schreiten durfte; so wie er auch verboth, nicht mit scharfen Schwerdtern zu fechten und zu morden. Ja er selbst sah nie ein Fechterspiel an, wo mit Degen gefochten wurde (**). Weil nun aber das Volk nicht am bloßen Fechten, sondern am Blutvergießen Vergnügen fand, und solches bey diesem Fechten nicht erfolgte, so wurde dadurch die Lust allmählig verringert. Nerva hob diese Spiele gänzlich auf, weil diese Spiele kostbar waren. Die Fechter wurden bewaffnet, und mußten Soldaten werden. Adrian hielt sie sechs Tage lang, Trajan siebzehn Wochen und vier Tage, und Gordian alle Monathe (***).

Da man sich aber überedete, daß dergleichen Fechterspiele überhaupt dem Volke nützlich wären, so wurden vor dem Abmarsche eines Feldherrn, und zumahl eines Kaisers zur Armee, dergleichen Spiele gegeben, welchen Gebrauch man mit der Zeit schon selbst des Wohlstandes wegen nicht einmahl unterlassen mochte. Der Nutzen, welchen man davon erwartete, sollte der seyn, daß das Volk daher Tapferkeit lernte, daß es eben so unerschrocken dem Feinde entgegen gehen sollte, als die Fechter mit einander stritten, und den Tod

(*) *Jul. Capit.* Ant. philos. cap. 11, p. 332, omnifariam temperavit gladiatoria spectacula.

(**) *Dio Cass.* lib. 71, 29, 1194.

(***) *Ael. Spart.* Adrian. cap. 7, pag. 69. *Dio Cass.* lib. 68, 15. *Jul. Capit.* Gordian, cap. 3, pag. 77.

nicht scheueten: man sollte, wenn man auch unbewaffnet wäre, den noch so sehr bewaffneten Feind nicht fürchten; weil auch unbewaffnete Leute mit bewaffneten stritten. Lange währte es, und es hielt auch sehr hart, diese fürchterliche Gewohnheit völlig abzuschaffen; denn, man suchte sie doch immer noch damit zu rechtfertigen, daß sie eine gute Uebung und eine treffliche Arzeney zur Tapferkeit wären. Das gänzliche Ende dieser barbarischen Schauspiele erschien zuletzt unter den christlichen Kaisern (*). Einige derselben fanden noch Vergnügen daran, wohin auch Constantius zu rechnen, und daher wurde noch immer nicht so genau auf die Beobachtung des Gesetzes gehalten. Die Christen hingegen hielten bey den Kaisern stets sehnlich an, daß diese schreckliche Gewohnheit gänzlich eingestellt werden möchte, weßhalb Constantin zu seiner Zeit auch alles Mögliche zur Einstellung derselben beytrug (**). Honorius aber machte mit erschütterter Seele, als Telemachus das Opfer der Wuth des Volkes, seiner Rechtschaffenheit wegen, wurde, ein völliges Ende. Man sehe Encyklopädie Th. XXXIV, S. 40.

Wenn ein Volk sich an den Anblick des Blutvergießens gewöhnt, so nimmt diese Lust fürchterlich zu, und wird zur abscheulichsten Wuth. Die bloße Politik schon hätte die freyen Römer lehren sollen, daß ein verwildertes Volk der Freyheit unfähig werden müßte; — und wie mußte nicht eine Nation verwildern, deren Matronen, ja Vestalinnen sogar solchen Schauspielen beywohnten! Sehr spät gewöhnten sich die

(*) Hiervon finden sich verschiedene Gesetze im *Cod. Theod.* l. 15, tit. 12, Tom. 5, p. 449, de gladiatoribus penitus tollendis.

(**) *Eusеb.* vita Constant. lib. 4, 25. *Sozom.* hist. eccles. lib. 1, 8. p. 413.

die unterjochten Griechen an diese Spiele. Als zu den Zeiten des Kaisers Marcus Aurelius den Athenienſern vorgeſchlagen ward, nach den Beyſpielen der Korinthier Gladiatorenkämpfe anzuſtellen, rief der Philoſoph Demonax mit edlem Unwillen: Brecht, ihr Männer von Athen, wofern ihr dieſe Kämpfe einführen wollet, brecht zuvor den Altar ab, welchen eure Väter der Barmherzigkeit errichteten.

Ob zwar im Artikel Kampfſpiele mancherley vorgekommen, welches ich hier habe wieder berühren müſſen; ſo war ſolches aber auch um ſo nöthiger, da gegenwärtiger Artikel ganz beſonders von denjenigen Kämpfen handelt, welche bey Leichenbegängniſſen vorfielen. Eben ſo nöthig wird es nun auch ſeyn, ganz kürzlich von den Oertern ſelbſt zu reden, wo dieſe Schauſpiele vorgingen. Geſchah es nicht bey den Gräbern der verſtorbenen Perſonen; ſo waren hierzu öffentliche Anſtalten. Die Geſchichte von der Entſtehung und immer größern Vervollkommnung der hierzu bereiteten Bühnen, iſt in oft erwähntem Artikel Kampfſpiel ebenfalls nachzuſehen.

Es war in Rom ſchon Bedürfniß geworden, bey jeder Feyer Blut zu ſehen; die Leichenbegängniſſe waren es nun nicht mehr allein, bey welchen man Kämpfe ſahe, jede große Feyer mußte mit Blut bezeichnet ſeyn, und das Volk gewöhnte ſich ſo ſehr an die blutigen Anblicke, die es kalten Herzens und nur mit Theilnahme an dem Jubel des Siegers, ſuchte, daß es wenig andere Freuden für edel hielt, und als unterhaltend annahm.

Es würde (ſagt daher der Graf zu Stollberg) mich nicht wundern, wenn wir erlebten, daß Geſetzgeber einer Nation, welche vor unſern Augen den Segen des Chriſtenthums von ſich ſtößt, dieſe die Menſchheit entehrende Sitte nach anderthalb Jahrtauſenden wieder einführten. Sie möchten vielleicht durch Vorſpiegelungen einer blendenden Politik, zum Wahne verleitet werden, daß ſie auf

diese Art den Blutdurst eines Volkes, welches sich am Morde seiner Mitbürger weidet, befriedigen könnten. Der persische Jäger nimmt, statt des Jagdhundes, einen Tiger von kleiner Art, dem die Augen verhüllet sind, hinter sich aufs Roß. Sobald er ein Wild sieht, reißt er seinem Jagdgefährten die Hülle vom Kopfe, dieser springt hinab, verfolgt das Wild, erhascht es, und saugt aus der Kehle das Blut. Hat er seinen Durst gelöscht, so läßt er vom Manne, dem er den Raub überläßt, sich wieder die Augen verkappen, und aufs Pferd setzen. Entschlüpft ihm die Beute, so wird er wüthend. Langsam und schmeichelnd nahet sich ihm der Jäger alsdann, wirft ihm ein Lamm, das er mit sich führet, vor, wartet, bis ihm der Tiger das Blut ausgesogen, legt diesem, nicht ohne Gefahr, durch Beyspiel gewarnt, die Augenhülle wieder an, und setzet ihn aufs Roß. — — —

In den allerältesten Zeiten, wo man noch nicht für einen gewissen Platz, um die Spiele daselbst zu vollenden, gesorgt hatte, war es Gebrauch, den Ort rings herum mit bloßen Degen zu umgeben. Es hießen daher diese Spiele, oder auch die Spiele der Art, schon gleich Circenses, es mochte der Circus, oder die Rennbahn in der Stadt, oder auf dem freyen Felde abgesteckt seyn. Nach der Zeit bauete man zu solchem Behufe Theater und Amphitheater, aber nur für die Zeit des Spieles, und sie waren daher nicht bleibend. Die Theater, dem Vergnügen des Geistes gewidmet, waren griechischer Erfindung, und hatten immer die Gestalt eines halben Zirkels, so wie die Amphitheater rund oder eyförmig waren. Die Römer erfanden die Amphitheater, um mit Gemächlichkeit die Uebungen der Wettrenner, Ringer, Springer, Kämpfe wilder Thiere und Gefechte der Gladiatoren ansehen zu können. Pompejus erbauete das erste dauernde Theater; das erste dauernde Amphitheater wurde von Statilius Taurus gebauet, und zu Augustus Zeiten eingeweihet. Vespasian nahm sich vor, eins zu errichten, welches die höchste mögliche

Grö-

Größe hätte; das heißt, eine Größe, die nur durch den Hauptzweck, jedem Zuschauer einen bequemen, nicht zu entfernten Gesichtspunct zu geben, eingeschränkt werden mußte. Sein Baumeister erreichte diesen Zweck; er hieß Gaudentius, soll hernach ein Christ geworden, und, wie so viele andere Märtyrer, in diesem Amphitheater wilden Thieren vorgeworfen worden seyn.

Dieses Vespasianische Theater wurde nach dem jüdischen Kriege gebauet, und es sollen zehntausend gefangene Juden bey der Arbeit geschmachtet haben. Titus weihete es mit Kämpfen ein, und widmete es dem Andenken seines Vaters Vespasian, daher es auch nach dem Geschlechtsnahmen dieses Kaisers Amphitheatrum Flavium, genannt ward. Domitian, der Bruder und Nachfolger des Titus, gab hier die größten Kämpfe, welche Rom je gesehen. Dieses Amphitheater ward öfters das Kolosseum genannt, nach einem großen Kolossus, welchen Nero im Vorsaale seines Pallastes aufgestellet hatte. Es stellte dieser Kolossus den Sonnengott vor, dem Nero seinen eignen Kopf gegeben hatte. Vespasian ließ diesen Kopf abschlagen, einen andern darauf setzen, und errichtete diesen Kolossus dicht bey diesem Amphitheater.

Dieses Kolosseum ist eyförmig. Des Gebäudes Höhe wird auf 160 Fuß geschätzt, und der Umkreis, so wie auch die nördliche Außenseite, haben sich noch bis jetzt erhalten. In der Encyklopädie, Th. XXXIV, S. 21 bis 30, findet man eine Beschreibung desselben, wie auch die derselben beygefügte Figur 1825, die innere Ansicht des Kolosseums vorstellend. Der äußere Anblick von diesen prächtigen Ruinen erfolgt hier vermittelst der Figur 4315.

So oft die Alten mehr als eine Säulenordnung anbrachten, wie auch hier der Fall ist, da zwischen den

drey-

dreyfach übereinander stehenden Hallen stützende Säulen standen, wo von dorischer Ordnung die untersten, von jonischer die mittlern, und von korinthischer die beyden obersten waren, trugen sie Sorge, die einfachern Ordnungen, welche den Character der Festigkeit und Größe haben, unter die leichtern und zierlichern zu stellen. Das thaten sie, dem Auge zu schmeicheln, und die Täuschung lebendiger zu machen. Mit eben so strenger, und noch mehr nöthiger Sorgfalt wußten sie ihren ungeheuren Gebäuden dadurch Festigkeit zu geben, daß die leichtere Masse von der schwerern getragen ward. So ruhet hier auf dem harten Kalksteine der leichtere Tuffstein, auf diesem die Mauern der Ziegelsteine. Die obersten Wölbungen sind von einer andern Art so lockern Tuffsteines, daß er noch leichter ist, als die Ziegel. Verschiedentlich sind Reisende hinauf bis zu den Sitzen der Bürger gestiegen, und behaupten, so hoch sie auch gestanden, daß sie doch sehr deutlich hinab auf die Arena haben sehen können. Es ist daher kein Zweifel, daß auch die höher sitzenden Matronen sehr deutlich die Kämpfe sehen konnten; denn alle Zuschauer saßen im Halbdunkel, und das Licht fiel auf den Schauplatz.

Da der Herr Graf zu Stollberg diese Ruinen vom Kolosseo selbst gesehen, und sie im zweyten Bande seiner Reise in Deutschland, die Schweitz, Italien und Sicilien beschreibt, so will ich hierselbst seiner Beschreibung wörtlich folgen; und hierdurch dasjenige noch zu ergänzen suchen, was allenfalls fehlen möchte. Er sagt:

Das Kolosseum war auf der Stätte gebauet, wo ein Fischteich gewesen war, welcher zum sogenannten goldenen Pallaste des Nero gehörte. Dieser Pallast hatte, mit seinen Gebäuden, Säulengängen, Gärten, Teichen, u. s. w. einen sehr großen Theil der alten Stadt, drey ihrer Berge, den Palatin, den Esquilin, und den Cälius, mit dem ganzen Raume zwischen ihnen, eingenommen.

Das

Das eigentliche Rom war zu diesen unglücklichen Zeiten unbewohnt geworden. Die Bürger wohnten in den Vorstädten. Der Kaiser wetteifernder Baugeist fand demnach nicht mehr Raum in Rom. Daher zerstörte der eine mehrentheils die Wunder der Kunst, durch welche sein Vorweser sich hatte verewigen wollen, der natürlichen Betrachtung, daß auch er einen Nachfolger haben würde, nach Art der Despoten, uneingedenk. So nahmen das Kolosseum und die Bäder des Titus einen Raum des früh zerstörten goldenen Pallastes ein. An allen Seiten des Kolosseums standen Werke der Kunst. Diese waren: 1) der kolossalische Sonnengott, welcher diesem Gebäude seinen Nahmen gab, er war 140 Spannen hoch; 2) das Vivarium, das heißt, der eingeschlossene Ort, in welchem die wilden Thiere verwahret wurden; 3) ein Porticus, welcher aus dem Pallaste in das Kolosseum führte, und 4) die Meta sudans, (das schwitzende Ziel,) so heißt ein Springbrunnen, weil er gleich den Zielen des Circus, kegelförmig war. Er ist zerfallen, doch sieht man seinen innern Durchschnitt.

Ich habe nachher eine Vorstellung dieses Springbrunnens auf einem Pied d'Estal, wo ich nicht irre, im Museo Pio Clementino, gesehen. Das empor gespritzte Wasser ward von einer hoch an Kegel angebrachten Muschel aufgefangen. Aus der Muschel lief es wieder durch Röhren in den hohlen Kegel hinein, und ergoß sich unten zur Bequemlichkeit des schöpfenden Volkes, welches unter der Muschel trocken stand, durch Löwenköpfe, aus deren Schlünden es strömte.

Leichenstein, Grabstein. Gewöhnlich wird unter einem dieser Wörter derjenige flache und breite Stein verstanden, womit man die Grabstätte eines Verstorbenen zu bedecken pflegt. Es hat das Setzen oder Legen eines Leichensteines zweyerley Zweck zum Grunde: erstlich das Grab zu sichern, damit die Leiche desto ungestörter darin vermodern könne, oder, damit es nicht aufgegraben werde, um andere Todten hinein zu legen; und zweytens, damit auf irgend eine Weise ein, sey es auch nur noch so schlechtes Denkmahl gestiftet werde. In dieser Hinsicht sind alle Leichen-

oder Grabsteine Denkmähler, und haben sie Inschriften, redende Denkmähler, ob gleich nicht alle Denkmähler Leichen- oder Grabsteine sind. Von den Denkmählern überhaupt ist schon in der Encyklopädie, Th. IX, S. 93, fgg. so wie auch von den Inschriften, Th. XXX, S. 138, fgg. gehandelt worden. Es würde daher hier besonders nur von den Leichensteinen, oder den Denkmählern die Rede seyn, welche zugleich auch den Zweck des Grabsteines erfüllen.

Der ganze Ort, auf welchen der Leichenstein liegt, oder aufgerichtet steht, mit dem Steine selbst, wird im allgemeinen das Grab oder das Grabmahl genannt. Man versteht in dieser Hinsicht also unter Grabmahl, die mit einem Steine bezeichnete Stätte, wo der Verstorbene ruhet. Es ist also hier der Leichenstein das Denkmahl, welches die Grabstätte zeigt. Die Römer hatten zwey verschiedene Ausdrücke, womit sie ihre Grabstätten bezeichneten, die selbst in ihrer Bedeutung auch verschieden waren. Diese sind: Monumentum, und Sepulcrum. Daß Monumentum, auch eine Grabstätte, oder einen Ort bezeichne, wo eine Leiche beygesetzt werde, läßt sich ganz ohne Zweifel aus Dio Cassius Worten beweisen, wenn er sagt: Ossa *Severi* in monumento *Antoniniano* reposita sunt (*). Und, wenn er mit dem Worte: reponere auch nur so viel sagen will, daß die Urne mit der Asche und den übrig gebliebenen Knochen in das Monument beygesetzt worden — so zeigt hier monumentum doch auch so viel an, daß es der Ort sey, wo die Gebeine des Severus ruhen. Vielleicht nahmen die Römer das Wort sepulcrum auch zuweilen nur bloß zu denen Gräbern, in welchen sich eine nicht verbrannte Leiche befand.

Hier,

(*) *Dio Cass.* lib. 76, 15.

Hier, in der eben angeführten Bedeutung, sollte also monumentum eben das, was sepulcrum hieß, anzeigen, und vielleicht nur darunter verstanden werden, daß der Leichnam dort, nachdem er verbrannt worden, beygesetzt, und also nicht unverbrannt begraben ist. Dieses Monument befand sich am appischen Wege. Wenn also ein Monument, oder das lateinische Wort monumentum, von einem solchen Orte gebraucht wird, wo jemand begraben liegt, so würde es im weitläuftigsten Verstande eben das sagen, was wir im weitläuftigsten Verstande unter sepulcrum, oder ein Grab, ein Grabmahl verstehen; nähmlich: den Ort, wo die Ueberreste dieses oder jenes Menschen sich befinden. Mit der Bedeutung dieser Wörter, oder vielmehr mit den Wörtern Leichenstein und Grab, geht es uns noch heutiges Tages so. Wir sagen: „Laßt uns zu dieses oder jenes Mannes „Leichenstein gehen;" das heißt nichts weiter, als: nach dem Grabe des Mannes gehen. Der Leichenstein ist hier das Monument, und das Monument wieder das Grab, oder sepulcrum. Indessen ist doch auch anzumerken, daß von der bloßen Begräbnißstätte, die sich ohne alle Aus- und Abzeichnung befindet, das Wort monumentum, oder Monument, (Denkmahl) sich nicht gebrauchen läßt, noch auch je gebraucht wird. Würde aber hingegen wieder nur ein einziger Stein zum Haupte des Verstorbenen und im Grabe liegenden, oder überhaupt auf dem Grabe, irgend bemerkbar, damit es aufgesucht und gefunden werden könnte, aufgerichtet worden seyn, so wäre dieser Stein ein Monument; und wenn man selbigen so benennete, würde man auch zugleich das gedachte Grab damit meinen, und der Stein also, den Leichenstein, das Grab, und das Denkmahl des Verstorbenen bedeuten.

Solche Monumente bey den Römern, die zugleich sepulcra waren, sind z. B. der Meteller, des Antii

Lupi, des Vibii Mariani, der Antonine, und noch mehrere andere gewesen, davon man verschiedentlich manche Ueberbleibsel noch immer antrifft (*). Sehr oft war monumentum aber auch nur ein bloßes Denkmahl, (ein *μνημειον*,) ein prächtiges Gebäude, ein Bogen, ein Porticus oder Spaziergang und dergleichen, ohne daß an dem Orte, wo dieses Denkmahl errichtet war, der Verstorbene beerdigt worden (**). Wenn man also an vielen Orten Monumente findet, wie z. B. dem Aeneas zu Ehren viele errichtet waren, so kann man daher nicht behaupten, daß er an allen diesen Orten begraben liege. (Im Art. Leichenbalsamiren, habe ich vom Osiris der alten Aegypter geredet, dessen Körper getheilt, und in verschiedenen Tempeln beygesetzt worden; — und unter Leichengebräuche habe ich angeführt, daß die Leichname der verstorbenen Kaiser in verschiedenen Kirchen in Wien beygesetzt werden — dies alles gehört aber hier nicht her.) Dieses sagt selbst auch Dionysius von Halicarnaß, wenn er von dem Begräbnisse des Aeneas redet (***): Es sey nicht ungewohnlich, daß man berühmter Leute Begräbnisse, welche zumahl verschiedene Schicksale gehabt, an mehrern Orten aufweise. Unmöglich aber könnten sie an allen den Orten wirklich gestorben und begraben seyn.

Ein

(*) *Sandrarts* Academ. Tom. 2, tab. 18. 19. 20. Wie auch in verschiedenen Reisebeschreibungen, besonders in denen, die vom Morgenlande und Italien handeln, wie deren hauptsächlich Pokoks und des Grafen zu Stollberg sind, nebst vielen andern dergleichen.

(**) *Festus*, p. 245. *Monumentum* est, quidquid ob memoriam alicujus factum est, ut fana, porticus, scripta et carmina. Sed *monumentum*, quamvis mortui causſa sit factum, non tamen significat ibi sepultum.

(***) *Dion. Halic.* lib. 1, 44. Monumenta eis facta in gratiam acceptae utilitatis, praecipue si supererent *reliquiae gentis* aut si *humanos* se *in hospites* suos praebuissent.

Ein Familienbegräbniß aber, wenn auch noch so viele Leichensteine darüber liegen, oder, wenn es ein Gewölbe oder sonst dergleichen ist, was überhaupt die Römer sepulcrum familiare nannten, muß nicht mit einem Monumente verwechselt werden. Solches konnte bey den Römern sehr groß und prächtig seyn, damit alle aus der Familie lange Zeit Raum hatten; in welcher Rücksicht sich es schon in der Bauart selbst von den bloßen Monumenten, oder Gräbern einzelner Personen, unterschied; und dennoch war es kein Monument, sondern ein sepulcrum, eine Grabstätte, oder Begräbniß dieser oder jener ganzen Familie.

Wenn bey den Griechen, weder die Leichname noch die Asche der im feindlichen Gebiete verstorbenen Freunde zu erhalten war, so glaubten sie wenigstens die Seele doch durch Opfer in ihr Vaterland wieder zurückrufen zu können. Diese Gewohnheit nannten sie ψυχαγωγιαν, da sie denn während dieser Opfer drey oder mehrere Mahle den Nahmen des Verstorbenen laut ausriefen. Bey den Römern findet sich hin und wieder dieser Gebrauch ebenfalls, und man nannte diese Opfer Sacra Psychagogica (*). Der Aberglaube der Griechen ging aber sogar so weit, da sie Grabmahle für diese Todten bereiteten, welche doch nur eigentlich bloße Monumente waren, daß sie glaubten, nach dieser ihrer Einladung nähme die Seele nun ihren Wohnsitz in dem ihr geweiheten Monumente. Sie nannten diese Denkmähler oder vielmehr leere Gräber Κενοταφια, (Cenotaphia) weil sie leer von Todten, Asche oder Gebeinen der Todten waren, welche die Römer mit dem Nahmen monumenta ebenfalls belegten, wenn sie sich des griechischen Ausdrucks

(*) Von diesem Gebrauche der Griechen sehe man: *Homer.* Odyss. l. 9, 59 — 66.
Pindar. Pythior. Od. 4, v. 284.

nicht bedienen wollten. Es waren also bey den Griechen diese Κενοταφια weiter nichts als die monumenta bey den Römern (*).

Diese Cenotaphia waren entweder wirkliche Monumente, von Steinen oder Quaderstücken aufgeführt, und mit dem Nahmen desjenigen bezeichnet, dem zu Ehren sie waren errichtet worden; oder es waren auch nur bloß große Steinhaufen, die man ohne Ordnung hoch auf einander hin geworfen hatte. Sobald ein solches Cenotaphium fertig war, wurde die Seele dessen, dem zu Ehren man es errichtet hatte, drey Mahl gerufen, ihren Aufenthalt in, oder bey demselben zu nehmen. In dieser Rücksicht sagt auch Virgil: (Aeneid. l. 303, seq.)

Manesque vocabat
Hectoreum *ad tumulum*: viridi quem cespite *inânem*
— — — sacraverat.

Ganz uneigentlich also werden solche Begräbnißstellen Cenotaphia genannt, wie die Römer ebenfalls das Wort monumentum also gebrauchen (**). Unsere Leichensteine, und überhaupt unsere Gräber, auf welchen nur ein bemerkbarer Stein, sey er auch ganz ohne Inschrift, aufgerichtet worden, sind zwar wohl Denkmähler, Monumente, aber keine Cenotaphia, weil sie fast allemahl die Gebeine des Verstorbenen in sich enthalten. Vielleicht aber könnten solche Leichensteine bey uns mit diesem Nahmen belegt werden, die hin und wieder an denjenigen Orten aufgerichtet wor-

(*) *Suid.* tom. 2, P. 295. Κενοταφια ησαν ωλασσυμενα, ως τυπος νεκρε, μη εχοντα νεκρον. i. e. monnmenta in speciem tantum facta, quae nullum mortui cadaver habent.

(**) *Ael. Lampert.* in Alex. Sever. c. 63, p. 1035. *Flav. Vopisc.* in Probo, cap. 21, p. 682, cap. 9, p. 654.

worden, wo ein angesehener Mann, oder ein um den Staat wohlverdienter Bürger durch Meuchelmord oder andere unglückliche Zufälle sein Leben verloren; dessen Gebeine aber entweder in das Familienbegräbniß oder auf irgend einem andern Gottesacker zur Ruhe gebracht worden, wenn wir auch den Begriff, daß die Seele des Verstorbenen dort wohnen solle, eben nicht damit verbinden. Dergleichen giebt es viele und mancherley, kostbare und auch wieder so einfache, so geringe, daß man sagen könnte: vom Marmor bis zum geringsten Feldsteine, ja, bis zum Tannenstrauche. — — Mir fällt hierbey z. B. das Monument des guten Leopold Herzogs zu Braunschweig ein, der im Jahr 1785 in Frankfurt an der Oder, so unglücklich sein Leben verlor, dessen Leiche aber, ob man nachher gleich auf der unglücklichen Todesstelle das Monument errichtete, doch nicht dort begraben liegt. — Das Monument des seligen Gellert hingegen in Neubrandenburg, in Mecklenburg Strelitz, auf dem angenehmen Walle außerhalb der Stadt, würde wieder ein Monument im eigentlichen Verstande, ein bloßes Denkmahl seyn, da hingegen das eben daselbst sich befindende Grabmahl des Landsyndikus Pistorius, Denkmahl und Grab zu gleicher Zeit ist. Geringe Stücke dieser Art, die die Einwohner in der Gegend, wo sie sich befinden, schlechthin Leichensteine nennen, giebt es viele hin und wieder zerstreut. So z. B. findet sich in einem Walde ohnweit Bützow in Mecklenburg, die Tarnow genannt, ein aufgerichteter Stein, ohngefähr 8 Fuß hoch, etwas über 2 Fuß breit, und beynahe 7 Zoll dick, welcher oben gerundet und sogar etwas ausgekehlt ist, auf welchem sich eine jetzt schon erloschene Inschrift befunden hat. Dieser zeigt den Ort an, wo vor einigen hundert Jahren ein Bürgermeister aus Demmin in Pommern, von seinen treulosen Leuten erschla-

gen worden. Er ist aber daselbst nicht begraben, sondern in seinem Familienbegräbnisse. Ein ähnlicher Stein befindet sich auf der andern Seite der Stadt Bützow, auf der Feldmark des Dorfes Selow, der noch älter zu seyn scheint. Diese Steine werden von den Einwohnern dasiger Gegend Leichensteine genannt, und man findet darüber in Manzels bützowischen Ruhestunden nähere Auskunft. Noch geringere Denkmahle dieser Art sind die aufgethürmten Haufen von Steinen, die man hin und wieder an den Orten findet, wo jemand erschlagen worden, auf welchen jeder Vorübergehender noch stets einen Stein wirft, oder gar, wenn in der Gegend keine Steine vorhanden sind, die Hügel von Baumzweigen. Hierüber habe ich mich im Artikel Leichenbegängniß schon erklärt, nähmlich, daß diese Gewohnheit, einen Stein, eine Hand voll Erde, oder einen Strauch auf einen solchen Ort zu werfen, daher entstanden: um der Seele des Verstorbenen keine Unruhe zu machen, daß der Körper unbedeckt, oder unbegraben liege, zugleich aber auch den Göttern sich dadurch gefällig zu machen, und zu erzwecken, daß man auch einst begraben werde, und nicht das Unglück habe, unbegraben zu bleiben, weil man dergleichen für eins der schrecklichsten Schicksale hielt.

Versteht man aber unter Leichensteinen bloß solche Steine, die das Grab decken; die es von andern Gräbern absondern, und die nur bloß zur Sicherheit dienen, damit der Leichnam unangefochten ruhe; so könnte man solche nicht immer Monumente nennen. Ich beziehe mich hier nicht auf diejenigen der Art, welche wir häufig noch in unsern Kirchen, und vorzüglich auf den Kirchhöfen antreffen, sondern auf diejenigen, welche sich auf den Hügeln, im freyen Felde oder in den Wäldern noch befinden, die wir mit dem Nahmen: Riesenbetten, Heunen- oder Hühnengräber belegen,

wo-

wovon ich in den vorigen Artikeln schon verschiedentlich gehandelt, und im Artikel Leichenverbrennen noch weitläuftiger seyn werde. Sie sind wirkliche Gräber verstorbener Menschen, und wenn auch gleich ausgehöhlte Steine zu ehemahligen Opfern sich noch auf selbigen befinden, so sind sie bloß Grab- oder Leichensteine im eigentlichsten Verstande, und nur allenfalls in der Rücksicht Denkmähler, weil sie die Oerter, als Gräber, von der übrigen Gegend, unterscheiden.

Nebst vielen andern befindet sich auch eine dergleichen Gegend auf dem Wege von Lauenburg nach Hamburg, ohnweit des Dorfes Hamwar. Auf kleinen Höhen sind einige alte von Steinen errichtete Denkmähler dort vorhanden, oder wenigstens findet man dort Steine in der Art aufgesetzt, daß der Vorübergehende aufmerksam auf diesen Ort werden, und sich es sogleich selbst überreden soll, daß daselbst Gräber ehemahliger Landesbewohner vorhanden sind. Vielleicht sind sie noch so wie vor einigen Jahren; da waren um eins derselben in einiger Entfernung rings herum fünf oder sechs andere Steine gestellt, und es war 30 Fuß lang und etwa 9 Fuß breit. An jeder Seite standen 9 Steine, die 2 bis 3 Fuß hoch und etwa 18 Zoll breit waren, eben so weit von einander. (Wie tief sie nun in der Erde stehen, kann ich nicht sagen.) An den Enden stehen die Steine ohngefähr 6 Fuß von einander, und ein großer Stein liegt quer über auf der Südseite. Dies scheint mir der eigentliche Leichenstein zu seyn, da die übrigen querüber liegenden Steine wohl schon weggeholet worden; wenigstens glaube ich es daher, weil ich noch fast alle sogenannte Hühnengräber, die nicht zerstört waren, mit einem solchen großen Deckstein gefunden habe. Auf diesem, und dem Steine zu jeder Seite, ist ein großer ausgebauchter Stein, sehr dick, 8 Fuß lang, und 6 Fuß breit, der die aufrechtstehenden Steine am En-

de gleichsam zu Säulen gebraucht; wahrscheinlich ein Altar. An dem andern Ende liegt auch ein Stein, der nicht völlig so groß ist, ebenfalls in der Quere, und an einer jeden Seite, zwischen diesem und dem Ende der Einfassung, befindet sich auch ein Stein. Nicht weit hiervon, gegen Mittag, liegt ein großer Stein, der 10 Fuß breit, und zwischen 50 und 60 Fuß lang ist. Auf beyden Seiten desselben stehen über der Erde zwey Steine einander gegen über, allein hierauf befindet sich kein Deckstein. Diese Steine sind meistentheils eine Art von grauem Granit. So wie nun aber überhaupt die Leichensteine unserer alten Deutschen jetzt anderswo gut befindlich angewandt werden, so werden auch diese nach Nordholland geführt, und gebraucht, die Pfähle an den Dämmen wider die Gewalt des Meeres zu beschützen.

Ich habe im LXXIII Th. S. 390, fgg. schon verschiedenes von dergleichen Gräbern und Grabsteinen, welche ich in Pommern entdeckte, angeführt, und muß bekennen, daß ich mir alle ersinnliche Mühe gegeben, von solchen Denkmählern nur etwas heraus zu bringen, allein ich kam nie weiter, als daß ich, hatten sie manches Mahl auch noch so besondere Gestalten, ausfündig machte: es sey ein Grab, oder mehrere bey einander. Hierzu verhalfen mir oft auch die in vieles Dunkel verwickelte Dorfhistörchen, wovon ich eine z. B. anführen will: Es ist im Amte Neustadt in Mecklenburg, wo ich nicht irre, ohngefähr zwischen den Dörfern Herzfeldt und Grantzin eine Feldgegend, wo man einige daselbst befindliche Ackerstücken: die Brautwagens Enden, (de Brutwagenschen Eynn,) nennt. In der Mitte dieses Platzes befindet sich ein kleiner Hügel, auf demselben stehen zwölf in die Höhe gerichtete ziemlich große Steine, die etwa 3 Fuß hoch aus der Erde hervorragen. Sie sind so geordnet, daß sie zwey Reihen bilden, stehen stets einer gerade über

dem

dem andern, in ihrer Reihe etwa 3 Fuß von einander entfernt, und die Reihen selbst sind etwa 8 Fuß von einander. Auf dem einen Ende ruhet ein mächtiger Stein auf den vier letzten in die Höhe gerichteten, als eine Decke, und die Einwohner dasiger Gegend nennen dieses Denkmahl, den Brautwagen. Ich forschte geraume Zeit nach dem Ursprunge dieser Benennung, aber vergebens; denn, es war mir äußerst auffallend, daß ein Haufen Grabsteine, wofür ich sie bey dem ersten Anblicke schon sogleich hielt, solche Benennung führen konnte. (Ich halte diesen Steinhaufen für drey Gräber die neben einander angelegt worden, wovon aber seit langer Zeit vielleicht schon die zwey übrigen großen Decksteine fehlen, und der eine am Ende nur noch geblieben; weil dort, wo der große Deckstein auf der Seite nach dem anstoßenden Grabe hin die unterstützenden Steine nur zur Hälfte bedeckt, der Leichen- oder Deckstein von dem benachbarten Grabe mit auf diesen ruhen kann.) Endlich hörte ich die Fabel hiervon; welche wörtlich folgendermaßen lautet:

„Ein Hühnenfräulein sey von einem grausamen Manne verfolgt worden, welcher sie mit Gewalt zur Erfüllung seiner erhitzten Wünsche habe bringen wollen: Sie sey aber mit einem andern Ritter verlobt gewesen, und habe sich tugendhaften Herzens darauf gesetzt, ihre geschworne Treue nicht zu brechen. Sie floh daher in einem mit acht Pferden bespannten Wagen. Auf diesem Platze habe der Grausame sie eingeholt. Angst und Schrecken übermannen sie hier. Um nicht von dem Verfolger umarmt zu werden, wünscht sie sogleich in Stein verwandelt zu seyn, und es geschieht. Die acht frey in die Höhe gerichteten Steine sind daher die acht Pferde, und die vier andern mit dem großen Decksteine der Wagen. Der verfolgende Ritter soll sich vor Schreck getödtet haben, und sein Geist habe sich noch lange zu Pferde in der Mitternachtsstunde daselbst winselnd sehen und hören lassen."

Es läßt sich nicht läugnen, daß hier einige wahre Thatsachen zum Grunde liegen, indem das Denkmahl, oder das Grab vorhanden ist, so wie die mehresten griechischen und römischen Fabeln auch wahre Geschichten zum Grunde haben. Vielleicht kann das Hühnenmädchen vor Schreck und Angst gestorben, und unberührt von ihrem Verfolger dort begraben seyn. Die figürliche und erhitzte Sprache der Alten hat nun die Leichensteine — das Denkmahl, in der Tradition, oder gar einem nun schon erloschenen Bardenliede, worin die Tugend und Treue dieses Fräuleins besungen worden, für die Person selbst genommen, — das Lied erlosch, und es blieb nur noch die verstümmelte Erzählung für die Nachwelt in eine unglaubliche Fabel eingehüllt. Wir haben dergleichen Fabeln, die sich auf gewisse Oerter, Plätze, Gegenden, Stellen in Seen, Gehölzen, Brüchern und dergleichen mehr beziehen, und es wäre wahrlich der Mühe werth, sie aufzusuchen, die Stellen in Zeichnungen zu bringen, die Fabeln dabey wörtlich anzuführen, und dann sie wahrscheinlich zu erklären. Ich hoffe gewiß, wir würden mehr Licht in der vaterländischen Geschichte erhalten:

Die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes ist in ein fürchterliches Dunkel eingehüllet, sobald man weiter hinauf in die Vorzeit forschen will. Alles was wir haben sind meistentheils Sachen, von auswärtigen Schriftstellern beschrieben. Unsere eigenen Traditionen, die, wenn wir die Denkmähler selbst sehen, uns verschiedentlich unterrichten könnten, werden darum von einen Theil unserer hochbelobten Gelehrten verlacht, weil sie Fabeln sind — sie kümmern sich nicht einmahl darum — verlachen sie als Dorfhistörchen, und lesen dafür lieber die Hirtenhistörchen weit entfernter, schon längst erloschener Völkerstämme, und zerbrechen sich die Köpfe, suchen sich auf den

Plätzen

Plätzen zu orientiren, wo sie niemahls hinkommen können und werden, während daß manches Mahl ein wichtiges Denkmahl in ihrer Nähe immer mehr mit Moos und Strauchwerk bewächst, welches eine gewisse Aufklärung verschiedener Dinge geben könnte — oder ein Leichenstein mit Wapen und Inschrift versinkt in die lockere Erde, der mancher zurückgekommenen, ehemahls gewiß edlen Familie, den vorigen Glanz und tausend Gerechtsame wieder geben könnte. — — Mancher würdige Mann aber, der Lust und Kenntnisse genug besäße, die vaterländischen Denkmähler aufzusuchen, und so ans Licht zu stellen, daß mehrere Gelehrte darüber verschiedentlich, und zuletzt richtig urtheilen könnten, wenn sie mit allen unsern Volkssagen und Fabeln zugleich zum Vorschein kämen, steht schon zu sehr in anderweitigen Geschäften, die er des lieben Brodts wegen nicht zurücksetzen, noch viel weniger dieserhalb gänzlich aufheben kann und darf, und daher bleiben so viele noch versteckte Merkwürdigkeiten für die Zukunft beständig todt.

Daß eine, oder mehrere entschlafene Personen unter solchen Leichensteinen ruhen, ist gewiß genug; und es läßt sich auch eben so gewiß vermuthen, daß, noch ehe unsere alten Vorfahren Städte und Schlösser hatten — ja, als sie noch in ziehenden Horden herumstreiften, und der Graue oder Hausvater seine Hütten aufschlug, wo er sein Vieh ernähren und seine Jagd treiben konnte, und weiter zog, sobald ihm die Stätte nicht länger gefiel, auch die Todten in die Erde versenkt, und weil man sie nicht mitnahm, wenn man weiter zog, das Grab mit einem oder mehreren kenntlichen Steinen, zum Denkzeichen, und, damit man es nach langen Jahren einst ohne viele Mühe wieder finden möge, bemerkt wurde. Aus der Größe der Steine, so wie auch aus der Art und Weise, wie sie gestellet und gelegt worden, läßt sich die Wichtigkeit

keit der gewesenen Familie, und auch auf die Anzahl derer schließen, welche Hand an ein solches Werk gelegt haben müssen, indem manche Deck- oder Leichensteine von ungeheurer Größe sind. Die vielen, neben einander sich befindenden, gleich mühsamen, und vielleicht damahls prächtigen Gräber, ließen vermuthen, daß der Stamm einer Familie nicht allein stark gewesen, sondern auch geraume Zeit den Ort beherrscht habe. Geringe Mitglieder aus dem Stamme, die vielleicht auch ohne großen Anhang waren, oder einen so stattlichen Leichenstein nicht besorgen konnten, erhielten, wenn nicht an jeder Ecke des Grabes ein Stein gesetzt wurde, nur einen ganz gemeinen und eben nicht sehr großen Feldstein auf ihr Grab. Beyspiele zeigen solches häufig, und man findet Urnen zuweilen unter Steinen, von nur ganz mittelmäßiger Größe, wo man sie nie vermuthet hätte.

Diese Gewohnheit, nur einen so ärmlichen Leichenstein zu setzen, hat sich bis hieher noch in einigen Dorfgemeinen erhalten. Diejenigen Armen, welche das Grab auf den Kirchhöfen nicht mit eichenen Bohlen einfassen — oder kein schwarzes Kreuz auf dem Grabe, oder wohl gar keine Tafel oder behauenen Leichenstein mit Inschriften darauf stellen oder legen konnen, begnügen sich, nur mit einem ganz schlechten Feldsteine, welchen sie am Ende des Grabes, zum Haupte hinlegen. Dieses ist für manche betrübte Wittwe, manche vater- oder mutterlose Waise Denkmahls genug, wenn sie noch nach Jahren den Kirchhof besuchen, den Stein erkennen, und — vielleicht mit innigstem Schmerze fühlen, daß sie damahls glücklicher waren.

Ein solcher einfacher, schlechter Leichenstein wird von den Hinterbliebenen nicht minder geachtet, als die von Marmor erbauete Grabstätte von den stolz-klagenden. Wer alles verliert, hat immer den größesten Verlust,

lust, er nenne sich auch, wie er wolle, und ist jedem andern größesten Verluste gleich.

Wurden in ehemahligen Zeiten die Grabsteine nicht bloß um der Sicherheit des Grabes willen gesetzt, sondern waren sie bloß heilige Denkmähler der Verstorbenen, so konnten sie so schlecht — und also auch eben diese Denkmähler so einfach, so kunstlos seyn, als sie nur wollten — und sie waren dennoch dem Zwecke gemäß. Der schlechte, unbehauene Stein, wurde durch die darunter ruhenden geachteten Gebeine geheiliget, und zum anbetungswürdigen Denkmahle eingeweihet, und vielleicht nach Jahrzehenden, schon als die darunter ruhende Person selbst, verehret. Im Artikel Leichenbegängniß habe ich gezeigt, wie Altäre, Kapellen und endlich Kirchen auf den Gräbern der Märtyrer entstanden. Was in diesen Zeiten die Altäre, die Kapellen, und auch schon andere große Denkmähler auf den Gräbern geachteter oder geliebter Personen vermochten, das that im grauen Alter der einfache Stein zum Haupte des Grabes, und auch noch jetzt eben dasselbe bey der redlichen Armuth.

Die Bewohner der Erde schienen von Anfang, und in den Urzeiten schon eine große Achtung, oder vielmehr eine gewisse sich auszeichnende Vorliebe für die Steine zu haben. Unsere Nachrichten sagen freylich nur von solchen Personen, welche in einem so warmen Klima lebten, wo ihnen eine unbedeckte Wohnung eben so beschwerlich nicht war, als uns; und da in eben diesen ersten Zeiten so wenig Herbergen als Städte und Dörfer angelegt waren, so war es auch natürlich, daß Reisende unter freyem Himmel die Nächte zur Ruhe — oder die Tage unter einem schattigen Baume, wider die heftigen Sonnenstrahlen geschützt, zubrachten. Lange nach dieser allerersten Zeit finden wir den Jacob, auf der Flucht vor seinem Bruder Esau unter freyem Himmel auf einem

Stei-

Steine, der ihm zum Haupküssen diente, übernachten. Gleichwohl verehrte der Wanderer einen solchen Stein, der ihm einen erquickenden Schlaf, nach so großer Ermüdung gegönnet hatte, höher, als wir unsere vorzüglichsten Betten, Polster und Küssen. Man fand etwas Göttliches darin, wenigstens sah man sie als ein besonderes Geschenk der Gottheit an, der man sie zur Dankbarkeit widmete, indem man sie mit Oel begoß (*).

Auch dieses that Jacob, und zwar um desto mehr, da er einen so heiligen Traum auf diesem Steine gehabt hatte, daraus er vermuthete, Gott beweise bey demselben auf eine ganz besondere Art seine Gegenwart. Der Erzvater nannte diese Gegend Bethel. Nach der Zeit nahm die Hochachtung gegen Steine, die um eines gewissen Umstandes willen merkwürdig geworden waren, so überhand, daß man solche Steine als Gottheiten verehrte, wenigstens sie mit einer gottesdienstlichen Ehrfurcht besuchte und betrachtete. Sie behielten auch denselben Nahmen, den man in der Geschichte Jacobs findet, nähmlich Bethel, oder, wie die Griechen und Römer das Wort aussprechen: Bätylien (**).

Unter den Phöniciern war die Verehrung merkwürdiger Steine besonders gewöhnlich; aber auch in vielen andern Gegenden. Arnobius (***) bekennet von

(*) 1 Mos. 28, 18. vergl. mit C. 31, 13. Erstere Stelle will nach dem Grundtexte so viel sagen, daß Jacob diesen Stein, worauf er geruhet, zu allem dem eingeweihet habe, was nur zu einer gottesdienstlichen Handlung gehöre. Es giebt aber auch noch mehrere Erklärungen hierüber, z. B. in *Pocock* specimen historiae Arabum, S. 100. 101.

(**) Von den Baetyliis handelt besonders *Bochart* in Geograph. sacr. P. II. L. II. C. II. p. m. 785, fgg. wo er zeigt, daß der Nahme Baetylia aus בית אל, entstanden sey. Man kann auch den Clericus vergleichen über die angeführten Stellen des 1sten Buchs Mosis.

(***) *Arnob.* adversus gentes, L. I. p. m. 28. ed. *Heraldi*, Paris

von sich selbst, daß, ehe er das Heidenthum verlassen, und die christliche Religion angenommen habe, er alle mit Oel gesalbte Steine, die er irgendwo gefunden, nicht anders angebetet habe, als wohne darin die Gottheit. Man hielt mit der Zeit sogar solche Steine für belebt (*). Man wollte sogar gesehen haben, daß sie sich von einem Orte zum andern bewegt hätten, daher man glaubte, ein Gott sey der Urheber dieser Bewegungen (**).

Doch kein Volk hat sich mehr mit diesen Steinen abgegeben, als die Araber! Sie haben unter andern einen schwarzen Stein, welcher in einem Winkel der Caaba, oder des Tempels zu Mecca, nahe bey der Thüre befestigt ist, diesen halten sie für den allerheiligsten, küssen ihn und beten ihn an. Er soll noch aus dem Paradiese herstammen, anfangs ganz durchsichtig und glänzend gewesen, aber hernach, wegen der Sünden der Menschen schwarz geworden seyn. Hierüber kann man nachlesen:

Gabr.

Paris 1605. Si quando conspexeram lubricatum lapidem et ex olivi unguine ordinatum (sorditatum) tanquam inesset vis praesens, adulabar, affabar, et beneficia poscebam nihil sentiente (de) trunco: et eos ipsos, divos quos esse mihi persuaseram, afficiebam contumeliis gravibus, cum eos esse credebam ligna, lapides atque ossa, aut in huiusmodi rerum habitare materia.

(*) *Sanchuniathon* sagt nach der Uebersetzung des *Philo Byblius*: ἐπενοησε θεος ὐρανιος Βαιτυλια, λιθους ἐμψυχους μηχανησαμενος: der himmlische Gott erfand die Bätylien, indem er belebte Steine machte. Wenn Bochart glaubt, Sanchuniathon habe gesalbte Steine, (אבנים נשפים) gesetzt, dafür man nachher belebte, (כפשים) gelesen habe; so ist dieses wohl mehr ein witziger, als gegründeter Gedanke: da auch andere in dem Gedanken standen, als wären solche Steine belebt, wie nicht nur aus dem Arnobius, am angeführten Orte, sondern auch aus den von ihm selbst angeführten Stellen erhellet.

(**) Bochart, am ang. O. S. 785.

Gabr. Sionita de relig. ac morib. oriental. p. 19.
Lonicer. in Chron. Turc. fol. 62.
Hotting. Hist. Eccles. p. 106. Tom. 2. et Histor. Oriental. p. 155.
Fabr. Spec. Arab. p. 110.
Pocock. Specim. Histor. Arab. p. 118.
Henning. in Muhammed. prec. p. 333.
Reland. de religione Muhammedica, p. 120.
Büschings Erdbeschreibung, Th. 5, S. 524.

In diesem vorher beschreibenen Steine, haben aber wirklich die alten Araber eine Gottheit verehrt, die man allenfalls mit der Venus der Griechen vergleichen könnte, wenn man anders fremde Gottheiten sich nicht anders, als unter griechischen Nahmen zu denken im Stande ist. Einen andern Stein bewahren sie in einer eisernen Kiste in der Caaba auf, welchen sie den Standort Abrahams nennen. Sie geben nähmlich vor, Abraham habe auf diesem Steine gestanden, da er die Caaba wieder aufgebauet, oder, da ihm die Frau des Ismaels, bey dem er einmahl einen Besuch abgestattet, sein Haupt gewaschen habe: daher man auch noch seine Fußtapfen in demselben eingedrückt sehen will. Andere Muhammedaner versichern aber, Abraham habe darauf mit der Hagar geschlafen, oder, er habe damahls sein Kameel daran gebunden, als er den Isaac hätte opfern wollen. Von diesem heiligen Steine sind nachzusehen: Pocok am angeführten Orte, S. 120, fgg. und Reland auch am angeführten Orte, S. 120, bey welchem man auch diesen Stein sowohl, als den vorhergedachten schwarzen Stein, nebst der ganzen Caaba, in Kupfer sehen kann. Der selige Hr. O. C. Büsching scheint im 5ten Theil seiner Erdbeschreibung, S. 524, aber diese beyden Steine mit einander zu verwechseln.

Noch ein dritter heiliger Stein wird in einem eingeschlossenen Orte der Caaba aufbehalten, auf den das Regenwasser vom Dache herabfällt. Diesen giebt

man

man heutiges Tages für Ismaels Grabmahl aus (*). Es ist daher kein Wunder, daß die Muhammedaner noch jetzt in einer ihrer Hauptmoscheen, nähmlich in der Hierosolymitanischen, welche auf dem ehemahligen Tempelberge Moryah stehet, und nach der meccaischen und medinischen für die heiligste gehalten wird, den Stein Jakobs aufweisen; da selbst die Juden von demselben erzählen, daß Gott anfangs einen großen Gefallen daran gehabt habe; aber nun hasse er ihn, weil ihn die heidnischen Cananiter oder Phönicier zum Gegenstande der gottesdienstlichen Anbetung gemacht hätten.

Eine Folge von der Achtung, die man gegen Steine hatte, scheinet auch dieses gewesen zu seyn, daß Muhammed sagte: „Wenn er sonst nach Mecca ge„kommen, ehe er von Gott gesandt worden, habe ihn „kein Stein gegrüßet. Aber nachher sey er weder vor „einem Steine noch Baume vorbeygegangen, der nicht „zu ihm gesagt: Friede sey mit dir, Apostel Gottes!“ Hierher kann vielleicht auch die Fabel vom Orpheus gerechnet werden, welcher durch seine Musik tanzende Steine und Bäume an sich gelockt habe. Denn das, was ich bisher von den Steinen gesagt, kann auch gar leicht auf Bäume übertragen werden, die entweder mit ihrem wohlthätigen Schatten die ersten Bewohner der Erde bedeckten, ihnen gegen den Hunger Früchte darbothen, und dadurch gegen sich Achtung und Ehrfurcht einflößeten; oder die auf dem Grabe eines Unglücklichen oder eines geachteten und geliebten Menschen als Denkmahl gepflanzet worden — oder die schon an dem Orte, wo eine solche denkwürdige Sache vorfiel, standen. Man hielt auch solche von je her

(*) Auch von diesem Steine reden besonders Pocock und Reland, an angezeigten Orten.

her ehrenwerth, stürzte sie nicht mit andern Bäumen nieder, sondern, begegnete ihnen auch noch mit einer gewissen Ehrfurcht. Es sind mir dergleichen verschiedentlich bekannt, die ich irgendwo gesehen, und z. B. Klageiche (Klageick) oder Trauer- Schmerz- Leidbaum (Leedbom) genannt werden. Sind wiederum keine Bäume an solchen Orten vorhanden, die merkwürdig, und ein immerwährendes Denkmahl bleiben können, so errichtete man Steinhaufen, wovon ich verschiedentlich im Vorhergehenden schon geredet habe.

Man findet z. B. in Breunings oriental. Reise, S. 205, von einem Orte angemerkt: „An diesem Orte sind viele Türken und Araber erschlagen, zu dessen Gedächtniß ein großer Haufen Steine hier auf einander zusammen getragen worden." In solcher Hinsicht bemerkt der Bischof Patrick in seinem Commentar, daß der Steinhaufen, dessen 2 Samuel. 18, 17. gedacht wird, (welcher im eigentlichsten Verstande alles das thut, was ein Leichenstein thun soll,) die Strafe des Absalom bedeuten sollte, nähmlich, daß er nach den Gesetzen, als ein rebellischer Sohn, gesteinigt zu werden verdiente. Er führt zugleich die Erzählung des Adrichomius an, daß dieser Steinhaufen noch heut zu Tage da ist, und daß alle Reisende, die dahin kommen, auch einen Stein auf den Hügel werfen, gleichsam anzuzeigen, wie sehr sie diese Empörung des Sohnes gegen den Vater verabscheuen.

Dieser über Absaloms Grab errichtete Steinhaufen sollte aber auch gleichfalls das Andenken der daselbst gehaltenen Schlacht, und des Ortes, wo er begraben wurde, erhalten. Man würde sich also irren, wenn man ihn gänzlich und allein von der Seite betrachtete, als ob am Absalom auch nach seinem Tode noch die Strafe eines Rebellen habe vollzogen werden sollen; so wie man noch zuweilen einen Flüchtling im

Bild-

Bildnisse aufhängt. Zum hinreichenden Beweise dieses Satzes glaube ich sehr füglich die Stellen: 1 Mos. 31, 46, fgg. und Jos. 4, 3, fgg. anführen zu können, woraus man ersiehet, daß zu allen Zeiten, so wie auch noch zuweilen jetzt, das Andenken mancher Sachen, sie mögen gut seyn, oder Abscheu verdienen, durch Steinhaufen erhalten wird. In Pocock's Beschreibung des Morgenlandes, Th. 2, S. 34, findet man von diesem Denkmahle des Absalom noch nähere Auskunft, nähmlich daß sich daselbst auch noch eine Säule befindet. Er sagt nähmlich:

An der südwestlichen Seite des Grabes Josaphat, (er redet hier von der Gegend um Jerusalem,) befindet sich die sogenannte Säule Absaloms. Da dieser keinen Sohn hatte, und doch seinen Nahmen gern verewigt haben wollte, ließ er sich eine Säule in dem Königsgrunde aufrichten, nannte sie nach seinem Nahmen, welchen sie bis diesen Tag wirklich behalten hat: Absaloms-Raum (*). Josephus nennet sie eine Marmorsäule, und saget dabey, daß sie zwey Feldweges weit von Jerusalem abgelegen sey. Ob nun schon das Thal, in welchem der Bach Kidron läuft, der Königsgrund mag gewesen seyn, so will doch die angegebene Entfernung nicht recht übereinstimmen; und es ist daher noch zweifelhaft, ob dieses wirklich das rechte Denkmahl gewesen sey; ja, es ist wahrscheinlicher, daß diese Säule weiter südwestwärts über dem Thale Gehinnom gestanden habe. Ist aber dieses der Königsgrund gewesen, worin Melchisedech, der König von Salem, und Abraham zusammen kamen (**), so diente dieser Umstand zu einem Beweise, daß Jerusalem das alte Salem sey. Nehmen wir nun an, daß vorgedachte Säule die Säule Absaloms sey, daß dieselbe aus einem Felsen gehauen, und nachher durch die Kunst erhöhet worden sey: so muß sie seit der Zeit eine ganz andere Gestalt bekommen haben, als sie jetzt aussiehet, (welches die Figur 4316 zeiget.)

(*) 2 Sam. 18, 18. *Joseph.* Antiq. VII. 10.

(**) 1 Mos. 14, 17.

Jetzt ist sie von jonischer Ordnung, von welcher man zu den Zeiten Absaloms wohl noch nichts gewußt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich seitdem bemühet habe, die Plätze, besonders diesen, und das Grab des Zacharias, nach den Regeln der griechischen Baukunst schöner zu machen. In der Säule Absaloms ist ein Zimmer aus dem Felsen gehauen, welches um ein merkliches über dem flachen Boden auf der auswendigen Seite erhöhet ist. (Den Grundriß davon findet man Figur 4316*.) An den Seiten des Zimmers sind Bilderblenden, die vermuthlich für Särge, oder Leichname verfertiget worden. Der Eingang geschiehet vermittelst einer Höhle, die ohnlängst scheint eingebrochen zu seyn. Wenn dieses Zimmer zu einem Begräbnißorte gedienet hat, so muß ein unterirdischer Eingang dazu gewesen seyn, der nachher verstopft worden ist; dergleichen, wie mir einige gesagt haben, es zu dem Grabe Zacharias gegeben hat, wozu die Juden noch heutiges Tages einen geheimen Eingang haben, und wohin sie ihre Todten in der Stille begraben sollen.

Der obere Theil des Grabes ist rund, und von sehr großen Steinen, und durchaus sehr schön. Aus den Steinhaufen an der auswendigen Seite hat man einen Beweisgrund nehmen wollen, daß es die Säule Absaloms seyn möchte, und daß die Steine aus Abscheu vor der Rebellion gegen seinen Vater, dahin geschleppt worden seyn sollen. Vielleicht ist dieses aber erst nachher geschehen, als man schon die Meinung, daß dieses die Säule Absaloms sey, sich in den Kopf gesetzt hatte. Es ist diese Säule das letzte Stück, welches man in diesem Thale auf der östlichen Seite der Stadt von Norden siehet: denn hierauf wendet sich das Thal gegen Abend, und macht die südlichen Gränzen der Stadt aus, indem es der südöstlichen Ecke des Berges Moriah, und der Tempelgebäude, gegenüber liegt.

Gewöhnlich hält man dergleichen für den Grund solcher orientalischen Gewohnheit. Egmont und Heymann erzählen, daß alle muhammedanische Pilgrimme, die nach dem Berge Sinai gehen, niemahls ermangeln, den Platz zu besuchen, wo die Spur eines Kameelfußes in einem Felsen zu sehen ist. Sie halten

es

es für einen Fußtapfen von dem Kameele des Muhammed, und jeder trägt, aus Ehrfurcht gegen diesen Ort, einen Stein herbey. Auf solche Art ist bey diesem Flecken ein großer Hügel von Steinen entstanden. — Wenn diese Erzählung wahr ist, so erhellet hieraus, daß solche Hügel bloß errichtet werden, um das Andenken einer Sache zu erhalten, sie mag gut, oder nicht gut seyn. Sie sind also Leichenhügel von achtbaren und verabscheuungswürdigen Menschen — und Denkmahle von Sachen, die nicht vergessen werden sollen.

Jeder der einen Stein, einen Strauch, oder auch nur eine Handvoll Erde herbey trägt, scheint ihn deswegen beyzubringen, damit das Andenken der Geschichte durch die Zerstörung des Denkmahls, es bestehe auch worin es wolle, nicht verloren gehen möge.

Der Verfasser der Schottischen Briefe, 1 Th. S. 203, erzählt, daß an verschiedenen Orten in Hochschottland auf der Heide, nicht weit von der Stadt Iverneß, und auch in andern Gegenden des Landes, große Feldsteine in regelmäßigen Kreisen, einer innerhalb des andern, mit einem ziemlichen Raume zwischen jeder Runde, aufgerichtet sind. Einige dieser Steinhaufen bestehen nur aus zween, andere aus drey dergleichen Kreisen, und etliche Steine in den äußersten Kreisen sind neun bis zehn Fuß über die Fläche der Erde hoch, und nach Verhältniß dick. Wie lange sie in dieser Lage gewesen, und zu welchem Ende sie in dieser Ordnung aufgerichtet worden sind, ist unbekannt. Er vermuthet zwar aus einer alten Sage, daß die Römer dort einen Tempel gehabt, und also manche dieser Steine zu ihren Opfern gebraucht haben mögen. Andere wiederum glauben: die Römer hätten diese Steine statt der Stühle in Gerichtstagen über Missethäter beym römischen Kriegsheere gebraucht. — Allein, es ist wohl wahrscheinlicher, daß sie in den ältesten Zeiten zur Erhaltung des Andenkens an diese oder jene Begebenheit errichtet worden sind. —

Und mir, obgleich ich sie nicht gesehen, scheint es am allerwahrscheinlichsten, daß es Gräber sind, wel-

ches man bey genauer Untersuchung auch zuverlässig finden würde. Die eigentlichen Deck- Leichen- oder Grabsteine sind vielleicht zu irgend einem andern Behufe schon davon entwandt. — Regen, Hagel, Schnee und Wind bey trocknem Wetter, haben die Erde oder den Sand immer mehr davon gebracht, so daß die vom Grunde der Gräber in die Höhe gerichteten Steine mit der Zeit noch immer mehr bloß und höher aus der Erde stehend geworden und noch werden, so wie wir auf deutschem Grunde und Boden dergleichen Denkmahle unzählige finden, wovon ich schon verschiedentlich gehandelt habe.

Es ist bekannt, daß die große Göttermutter, Cybele, unter der Gestalt eines bloßen Steines verehrt worden, und man findet von solcher Verehrung in Pitiscus Schatze der römischen Alterthümer, und Schumachers Abhandlung von dem moabitischen Götzen Cemosch ein Mehreres. Man schwor bey dem Jupiter *Lapis*, und verstand allem Ansehen nach darunter das Grab des Jupiters, als welcher in Creta begraben liegen soll. Diese göttlichen Grabsteine wurden nun nicht allein recht glatt gemacht, sondern auch dabey eckigt und nach Säulenart zugespitzt. Clemens von Alexandrien und Eusebius, berichten von den göttlich verehrten Steinen ausdrücklich, daß sie eine Säulengestalt gehabt. Von dem Obelisk sowohl als den Grabsteinen der ägyptischen Könige, den Pyramiden, ist es ganz bekannt, daß sie eine zugespitzte Säulengestalt gehabt. Man findet auch in des Olaus Wormius dänischen Denkmahlen, die oben zugespitzten Grabsteine häufig; woraus mit Grunde auf die Grabsteine großer Leute geschlossen werden kann, obschon die bloße Zuspitzung sie nicht gleich vergöttert hat.

Die Säulen wurden nachher an den Tempeln hautsächlich gebraucht. Die Deutschen und Gothen

haben

haben daher auf die über den Gräbern der Heiligen erbaueten Kirchen, Thürme, als Grabsäulen gesetzt. Man will sogar zeigen, daß selbst die Zierrathen überhaupt an den Säulen, von solchen Gräbern göttlich verehrter Leute herkommen. Denn, daß Callimachus die besondern Zierrathen der corinthischen Ordnung von dem Grabe einer Jungfrau hergenommen, ist bekannt. Die Schnirkel aber in der Jonischen, Römischen und Corinthischen Ordnung, scheinen nichts anders, als eingebogene, krumme Widderhörner vorzustellen, indem man ehedem die Säulen großer Leute auf den Gräbern mit Widderköpfen geziert.

Dergleichen Säule stand ohne Zweifel auf dem Grabe des Jupiters Hammon, in Aegypten, wovon man diesem Jupiter selbst einen Widderkopf beylegt. Auch auf des Bacchus Grab war ein zottiger Widder, so wie auf das Grab des Redners Isokrates, gesetzt. Eben so zielet auch die heilige Schrift auf solche Gewohnheit, die Gräber mit Widderköpfen zu zieren, wenn Jesaias sagt (*): „Die Hölle — — erwecket „dir die Todten, alle Böcke der Welt, (Bock, von „Bog, ein Herr, ein Gott,) und heißet alle Könige „der Heiden von ihren Stühlen aufstehen" u. s. w. Augenscheinlich redet die ganze Stelle von solchen mit Widderköpfen gezierten Grabsäulen großer Könige und Helden.

Die Ursache, warum man den Widder dazu genommen, war diese, weil der Widder in der Bilderschrift ein Bild des Wiederkehrens ist, daher ihn auch die Deutschen von wieder Widder nennen. Vegetius und mehrere haben schon bemerkt, daß auch die bey Belagerungen ehedem zum Umsturze der Mauern gebrauchten Maschinen, Widder genennet wurden, weil sie nach Art der Widder zurückweichen,

(*) Cap. 14, V. 9, fgg.

um darauf desto heftiger wiederkehrend zu stoßen. Und, eben daher ist der Widder im Thierkreise ein Bild des Wiederkehrens der Sonne und des astronomischen Jahres.

Auf den Gräbern hat folglich der Widder die Auferstehung und Wiedererweckung bedeutet. Daher ist auch Merkur bey den Tangräern mit einem Widder auf den Schultern, zu Corinth aber mit einem zur Seite stehenden Widder vorgestellet worden, weßhalb Pausanias ihn den Widdertragenden nennet, weil er nähmlich die Seelen nicht allein in die Hölle hinunterbringen, sondern auch wieder erwecken soll; von welchem allen bey dem Pitiscus ein Mehreres zu finden ist.

Aus allem bisher Gesagten erhellet, daß nicht alle Denkmähler Leichen- oder Grabsteine, wohl aber diese fast meistens Denkmähler sind. Diese befinden sich nun theils ohne — theils mit Inschriften. Was im Allgemeinen von Inschriften gesagt wird, suche man im Artikel Inschrift. Grabschriften sind ebenfalls Inschriften, die man auf den eigentlichen Grab- oder Leichensteinen, oder den Denkmählern findet, welche auf oder neben dem Grabe des Verstorbenen sich befinden, und den Nahmen, Stand, Alter, und allenfalls die Verdienste des Verstorbenen der Nachwelt unvergeßlich machen sollen. Solche Absicht haben alle übrigen Inschriften, nähmlich, ein gewisses Andenken zu erhalten; allein, sie handeln nicht alle besonders von beerdigten Personen, sondern können tausenderley andere merkwürdige Gegenstände zum Zwecke haben, eben wie die Denkmähler selbst, und die Steinhügel, aufgerichtete einzelne Steine, und dergleichen mehr, wovon ich kurz zuvor gehandelt habe.

Der selige Herr Doctor Krünitz hat bey dem Artikel Grab den Leser auf den Artikel Leiche verwiesen, in-

indessen ist unter Kirchhof schon vieles davon vorgekommen, so wie man vom Artikel Leichenabdankung an bis zu Ende aller dieser Artikel, die vom Leichenwesen handeln, ein Mehreres findet.

Ueberhaupt aber können auch Grab- und Denkmähler zu sehr interessanten Gartenpartien werden, wenn man in ihrer Anbringung mäßig ist, und die Scenen, in welchen sie errichtet werden sollen, mit Geschmack wählt. Umschließt ein enger Raum eine Menge Denkmähler, so muß sie der Lustwandler nothwendig wenigstens mit Gleichgültigkeit betrachten, da er nicht die Gefühle in den Garten mitbringt, mit welchen z. B. der Grieche in die Attis zu Olympia trat; sind aber die Scenen der Denkmähler nicht gut gewählt, so entsteht in der Seele des Betrachters ein Gefühl von Disharmonie, dessen er sich sobald als möglich zu entledigen sucht, und der beabsichtigte Zweck bey Errichtung des Denkmahls wird nicht erreicht.

Die Figur 4318 zeiget das Grabmahl eines Generals. Es wird unter der Belaubung einer alten Eiche in einer düstern Gegend, vielleicht am glücklichsten stehen.

Um verschiedene Ideen zu Leichensteinen beysammen zu haben; so sehe man: Trauermonumente für alle Nationen und Religionen, gestochen von Spring und Hüllmann, 8 Kupfertafeln, 4. Leipzig, (ohne Text).

Die allgemeine Litt. Zeitung vom October 1797, n. 338, sagt S. 208, darüber folgendes: Ein guter Theil dieser 27 verschiedenen Angaben von Leichensteinen und Grabdenkmählern, sind im edlen und reinen Geschmack erfunden, und artig gestochen. Recensent vermißt den Maßstab, welcher unter einem jeden derselben hätte mitgetheilt werden können, um deren Ausführung zu erleichtern. Es ist zu wünschen, daß solche und ähnliche Angaben benutzt, und damit so un-

zählige gothische Mißgestalten von unsern Kirchhöfen und öffentlichen Begräbnißplätzen hinweggeschafft würden, welche sich gleichsam als die häßlichsten Schatten jener Verderber des guten Geschmacks, über den Gräbern der Todten erheben.

Leichenstränge, sind diejenigen Stricke oder Leinen, deren sich die Todtengräber bedienen, um den Sarg in die Gruft zu lassen, damit er, nicht allein gerade, sondern auch ungerüttelt hinunter komme. Dieserhalb, und auch um zuerst den Sarg gehörig auf die Stränge zu bekommen, werden zwey Bäume, wie gewöhnliche Hebebäume gestaltet, quer über das Grab gelezt; neben jedem dieser Bäume wird auch ein Leichenstrang quer über gezogen; nun schiebt man allmählig den Sarg auf die Bäume; an jedem Ende des Stranges haben Leute angefaßt, den Sarg zu heben, es werden die Bäume weggenommen, und man läßt ihn nun langsam zur Gruft hinunter,

Leichenstube, s. Leichenhaus, n. 4.

Leichenstützen, s. Leichengaffeln.

Leichentänze, Todtentänze; sind diejenigen Tänze, welche vor Zeiten bey dem Begräbnisse der Todten getanzt wurden, davon man unter einigen wilden Völkern noch Beyspiele hat. Siehe Leichenbegängniß und Leichenspiele.

So wie überhaupt die Tänze der Alten frey und ungezwungen waren, so waren sie es ohne Zweifel auch bey den Leichenbegängnissen, welches aus einer Stelle aus dem Briefe der Lady Montague (*), erweißlich ist, wo sie von den Tänzen der Morgenländer redet. „Ihre Art zu tanzen," sagt sie, ist dem von dem Dich„ter besungenen Tanz der Diana an den Ufern des Eu„rotas vollkommen gleich. Das größte Mädchen „führt den Tanz an, welcher ein Chor junger Mäd„chen

(*) Vol. II. p. 45. fqq.

„chen nachfolgt, welche ihre Schritte nachahmen, „und, wenn sie singt, das Chor ausmachen. Die „Töne sind außerordentlich munter und lebhaft; sie ha„ben aber doch dabey etwas wundersam sanftes. „Die Schritte werden nach Belieben derjenigen, wel„che den Tanz anführt, verändert; doch geschieht alles „sehr genau nach dem Tacte, und ist, wenigstens mei„ner Meinung nach, unendlich angenehmer, als unsere „Tänze. Ich machte zuweilen einen Tanz mit; aber, „einen anzuführen, war ich nicht im Stande. Von „dieser Beschaffenheit sind die griechischen Tänze; die „türkischen aber sind davon unterschieden."

Eben dieses kann auch eine Erklärung derjenigen Stellen der Bibel geben, die von den Tänzen handeln. Z. B. 2 Mos. 15, 20: „Mirjam die Prophetinn, die „Schwester Aarons nahm eine Pauke in der Hand, „und alle Weiber gingen hinaus, ihr nach, mit Pau„ken und Tänzen." Sie führte den Tanz an; die andern ahmten ihre Schritte nach, die nicht nach einer gelernten, steifen Art, wie bey uns, sondern sogleich, aus dem Stegereif mit natürlicher Leibesgewandtheit, gemacht wurden. Vermuthlich tanzte David auch nicht allein vor der Bundeslade her, sondern führte auf diese Art nur den Tanz an, und es folgten ihm Tänzer nach, die seine Schritte und Wendungen nachahmten (*).

Der Lady Montague gefielen diese Tänze sowohl, daß sie, ob sie gleich den Homer anführt, und sie für griechische ausgiebt, doch bekennen muß, daß die morgenländischen Sitten, ein großes Licht über verschiedene Stellen der Schrift verbreiten.

Wenn bey den ehemahligen großen römischen Spielen, die in den Rennbahnen gehalten wurden, dergleichen es auch bey vornehmen Leichenbegängnissen gab,

(*) 2 Sam. 6, 14, fgg.

gab, der feyerliche Aufzug dahin geschah, so folgten gleich nach den Fechtern die Tänzer gewöhnlich in drey Zügen. (Es ist bekannt, daß die Alten mehrentheils so tanzten, daß jedes Geschlecht für sich blieb.) Der erste bestand aus Männern, der zweyte aus Jünglingen und der dritte aus Kindern. Sie hatten violette Kleider an, und einen messingenen Gürtel um den Leib, damit sie ihr Kleid aufgürten und befestigen konnten, trugen auch Degen an der Seite, und kurze Spieße. Die im ersten Zuge, nähmlich die Männer, hatten Helme auf. Vor jedem Zuge ging ein Mann voraus, der den Tanz anordnete, oder gleichsam Tanzmeister oder Vortänzer war, nach welchem sich der ganze Zug richten mußte. Gleich darauf kamen die Musikanten, welche theils auf Pfeifen bliesen, theils Zithern mit sieben Saiten hatten, und darauf spielten. Nach der Musik kamen wieder Tänzer, aber solche, welche nicht ordentlich tanzten, sondern allerley Possen und närrische Aufzüge dabey machten. Einige stellten Silenen vor, und hatten rauhe Kleider von Fellen an, die mit allerley Arten Blumen ausgeziert waren; andere stellten Satyre vor, und diese hatten Ziegenfelle um, und auf dem Kopfe zerstreuete und in die Höhe stehende Haare. Gleich hinterher folgte ein neues Chor Musikanten, mit eben solchen Instrumenten, als die vorigen hatten. So marschirten sie auf, und, wenn die Reihe an sie kam, ihre Künste zu machen, so brachen auch sie hervor, und vergnügten mit ihren Wendungen das zuschauende Volk.

Es gehörten die Tänze eben sowohl, als alle übrigen Spiele, wenn sie bey Leichenbegängnissen vorfielen, mit zu den Leichenspielen, welchen Artikel man nachsehen kann, wie auch Leichenmahl und Leichenopfer.

Leichentext, Trauertext, ist gewöhnlich ein biblischer Spruch, welcher bey einer Leichenpredigt oder Rede

zum

zum Grunde gelegt wird. Häufig ist der Fall beym Absterben gefürsteter Personen, daß von Seiten des Hofes, im Falle eine Leichenpredigt gehalten werden soll, der Text vorgeschrieben wird.

Leichenträger. Die Personen, welche eine Leiche zu Grabe tragen. Man hat fast von Alters her und bey allen Völkern die Leichengebräuche mit unter die gottesdienstlichen Pflichten gerechnet; daher hielt man es auch für eine religiöse Handlung, selbst Hand an den Sarg zu legen, und den Erblichenen zu seiner Ruhe zu bringen. (Man sehe den Artikel **Leichenbaare**). In dieser Hinsicht machten verschiedene Orden, Brüderschaften und Zünfte sichs von je her zur Pflicht, nicht allein ihre Ordens- und Zunftgenossen, sondern häufig auch Personen außer ihrer Verbindung, zu Grabe zu tragen. Solche Verfassungen finden sich noch fast in allen Städten, wo das Leichenwesen nicht von besonders dazu bestellten Commissarien versehen wird. Die Zünfte und Gewerksgilden, haben daher gewöhnlich alles, was zum Wegtragen der Leichen gehört, nähmlich Leichentücher, Baaren, Stützen u. dgl. mehr. Von dem Tragen der Leichen ist bey solcher Anstalt kein Zunftgenosse befreyet, wenn die Reihe an ihn kommt, er sey denn alt, schwach, krank, oder habe ein Amt bey der Gilde, welches ihn schon frey davon spricht. Wollen andere Personen, die keine Gildegenossen sind, sich von den Mitgliedern zu Grabe tragen lassen, so wird dafür ein Gewisses bezahlt, wovon ein Theil in die Gewerkslade kommt, zur Unterhaltung des Instituts, und ein Theil manches Mahl baar unter die Träger vertheilt, oder auch zu ihrer Erquickung nach vollendetem Geschäfte angewandt wird.

Auf Universitäten pflegen die Studirenden ihre absterbenden Lehrer, deren Angehörige, und auch sich unter einander, zu Grabe zu tragen. In andern Städten, wo beträchtliche Schulen sich befinden, ists nicht

ungewöhnlich, daß die Honoratiores, wenn es stille Leichen sind, von erwachsenen Schülern getragen werden.

Wahrscheinlich wirds manchem Leser nicht unangenehm seyn, hier eine kurze Beschreibung von einem akademischen Leichenbegängnisse zu finden. Diejenigen jüngern Studenten, welche zum Tragen der Leiche bestimmt werden, deren gewöhnlich 16 erwählt waren, wenn es eine starke Leiche war, hatten keine Mäntel um, wie die Bürger bey ihrem Tragen, sondern sie hatten schwarze Röcke, Westen und Beinkleider an, wie auch weiße seidene Strümpfe und weiße englische Handschuhe. Auf dem Kopfe einen dreyeckigen schwarzen Hut, mit einer weißen Feder. Von der rechten Schulter bis zur linken Seite hing ein Bandelier von schwarzem Flore herab, der auf der Tasche eine große Schleife formirte, wobey ein silberner Degen getragen wurde. Außerdem wählte man vier Marschälle, und eben so viel Adjutanten. Die Marschälle unterschieden sich von den Trägern nur bloß vermittelst ihrer schwarzen Stäbe, welche oben eine große Schleife von Flor hatten, von welcher zwey breite Streifen den Stab bis auf die Hälfte herunter wellenförmig umschlungen, und hernach beynahe bis zur Erde herunter hingen, und der starken weißen Federbüsche auf dem Hute. Die Adjutanten trugen die gewöhnliche Uniform der Universität, welche damahls ein rother Rock mit dunkelblau sammtnen Kragen und Aufschlägen, mit zwey goldenen Epauletts, weiße Weste und Beinkleider, war. Hierzu gingen sie gestiefelt und gespornt, hatten Generalshüte auf, mit großen weißen Federbüschen, das Gefäß des Degens mit herabhangendem Flore bewunden, so wie auch ein eben solches schwarzes Bandelier über der Schulter, als die Uebrigen.

Gewöhnlich wurden solche Leichenbegängnisse spät in der Nacht vollzogen. Der Sarg stand in einem Zimmer in Parade, und viele Lichter umher. Zwey Marschälle mußten einige Stunden vor dem Abzuge ihren Stand vor dem Sarge nehmen, und zwey Adjutanten stellten sich mit bloßen Degen in die Thüre. Die Marschälle sowohl, als die Adjutanten, wechselten sich ab, und wurden im Trauerhause schon jetzt sehr gut bewirthet. Wenn es mit der Leiche zum Abzuge ging, so traten die 4 Adjutanten vor die Hausthüre, um Platz zu machen. Die Hälfte der Träger ging parweise vorauf; alle hatten sich unter den Armen gefaßt, und wurden von einem Marschalle angeführt, der zwey Laternen vor — und eben so viele hinter sich gehen ließ, so wie auch zwischen jedem Pare zwey Laternen von in Trauer gekleideten Mädchen getragen wurden. Hierauf folgte wieder ein Marschall, und denn kam die Leiche, welche an den Gehängen des Sarges, oder auch an den daran befestigten Gurten getragen wurde. Hinter der Leiche folgte ein Marschall, der die Trauerfolge anführte, welche ebenfalls parweise mit Laternen unterbrochen wurde; und den Schluß machte, so wie den Anfang des Zuges, wieder ein Marschall. Auf jeder Seite der Leiche wurde ein Tabourett getragen, um es unter zu setzen, wenn die Träger abwechselten, um wieder vor der Leiche in Gliedern einher zu ziehen. Die Adjutanten, deren auf jeder Seite des Zuges zwey gingen, hielten mit entblößten Degen den Andrang des Volkes ab.

So wurde die Leiche in die Kirche gebracht, wo die Todtengräber sie bey dem Grabe in Empfang nahmen. War sie eingesenkt, so ging die Procession in eben der Ordnung, außer daß nun alle Träger parweise gingen, nach dem Trauerhause zurück, wo gewöhnlich dann ein Trauermahl gegeben wurde.

Es giebt Oerter, wo die Leichentraäger, wenn sie mit der Leiche zu Grabe gehen, nach einer alten Gewohnheit, so wie die Soldaten bey dem Aufmarschiren, Schritt halten müssen; dieses giebt der getragenen Leiche ein ganz possirliches Ansehen, indem sie dadurch hin und her gewiegt wird, so daß man denken sollte, der Sarg fiele von der Baare herunter. An andern Orten ist es hingegen wieder Gebrauch, daß die Leichenträger mit der Leiche, ohne daß es sonst die Noth erfordert, verschiedentlich stille stehen müssen, wovon ich in den vorigen Artikeln schon gehandelt. Gewöhnlich werden die Leichenträger so geordnet, daß die grössesten hinten, und die kleinsten vorne gehen. Daß aber die Leichenträger wohl häufig der Gefahr, angesteckt zu werden, ausgesetzt sind, darüber erklärt sich Hußty folgendergestalt (*):

Am meisten sind der Gefahr angesteckt zu werden, die Leichenträger ausgesetzt, besonders wenn dazu nicht schon einige Leute bestellt sind, welche die Abhärtung ihres Gemüths durch die Gewohnheit mehr davor schützt. Inzwischen ist es in den mehresten Gemeinen gebräuchlich, junge Leute durch die erwachsene Schuljugend zu Grabe tragen zu lassen; bey zunftmäßigen Personen wird diese Arbeit gemeiniglich eben durch Zunftgenossen verrichtet, und überhaupt hat beynahe jeder Stand, jedes Alter seine einenen Träger, oft ohne Unterschied, ob solche von Natur dazu gemacht sind, oder nicht. Ich weiß selbst Beyspiele, daß nach manchem Leichenbegängnisse einige Träger entweder angesteckt wurden, oder aus Abscheu und durch das Einathmen der faulen Ausdünstungen auf irgend eine Art erkrankten. Man höre nur die Klagen der Geistlichen, Kantoren, und anderer nähern Begleiter der Leichen, über die Unerträglichkeit des Todtengeruches, besonders zur Sommerszeit, ohne daß die Limonien, welche ihnen deswegen gereicht werden, sie davor zu schützen im Stande wären. Man muß sich gewiß wundern,

(*) Diskurs über die medicinische Polizey, 2 B. S. 254.

dern, daß die Folgen davon nicht auffallender sind. Inzwischen werden dergleichen verborgene Ursachen, auf welche man gewöhnlich weniger zu achten pflegt, weil man sie noch nicht genug in Erwegung gezogen hat, nur gar oft übersehen. — —

In den Artikeln Leichenbegängniß, Leichenbestattung und Leichencommissarius, findet man, so wie überhaupt in dieser ganzen abgehandelten Materie vom Leichenwesen, zerstreut, ein Mehreres, welches sich auch auf die Leichenträger bezieht.

Leichentransport, ist das Führen der Leiche über Feld, oder gar nach weit entlegenen Orten. Dieser Fall ist überhaupt nicht ungewöhnlich, da es sich häufig zutrifft, daß die Angehörigen eine geliebte, oder achtungswerthe Leiche, die sich entfernt befindet, wieder zurückführen, oder führen lassen, damit sie entweder in das Familienbegräbniß, oder doch in die Gruft der Angehörigen beygesetzt werde. Solches war schon bey den Römern nicht ungewöhnlich, und man brachte die Leichname der im Treffen gebliebenen Römer nach Rom. Im Marsischen Kriege, der dem römischen Staate ungemein gefährlich war, und vom 662sten bis 666sten Jahre der Stadt Rom dauerte, wurden viele solche Leichname nach Rom transportirt, welches ich im Artikel Leichenbegängniß auch schon berührt habe. Es wurde aber hernach ein Befehl gegeben, daß solches ferner nicht geschehen sollte, weil es ein zu trauriges Schauspiel war, und manchen unglücklichen Eindruck auf die Gemüther machte (*).

Wenn in den vorigen Jahrhunderten eine vornehme Person in fremden Ländern verschied, so war es häu-

(*) *App.* de bell. civil. l. 1, p. 637. SCto decretum fuit, ut corpora ibi humarentur, ubicumque cecidissent, ne ob eorum conspectum reliqui segniores ad militiam fierent.

häufig der Gebrauch, daß man vermittelst des Kochens alles Fleisch von den Gebeinen ablöfete, um mit mehr Bequemlichkeit die Gebeine transportiren zu können. Solches geschah unter andern auch im Jahre 1270, als Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf einem Kreuzzuge vor Tunis starb, und es verfuhr sein ihm succedirender Sohn Philipp der Kühne nicht allein mit dessen Leichnam, sondern auch mit den Leichnamen seiner Gemahlinn, seines Bruders und dessen Gemahlinn, die auf der Rückreise starben, eben so; und die Geschichte sagt, er habe von diesem heiligen Zuge also wenig Geld, wohl aber viele Todtengebeine mit nach Hause gebracht (*).

Eben so ward ehedem der hamburgische Erzbischof, Graf Adolph II. nachdem er fürs Vaterland und die Religion rühmlich gestorben, vom Herzoge Heinrich, aus Hochachtung in Stücken zerhauen, gebraten und eingemacht, damit er zu seinem Begräbnisse nach Minden gebracht werden könnte, woselbst auch dieser Braten zwischen zween Altären begraben liegt. Der Arzt, von Unzer, 4ter Bd. S. 208.

Was übrigens in jetziger Zeit bey einem Leichentransporte in Hinsicht der Gebühren und freyen Durchfahrt zu beobachten seyn dürfte, findet man unter Leichengebühren, und Leichenpaß.

1. Leichentuch, ein schwarzes Tuch, womit bey dem Begräbnisse der Sarg bedeckt wird, im Oberdeutschen das Baartuch, weil es auch zugleich die Baare bedeckt. Es giebt der Leichentücher so mancherley, und man hat sie von schwarzem Sammet, von feinem und groben schwarzem Tuche. Je nachdem sie prachtvoll, oder nicht sind, findet man sie theils aufs sauberste gestickt, theils mit einem goldenen oder silbernen breiten Kreuze überdeckt, mit dergleichen Frangen besetzt, oder

(*) Imhof, Historischer Bildersaal, Th. 3, S. 646, fgg.

oder auch theils ganz schwarz, schlecht und einfach. Gewöhnlich halten die Kirchen und Gewerksinnungen solche Leichentücher, welche zum Leichenbegängnisse vermiethet werden, und es sind von der Zahlung für die Leichentücher, nur die Prediger und übrigen Kirchenbedienten frey, bey den Zünften und Innungen aber die Mitglieder derselben. Nach einer brandenburgischen Verordnung, vom 29sten Dec. 1736, Art. 3 und 5, sollen die Leichentücher, welche die Gewerke sich anschaffen, accisefrey seyn, wenn nicht die Kirche, oder die Gewerke solche für Geld vermiethen. Es ist aber, wie ich schon gesagt, fast allenthalben der Gebrauch, daß dafür eine gewisse Einnahme gehoben wird, worüber man auch in der Encyklopädie, Th. XXXVIII, S. 671 und 610, im Art. Kirchenpolizey nachsehen kann.

In Ulm ist es Sitte, daß fast zu jeder angesehenen Leiche ein neues schwarzes Leichentuch gekauft wird. Dieses liefert man nach vollendetem Leichenbegängnisse an den bürgerlichen Almosenkasten ab. Und, da es dort Gebrauch ist, daß diejenigen armen Gymnasiasten, welche vom Hospitale erhalten werden, zum Unterschiede von den reichern, schwarze Mäntel, wogegen die wohlhabenden aber dergleichen von blauer Farbe, tragen; so werden die beym Almosenkasten ankommenden Leichentücher dazu angewandt, um daraus Mäntel für die Schüler zu verfertigen. Auch wird aus diesen Leichentüchern den armen (und zuweilen auch nicht ganz armen) Bürgern, wenn sie heirathen, ein schwarzes Hochzeitkleid oder Mantel, auch wohl beydes, geschenkt. Herr Nicolai (*) berichtet hierüber, daß diese bedürftigen Schüler der obern Classen wöchentlich 10 Kr., die in der untern 2 Kr., und

(*) Reise durch Deutschland und die Schweiz, 9ter Band, S. 92, fgg.

Brod bis zu 3 Pfund vom Hospitale daselbst, erhalten. So bekamen im Jahre 1777 die armen Schüler 40,248 Pfund Brod. Eine sehr wahre Anmerkung von ihm über diesen Gegenstand ist folgende:

Wie wenig feine Empfindungen weckt dies bey Aeltern und Kindern, die früh der Idee gewohnt werden, aus dem Hospitale zu leben! — — — Daher suchen auch die ärmsten Bürger ihre Kinder ins Gymnasium zu schicken, sie mögen nun Fähigkeit haben, oder die größten Dummköpfe seyn; genug, sie werden vom Hospitale ernährt, wickeln sich in die Leichentücher, und können vermöge ihrer metaphysischen Collegien einmahl Herren werden. Sie gewöhnen sich fein früh zu dem niedrigen Sinne, sich aus dem Hospitale nähren zu lassen; müssen dann, sie mögen was lernen, oder nicht, wenn sie erwachsen sind, von ihrer Vaterstadt gefüttert werden, oder auswandern, oder kommen zuletzt ganz ins Hospital. So entstehen aus der besten Absicht der Vorfahren, Mangel des Fleißes, und Mangel der Energie und Thatkraft! —

2. Leichentuch, ein Insect, welches zur Gattung der Käfer gehört, und sich besonders auf der Angelikablume aufhält, wovon im IIten Theil der Encyklopädie, im Art. Angelica, S. 124, gehandelt ist.

Leichenverbrennen, das Verbrennen der Todten. — Es ist im Artikel Leichenbegängniß schon gezeigt worden, wie die Römer mit ihrem Leichenbrande verfuhren; da aber von Alters her mehrere Völker diese Sitte hatten, und selbst auch die alten ehemahligen Bewohner Deutschlands, so hoffe ich, daß es hier der schicklichste Ort seyn wird, wenigstens das, was von ihnen in dieser Hinsicht bekannt ist, besonders anzuführen. Von den Begräbnißgebräuchen der Wenden schweigen fast alle alte Schriftsteller, indessen hat Deutschland, und besonders die nördliche Seite, noch immer einen Ueberfluß von Denkmählern, welche diese Völker ihren Oberhäuptern, und wohlverdienten Männern aufgerichtet haben, die nur hin und wieder auf

ihre

ihre Gebräuche richtig schließen lassen. Wenn man die Geschichte anderer Länder und Völker vergleicht, so findet man einen sehr übereinstimmigen Trieb, das Andenken der Verstorbenen der Nachwelt zu überliefern, und den Verstorbenen solche Denkmähler zu setzen, welche nicht leicht einer Zerstörung unterworfen sind. Die Beschreibungen der morgenländischen Gegenden geben uns von solchen Begräbnissen, welche zugleich oft ein redendes Denkmahl der Verstorbenen sind, eine hinlängliche Nachricht. Ja selbst in den entferntesten mittäglichen Gegenden, die man noch nicht gar lange entdeckt hat, findet man die Gewohnheit, daß große und dauerhafte Grabmahle errichtet worden. In des John Hawkesworth account of the voyages undertaken by the order of his present Majesty for making discoveries in the southern Hemisphere, Vol. 2. p. 166, wird eine Beschreibung eines Grabmahls mitgetheilt, welches die Königinn Oberea auf der Insel Utasite, sich erbauet hat, und welches in ihrer Sprache Morai genennet wird. Dies ist ein von Steinen oder von Stücken eines Corallenfelsens aufgeführtes Gebäude, welches hundert sieben und sechszig Fuß lang, und sieben und achtzig Fuß breit ist, und wie eine Pyramide in die Höhe geführt worden. Aehnliche Grabmahle findet man auch in andern entfernten Gegenden, und doch hält oft ein solches wichtiges Werk nichts mehr in sich, als die Asche eines einzigen Menschen, die in ein Klümpchen geschüttet, schon längst zur Vergessenheit übergangen wäre, wenn man nicht auf das Andenken für die Nachwelt besorgt gewesen. Es mochten die Leiber der Todten verbrannt werden oder nicht, und obgleich manche dieser Völker keinen öffentlichen Gottesdienst kannten; so fand man doch immer, daß einzelne Personen öfters hin zu den Gräbern gingen, um sich bey denselben mit einem, ihnen unbekannten göttlichen Wesen zu beschäftigen.

Wenn man aber die groſsen Schwierigkeiten erweget, welche die Geſchichte eines Volks umgeben, welches keine eigenen Geſchichtſchreiber hatte, und deſſen Begebenheiten nur von Schriftſtellern beſchrieben worden, die nicht einmahl die Sprache des Volks verſtanden haben, von welchem ſie doch ſchrieben; — wenn man bedenkt, wie viel in dieſer Sache nur auf Muthmaſsungen und Wahrſcheinlichkeiten ankommt, denen wieder eben ſo wichtige Muthmaſsungen und Wahrſcheinlichkeiten entgegen geſetzt werden können; ſo wird man leicht einſehen: daſs man in dieſem Puncte nichts weiter gewiſs vortragen kann, als was uns die Ueberbleibſel von den Denkmählern unſerer alten Vorfahren lehren — was aus Traditionen, die ſchon ſo lange von Mund zu Mund gegangen, erhellet, und was nur aus der Vergleichung mit der Geſchichte angränzender, auch verwandter Völker, die entweder vor — oder nachher lebten, daher genommen werden kann, weil es gerade mit unſern alten Denkmählern übereinkommt.

Daſs die alten deutſchen und nordiſchen Völker den Gebrauch, ihre Todten zu verbrennen, von den Römern entlehnt haben ſollten, wie es einige Gelehrte zu glauben ſcheinen, läſst ſich ſchon deshalb nicht für wahr annehmen, da ſie in einem beſtändigen Haſſe gegen die Römer entbrannten. Sie liebten über alles ihre Freyheit, und dieſe war ihr Kleinod, für welches ſie Gut und Blut aufzuopfern willig und bereit waren (*). Die Römer gingen unaufhörlich damit um, der deutſchen Freyheit Feſſeln anzulegen, worüber unſere heidniſchen Väter äuſserſt erbittert wurden, ſo daſs die-

(*) *Tacit.* Annal. L. 2, läſst den Held Arminius ſeine Cherusker zur Vertheidigung der Freyheit folgendergeſtalt ermuntern: An aliud ſibi reliquum, quam tenere libertatem aut mori ante ſervitium.

dieser schreckliche Haß mit nichts, als der gänzlichen Ausrottung des römischen Nahmens würde haben ausgesöhnt werden können. Wahrscheinlich hat die Grausamkeit der Römer, welche sie unter Anführung des Marius, an den Cimbern und Teutonen verübten (*), den ersten Grund zur Unversöhnlichkeit gelegt. Diese hat in den folgenden Zeiten natürlich zunehmen müssen, da die Römer von ihrem Vorhaben, die Deutschen zu unterjochen, nicht abließen. Der nachmahlige Hauptgötze der deutschen und nordischen Völker Odin, oder Wodan, (welcher bey dem gemeinen Manne unter allerley fabelhaften Gestalten und Vorstellungen, noch als ein Schreckenbild, und in der platten Sprache: de Waurr, oder de Helljäger, bekannt ist,) mag ebenfalls bey seiner Ankunft in Deutschland, nachdem er selbst um die Zeit Pompejus des Großen, wie man es gewöhnlich dafür hält, in keiner andern Absicht, die morgenländischen Gegenden verlassen, und in die Nordländer geflüchtet, in der Folge viel Anlaß zum beständigen Hasse der Deutschen gegen die Römer gegeben haben, indem er sich dem Zepter der Römer nicht unterwerfen wollte. Es ist aber auch aus den Nachrichten vom Cäsar deutlich genug zu ersehen, wie bey zunehmender Begierde der Römer, die Deutschen zum Gehorsam zu bringen, der Haß dieser gegen jene gewachsen, und nie hat vermindert werden können. Bey solchen Ereignissen kann man nicht glauben, daß die Deutschen nach den Sitten und Gebräuchen der Römer werden lüstern gewesen seyn.

Der Haß der Deutschen gegen die Römer, ging so weit, daß sie auch das Andenken von ihnen in ihren

(*) *Plutarch.* in vit. C. Marii, verglichen mit *Cellar.* diss. de Cimbris et Teutonis primis Romanorum e Germania hostibus.

Gränzen nicht dulden wollten, sondern, dasselbe auszutilgen, eifrigst bemühet waren (*). Zwar ist uns bekannt, daß zwischen beyden Nationen Handel getrieben worden; und hieraus möchte man vielleicht schließen, daß bey der Gelegenheit römische Sitten, und also auch der Gebrauch des Leichenbrandes, bey den Deutschen könnte eingeführt worden seyn. Es läßt sich aber auch diese Meinung widerlegen, weil man weiß, daß die Deutschen bey ihrer Verfassung, auch selbst auf den Handel mit den Römern sowohl, als anderen Nationen die äußerste Aufmerksamkeit richteten, und man so wenig einem Römer, als sonstigem Ausländer, verstattete, seine Waare den Mitgliedern der Nation frey, zum Verkauf, anzubiethen, weil man besorgte, daß dadurch, mit der Zeit, das Volk möchte verwöhnt, und andere Sitten und Gewohnheiten eingeführt werden (**). Was man aber den ausländischen Kaufleuten erlaubte, bestand bloß darin, daß sie diejenige Waa-

(*) Auch hiervon haben wir ein merkwürdiges Beyspiel von den Katten, welches angeführt zu werden verdienet: *Tacit.* Ann. l. 2, C. 7. Ad famam adventus Caesaris dilapsi; tumulum tamen nuper Varianis legionibus structum et veterem aram Druso sitam disjecerant. — *Cellarius* diss. de Claudii Drusi expeditionibus maxime German. §. 14. macht hierüber folgende Anmerkung: Qui ne religionem quidem veriti, aram Druso evectam ad limitem romanum disjecerunt, hos multo minus credas, alia monumenta in interioribus Germaniae passos fuisse conservari. Wir haben zwar Stellen in alten Auctoren, die solches alles widersprechen möchten, z. B. *Strabo*, Geograph. lib. 4: Ab hisce vero rerum obscoenitatibus, foedisque sacrificiorum et divinationum ritibus, mori nostro contrariis, Romani prorsus eos (Gallos, Germanos, et Celtos) averterunt. Allein, es ist zu glauben, daß diese zu der Zeit, da sie solches schrieben, entweder noch nicht völlig unterrichtet gewesen, oder sich auch nur auf Muthmaßungen gründeten.

(**) *Caesar* de B. G. lib. 2, cap. 15. Caesar quum quaereret, sic reperiebat: Nullum aditum esse ad eos mercatoribus, nihil pati vini, reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium inferri.

Waare, welche die Deutschen abzusetzen hatten, an sich kaufen durften (*). Aus solcher, sehr vorsichtigen Einschränkung, läßt sich nicht vermuthen, daß selbst bey Gelegenheit eines beträchtlichen Handels, eine so allgemeine Sitte, als das Verbrennen der Todten war, werde eingeführt worden seyn.

Ich läugne aber keinesweges, daß die Wachsamkeit der alten Deutschen, wider fremde Sitten, mit der Zeit nicht sollte allmählig nachgelassen haben, und daß bey dem Gebrauche des Leichenbrandes in spätern Zeiten, einige römische Gewohnheiten mögen mit hinzugekommen seyn. Aber anfangs gewiß nicht, indem man so viel als möglich, auch keine Ehe unter beyden Nationen verstatten wollte (**). Als aber die Deutschen schon so weit nachgaben, daß sie einst einer ganzen römischen Kolonie verstatteten, sich wohnhaft unter ihnen niederzulassen, und sich unter ihnen zu verheirathen (***), da mögen auch Gebräuche mit zu ihnen übergegangen seyn, und es ist zu vermuthen, daß unsere alten deutschen Väter seit der Zeit auch einen

(*) Eben das. lib. 4, cap. 2.

(**) *Tacitus* de morib. Germanor. c. 4. — ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos, nullis aliarum nationum cnnnubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse, arbitrantur. Wie aber die Deutschen von dieser alten Gewohnheit abgewichen; erzählt Ayrer, *Diss. de jure connubiorum apud veteres German.* Sect. I. §. 6: postero autem aevo leges et Wisigothorum et Longobardorum, tam Gotho et Longobardo Romanam, quam Romano Gotham et Longobardam, matrimonio sibi sociare, permiserunt. Et sequentibus temporibus Germanos plane non dubitasse, peregrinos recipere, illustria Regum et Imperatorum exempla ostendunt, in quibus colligendis diligentissimus *Heineccius* nobis otium fecit.

(***) *Tacit.* Hist. L. 4, C. 65. Agrippenses Tenctrorum legatis responderunt: Deductis olim (Italis) et nobiscum per connubium sociatis, quique mox provenere, haec patria est.

Begriff von den römischen unterirdischen Göttern gefaßt haben. Diesen errichteten die Römer Altäre, welche in die Erde gegraben wurden — und dergleichen finden wir noch jetzt auch bey den altheidnischen Gräbern, auf welchen die Todten verbrannt wurden, welche nicht so alt als einige andere einfachere Denkmahle zu seyn scheinen, wovon in der Folge weiter geredet werden soll.

Indessen kann man schon sicher behaupten, daß die Hartnäckigkeit der Deutschen keine gänzliche Uebereinstimmung ihres Glaubens oder ihrer Religion zuließ. Solches zeigt nicht allein die ganze deutsche Geschichte, bis jetzt, sondern auch besonders, daß man noch bis hierher nicht im Stande ist, den heidnischen Aberglauben unter dem gemeinen Manne gänzlich auszurotten. Der Prof. Schulze sagt daher in einer seiner Schutzschriften (*): Es finden sich unter unsern heutigen „Christen leider! nicht nur noch häufige Spuren eines „finstern Heidenthums, sondern man trifft auch bey „vielen noch fast eben den Eigensinn, über den Aber„glauben zu halten, als bey ihren heidnischen Vätern, „an. Evangelische Lehrer mögen auch noch so nach„drücklich dagegen zeugen, so wird doch wenig damit „ausgerichtet. In der Gegend meines Aufenthalts," (wo ich nicht irre, war es damahls Altona,) „hat sich „der Nahme des ehemahligen Hauptgötzen, der Deut„schen und nordischen Völker, unter dem gemeinen „Manne, noch bis auf diese Stunde erhalten. Es „ist dasselbe fast durchgehens von der Meinung einge„nommen, daß in den sogenannten zwölf Nächten, „(oder im Zwölften), der Wode herum ziehe, und „mit der Jagd sich erlustige (**). Einige die etwas „scharfsichtig sind, wollen ihn zu Zeiten sogar mit Au„gen,

(*) Samml. 2, Artik. 3, §. 10.

(**) Das ist: Odin, oder Wodan, wovon ich oben gesagt. Hiervon stammet, allem Vermuthen nach, auch die Fabel vom

„gen, und zwar zu Pferde, gesehen — und die sich ein „recht gutes Gehör zutrauen, wollen sein Jagen mit „Hunden ganz eigentlich gehört haben. Ich erinnere „mich, daß man in der Gegend um Lüneburg diesen „saubern Gast den Helljäger zu nennen pflege. Herr „Walther berichtet uns aus dem Gobelinus Perso„na, es sey in Sachsen unter dem Pöbel von Alters „her die gemeine Sage gewesen, daß zwischen Weih„nachten und drey Könige die Frau Hera durch die „Luft flöge, und dem Menschen viel Gutes bescherete. „Man hätte daher zur derselbigen Zeit beständig diese „Worte im Munde geführt: Frow Hera de Vlug „hat. — Vielleicht ist diese Hera keine andere, als „des Wodans Gemahlinn, die Freya, welche die Is„ländische Edda inter Asynias benignissimam, nen„net; und so wäre begreiflich, warum diese Dame zu „eben der Zeit umher fliege, da ihr Gemahl sich mit „dem Jagen erlustiget. Es stünde nähmlich von ih„rer Gütigkeit zu erwarten, daß sie das erhaschte „Wildpret nicht allein für ihre Küche behalten, son„dern ehrlichen Leuten auch etwas mittheilen wolle?“ Man sehe hierüber auch den Art. Leichtgläubigkeit.

Solche und mehrere Hartnäckigkeiten in Glaubenssachen scheinen wohl nicht zugelassen zu haben, daß die alten Deutschen ihr ganzes Ceremoniel bey Begräbnissen sogleich werden nach römischem Gebrauche umgeändert haben. Die alten griechischen und römischen Geschichtschreiber, so wie auch die Edda, gedenken der deutschen und nordischen Urnen mit keinem Worte; indessen, so alt der Gebrauch der Urnen bey den

vom Wehrwolfe, wovon in einem besondern Artikel noch geredet wird, welcher aber, weil er im Zwölften frey seyn soll, beym gemeinen Mann in Niedersachsen, so wenig als der Wolf überhaupt, und auch der Teufel genannt werden darf; indem man befürchtet, daß er auf der Nähe sey, und dadurch herbey gerufen werde.

den Deutschen war, eben so alt muß auch die Gewohnheit des Leichenbrandes unter ihnen seyn. Ob aber dieser Satz umgekehrt wahr seyn mag, ist eine andere Frage. Indessen, da das Verbrennen der Leichen bey unsern heidnischen Vorfahren eben ein solcher Liebesdienst war, als bey uns jetzt ein stattliches Leichenbegängniß, so würden auch sie damahls vielleicht schon lieblos gehandelt haben, wenn sie die Asche und Knochen ihrer verbrannten Todten ohne ein Behältniß hätten in die Erde schütten, oder gar vom Winde hätten wollen zerstäuben lassen. Es ist demnach wahrscheinlich, daß wenigstens einige der alten Deutschen, welche ohnedies die Ihrigen herzlich liebten, sofort mit dem Gebrauche, die Todten zu verbrennen, auch den Gebrauch der Urnen werden angenommen haben; ob wir freylich in den alten Gräbern auch Spuren von unverbrannten Leichen finden, die aber dann in ein ganz mit Steinen dicht ausgesetztes Grab gelegt worden sind.

Von der Gewohnheit selbst, die Todten zu verbrennen, reden Mela, Tacitus, Cäsar, die isländische Edda, und viele andere alte Schriftsteller, als von einer alten Sitte der Deutschen. Die Edda versichert von dem Balder, einem Gefährten des Odins, als er sich aus Asien in die Nordländer gewandt, daß sein Leichnam zu Asche verbrannt worden. Man könnte daher den Gebrauch des Verbrennens der Leichen, bey den Deutschen und Nordvölkern schon mit Gewißheit bis auf die Zeiten Pompejus des Großen hinaufführen, da Odin in den deutschen und nordischen Ländern soll gekommen seyn.

(*Mela* de situ orb. lib. 3. p. 2. Cum mortuis cremant ac defodiunt apta viventibus. — *Tacit.* Germ. c. 27. Id solum observatur, ut corpora clarorum virorum crementur. — *Caesar* de bell. gall. l. 6, c, 19. Funera sunt — — et sumtuosa, omnia-

omniaque, quae vivis cordi fuisse arbitrantur, in ignem inferunt, — ac paulo supra hanc memoriam, servi et clientes una cremabantur. — *Edda*, *Mythol.* 43. Funus deinceps *Baldri* in navem (suam) portatum, pyrae imposuerunt.)

Wären die Behauptungen des Litzel, in seiner Beschreibung der römischen Todtentöpfe, S. 4 und 5, für völlig gewiß anzunehmen, indem er darzuthun sucht: Die Indianer wären schon seit drey tausend Jahren, (von seiner Zeit an gerechnet,) gewohnt, ihre Todten zu verbrennen, und die Asche und Gebeine in Töpfen zu beerdigen, so kämen wir mit dem altdeutschen Gebrauche des Leichenbrandes auch hoch genug hinaus. Von den Indianern sollen, nach seiner Angabe, die Griechen es erlernet haben, und diesen wären nachher die Deutschen, Gallier, und andere Völker, und endlich auch die Römer, gefolgt, indem sie solches durch die auswärts geführten Kriege gelernt hätten. — Ob wir nun zwar wissen, von welcher Abkunft die Römer sind, und auch daß wenigstens zu den Zeiten des Sylla, in Rom das Verbrennen der Todten vorzüglich in Gang gekommen, so ist uns dennoch unbekannt, von welcher Nation dieser Gebrauch zu den Römern eigentlich übergegangen. Haben sie ihn von den Indianern, so sey es; und haben die alten Deutschen diesen Gebrauch eben daher, so würde noch immer die Frage entstehen: Wer den Gebrauch des Verbrennens der Todten zuerst gehabt? die aber bey gegenwärtiger Untersuchung überflüssig seyn würde, da wir nur behaupten, daß das Verbrennen der Todten bey den alten Deutschen keine angenommene römische Sitte, sondern, daß diese Gewohnheit, von ihnen schon als ihnen eigenthümlich, bey ihrer Ankunft in die nördlichen Länder, mitgebracht sey.

Der bisher geführte Beweis von dem Alter des Leichenbrandes der Deutschen, steigt zwar nicht so

hoch

hoch hinauf, als wir solchen von den Römern schriftlich bestätigt haben, indem es keine Deutschen sich haben einfallen lassen, von ihren Sitten selbst zu schreiben; und wenn zwar einige dafür halten wollen, daß Odin zuerst diesen Gebrauch in Deutschland eingeführt haben soll, so steht dasjenige, was Snorro sagt, dieser Meinung doch im Wege (*). Er erzählt nicht, daß Odin den Leichenbrand unter den Deutschen und Nordländern zuerst angeordnet, sondern, daß er denselben unter ihnen zuerst allgemein gemacht habe: (Justit, ut mortui *omnes* cremarentur, pyrae cum possessionibus suis impositi.) Es mag also die Weise, die Todten zu verbrennen, unter einigen deutschen und nordischen Völkern schon lange vorher bekannt und üblich gewesen seyn, bis sie durch den Odin allgemein gemacht worden.

Damit aber dieser einsichtsvolle Kopf, seine Absicht desto leichter erhalten möchte, so gab er dabey die Versicherung, es sollte ein jeder, der sich seinem Gesetze unterwerfen würde, einen höchst erfreulichen Einzug in Valhalla haben, und daselbst alle mit ihm verbrannten Güter zu seinem Vergnügen wieder finden. (Ita enim promisit, ut cum eisdem opibus, quilibet Valhallam introiret, quae in rogum ipsius injectae fuerant.) Ein solcher Lehrsatz war vielleicht unter den Deutschen noch nicht allgemein; — aber, Odin ging ihnen nun mit eigenem Beyspiele vor, und ließ sich nach seinem Tode selbst verbrennen. Nach dieser Zeit scheint man sich allgemein eine Ehre daraus gemacht zu haben, wenn die Leichname verbrannt wurden. Hierüber heißt es am angeführten Orte beym Snorro: Odinus mortuus crematus est, et tunc honorabilis evasit crematio; da man vorhin den Leichenbrand

(*) Chron. Norweg. p. 2, n. 9.

brand bloß vielleicht als einen nur gewöhnlichen Liebesdienst betrachtet hatte.

Gewöhnlich haben die alten Deutschen ihre Leichname vornehmer Personen nicht sehr fern von dem Wohnsitze derselben beygesetzt, welches wir aus den Grabhügeln schließen können, die sich stets in der Nachbarschaft eines solches Ortes befinden, von welchen wir, allen Anzeigen nach, schließen müssen, daß er ehemahls ein Wohnsitz, eine Burg oder dergleichen eines alten Deutschen, oder Wenden, gewesen. Unter den Wenden, die doch einen großen Theil Deutschlandes eingenommen hatten, scheint ein doppelter Gebrauch in Hinsicht der Verstorbenen Statt gefunden zu haben. Einige Leiber wurden begraben, andere aber sind vorher dem Feuer überliefert, und hernach ist die Asche derselben in der Erde verwahret worden. Von dem ersteren finden sich viele Zeugnisse. Oft trifft man noch in der Erde Ueberreste von menschlichen Leibern an, wie ich im LXXIII Th. S. 390, fgg. auch schon angezeigt habe, und die Umstände selbst thun es dar, daß diese Gebeine Ueberbleibsel jener vormahligen Völker sind. Ja, man weiß sogar, daß die Wenden alte und unvermögende Leute lebendig begraben haben, von welchem Gebrauche im Lüneburgischen ein Waldrevier, (wo ich nicht irre,) in der Gegend Uelzen, bis diese Stunde noch den Nahmen: das Jammerholz, führet, weil dort alte untaugliche Leute in den Gauen abgethan wurden.

Wurden aber die Leichen verbrannt, so muß dennoch ein Unterschied in der ganzen Sache, zwischen Vornehmen und Geringen, oder Helden und Nichthelden geherrscht haben. Denn, man findet an den uns zurück gelassenenen Denkmählern der Gräber, eine auffallende Verschiedenheit, so daß man gewiß vermuthen kann: je größer und ansehnlicher ein Grab ist, daß auch diejenige Person, deren Gebeine oder Asche in den-

sel-

selben ruhen, desto erhabener unterm Volke gewesen. Man könnte daher die Leichenbegängnisse der alten Deutschen auch eintheilen, wie es bey den Römern geschah, und noch bey uns geschieht, allein, wir haben nur weiter nicht viel, als bloß den Augenschein, aufzuweisen.

In den Mecklenburgischen Landen überhaupt sieht man Gräber der Vorfahren aller Art; doch ist Pommern, Holstein, Lüneburg, die brandenburgischen Länder, und vielleicht der größte Theil Deutschlands, davon nicht ausgeschlossen. Man findet überall auf sandigen Anhöhen Urnen, welche einzeln in der Erde stehen. Einige findet man, bloß im Sande, andere stehen zwischen vier Steinen, und sind mit dem fünften zugedeckt. Neben einigen findet man eiserne Streitaxten, Spitzen von Pfeilen, Spießen, u. dgl. mehr. Auch giebts Urnen von grauem Thone mit zween Handhaben. Es ist aber nicht mit Gewißheit auszumachen, nach welchen Gründen man die Plätze gewählt hat, wo die Urnen beygesetzt worden sind; indessen läßt sich doch glauben, daß die Urnen dort eingegraben wurden, wo man den Leichnam verbrannte.

Die Beyträge zu den obotritischen Alterthümern, von A. G. Masch, (Schwerin und Güstrow, 1774,) geben in diesem Punkte mancherley erwünschtes Licht, und es wäre zu wünschen, daß mehrere Männer von Kenntnissen und Liebe zu den Alterthümern des Vaterlandes, nicht allein so aufmerksam auf ihre sie umgebenden Gegenden wären, sondern auch selbst sich so eifrig bemüheten, der Aufklärung in dieser Hinsicht solche Vortheile zu stiften. Folgende sind seine Worte:

„Es ward in dem Beseritzer Gau (*) ein Graben vier Fuß tief durch den Acker gezogen. Hier fand der Grä-

(*) Am ang. O. S. 160, fgg. Vom Beseritzer Gaue sagt er aber,

Gräber in der Tiefe Kohlen, und eine gebrannte Erdfläche. Eine Erkenntlichkeit machte ihn willig, die ganze Stelle abzuräumen; und also ward eine runde Brandstelle von 6 Fuß im Durchschnitt entdeckt. Aus andern Erfahrungen wußte er schon den Topf zu finden. Mitten in der Brandstelle, in der Tiefe von einem Fuße stand die Urne zwischen vier Steinen, und war mit dem fünften bedeckt. Die Urne selbst war be-

aber, S. 123, §. 44: Der Gau Mizeretz, oder Miseretz, würde schwer zu finden seyn, wenn nicht eines Theils die Nachbarschaft der vorhergehenden (Gauen) denselben kenntlich machte, und andern Theils der richtige Nahme desselben uns durch die Urkunden von 1236 überliefert wäre; nähmlich terra Beseritz, welche der terra Staregard zur Seite gesetzt wird. Dieser Gau heißt jetzt der Friedländische Werder, und gränzet gegen Westen an den Grozioner, und gegen Norden an den Plozergau. Die andern beyden Seiten werden durch breite Wiesen eingeschlossen, in deren Mitte ein fließendes Wasser ist, welches durch die Datz, bey Neubrandenburg, mit der Tollense, und durch den Ravelgraben, bey Friedland, mit dem Gewässer um den Plozergau, und der Peene, zusammenhängt. Das ganze Land ist eine Insel, und wird auch in den Documenten des 12ten Jahrhunderts, jederzeit Insula genennet.

Die Burg dieses Gaues ist ein runder Berg, mitten in einem Moraste, welcher mit Steinen umgeben ist, und jetzt der Mühlenberg heißt. Gegen Norden, wo der Morast nur schmahl, kann man noch die Spuren der Wälle entdekken. Große Grabhügel, und aufgerichtete Grabsteine von ungeheurer Größe, liegen in der Nachbarschaft dieses Dorfes, als eine Anzeige, daß daselbst in vorigen Zeiten eine ansehnliche Person unter den Wenden ihre Wohnung gehabt habe.

In der Anmerkung zu diesem §. heißt es: der Nahme Mühlenberg ist aus dem wendischen mola, (klein,) entstanden. Die Ueberbleibsel alter Eichen zeigen zur Genüge an, daß dieser Berg seit den Zeiten der Wenden nie bebauet, oder, daß eine Mühle auf denselben gebauet gewesen; so auch wegen des Moraste, welcher den Berg umgiebt, nicht einmahl zu erwarten ist. Auf der obersten Fläche des Berges liegt ein großer breiter Stein, auf vier andern. In spätern Zeiten ist in diesem Dorfe eine Burg angeleget, wovon noch der Burggraben zeuget. Man findet dergleichen Burgen häufig bey den Dörfern, welche sich auf itz endigen. —

bereits zerfallen, jedoch konnte ich noch einige Stücke retten. Diese sind von einer weißgrauen Erde, und scheinen sowohl inwendig als auswendig mit einer grauen Farbe überstrichen zu seyn. Die äußerliche Seite ist mit Zierrathen versehen. Es sind Linien, welche in dem weichen Thone eingeschnitten sind, etwa einen Fingerbreit von einander entfernt. Oben gehen sie zwey Zoll lang von der Rechten nach der Linken, und hernach andere Linien von der linken nach der rechten Seite. Die Ueberbleibsel wiesen aus, daß die Urne oben und unten mehrentheils gleich weit gewesen. Die Brandstelle war 4 Fuß unter der jetzigen Oberfläche. Hat sich etwa die Oberfläche so viel verändert? oder hat man eine Art von Grube gegraben, um die Leiche darin zu verbrennen? Jenes wäre nicht möglich. Allein, ich halte dieses für wahrscheinlicher. Die Kohlen waren gar nicht verwittert; die Brandstelle war auch ganz ungestöret. Beydes hätte aber nicht seyn können, wenn die Brandstelle nicht sogleich wäre mit Erde bedecket worden. Ich habe noch einige Stücken von Urnen, welche auf demselben Felde gefunden sind. Einige derselben sind durch und durch mit Glimmer angefüllet, wie die Steine welche man Katzensilber nennet; andere haben Zierrathen, oder Striche welche mit dem Finger gemacht sind. Aus diesen Bemerkungen schließe ich, daß man die Leichen an einem Orte verbrannt, wie es ihnen bequem gedäucht, und alsdann die Asche in der Urne an solchem Orte beygesetzt habe.

„Die andere Art nenne ich gemeinschaftliche Begräbnißplätze, weil man hier die Asche vieler Leichen beysammen antrifft. Diese sind von gedoppelter Art. Einige sind lang aufgeworfene Hügel, welche rund um mit Steinen abgesetzt sind. Man weiß es aus der Erfahrung, daß man in diesen mehrere Urnen in einer geringen Entfernung von einander antrifft.

Dürfte

Dürfte ich muthmaßen, so würde ich behaupten, daß in diesen langen Hügeln, welche gemeiniglich bey einem kegelförmigen Hügel gefunden werden, die Asche der Familie eines vornehmen Mannes, etwa seiner Frauen, seiner Kinder und Brüder bedeckt, da die Asche des Mannes selbst unter jener Pyramide verwahret ruhe.

„Die andere Art dieser gemeinschaftlichen Begräbnißplätze läßt sich am besten aus der Beschreibung des Platzes selbst erkennen; auf der Ostseite des Dorfes Prilwitz, (im Strelitzischen,) und außerhalb der Gränzen der ehemahligen Stadt Rhetra, liegt ein Hügel, dessen Rücken eine krumme Linie von Osten nach Westen, und von Westen nach Norden, macht. Der Rücken desselben ist mit einer Menge Steinen bedeckt, welche alle sorgfältig hingelegt sind. Hier findet man ein Grabmahl bey dem andern. In der Mitte des Grabes findet man einen Stein, etwa von zwey Fuß im Durchschnitt. Rund um lieget ein Zirkel von kleineren Steinen, und einige Gräber sind mit zwey, andere mit drey solchen Zirkeln umgeben. Nimmt man den mittelsten Stein hinweg, so ist unter demselben eine Grube, welche zwey Fuß tief, und mit Steinen ausgesetzt ist. Selten findet man in diesen Gruben eine Urne; sondern man hat in Rhetra, wie das folgende zeigen wird, die Asche in solche Gruben eingeschüttet, und mit dem Steine in der Mitte zugedecket. Da diese Gruben aber der Oberfläche so nahe sind, so ist die Asche längst verwittert, daher diese Gruben jetzt mit Erde angefüllt sind.

„Auf eben diesen Hügeln lieget an einer Anhöhe ein viereckiger Stein, vier Fuß lang, drey Fuß breit, und eben so hoch. Ich nenne denselben hier, weil er die Zeugnisse von den Händen der Menschen aufweiset. Nicht allein seine regelmäßige Gestalt beweiset dieses, sondern noch mehr seine Lage. Vier Steine liegen

daneben, welche den großen Stein ehemahls getragen haben. Ich würde ihn für einen Opfertisch halten, wenn irgend eine Spur des Feuers zu bemerken wäre. Da dieses aber nicht ist, so mag ich nicht errathen, zu welchem Gebrauche er bestimmt gewesen. Wir wissen zu wenig von den Gebräuchen voriger Zeiten. Diese Ueberbleibsel sind zwar redende Denkmahle; sie zeugen aber von gewissen Gebräuchen, und lassen uns in Ungewißheit, wenn wir die Gebräuche der Alten erklären wollen.

„Die vierte Art der Begräbnisse, nenne ich die mit großen Steinen bedeckten Gräber. Diese Art habe ich in der Gegend von Rhetra nicht gefunden. Desto häufiger aber findet man sie in andern Gegenden, wo die Tollenzer gewohnt haben. In dem Beseritzer Gaue sind auf der Feldmarke Beseritz und den angränzenden Dörfern etliche zwanzig solcher Gräber zu finden. In dem Plotzer Gau, neben der Tollense, trifft man sie auch häufig an. Die Bauart dieser Gräber ist sehr übereinstimmig, und nur die Noth hat in Absicht der Anzahl der Steine zuweilen eine Abweichung von der gewöhnlichen Weise verursacht. Vier Steine, welche eine, oder ein Par glatte Seiten haben, sind dergestalt gestellet, daß der inwendige Raum ein Viereck, von sechs bis acht Fuß lang, und vier bis fünf Fuß breit, ausmacht. Zuweilen hat man aus Noth an einer langen Seite zwey Steine gesetzet. Auf diesen vier Steinen ruhet ein großer Stein, auch zum öftern zwey Steine, welche das Grabmahl bedekken. Ich habe Steine bemerkt, welche acht bis zwölf Fuß lang, und vier bis sechs Fuß hoch sind. Unter diesen Steinen hat man Urnen, und zum öftern mehr als eine, gefunden. Auch weiß ich, daß man Knochen, und Geräthe, aber keine Urnen, gefunden hat.

„Die großen Steine sind mit Menschenhänden auf die andern Steine gebracht, und so sorgfältig hin-

gelegt,

gelegt, daß sie gerade auf allen vier Steinen ruhen. Macht es ihre Größe unbegreiflich, wie man so große Steine aus verschiedenen Gegenden zusammenbringen, auf eine Stelle also aufrichten, den größesten aufheben, und auf die andern legen können: so hat doch die Größe der Steine den Nutzen gehabt, daß die größesten Gräber noch unberührt stehen, da diejenigen, welche mit kleinern Steinen zugedeckt sind, mehrentheils schon auseinander geworfen worden.

„Man nimmt wohl mit Recht an, daß diese Art der Grabmahle für Personen bestimmt sind, welche durch Stand, Verdienst und Würde über die gemeine Menge erhoben gewesen. Unstreitig ist die Errichtung eines solchen Grabmahls, kein Werk einzelner Personen; sondern eine Arbeit einer großen Menge Volks, welche durch einerley Bewegungsgründe getrieben, ihre Kräfte vereinigt haben, so große Steine zusammen zu wälzen, ordentlich zu stellen, und mit großer Arbeit das Grab zu bedecken.

„Die letzte Art sind die Grabhügel, oder sogenannten Hünengräber, welche hier im Lande allenthalben in der Nähe einer (ehemahligen) Burg gefunden werden. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich alle Grabmahle dieser Art beschreiben wollte, welche ich besehen habe. Ich begnüge mich nur mit einigen allgemeinen Anmerkungen, und verspare das Besondere, bis zur Beschreibung der Grabhügel bey dem alten Rhetra.

Gemeiniglich sind diese Grabhügel auf Erhöhungen aufgeführt, welche die Natur gemacht hat. Man hat von den Seiten Erde zusammen getragen, und dem Haufen eine kegelförmige Gestalt gegeben. Rund um stehen Steine in einer, auch wohl in zwey Reihen übereinander. Viele solche Grabhügel haben die besondere Lage, daß die eine Seite des Hügels gerade auf der Spitze des natürlichen Berges anfängt, die andere

Seite aber, auf der abschüssigen Seite des Berges in die Höhe geht; so daß die eine Seite des Hügels viel höher ist, als die andere. Von dieser Art sind die Grabhügel bey Rhetra, imgleichen die Hügel bey Woldeck, in dem Wolzer Gau. Der Umfang solcher Grabhügel ist von 30 bis zu 100 und mehr Schritten.

„In keiner Gegend hiesigen Landes findet man die Grabhügel häufiger und zahlreicher, als in der Gegend um Prilwitz, und zwar alle auf der östlichen Seite. Dieses scheint mir darin seinen Grund zu haben, daß auf der westlichen Seite die Tollenzer, in dem Brothwin, oder der terra Wostrowe, gewohnt haben. Daher die Rhedarier ihre Grabmahle in ihrem eigenen Gebiete, ostwärts von Rhetra angelegt haben.

„Zwey solcher Grabhügel liegen nicht weit von dem jetzigen Dorfe. An der westlichen Seite sind sie, weil sich der Berg gegen Westen senket, viel höher als an der Ostseite. Sie sind mit Steinen umsetzet, und haben an einhundert Schritte im Umkreise. Einen von diesen Hügeln habe ich inwendig etwas untersucht. Er besteht aus bloßem Sande, welcher aufgetragen ist. Man fand in demselben verschiedene kleine Knochen, auch einige Scherben. Ein mehreres aber zu entdecken und weiter nachzusuchen, verhinderten mich wichtige Umstände.

„In einiger Entfernung von diesen Hügeln liegt ein anderer; welcher im Umfange eben so groß ist, und in der Höhe über 20 Fuß hat. Er ist aber inwendig ausgehöhlet, und die Tiefe desselben ist wenigstens 12 Fuß. Ich führe diesen Umstand besonders an, weil er zur Bestätigung einer Muthmaßung gereichet, welche ich im Folgendem wagen werde.

Die übrigen Grabhügel sind etwas kleiner. Einer von diesen lieget nahe am Tollenzer See, auf einer Anhöhe, welche sich westwärts senket. Er hat die

Ge-

Gestalt eines abgekürzten Kegels, und ist mit zwey Reihen Steinen umgeben. In der Höhe der untersten Reihe hat der Hügel im Durchschnitte 36 Fuß; die kürzere östliche Seite, bis zur Platte, 20 Fuß, die Platte im Durchschnitte 10 Fuß, und die Perpendicularlinie, von der Platte bis zur untersten Reihe der Steine, 16 Fuß. Diesen Hügel habe ich mit Erlaubniß Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Landraths von Bredow, aufgraben lassen, damit ich sowohl die innere Bauart desselben entdecken, als auch einen Versuch machen möchte, ob nicht etwa eine Urne, oder einiges Geräthe in demselben anzutreffen wäre. Ob ich nun gleich in Absicht des letztern gefehlt; so habe ich doch manches entdeckt, das meine Neubegierde befriedigt hat.

Die Eröffnung des Hügels ward also angefangen, daß man an drey Seiten den obersten Rand einen Fuß breit stehen ließ, von der Ostseite aber einen Gang in den Berg hinein arbeitete. In der Tiefe von 4 Fuß, fanden sich etwas auf der Nordseite des Hügels, neun mäßige Steine, welche durch ihre Lage deutlich zeigten, daß sie mit Fleiß also geleget waren. Ein breiter Stein lag in der Mitte; fünf Steine standen umher auf der Spitze gestellet. Drey Steine machten eine gerade Linie von dem mittelsten gegen Osten zu.

„Der Anblick dieser Steine machte mir die Hoffnung, daß unter ihnen eine Urne verwahret wäre. Wie sie aber sorgfältig weggeräumt waren; so war unter ihnen nichts, als eine Lage von sehr festem Thone, aus welchem der ganze Hügel bestand, und so hart war, daß, wenn der Erdbohrer etwa einen Fuß tief eingedrungen war, es jedes Mahl das Ansehen hatte, als wenn ein harter Kiesel getroffen wäre. Indessen zeigten uns diese Steine den Weg zur weitern Untersuchung. Man ließ also auf der Südseite noch etwas Erde stehen, und verfolgte die Stelle, welche die Steine anwiesen. In der Tiefe von drey

Fuß unter den Steinen, entdeckte sich die Brandstelle, auf welcher die Leiche verbrannt war. Sie hatte nur fünf Fuß im Durchschnitte, war rundum mit kleinen Steinen umsetzet, auch oben über mit kleinen Steinen bedeckt. Der Thon war fest gebrannt, und die Asche noch sehr kennbar.

„Neben der Brandstelle auf der Südseite, und also mehrentheils in der Mitte des Hügels, war die Grube, in welcher die Asche verwahret war. Die Tiefe der Grube war zwey Fuß, oben hatte sie im Durchschnitt auch zwey Fuß, und lief unten spitzig zu. Die Grube war gleichfalls mit kleinen Steinen ausgesetzet, und die Asche, welche so weiß, wie Pottasche, war, war mit Kohlen, Steinen und kleinen Knochen vermischt. Ueber die Grube war eine Pyramide von kleinen Steinen, vier Fuß hoch, und oben zugespitzt, aufgerichtet. Die Grube ward sorgfältig durchgesucht; allein, nichts weiter, als Knochen und Kohlen gefunden.

Unterdessen die Arbeiter beschäftiget waren, diesen Hügel aufzugraben, besah ich eine andere Gegend, gegen Nordost, nahe an dem Tollenzer See, auf einem steilen Berge. Was Menschenhände daselbst gebauet haben, hat in der Ferne die Gestalt einer Batterie, welche mit Schießscharten versehen ist. Wenn man aber den steilen Berg ersteigt, so siehet man, daß es lauter Grabhügel sind, welche nahe an einander, doch also liegen, daß ein jeder von dem andern abgesondert ist. Acht dieser Hügel sind rund um mit Steinen umgeben, in der Gestalt eines abgekürzten Kegels. Der neunte ist flach und länglich, und gleichfalls mit Steinen umgeben.

„Dieses sind die Denkmahle voriger Zeiten, welche noch bis jetzt erhalten sind. Man kann aber wohl behaupten, daß in vorigen Zeiten diese noch zahlreicher gewesen, und viele durch die Länge der Zeit unkenntlich

lich geworden. Nicht allein Jahrhunderte machen eine große Veränderung; sondern, da man in spätern Zeiten nie darauf bedacht gewesen, daß dergleichen Denkmahle erhalten blieben, so ist leicht zu schließen, daß allerley zufällige Veranstaltungen, Gelegenheiten zur Zerstörung derselben dargeboten haben. Indessen ist uns doch noch so viel übrig geblieben, daß wir zu einigen Muthmaßungen dadurch hinlänglich berechtigt werden.

„Man mag diese Begräbnisse ansehen, von welcher Seite man will; so findet man darin doch allezeit ein Zeugniß von einer Vorsorge und einer gewissen Achtung, welche man den Leibern der Verstorbenen erwiesen hat. Die Liebe und die Achtung, welche man den Verdiensten der Lebenden schuldig gewesen, hat sich auch nach ihrem Ableben geschäftig erwiesen, und die Hinterbliebenen angetrieben, nach der Gewohnheit des Landes, ein Leichenbegängniß zu veranstalten, die Asche zu verwahren, und Grabmahle zu errrichten, welche die Verdienste eines Mannes im beständigen Andenken erhalten können. Da man so unterschiedene Arten der Begräbnisse, und unter den Hügeln eine Verschiedenheit in Absicht der Größe findet; so nimmt man nicht ohne Wahrscheinlichkeit an, daß die Größe eines Grabes mit der Würde und den Verdiensten des Verstorbenen in einem gewissen Verhältnisse steht. Daher ist es gewiß, daß Vorsorge und Achtung sich mit einander vereiniget hat, dem Verstorbenen Denkmahle zu errichten, an welchen eine ganze Menge von Menschen gearbeitet hat, um ein solches Werk zu Stande zu bringen.

„Vergleichet man hierbey die Gegend um Prilwitz, und bemerkt die Größe und Anzahl der Grabhügel, deren neun zerstreut auf dem Felde, neun aber auf einem einzigen hohen Berge, zwischen dem Dorfe Usadel, und der See liegen, so ist gewiß, daß in kei-

ner Gegend unsers Landes so viele und große Grabhügel neben einander liegen, als bey diesem Dorfe (*). Dies ist also ein Beweis, daß dieses Dorf zu den Zeiten, wie man den Verstorbenen Grabhügel errichtet hat, eine Sammlung von vornehmen, und verdienstvollen Männern gewesen, welche daselbst ihr Ende und auch ihre Grabstellen gefunden haben. Dies stimmet genau mit Dithmars Bericht überein, welcher uns meldet, daß die Comprovinciales, oder die Leutici, oder Löwitzer, sich in Rhetra aufgehalten haben, die öffentlichen Angelegenheiten der Willzen zu besorgen. Daher ich diese Grabhügel für die Begräbnisse der obrigkeitlichen Personen halte, welche unter den Wenden regiert haben. Sind diese in Rhetra gestorben, so ist ihnen daselbst ein Grab und ein Denkmahl bereitet. Sind sie aber in ihrem Gebiete gestorben, so hat ihre Provinz ihnen ein Grabmahl in der Nähe ihrer Burg bereitet.

„Daß die Verbrennung der Leichen auf solchen Hügeln geschehen, davon haben wir nun eine völlige Gewißheit. Wenn den Verstorbenen die letzte Ehre widerfahren sollen, so ist zuerst ein Berg zusammengetragen, und über die Erdfläche erhöhet worden. Auf dieser Erhöhung, welche von einigen Schriftstellern ein Todtenaltar genannt wird, ist die Leiche verbrannt worden. Hier entsteht also die Frage; ob der Hügel zu der Zeit, wenn der Brand veranstaltet worden, oben eben gewesen, daß man von allen Seiten die Leiche im Freyen sehen können? oder, ob der Hügel

(*) Auch in Preuß. Pommern, ohngefähr zwischen Demmin und Treptow an der Tollense, liegt ein Dorf, welches Utzettel heißt, in alten Urkunden aber Usadel und Usedel genannt wird. Dieses hat auf seiner Feldmark auch verschiedene Gräber aufzuweisen. Es ist geradezu gerechnet ohngefähr eine halbe Meile von dem adelichen Hofe Krukow, von welchem ich im LXXIII Th. S. 539, geredet habe.

gel mit einer Erhöhung umgeben gewesen, daß man die Leiche nicht sehen können? Beydes ist möglich. Wenn ich aber die Umstände betrachte, daß der eine Berg bey Prilwitz, inwendig ausgehöhlt ist; imgleichen, daß ich eine Brandstelle 4 Fuß unter der Oberfläche der Erde gefunden: so ist es mir wahrscheinlich, daß der sogenannte Todtenaltar mit einem Rande von Erde umgeben gewesen, und die Leiche also inwendig in dem Berge verbrannt worden, daß man von außen die Leiche nicht sehen können (*). Vielleicht haben Vornehme, wenn sie ihr Ende vermuthet, dergleichen Hügel schon bey ihrem Leben zusammen tragen lassen, damit hernachmahls ihre Asche in demselben ruhen könnte.

„Diese Muthmaßung stimmet mit der Größe der Brandstelle überein. Sie ist rund, und enthält nur 5 Fuß im Durchschnitte. Dies scheint mir derjenige Raum zu seyn, welchen man inwendig in dem Hügel gelassen, und mit Steinen umsetzt hat; und außer welchem keine Spur des Feuers zu bemerken war. Weil aber der Durchschnitt nur so klein ist, so halte ich

(*) Es ist bekannt, daß die Römer den unterirdischen Göttern Plätze in der Erde (focos) ausgruben, darauf sie ihre Opfer brachten, und mit diesen scheinen die Todtenaltäre der alten Deutschen Aehnlichkeit zu haben. Man kann sie aber füglicher Todtenheerde nennen. In der Gegend, von welcher Hr. Masch redet, heißt in der platten Sprache des gemeinen Mannes der Heerd, Heier, Heät, oder Hier, welches wahrscheinlich von Hitt, Hitze, herkommt. Dem Anscheine nach ist zu jeder Leiche ein besonderer Todtenheerd verfertiget worden, sonst müßte man, wenn es allgemeine Todtenheerde gegeben, sich vorzüglich auszeichnende große Brand- oder Aschstellen, finden.

Daß aber die alten Deutschen und nordischen Völker gleich von Anfang an schon solche Todtenheerde gemacht haben sollten, lasse ich dahin gestellt seyn. Vielleicht sind diese erst aus den Zeiten, als die Deutschen schon wirklich nachgebender gegen auswärtige Gebräuche geworden waren, und ihre Religion etwas glänzender einzurichten anfingen. —

ich es für wahrscheinlich, daß die Leichen nicht liegend, sondern in einer sitzenden Stellung, verbrannt worden. Wäre dieses nicht; so müßte der Durchschnitt der Stelle größer seyn (*). Ob man in Rhetra eine besondere Art des Holzes hierzu erwählet habe, wie man an andern Orten bemerkt haben will, (wovon weiter hin ein Mehreres vorkommen wird,) ist nicht zu bestimmen. Die Kohlen in dem Grabhügel schienen mir von Birkenholz zu seyn.

„Wenn die Leiche völlig vom Feuer verzehrt gewesen, ist die Aschengrube gemacht, die Asche in dieselbe eingeschüttet, mit Steinen zugedecket, und die kleine Pyramide errichtet worden. Nachher ist so viel Erde aufgetragen worden, daß der Hügel die Höhe erreichet hat, welche derselbe noch jetzt aufweiset.

„Es ist aber nun noch eine Frage auszumachen, welche auf verschiedene Weise entschieden wird, nähmlich: ob die Urnen, Gräber und Hügel, Denkmahle der alten Deutschen sind, welche vor den Zeiten der Wenden hierselbst gelebt haben; oder ob es Denkmahle sind, welche die Wenden den verdienstvollen Männern ihres Volks errichtet haben?

„So viel ist gewiß, daß unter den alten Deutschen vor der Zeit der Wenden, die Gewohnheit geherrschet hat, die Leiber wohlverdienter Männer zu verbrennen. Tacitus meldet von ihnen: (welche Stelle ich im Vorhergehenden schon berühret,) Funerum nulla ambitio, id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur. Struem rogi nec vestibus, nec odoribus cumulant, sua cuique arma, quorundam igni et equus adjicitur; sepulcrum

(*) Auch dieses scheint ein Beweis zu seyn, daß die Deutschen den Leichenbrand nicht von den Römern gelernt haben, die den Körper frey auf den Scheiterhaufen hinlegten. Siehe Leichenbegängniß.

crum cespes erigit. Die Hauptsache dieses Berichts finden wir auch hier. Die Leiche eines vornehmen Mannes ist dem Feuer übergeben worden. Man findet auch zuweilen bey den Urnen die Waffen der Verstorbenen. In dem aufgegrabenen Hügel sind aber keine Waffen gefunden. Auch ist die Brandstelle zu klein, als daß ein Pferd zugleich hätte verbrannt werden können. (*)

„Zu welcher Zeit der Gebrauch, die Leichen zu verbrennen, in hiesigen Gegenden üblich geworden, ist wohl ziemlich ungewiß. Gemeiniglich nimmt man an, daß dieser Gebrauch von Othin oder Wedha, (Odin, Wodan), eingeführt worden; daher auch das in der dänischen Geschichte bekannte Brunnold, seine Benennung erhalten. Man behauptet dieserwegen, daß die Urnen, welche die Asche der Leichen enthalten, älter sind, als die Zeiten der Wenden. Und solchemnach müßte man die Grabhügel, welche auch eine Brandstelle in sich fassen, für eben so alt annehmen. Jene Meinung hat noch neulich der Herr Probst J. C. Zimmermann, in der Nachricht, von einigen bey Uelzen aufgegrabenen Urnen, Zelle, 1772, f. p. 4. zu behaupten gesuchet. Ich muß aber gestehen, daß ich diese Meinung nicht für völlig ausgemacht halte;

(*) In dem bey Vanselow aufgegrabenen Hühnengrabe, wovon ich im LXXIII Th. S. 390, gehandelt habe, welches auch eben von sehr großem Umfange nicht war, fanden sich Pferdeknochen. Vielleicht wurden die Pferde, da sie eines größeren Feuers, als ein menschlicher Leib, bedurften, auf einem anderweitigen Platze — vielleicht auch ganz frey neben der Brandstelle der Leiche, verbrannt, und die Asche und Knochen nur dazu geschüttet; aber, so wie es der Augenschein lehrte, nicht mit den menschlichen Ueberbleibseln in eine Lage gebracht, sondern etwas unterschieden. Denn ich habe am angeführten Orte gezeigt, daß die unverbrannte Leiche eine Urne im Arme hatte — daß hierüber eine fest gestampfte Lage von Thon sich befand, auf welcher die Pferdeknochen, Asche und Kohlen wieder lagen.

halte; sondern wie ich gern glaube, daß vor den Zeiten der Wenden dieser Gebrauch schon geherrscht hat, so finde ich auch hinlängliche Gründe zu behaupten, daß die Wenden auf gleiche Weise mit dem größesten Theile ihrer Verstorbenen also verfahren sind.

„Ich gestehe gern, daß mir kein Zeugniß bekannt ist, welches den Wenden, in der Zeit ihrer Wohnung in Mecklenburg, diesen Gebrauch besonders zuschreibe. Vielmehr kann man ein Zeugniß aufweisen, daß sie alte und abgelebte Menschen todtgeschlagen, und hernach begraben, vielleicht auch dieselben lebendig eingegraben haben. Indessen ist es auch gewiß, daß wir keinen Schriftsteller aufweisen können, der ausdrücklich versichert hätte, daß die Wenden niemahls ihre Leichen verbrannt hätten. Es ist also hier ein bloßes Stillschweigen der Geschichte, welches auf beyden Seiten nichts entscheidet.

„Die Wenden haben bey ihrer Ankunft in hiesigen Gegenden diesen Gebrauch gewiß vorgefunden. Alle diejenigen, welche den Urnen und Grabhügeln ein so hohes Alter beylegen, müssen dieses gestehen, und wenn Othin diesen Gebrauch in Scandinavien eingeführet hat; so ist derselbe auch in hiesigen Gegenden üblich gewesen. Hiernächst ist es ein allgemeiner Gebrauch in den morgenländischen Gegenden gewesen, die Leichen zu verbrennen (*). Die neuesten Nachrichten berichten uns, daß man in den entferntern Gegenden des Russischen Reichs, Grabmahle finde, welche mit den hiesigen die genaueste Uebereinstimmung haben. Man hat daselbst Urnen, und bey denselben allerley Geräthe, Köpfe der Thiere und sogar Goldstangen gefunden. Das beweiset so viel, daß diese

(*) Dagegen möchte man Einwendungen genug finden, und ich glaube, daß ich im Art. Leichenbegängniß das Gegentheil zur Genüge bewiesen habe.

diese Art der Leichenbestattung sich sehr weit ausgebreitet habe. Daher dieselbe auch den Wenden keinesweges unbekannt seyn können. Vielmehr muß dieselbe ihnen schon bekannt gewesen seyn, ehe sie unsere Gränzen erreicht haben.

„Hiernächst findet sich ein Zeugniß, welches beweiset, daß noch in spätern Zeiten gewisse Völker, welche mit den Wenden ehemahls ein Volk gewesen, ihre Leichen dem Feuer übergeben haben. Im Jahre 1703 hat ein Landmesser im Amte Eylau in Preußen einen Grabhügel öffnen lassen, in welchem er drey Urnen gefunden. In der kleinsten derselben sind etliche Kreuzgroschen gewesen, mit dem hochmeisterlichen Wapen, und den Worten: Magist. Michael Pri, und auf der andern das Ordenkreuz mit den Worten: Moneta duorum Pru. Diese Entdeckung beweiset unläugbar, daß noch in spätern Zeiten, da schon das Christenthum in Preußen eingeführet worden, die Todten zu verbrennen, und ihre Asche in Grabhügel beyzusetzen, üblich gewesen.

„Da dies aber ein alter Gebrauch unter den Preußen gewesen, welche mit den hiesigen Wenden ursprünglich ein Volk sind; so schließe ich billig, daß ein gleicher Gebrauch unter den hiesigen Wenden geherrscht habe; und daher trage ich kein Bedenken, die hiesigen Grabhügel und feyerlichen Begräbnißplätze den Wenden zuzueignen.

„Daß aber unsere Schriftsteller hiervon nichts erwähnen, davon lassen sich verschiedene Ursachen angeben. Von den Zeiten, da die Wenden in Ruhe gelebt haben, wissen wir gar nichts. Es sind Jahrhunderte, welche die Geschichte mit wenigen Worten berühret. Alles was wir von ihnen wissen, betrifft die Zeiten, da man Kriege mit ihnen geführet hat. Und selbst in diesen Zeiten wird von ihrer Verfassung und ihren Gebräuchen nur sehr wenig gemeldet. Daher

man

man sich nicht wundern darf, daß dieser Gebrauch mit Stillschweigen übergangen ist.

„Hiernächst möchte ich auch nicht behaupten, daß die Wenden alle Leichen verbrannt hätten: sondern mir scheinet dieses vielmehr etwas vorzügliches zu seyn, welches nur denen widerfahren ist, welche man vorzüglich ehren wollen. Ein gewaltsamer Tod stand bey den Wenden in großem Ansehen, und ward als ein unmittelbarer Eingang in das Reich der Glückseligkeit angesehen. Muthmaßlich sind also die Leiber derjenigen, welche im Kriege erschlagen worden, oder von ihren Freunden umgebracht sind, um ihnen den Weg zur Glückseligkeit zu bahnen, nicht dem Feuer überliefert worden. Dagegen aber, wenn Vornehme eines natürlichen Todes gestorben sind, so hat man an ihrem Leibe die Gewaltthätigkeit geübet, daß man ihn verbrannt hat, damit die Seele nach einer solchen gewaltsamen Zerstörung desto eher in das Reich der Glückseligkeit eingehen könne. Es sind dieses Muthmaßungen, bey welchen einem jeden frey stehet, das Gegentheil zu behaupten.“ —

Nach dem Lehrbegriffe des nordischen Alterthums, wurden lauter äußerst herzhafte Leute und Wagehälse in die Zunft der Himmelsbürger eingeschrieben, welche entweder auf dem Bette der Ehre gestorben waren, oder doch wenigstens einige Wunden als Kennzeichen ihrer Tapferkeit aufzuweisen hatten. Diese allein wurden fähig erkannt, daß sie den Nahmen Einherier, (denn so hießen die walhallischen Helden), mit Recht verdienen konnten. Alle übrigen Kandidaten des Himmels wurden ohne Barmherzigkeit abgewiesen. Selbst dem weiblichen Geschlechte, dessen Zärtlichkeit man doch sonst zu schonen pflegte, war einerley harte Bedingung vorgeschrieben, daß es entweder das zeitliche Leben, oder die himmlischen Ergötzlichkeiten verachten mußte. Die Edda macht indessen in Ansehung tugend-

gendhafter Jungfrauen eine Ausnahme. *Mythol.* 30. Quarta Asyniarum est *Gesion*, haec virgo est, et illi famulantur omnes, quae virgines moriuntur.

Es thaten die Deutschen und nordischen Völker ihrem eigenen Leben oft Gewalt an, um desto gewisser nach dem Tode glücklich zu seyn (*). Wer entweder sein Leben im Treffen eingebüßt hatte, oder wenigstens einige Wunden als Merkmahle seiner Tapferkeit aufweisen könnte, oder sich nach Odins Beyspiel mit einem tödtlichen Gewehre hatte zeichnen lassen, der ward unter die Helden gezählt, und niemand durfte ihm das Recht, an der eingebildeten Glückseligkeit in der Valhalla, streitig machen. Solche wurden als Helden nach dem Tode verbrannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, sind aber die Kinder auch von dieser Glückseligkeit nicht ausgeschlossen worden.

Wenn Tacitus berichtet, daß man die Leiber angesehener Männer mit besonders ausgesuchtem Holze verbrannt habe, so errinnert er uns zugleich, daß die alten Deutschen bey Aufrichtung des Holzstoßes für eine gemeine Leiche, so genau nicht darauf gesehen, von was für einer Gattung das dazu erforderte Holz gewesen, sondern dasselbe genommen hätten, wie es ihnen jedesmahl vorgekommen wäre. Man will von verschiedenem Holze Kohlen in den Gräbern gefunden haben. Muthmaßlich aber wurde bey den Leichen angesehener und berühmter Personen das Eichen- und Tannenholz deshalb vorzüglich gebraucht, weil diese Bäume vor allen andern auch vorzüglich geachtet, und heilig gehalten wurden. Es giebt aber Schriftsteller, welche das Gegentheil behaupten (**), und zu beweisen

(*) Schütze Lehrbegriff, C. 2, §. 35.
Keysler Antiq. Sept. et Celt. p. 144, sqq.
Bartholini Antiq. Dan. L. 2, C. 7.

(**) Hachenberg German. media, diss. 12, §. 3. — Per certa

sen suchen, daß gerade darum, weil die Eichen und Tannen den alten Deutschen heilig waren, diese Bäume nicht haben zum Leichenbrande genommen werden dürfen. Olaus Magnus berichtet von den gothischen Fürsten, daß man gewohnt gewesen, sich des Wachholderholzes beym Verbrennen ihrer Leichen zu bedienen (*). Vielleicht aber war hiervon auch die Ursache, daß in den Ländern, wo ehemahls die alten Gothen zu Hause waren, dieses Holz sich in großem Ueberflusse befand.

Weil die nordischen Völker starke Handlung zur See trieben, und sich auf die Seeräubereyen vielleicht auch sehr wohl verstanden, so geschah es nicht selten, daß ein Schiff seinem ehemahligen Besitzer statt des Holzstoßes dienen mußte. (*Edda Island.* Mythol. 43. Arnkiel, Th. 3, B. 1, C. 12. Nettelbladt de variis mortuos sepel. modis Thes. 33, sqq.) Man kann hier muthmaßen, daß die Alten geglaubt: dasjenige Schiffholz, welches seinen Besitzer zum öftern durch die Fluthen des Meeres glücklich geführet, werde sich auch am besten und schicklichsten gebrauchen lassen, denselben an den Hafen des Valhalla zu bringen. Nimmt man aber an, daß die Deutschen und nordischen Völker mit der Ueberzeugung aus der Welt gegangen, sie würden alles dasjenige, was sie im Leben geliebet, in der Valhalla zu ihrem Gebrauche wieder finden, wenn es mit ihnen durch das Feuer aus der Welt ginge, so ließe sich der Gebrauch, das Schiff mit der Leiche zu verbrennen, auch sehr wohl erklären.

Zu welcher Tageszeit man den Leichenbrand vorgenommen haben mag, beruhet ebenfalls auf Muthma-

certa ligna (quorum Tacitus mentionem fecit) alii frustra intelligunt quercum aut abietem, utramque Germanis sacram arborem.

(*) Hist. Septentrional. lib. 16, p. 130.

maßungen, indessen scheint die von Müller (*) sehr wahrscheinlich zu seyn, welche hier erfolgt. Er sagt nähmlich:

So viel mir bekannt ist, hat kein einziger Schriftsteller, der sich mit Untersuchung deutscher und nordischer Alterthümer beschäftigt hat, angemerkt, ob das Verbrennen der Todten bey Tage, oder um die Abend- und Nachtzeit vorgenommen worden. Es ist daher dieser Umstand unserer Untersuchung übrig geblieben. Wo es seine Richtigkeit hat, was uns glaubwürdige Geschichtschreiber erzählen, und warum wollten wir solches in Zweifel ziehen? so mögen die heidnischen Völker vormahls ihre Todten am liebsten bey Abendzeit, zur Ruhe gebracht haben. (*Bingham* Orig. seu Antiq. Eccl. Vol. 10, p. 34: Ethnici exequias funerum suorum plerumque noctu agebant; Christiani, si tuto illis liceret, semper eligebant diem. — *Struns-ky* Reip. Bohem. 620. Delibuebatur a pollinctoribus unguento corpus (principis) & veste splendida indutum, loculo imponebatur, piceque oblinebatur, populo porro undique confluente, inter ejulatus & lamenta, *occumbente* interim *sole sub crepusculum vespertinum* demittebatur in sepulcrum cum loculo funus, & terra ingesta contumulabatur, grandi saxo advoluto. — Vid. *Treueri* Anastasis vet. Germ. p. 24.)

Ob es mit der Ueberlegung geschehen sey, daß der Abend, da man sonst die Ruhe zu suchen pfleget, sich am besten für diese Handlung schicke, will ich wenigstens für keine Wahrheit ausgeben. Von unsern alten Deutschen aber dürfte meine Muthmaßung wohl nicht ungegründet seyn, wenn ich sage, daß dieselben gleich andern heidnischen Völkern, ihre Todten des Abends, oder bey Nachtzeit, mögen zur Ruhe befördert haben. Es ist bekannt, daß die alten Deutschen ihre Zeiten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten, zu rechnen gewohnt gewesen. Die Ursache war, weil sie die Nacht für bequemer und glücklicher hielten, etwas vorzunehmen, als den Tag. (*Tacit.* de M. G. Nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant. Nam agendis rebus hoc auspicatissimum ini-

(*) Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten Deutschen und nordischen Völker, Altona und Flensburg 1756, S. 95, §. 10.

initium credunt.) Da nun die Leichenbegängnisse bey ihnen für die angelegentlichste Sache gehalten wurden, so hat es, meines Bedünkens, sehr viele Wahrscheinlichkeit, daß sie dieselben am liebsten bey Abend, oder Nachtzeit, vollzogen haben. Denn nach den Grundsätzen der nordischen Weltweisen, suchte man in dem Feuer was Göttliches: (Schütze, Lehrbegriff, C. 2, §. 16, S. 152. Odin suchte in dem flüchtigen Wesen des Feuers etwas Göttliches, welches die Reise der Seelen nach dem Himmel beschleunigen könnte. Conf. *ejusd.* Exercitat. select. ad German. sacram. p. 150.) Wer weiß aber nicht, daß das Feuer sich niemahls reizender und schöner zeige, als in der dunkeln Abendzeit? Und wird nicht die Vorstellung von der Reise einer Seele in die Valhall am lebhaftesten gewesen seyn, wenn man die lodernde Flamme bis an das Firmament der Sterne hat steigen sehen?

Weil aber die alten Deutschen und nordischen Völker die Nacht so sehr verehrten, so war ihnen auch der Mond in allen seinen Gestalten äußerst heilig, da er die Nacht auf die allerangenehmste Art erhellet. Diesem zu Ehren verfertigten sie Hörner zum Trinken, und bey gottesdienstlichen Handlungen darauf zu blasen; und es läßt sich mit sehr vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, wenn die Leichenbegängnisse in der Nacht veranstaltet wurden, daß auch die heiligen Hörner werden erschallet seyn, denn diese Feyer konnte gewiß doch nicht, auch ohne eine Art von Musik vollzogen werden, wenn die Barden, Druiden, oder wer sie sonst waren, ihre Lieder zu Ehren des Verbrennenden absangen. Viele Schriftsteller geben mir zu dieser Meinung Anlaß; z. B. Ovid, der die Verehrung der Diana beschreibt (*); Hachenberg, der den Heiden an der Weser und Elbe die Verehrung des Mondes sonderlich zueignet (**); und Glassius, der von der sächs-

(*) *Ovid.* Trist. l. 4, El. 4. Idem ex Ponto, l. 3, epist. 2.

(**) *Hachenbergii* Germania media, pag. 263.

sächsischen Abgöttinn beyläufig handelt (*), wie auch Beda (**).

Man findet daher bey genauer Untersuchung, daß unsere heidnischen Vorfahren den Mond unter den Nahmen Ostera, Oestera, Costre nicht nur verehrt, sondern auch bey der Verehrung dieses Planeten ein Horn zur Hand gehabt haben. Solches geschah hauptsächlich auch in unserm jetzigen Niedersachsen. Daher sind noch so viele Osterwälder, und bey solchen Wäldern die Opfersteine, auch solche Oerter in der Nähe übrig, die von dem heiligen, oder vermeinten göttlichen Horne den Nahmen führen. Denn, da die kostbaren, zum Theil goldenen Hörner, (wovon ich hernach weiter reden werde,) ein Zeichen der Heiligkeit und weltlichen Hoheit gewesen, so ist leicht zu erachten, daß sie an gewissen sichern Oertern verwahrlich aufbehalten, und bey feyerlichen Gelegenheiten von dannen mit vielem Gepränge hervorgetragen sind.

Man kann verschiedene Oerter anzeigen, welche sammt den Benennungen, der neben ihnen sich befindenden Gegenden das vorher angeführte bestätigen. Z. B. Gotteshorn, sonst Gottershorn, ohnfern Hannover. Eine Meile davon, neben Hainholz vorbey, zeiget sich das Dorf Osterwald, wo bey der Windmühle der heidnische Opferstein zu sehen ist, der dem Albersdorfischen Altare beym Keißler gleichet. Noch andere dergleichen Steine sind längst gesprengt, und sollen zum Baue des Schlosses Ricklingen verwandt seyn. Hörn, ein Dorf bey der Stadt Osterode. Hornburg, bey dem Dorfe Osterode und der Stadt

(*) *S. Glassius* in Exegesi Evangelicorum, Nro. 1664, p. 741.

(**) *Beda*, Tom. 2, operum, libro de temporum ratione cap. 13, edit. Colon. 1612.

Osterwick. Die Stadt Hornburg soll ein Horn im Wapen führen.

Mannhorn, d. i. Horn des Mannes oder des Mondes, bey Osterholz. (Dieser Ort heißt eigentlich Ostenholz, liegt in der Amtsvoigtey Fallingbostel, und gehört unter die Walsrodische Inspection.) Der größte Stein der berühmten daselbst liegenden Sevensteinhüsen (*) stellet den Altar vor. Er ist groß genug, Menschen darauf abzuschlachten, wie es die Alten auch zu thun gewohnt waren.

Horn, im Oestreichischen auf dem Mannharzberge, d. i. auf dem Harzberge des Mannes, der beym Ptolomäo Luna silva heißet, und an den Harz gesetzet wird. Zwar ist hierselbst kein Opferaltar mehr zu finden, allein man trifft doch dort die Eisengruben noch an, deren Ptolomäus (**) bey seinem Mondwalde gedenkt. — So giebt es auch im Bremischen nahe bey Osterholz, am sogenannten Düwelsmoore ein Heilshorn. Die Opfersteine mögen noch bis diese Stunde vor Osterholz liegen. Mushard hat in seiner Abhandlung von der sächsischen Göttinn Oster, dieser Steine gedacht, aber nur von dem Orte Heilshorn findet man eben nichts. Es scheint fast, daß man überhaupt von den Oertern, die das heilige Horn verwahrten, vormahls in dieser Hinsicht nicht viel Notiz genommen habe. Vermuthlich aber stehet das deutsche Horn, von dem man sich Heil und Glück versprach, mit dem bekannten Horne des Ueberflusses, in sehr naher Verwandtschaft. Ferner so giebt es ein Bogshorn, (Bockshorn, d. i. Gotteshorn,) im Amte Lauen-

(*) Man sehe auch D. E. Baring Beschreibung der Saale im Amte Lauenstein, S. 142, nebst beygefügtem Kupferstiche von den Sievensteinhäusern. Auch sehe man Seite 74, flg. die Erklärung von der Bedeutung des Bogshorns.

(**) *Excerpta Conringii* ex Ptolemaeo, p. 109.

Lauenstein, neben dem Berge Osterwald, der wegen einer Glashütte berühmt ist. Am Fuße des Berges, gegen Elze zu, stehet der Päpkenstein (*).

Eine Gegend bey Loccum, wo auch ein Osterberg sich befindet, wird ebenfalls Horn genannt. Auf diese, der Oster geweiheten Gegend, scheint Tacitus zu zielen. (Annal. l. 2. c. 19. propinq. luc.) Er schreibt aber auch, (Annal. 1. 61,) daß in dem nahe gelegenen Haine barbarische Altäre gewesen. Um dieses in ein mehreres Licht zu setzen, muß man anführen, daß die alte Stadt Horn im Lippischen noch eben dieselbe sey, und sich daher auch an eben dem Walde noch befinde,

(*) Obiges von den Oertern, welche entweder Horn allein heißen, oder einen Nahmen führen, in welchem diese Sylbe mit noch andern verbunden wird, ist die Meinung verschiedener Gelehrten, indem sie solche auf den Nachrichten vom Tacitus und andern alten Schriftstellern bauen. Es kann aber auch der Fall seyn, daß man nicht alle diese und mehrere andere Ortsnahmen ähnlichen Klanges gerade von dem heiligen Horne herleiten dürfte. Bekanntlich heißt das Horn in der platten Sprache, nach den verschiedenen Mundarten: Hôôrn, Huren, Hüren, Huen, Hüen, Hauen, u. s. w. aber alle diese Wörter geben nicht allein den Begriff der Wörter Heuren, Miethen oder Pachten, sondern, es wird darunter auch ein Winkel verstanden, entweder in einem Gebäude, an einem Orte, oder auf dem Felde, wovon man sich ganz sicher überzeugen kann, wenn man die alten Nahmen in den Vermessungsregistern mit den Karten von den Feldmarken selbst vergleichet.

Wollte man nun auch einwenden, daß gerade von den krummen Hörnern des Mondes ein krummliniger Winkel seinen Nahmen Hôôrn erhalten hätte, welches immer zugegeben werden kann, so muß doch eingestanden werden, daß selbst durch diese Ableitung das Wort schon verschiedene Begriffe und Bedeutungen erhalten hat, da, wenn man sich einen Winkel gedenkt, gar an kein Horn, so wenig bildlich als wirklich, gedacht wird. Es giebt z. B. hin und wieder Gegenden, die Papenhören, Hasenhören, Schulenhören, Rathshören, und wie die Nahmen auf den Feldmarken alle sonst noch heißen, welche unmöglich von dem heiligen Horne selbst, sondern nur von der krummwinklichen Gestalt des Platzes, ihren Nahmen haben, aber auch zugleich mit dem Nahmen der ehemahligen Besitzer verbunden worden sind. F.

so wie sie Tacitus beschrieben (*), nähmlich am Teutobergischen Walde, welcher im mittlern Zeitalter Theothiwaldi genannt wurde. Das Wapen der Stadt Horn, enthält das Andenken des heiligen Hornes. Eine Viertelstunde von der Stadt erheben sich die bewundernswürdigen Externsteine. Diese sind aber keine Elstersteine, (picarum rupes) wie es auch dergleichen Meinungen geben kann — sondern Costernsteine oder Mondsteine, und aller Wahrscheinlichkeit nach die barbarischen Altäre selbst. Das Dorf Oesterholz, woselbst ein gräfliches Lußschloß ist, lieget nicht weit davon, nach den Quellen der Lippe, oder Lipspring, zu, woselbst die Römer mehrmahls ins Winterquartier gezogen sind.

Wollte man dieses weiter untersuchen, so würde man davon viele und vielleicht noch mehr überzeugendere Data finden. Es ist zum Beyspiele in Mecklenburg Schwerin ohnweit Grabow, ein Wald von einiger Quadratmeilen, welcher der Horn genannt wird, und auf alten Karten von Mecklenburg, ist er auch unter den Nahmen: Horn Silva, bemerkt worden. Hin und wieder befinden sich hier Merkmahle von ehemahligen Opferaltären; selbst auch von Gräbern. Bey Bützow in Mecklenburg, findet sich nicht allein ein sogenannter Freyensteinsberg, auf welchem noch verschiedene ungeheure Steine vom ehemahligen Tempel, oder Altare der Frea sich befinden; (man sehe auch darüber Manzels Ruhestunden,) sondern nicht sehr weit davon auch ein runder Berg, welcher der Mankenberg genannt wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann es nach unserer heutigen Sprache: der Mondsberg übersetzt werden; denn bis jetzt noch heißt der Mond in dortiger platter Sprache: Mank. So finden

(*) *Tac.* Annal. 1, 60: Haud procul saltu Teutoburgiensi etc.

den wir in der Altmark bey Seehausen die Dörfer Osdorf, Gottberg und Losenrade. Beyde letztern sind dicht neben einander an der Elbe, und möchten sich ehemahls wohl mehr auf den Radegast bezogen haben. Aber die Stadt Osterburg befindet sich auch in der Nähe, und läßt von ihrem Nahmen auf ihre ehemahlige Würde in Hinsicht der Verehrung des Mondes schließen. Wo ich nicht irre, so liegt dicht an Wittenberg, in der Prignitz, auf der andern Seite der Elbe, von vorher genannten Oertern an gerechnet, ein hoher Berg, wo ehemahls eine Burg, (vielleicht aber auch ein Altar oder Tempel,) gestanden haben soll; und auch dieser wird der Osterberg genannt. In dieser Gegend befinden sich viele Scherben von Urnen, und auch verschiedene große Gräber.

Damit man sich aber nun eine deutliche Idee von einem solchen heiligen Horne machen könne, welches gewiß bey Tage nicht, sondern bloß in der dem Monde geheiligten Nacht, in welcher, wie oben angezeigt worden, allem Vermuthen nach auch die Leichenbestattungen vorgingen, allein geblasen wurde; so sehe man die Figur 4320. Es ist dieses das berühmte Tunderſche güldene Horn, welches im Jahre 1639 von ohngefähr in der Erde, von einem Frauenzimmer aus dem Bauernstande entdecket worden. Der neben dem Horne befindliche Schraubenkopf, Figur 4320* ist auf Befehl Königs Christian V. von Dännemark, um es als ein Trinkhorn brauchen zu können, dazu verfertigt worden. In den Hannöverischen gelehrten Anzeigen, vom Jahre 1751, Stück 52, findet man eine Erklärung, Meinungen und Anmerkungen darüber, wie folget:

Das Horn an sich hält Olaus Wormius für ein im Kriege gebrauchtes Blasehorn, welches so wenig die Kostbarkeit und Schwere desselben, als die darauf gezeich-

neten Figuren, selbst wie dieser Schriftsteller sie erklärt, zugeben.

Arnkiel glaubt hingegen, es sey ein heidnisches Priesterhorn, worauf die Priester beym Götzendienste geblasen. So müßte aber das dünne und schmahle Ende für den obern Theil genommen werden, und die Figuren würden verkehrt zu stehen kommen. Selbst auf diesem Horne stehet im zweyten Zirkel ein Priester mit einem solchen Horne in der Hand, nicht, wie bey einem Blasehorne geschehen müßte, das kleinere, sondern das größere und weitere Ende aufrecht haltend (*).

Eccards Meinung von einem Trinkhorne, hat wegen der Figuren gleichfalls keine Wahrscheinlichkeit.

Man könnte es eher von einem solchen Horne erklären, das einer Gottheit, insonderheit etwa der Königinn des Himmels, dem Monde zu Ehren gewidmet gewesen. In der Diana Tempel hat man von Alters her geheiligte Hörner, sowohl von Hirschen, als Ochsen, aufgehänget.

Von der Seländischen Göttinn Vehalennia, oder dem Neumonde, erwähnt Keyßler ebenfalls, daß man ein Horn des Ueberflusses ihr zur Seite, oder neben ihren Altar gesetzet, und wir finden auch den Attis, oder Lunus, so gezeichnet. Ueberhaupt aber hat schon Pierius Valerianus aus dem Alterthume bemerkt, daß das Horn in der Bilderschrift eine hochheilige, insonderheit königliche Würde anzeigen sollen. Im Artikel Leichtgläubigkeit wird auch hiervon gehandelt. Daher auch die lateinische Uebersetzung der heiligen Schrift oft Horn für Krone setzt, so wie auch bey den Hebräern einerley Wort Horn und Krone bedeutet. Die heilige Schrift, in welcher viele merkwürdige Stellen der Bilderschrift verborgen liegen, verstehet unter dem Horne ebenfalls eine hohe Würde. Und es ist sehr zu glauben, daß die Erdichtung des Einhorns aus dieser alten Bilderschrift herrühre,

(*) Es ist zu vermuthen, da die Hörner vorzüglich der himmlischen Gottheit gewidmet waren, daß man beym Blasen dieselben mit dem weiten Ende auch nicht werde nieder, oder seitwärts gehalten haben, sondern in die Höhe gen Himmel. In dieser Hinsicht stehen die Figuren ganz richtig, und es hat auch der Priester dasselbe gerade so angefaßt, als obers zum Blasen in die Höhe heben wollte.

rühre, und nichts anders, als eine Vergötterung, oder göttliche Erhöhung anzeigen solle; welches Einhorn man sogar auch auf den ältesten Brittannischen Münzen findet. Die lateinischen Dichter nennen auch die Federn auf dem Helme, Hörner. Ja bis auf unsere Zeit ist es in der Scherzsprache übrig geblieben, daß Hörner aufsetzen, krönen, und einen Federbusch aufsetzen, für eins genommen wird.

Man hat demnach keine Ursache zu zweifeln, daß nicht auch bey den mitternächtlichen Völkern das Horn ein grosses Ehrenzeichen gewesen. Da wir aber selbst auf unserm Horne eine Priesterfigur mit einem solchen Horne antreffen, so scheinet es fast am wahrscheinlichsten, daß, wie der berühmte Wahrsager Amphiaraus ein Horn in der Hand gehabt, also dieses Horn ein priesterliches hochheiliges Ehrenzeichen gewesen, welches sie bey den heiligsten Verrichtungen getragen, ob es wohl an sich einer Gottheit, vielleicht dem Monde, grwidmet gewesen.

Die erste Reihe des ersten Zirkels, (es wird die Beschreibung von dem weiten Ende angefangen,) scheinet uns, allem Ansehen nach, die Gottheit, den Mond, in ihrer Kraft zu heilen und wieder zu beleben, und zugleich in ihrer alles tödtenden und verzehrenden Gestalt vorzustellen.

Von der Heilung und Wiederbelebung scheinet die sich erhebende Schlange das Bild zu seyn. Sie schicket sich dazu sehr füglich, weil sie aus einem liegenden eingewickelten Stande ihr Haupt mit großer Munterkeit empor hebt. Daher hat das Alterthum die Schlange zum Bilde des Aeskulaps und der Heilsgöttinn Salus gebrauchet, und man findet auf verschiedenen Münzen der römischen Kaiser eine Schlange mit der Beyschrift: Salus Aug. oder Salus publica. Merkur, welcher mit seinem Stabe die verstorbenen Seelen aus der Hölle erwecken soll, hat an demselben zwey gegen einander über gesetzte Schlangen tragen müssen. Eben daher hat man nach Pierius Valerianus Berichte, auf die Obelisken und andere ägyptische Grabmähler, die Art der Schlangen von aufgerichteten Basilisken, als ein Zeichen der Wiedererweckung, gesetzet. Virgil aber scheint im 5ten Buche der Aeneis, aus gleichem Grunde angenommen zu haben, daß an dem Grabe des Anchises eine Schlange her-

hervor gekommen, und um das Grabmahl sich geschlungen habe. Daß die Schlangen überhaupt bey allen Völkern auch Hausgötzen gewesen, hat Arnkiel mit vieler Belesenheit gezeiget. Aber auch hiervon scheinet der Ursprung auch darin zu stecken, daß die sich erhebende Schlange ein Bild des Heils gewesen, und man also Gesundheit und Leben dadurch zu erlangen gehoffet. Wir verweisen billig unsere Leser auf des *Grosei de Bosse* Abhandlung: de cultu Salutis Deae, worin man von unserm Satze noch viel mehr Beweisthümer antreffen wird, und wollen diesem allen nur noch hinzu setzen, daß selbst die aufgerichtete eherne Schlange Moses, füglich in der Absicht, als ein damahls bekanntes Bild der Genesung, kann genommen seyn, der Heiland aber solches Bild sich selbst noch mit größerm Rechte zueignet, weil er zugleich die Auferweckung von den Todten dadurch begreifen wollen.

Daß aber der Mond für eine Heilsgöttinn gehalten worden sey, solches zeigen die Beyschriften der Mehalennia bey dem Keyßler, als: Salus, Servatus Theronis filius. Pallas oder Minerva, eine gewisse Vorstellung des Mondes, soll nicht allein den heilenden Oehlbaum erfunden haben, sondern sie ist auch Hygia, oder die Heilende genannt, und Pausanias schreibet ihr eine Tochter Hygia zu, welche sie mit dem Aesculap erzeuget habe. Aus gleicher Ursache mag man ihr auch Schlangen auf das Haupt gesetzet haben. Juno, eine andere Vorstellung des Mondes, ist gleichfalls unter dem Beynahmen Sospita, die Heilbringerinn, bekannt. Ja, es beruhet wohl außer Zweifel, daß, wie bey den Amerikanern noch jetzt, die Genesungskunst den Priestern und Zauberern gleichsam eigen zu seyn, geglaubet worden.

Die Tödtung und Verwandelung aber scheinet uns das Bild des an einem Häringe nagenden Geyers vorzustellen. Der Geyer trachtet hauptsächlich nach Aas. Sein Nahme selbst bedeutet im Arabischen nach Martinus Anmerkung, so viel als caro morticina. Das Alterthum hat von ihm geglaubt, daß er zwey bis drey Tage, ja nach der Aegypter Meinung, sieben Tage vorher sich bereits an dem Orte einfinde, wo nur Aas zu erwarten sey. Der Geyer schicket sich also sehr gut zum Bilde der Auflösung und Endigung. Wie aber der Tod, nach der Aegypter

sowohl

sowohl als selbst der mitternächtlichen Völker Meinung, in einer Verwandlung und Veränderung des Lebens hauptsächlich bestanden, so mag es daher rühren, daß die Aegypter die alles verwandelnde Natur der Dinge selbst, unter dem Geyer vorgestellet, dabey den Geyer, wie die Isis, oder den Mond, bloß weiblichen Geschlechts gemacht haben. Gewiß ist es, daß der Mond auch unter dem Nahmen Hekate, oder Proserpina, dem Schattenreiche vorgestanden.

Die Frea, oder der Mond, eignete sich auch bey den mitternächtlichen Völkern die Hälfte der im Kriege umgekommenen zu, und nahm insonderheit auch die Verstorbenen weiblichen Geschlechts in ihre Wohnung. Pallas aber ist vielleicht aus gleichem Grunde, weil sie nähmlich an den im Streite gebliebenen, ihren Antheil habe, zur Kriegsgöttinn, Bellona, zugleich gemachet worden. Bis auf unsere Zeiten ist die Redensart: daß dich der Geyer hole, übrig geblieben. Daß aber unser Geyer an einem Häringe nagend gezeigt wird, davon ist die Ursache diese, daß die Fische, sonderlich die kleinern, nach des Pierius Valerianus Anmerkungen, ein Bild des Todes und der Seelen gewesen.

Es ist nähmlich der Fisch ein im Wasser verborgenes Thier ohne Blut, und daher schicket er sich sehr gut zum Bilde der vom Leibe abgesonderten verborgenen stillen Seelen, zumahl, sofern sie ohne eine künftige Veränderung bloß in dem unterirdischen Reiche vorgestellt werden. Dieses scheinet die Ursache zu seyn, daß die Assyrier keine Fische gegessen, und auch die Phäacier und Griechen deren sich in ältern Zeiten enthalten, so daß auch des Ulysses Gefährten erst in der äußersten Hungersnoth, um die Ochsen der Sonne nicht anzugreifen, gefischet haben.

Aus keiner andern Ursache sind auch die Fische zu dem letzten himmlischen Zeichen gemacht, zumahl auch der Februarmonath selbst, in welchem dieses Zeichen eintritt, den verstorbenen Seelen gewidmet war. Macrobius schreibet von diesem Monathe: Lustrari eo mense civitatem necesse erat, quod statuit, ut iusta diis manibus solverentur. Es hieß dieser Monath auch Terminus, und Ovidius meldet nicht weniger, daß er den *Imis manibus* geheiliget gewesen. Der glänzende und wiederkehrende

rende Häring schicket sich übrigens vor andern Fischen zu diesem Bilde sehr gut.

Was die Figur von einem Hundeleibe und gen Himmel erhabenen bärtigen Menschenkopfe betrifft, so ist solches sonder Zweifel ein Barde oder Priester.

Der Hund ist ein Hüter und Wächter sonderlich bey nächtlicher Zeit, und daher, wie es scheint, in dem Alterthume ein gemeines Bild eines Hüthers der Heiligthümer und des Volkes, eines Priesterregenten gewesen, indem das Priesterthum in den ältesten Zeiten mit dem Regimente verknüpft, und selbst in Deutschland damit verbunden war: welches Bild sich auf die Priester der nächtlichen Göttinn des Mondes insonderheit füglich schickte. Noch eine andere Ursache rechtfertiget dieses Bild, weil nähmlich der Hund dem verborgenen Wilde nachspüret, die Priester aber auch von je her Forscher der verborgenen Dinge waren, und der Gottesdienst selbst in den geheiligten Hainen verrichtet wurde.

So stellten also die Aegypter ihren Anubis, worunter man den Merkur oder Hermes, ihren ersten Gesetzgeber und Erfinder der Wissenschaften, verstehet, bald in der ganzen Gestalt eines Hundes, bald in Mannsgestalt mit einem Hundekopfe, vor. Man findet auch sonst unter ihren hieroglyphischen Bildern, daß sie einen Fürsten und Gesetzgeber unter einem Hunde mit einer Kopfbinde abgebildet. Den Aeskulap wird ein Hund an die Seite gesetzet, und er soll mit Hundemilch aufgesäuget, auch darauf von einem Hunde bewahret seyn, bis derselbe ihn dem Chiron übergeben, und er von diesem die Heilkunst erlernet. Vermuthlich ist darunter nichts anders zu verstehen, als daß er unter den Priestern, welche damahls diese Kunst allein besessen, erzogen, und in ihren Geheimnissen wohl unterrichtet worden. Daher er auch zu einem Sohne des Apollo, des Gottes der Gelehrsamkeit, des Orakels und der Heilkunst, gemacht worden. Die heilige Schrift redet nicht weniger in dieser Sprache, Jesaiä 56, 10. 11. da sie die Wächter des Volkes, nähmlich die Priester und Vorgesetzten, stumme und faule Hunde nennet, die dem Bilde kein Genüge leisten.

Der Hund, als ein nächtlicher Wächter, ist zwar sonst auch ein Bild eines nächtlichen Geistes. Daher auch Hecate und Diana, der Mond, wohl mit einem Hun-

dekopfe, oder gar in Hundegestalt vorgestellet worden, und Hecate heulende Hunde zu ihrem Gefolge gehabt. Ja, man glaubet im Aberglauben noch jetzt, daß der Teufel unter einem schwarzen Hunde erscheine. Die Ausführungen von dem Schwanengesange und der Taube ergeben es aber bereits, daß die Bilder der Geister auch den Priestern, welche noch jetzt geistlich genennet werden, beygelegt sind.

Daß die Bilder der mitternächtlichen Völker auch in diesem Stücke mit den übrigen überein gekommen, wird auch bereits aus den beym Keyßler vorkommenden Abbildungen der seeländischen Göttinn Nehalennia, des Neumondes, wahrscheinlich.

Man findet in verschiedenen Bildern einen Hund zu ihrer Seite; man findet auch eine Priesterinn mit einem Hunde zu ihr kommen. Die Deutschen verehrten auch insonderheit den Neumond, und daher war der nächtliche Wächter, der Hund, um so mehr für ihre Priester ein schickliches Bild (*).

Dieser Priester wird nun in der ersten Reihe bloß in einer, die Geister oder Gottheit anrufenden Gestalt, vorgestellet.

In der zweyten Reihe aber erscheinet dieselbe Gestalt als ein Zauberer und Wettermacher. Er hat um seinen Hals einen zugeknöteten Zauberriem, und vor sich entweder einen runischen oder Zauberstab, oder auch einen Jahrsstab und Kalender.

Des Zauberriems gebrauchen sich die Lappen, nach Scheffers Berichte, noch jetzt, um Wind und Sturm vermuthlich zu erregen, und die Zauberknoten sind nach Tertullians Erzählungen, auch bey den Römern nicht unbekannt gewesen.

Von den Jahrstäben oder Kalendern aber, findet man aus dem Olaus Magnus in des Olaus Wormius dänischen Fastis die Nachricht, daß solche als ein Stab in den Händen getragen, und daraus alle Zeitverände-

runs

(*) Aus allem, was bisher von der hieroglyphischen Bedeutung des Hundes gesagt worden, läßt sich auch leicht schließen, warum Diogenes sich eine Ehre daraus machte, mit einem Hunde verglichen zu seyn, und warum er sich selbst einen Hund nannte. — K.

rungen und Zeichen der Tage erkläret worden. Dessen Worte sind diese: Habent baculos annales seu calendarios pro gestamine manuum, quibus docent, disputant, interrogant & concludunt lunares conjunctiones & oppositiones ac cursus, festa mobilia ac fixa, pariter & signa dierum infallibili experientia, quasi e libro declarate legerent, exponunt & interpretantur (*).

Noch erscheinet in derselben Reihe diese Priestergestalt, der Hund mit einem bärtigen Menschenkopfe, auf einem Häringe stehend; welches ihn als einen Verkündiger des Todes, oder gar als einen Hervorbringer desselben, darzustellen scheinet. Man kann aber unter den Fischen auch die verstorbenen Seelen, wie erwähnet, verstehen. Und so wäre dieser Zauberer und Priester vielmehr ein Beschwörer der Geister, wohin folglich auch die gleich daneben gesetzte sich etwas aufrichtende Schlange zielen möchte.

Im dritten Zirkel ist die Gestalt des Priesters umgekehrt. Er erscheinet mit einem menschlichen Leibe und mit einem Hundekopfe. In einer Vorstellung hat er die goldene Sichel in der Hand, womit die Druiden von den heiligen Eichen den alles heilenden Mistel abnahmen. Im zweyten Bilde trägt er ein Beil oder Barte. Arnkiel erklärt dies von einem Zauberbeile. Man könnte es auch von einem Opferbeile auslegen. Es stehen aber noch mehrere Ursachen anzugeben, warum man den Barden, deren Nahmen sogar einige von Barte herleiten wollen, ein Beil oder Barte als ein Ehrenzeichen gegeben, Die Barden führten das ganze Regiment, und das Beil war sowohl bey den Römern ein Zeichen der Consul-, als bey den Lydiern der königlichen Gewalt. Nach dem Pierius Valerianus, soll auch das Beil zum Zeichen eines dauerhaften Gedächtnisses auf die Gräber der Alten gesetzt seyn, und von den Barden ist es bekannt, daß sie durch ihre Lieder die Thaten der Helden der Vergessenheit entrissen (**).

Diese

(*) Man sehe den Artikel Leichenopfer, S. 37, fgg.

F.

(**) Wenn die Meinung des Pierius Valerianus wahr ist, so scheinet es auch wahrscheinlich zu seyn, daß derjenige Bar-

Diese bisherige Erklärung hat nun um so weniger Zweifel, als mit derselbigen Barte, jedoch zugleich mit einem Befehlsstabe, oder auch allenfalls Zauberstabe, im vierten Zirkel zugleich eine menschliche Figur, und zu jeder Seite derselben ein Hund sich zeiget. Wiewohl Olaus Wormius es für einen Wolf ansiehet.

Zwischen diesen beyden Hunden ist ein wildes Schwein, welches von den mitternächtlichen Völkern dem Frejus gewidmet gewesen, einer Gottheit, welche zwar nach Keyßlers und Cleffels Meinung, die Sonne vorstellen soll; Tacitus berichtet aber von den Aestyern, daß sie auch der großen Göttermutter Cybele, oder dem Monde zu Ehren, das Bild eines wilden Schweines gehabt.

Es ist auch fast noch zu zweifeln, ob in der vom Keyßler aus Gothriks Saga angezogenen Stelle, das Wort Soni, Sonis, mit dem vorhergesetzten Frejus einerley, und so viel als Sonne bedeute, oder ob es nicht vielmehr ein Sühnopfer, Sohne des Frejus, durch das Wort angezeigt werden soll, da zumahl das Opfer am Abend geschlachtet worden. Denn, daß sonst das Schwein auch bey den Deutschen ein Bild des Unterirdischen gewesen, giebt selbst die Erzählung der Edda zu erkennen, da nähmlich zu dem Odin, oder der Sonne, ein Schwein gekommen, wie er nach vollbrachtem jährlichem Laufe in einer unterirdischen Höhle ermüdet gelegen. Wenn aber, nach der Edda, der Sonne ein Schwein für den Wagen gegeben worden, so war dieses mit goldenen Borsten gemacht, mit welchen Borsten sie also als eine Vertreiberinn der Finsterniß vorgestellet wurde. Das in der

Barde, welcher die Thaten eines Verstorbenen zu besingen hatte, sein Beil, oder seine Barte, auf oder neben das Grab pflanzte, und so lange dort stehen ließ, als sein Dienst in dieser Hinsicht dabey dauerte. Bey dieser Gelegenheit muß ich auch noch anführen, daß ich sehr geneigt bin, zu glauben, der Nahme Longobarden komme eigentlich von einer Barte mit einem langen Stiele her — und daß die beyden ersten Sylben: Longo, nur von der Beschreibung lateinischer Schriftsteller herkomme, welche auch Lange, ausgesprochen werden könnten; folglich nicht Langbärte heißen kann, wie es einige Gelehrte wollen, denn die Alten trugen ja alle lange Bärte. F.

der Erde wühlende Schwein ist wegen dieser Eigenschaft von je her ein Bild des Unterirdischen, folglich des Schattenreiches gewesen, und daher der Ceres, welches nach dem Apulejus nur ein besonderer Nahme des im Schatten herrschenden Mondes, insonderheit geheiliget, eben daher aber auch der Erde und dem Tode zum Opfer gebracht worden.

Herodotus erzählet, daß es auch in Aegypten keinen andern Göttern, als dem Monde und dem Bacchus geopfert sey. Man brauchte es bey den Völkern, auch bey den mitternächtlichen, zu feyerlichen Eidschwüren und Bündnissen, weil man bey den Gräbern und bey dem Unterirdischen zu schwören pflegte, wovon insonderheit der Schwur per Jovem lapidem, oder bey dem Grabe des Jupiters, wie es nach unserer Meinung zu erklären bekannt ist (*). Eben daher, weil bey den Gräbern die Opfer zuerst gebracht sind, wird das Schwein für das erste Opfer von Thieren unter den Völkern gehalten, ja man leitet selbst das griechische Θύειν, opfern, davon her, weil das Schwein von den Griechen ehedem Thysus genennet worden. Die praecidanea porca mußte der Ceres von demjenigen geopfert werden, welcher einem Todten keine Erdscholle zugeworfen; und bey den Reinigungsfesten der Unterirdischen, wurde ein Schwein, oder eigentlich Spanferkel, hauptsächlich gebraucht. Insonderheit ist auch der Venus, welche mit unserm Frigo, oder Frea, sehr überein kommt, an und für sich aber nichts anders, als der Mond in anderer Vorstellung ist, das Schwein nach dem Berichte des Athenäus und Callimachus, vor Alters gewidmet und geheiliget gewesen; auch in Hetrurien ehedem, nach des Varro Erzählung, im Anfange der Hochzeit geopfert worden.

Es scheinen also die Hunde mit dem wilden Schweine die unterirdischen nächtlichen Geister, und das Unterirdische vorzustellen, wie es Virgil beschreibt: Visaeque canes ululare per umbram, der Barde aber in seiner Gewalt über dasselbe sich zu zeigen.

Will man lieber einen Wolf annehmen, so ist der Wolf, weil er am frühen Morgen vor der Sonnen Aufgang

(*) Man sehe auch den Artikel Leichenstein, wo von dem Grabe des Jupiters gehandelt wird. K.

gang auf seine Nahrung ausgehet, daneben auch ein grau gesprengtes Haar hat, zum Bilde eines die frühen Morgenstunden vor der Sonnen Aufgang liebenden, gebraucht worden. Wovon es vermuthlich kommt, daß im Griechischen λύκη, das erste Licht vor der Sonnen Aufgang, λύκος aber einen Wolf bedeutet, und die Franzosen die Redensart: entre chien et loup, haben. Nach der Erzählung des Virgils, kam die Geisterbeschwörung hauptsächlich in der Nacht, gegen die frühen Morgenstunden zu Stande. Aeneas brachte daher dem unterirdischen Könige zwar in der Nacht sein Opfer, gegen Morgen äußerte sich aber erst die Wirkung:

Ecce autem primi sub lumina solis et ortus
Sub pedibus mugire solum et juga coepta moveri
Sylvarum visaeque canes ululare per umbram.

Nach Warnefrieds Erzählung, haben auch die Weiber der Winiler, bey dem Orakel der Frea primo mane, in den frühesten Morgenstunden erscheinen müssen. Und daher mag es kommen, daß der Wolf fast durchgängig der Zauberey des Apollo gewidmet gewesen, und bey dessen Bildniß gestellet worden, und daß auch der ägyptische Serapis unter seinen drey Gesichtern ein Wolfsgesicht gehabt, überdem aber, weil die Heilungskunst mit der Zauberey verknüpft war, die Wolfsschnautze, wenn sie nur an die Thüren genagelt worden, ein Mittel wider alles Gift seyn sollen.

Endlich so erscheinet auch im sechsten Zirkel das Bild der Gottheit zwischen einem Schweine, wie wir es nach dem Olaus Wormius nehmen, und Hunde oder Wolf, welches gleiche Bedeutung mit dem bisherigen haben muß. Ehe wir uns von dem Hunde ganz abwenden, wollen wir einer Muthmaßung erwähnen, warum der Hund nachher verächtlich geworden, und woher insonderheit die Strafe des Hundetragens entstanden sey (*). Hieran scheinet die christliche Religion Ursache zu seyn,

(*) Man sehe ein Mehreres hiervon, Encyklopädie, Th. XXVI, S. 457, im Artikel Hund, wo nicht allein das Hundetragen beschrieben, sondern auch einige Meinungen von dessen Entstehung angeführt worden. F.

da man die Heiden, und sonderlich ihre Priester, von ihrem Sinnbilde, heidnische Hunde genennet. Und wenn daher das Hundetragen bey den Großen des Reichs aufgekommen, so mag es wohl keine andere Ursache gehabt haben, als sie in heidnischer Gestalt, als Gottes vergessene Heiden vorzustellen. Welche Strafe nur bey den Großen geblieben, weil ein heidnischer Priester, und folglich zugleich Befehlshaber, unter dem Bilde begriffen war.

Ist sonst der Hund ein Bild eines heidnischen Priesters gewesen, so würde der Ursprung von dem Nahmen Welf, und die dabey vorfallenden Erzählungen, ganz leicht dahin auszulegen stehen, daß der Stifter dieses großen Geschlechts in seiner Jugend unter den Priestern erzogen, auch wohl gar zu solchem Stande gewidmet gewesen, und davon als ein junger Priester den Nahmen Welf nachhero behalten, und auf seine Nachkommenschaft fortgepflanzt habe (*). Die bekannte Fabel erzählet selbst, daß die eilf jungen Prinzen außer Hauses hinweg gesandt und erzogen worden, welches sehr wahrscheinlich machet, daß die Erziehung unter den Priestern geschehen sey.

Wir wenden uns zu der ersten Reihe des Zirkels zurück, da zwischen einer sich aufrichtenden Schlange, und zwischen einem vom Geyer benagten Häringe, eine doppelte menschliche Figur erscheint, als einmahl auf dem Instrumente eines noch jetzt auf den Kartenblättern sogenannten Pique, Spaten oder Schippen, welches, wie Arnkiel meinet, ein Dolch ist. Dieses ist ohne Zweifel wieder ein Barde oder Priester, und man kann des Arnkiels Erklärung von einem Dolche wohl annehmen, da wir auch die nebenstehende Figur von dem Tode bereits er-

(*) Wer ein Weidmann ist, wird es wissen, daß ein hundegerechter Jäger die jungen zur Jagd erzogenen Hunde, nie junge Hunde, sondern Welfen, Welfe, oder Wölfe, nennet. Die Jäger überhaupt haben aber zuweilen viel Mysteriöses in ihrer Kunst, die doch auch von manchem andern ehrlichen Manne eben so gut erlernet werden kann. Vielleicht stammen durch Tradition noch viele irrige und der gesunden Vernunft zuwiderlaufende Sätze, aus dem ersten Heidenthume bey ihnen her — wovon die jetzigen Subjecte freylich so wenig Ursprung als Bedeutung enträthseln können. — — K.

erkläret haben, hierdurch also der Barde in seiner Gewalt über Leben und Tod vorgestellet wird. Da es jedoch mit unserer schon erwähnten noch übrig gebliebenen Figur des Pique oder Spaten, Spießes oder Degens, so sehr überein kommt, so könnte es auch wohl als ein bloßes Ehren- und Gewaltzeichen des Barden angesehen werden, als wie der Spieß, Spaten oder Degen, ehedem ohnstreitig war.

Die in der zweyten Reihe des ersten Zirkels erscheinende mit dem Kopfe niedergedrückte Schlange, kann vielleicht ein Bild der Krankheit, wie die sich aufrichtende, der Genesung, seyn. Wiewohl wir diesen Unterschied zu erweisen nicht vermögen.

Im zweyten Zirkel zeiget sich zuerst ein bärtiger Barde, gen Himmel sehend mit einem Spaten oder Spieße in der Hand, und auf einem Pferde sitzend. Neben ihm stehet ein Barde mit zwey kürzern Spaten oder Spießen. Was den zu Pferde sitzenden Barden anlanget, so ist bekannt, daß das Pferd wegen seines Geistes und Muthes, insonderheit das weiße, für ein geistiges, göttliches und mit der Weissagungskraft versehenes Thier gehalten ward, und daher die Götter selbst mit Pferden vor ihren Wagen vorgestellet worden. Phöbus, oder die Sonne, hatte vier weiße Pferde vor dem Wagen. Pallas aber, ein besonderer Nahme des Mondes, soll mit einem weißen Pferde aus dem Haupte des Jupiters hervor gesprungen seyn; hat auch den Nahmen Hippias geführet. Wovon vielleicht auch das Palladium, womit die Trojaner von den Griechen berücket worden, die Gestalt eines Pferdes bekommen. Auch Venus, ein anderer Nahme des Mondes, ist zu Pferde sitzend vorgestellet, und ihr der Nahme ἱπποδαμεία beygeleget. Aber auch dem Jupiter gehörten weiße Pferde; und es wurde daher dem Camillus nicht wohl ausgeleget, daß er als Dictator, dem Jupiter und der Sonne gleich, mit vier weißen Pferden in Rom eingezogen. Insonderheit wird Neptun zum Erfinder der Pferde und des Reitens gemacht, welches in Thessalien geschehen seyn soll. Neptun aber war nichts anders, als der Mond in männlicher Gestalt, und die Erzählung mag wohl auf die Priester in Thessalien zielen, welche die Pferde als ein weissagendes Thier gebrauchten, und darauf, wie wir gleich von

den Deutschen zeigen wollen, um künftige Dinge zu erfahren oder auszudeuten, geritten sind. Denn dahin gehöret, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch die Fabel von den Thessalischen Centauren, welches, unserer Muthmaßung nach, nichts anders, als Priester gewesen, welche dadurch den Ausgang künftiger Dinge auslegen wollen.

Daß die Perser sich gewisser heiliger weißer Pferde bedienet, meldet Herodotus. Ein geflügeltes Pferd, Pegasus, mußte auch den Musen- oder eigentlich Priesterbrunnen, Aganippe, entdecken. Dem Homer aber ist es folglich auch nicht zu verdenken, wenn er sonderlich des Achilles Pferde als göttlich und unsterblich beschreibet, und ihnen solche Handlungen beylegt, welche uns jetzt übertrieben und unnatürlich scheinen. Selbst die heil. Schrift brauchet nach dem damahligen bekannten Verstande die weißen Pferde (Zachar. 6, 6. 8.) als ein Bild des Geistes.

Auf die nordischen Völker zu kommen, so findet man auf den alten brittannischen Münzen, in Eccards Originibus Germanorum, und in den Originibus Guelficis, das Pferd als etwas Geistiges oder Göttliches, indem es bald einen halben Mond über sich hat, bald geflügelt ist, bald ein aufgerichtetes Horn, bald auch das heilige Fünfeck unter sich hat. Von den Deutschen insonderheit berichtet nun schon Tacitus, daß sie den Pferden, insonderheit den weißen, eine gewisse weissagende Kraft beygeleget; und daher in den Hainen weiße, zu keiner menschlichen Arbeit gebrauchte Pferde gehalten, welche vor den heiligen Wagen gespannet worden, da sodann der Priester, oder der Oberste des Volkes, sie begleitet, und aus ihrem Wiehern und Schnauben, Wahrnehmungen gemacht habe. Von den Rügern aber erzählen Saxo und Cranz, daß ein heiliges weißes Pferd bey ihnen gehalten worden, welches allein die Priester weiden und reiten durften, von welchem sie geglaubet, daß ihr Gott auf demselben gegen die Feinde ihres Gottesdienstes Krieg führe, und von dessen Gange man auch den Ausschlag eines vorhabenden Feldzuges oder Schifffahrt wahrnehmen wollen.

Hieraus erkläret sich also unser zu Pferde sitzender bärtiger Priester von selbst. Er sitzet gleichfalls zu Pferde,

um

um den Ausschlag eines Krieges wahrzunehmen. Denn eben daher scheinet man auch eine andere menschliche Figur neben ihn gesetzet zu haben, welche mit Pfeilen nach einem wilden Thiere schießet, indem Pfeil und Bogen ein Bild des Krieges sind. Und eben daher sind Trompeten im Schatten unter ihm. Der neben gesetzte Priester mit dem Horne, zielet auf die Erhöhung und heilige Würde des auf dem göttlichen Pferde sitzenden Priesters, als welches ihn in seiner größesten Ehre zeiget. Daher, wie erwähnt, der berühmte Amphiaraus auch ein Horn in der Hand getragen, welcher wegen seiner Wahrsagerkunst so berühmt gewesen, daß sein Grab ein Orakel geworden. Und diesen Amphiaraus beschreibet uns Statius auch so:

Amphiaraus sublimis agit equos.

Die Centaurenfigur im dritten Zirkel, scheinet eben wohl einen Priester, nur in etwas verändert, vorzustellen. Sie kommt mit den Thessalischen Centauren überein, welche wir, wie schon erwähnt, gleichfalls für solche Priesterfiguren halten. Virgil setzet die Centauren bey dem Eingange in das Schattenreich, neben den Sitz der Träume.

Sonst erblicken wir noch in eben diesem Zirkel auch eine sogenannte Maske oder Wahrsagerinn mit einem Schlachtmesser, mit welchem sie einer gefangenen Weibsperson den Bauch aufgeschnitten, und welche darauf aus dem Eingeweide das Zukünftige vorher sagen will.

Im fünften Zirkel erscheinen zwey Personen, welche einen mit sechzehn Edelgesteinen oder Krystallen ins Gevierte besetzten Spiegel in der Hand haben, und darin schauen. Dieses sind die Krystallseher. Die Gestalt dieses Spiegels ist gevierd, und mit vier Mahl vier Steinen, oder runden Krystallen, besetzt; weil die gevierte Zahl sowohl wegen der vier Elemente, als sonst durchgehends, für sehr geheim gehalten worden, und die Vollkommenheit der Seele, ja die Quelle der ewigen Natur enthalten sollen. Daher auch diese Zahl dem Gotte der Zauberey, Merkur, heilig war, und dessen Bild selbst vierseitig gemacht wurde.

Unter dem Spiegel sitzet ein Schwein, das Bild des Unterirdischen. Leben und Tod, auch Krankheit, nähm-

lich eine sich erhebende Schlange, ein Fisch und eine niedersinkende Schlange, sind daneben gezeichnet.

Im sechsten Zirkel erscheint das Bild des Götzen selbst mit zwey hörnigen Cirris. Dieses war überhaupt ein Zierrath erwachsener junger Leute, insonderheit aber ein bey den Deutschen gewöhnlicher Zierrath. Juvenal beschreibet daher einen Deutschen:

Madido torquentem cornua cirro.

Da die Cirri ein männlicher Zierrath gewesen, so mag das Bild denjenigen Abgott vorstellen sollen, welcher Fricco, Frigo, Frigga, Frea, Frejia, genennet wird, und wovon, wie Olaus Wormius meldet, ungewiß seyn soll, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts gewesen. Es scheinet jedoch an sich nichts anders, als der Mond darunter verstanden zu seyn, indem der Mond auch sonst unter dem Nahmen Venus, Lunus, Attis, männlichen Geschlechts gemacht worden, wir auch noch jetzt in unserer Sprache den Mond männlichen Geschlechts machen (*).

Zu dieser Erklärung von einem Bilde des Mondes, überreden uns nicht allein die neben gesetzten Figuren des Schweines (**), als wie wir es nach der Zeichnung des Olaus Wormius ersehen, und des Hundes, sondern auch insonderheit die daneben zu beyden Seiten verschiedentlich gesetzten drey kleinen Triangel. Die gedritte Zahl war zwar überhaupt bey den Völkern heilig. Sie wurde aber, wie Meursius in seinem Denario Pythagorico, bemerket, insonderheit Saturnia, Latona und Amaltheae cornu, auch Thetys, Hecate, Nuptiae, Amicitia, Harmonia, und Pax, genennet. Welches letztere besonders mit dem Götzen Frigo übereinstimmet. Die Pythagoräer nannten ein gleichseitiges Dreyeck Minerva und Tri-

(*) Von der Frea sehe man auch in der Encyklopädie, Th. XV, S. 90, im Art. Freytag. F.

(**) Es hat diese Figur auf dem Kupferstiche aber nicht die Gestalt des Schweines, sondern scheinet mit dem Kopfe und Halse ein Pferd zu seyn. Der Schwanz ist wie eine Hunderuthe, und die Füße haben wieder Aehnlichkeit mit Pferdefüßen. Vielleicht aber giebt das Original den Ausschlag in diesem Zweifel. — F.

Tritogenia, welches wieder der Mond ist. Und überhaupt ist der Mond immer dreygestaltet vorgestellet, welches aus dem Alterthume hier zu wiederholen überflüssig seyn kann.

Die gleichfalls erscheinende Figur des Kreuzes wurde insonderheit bey den mitternächtlichen Völkern auf die Gräber gesetzet, und es ist schon gezeiget, daß auch dieser Abgott ein Schutzgott der Todten gewesen.

Der Stern neben dem Haupte dieses Bildes, ist nach der Abzeichnung des Olaus Wormius ein Achteck. Die achte Zahl war dem Neptun, oder dem Monde, in männlicher Gestalt insonderheit heilig. Sie hat, als der erste Würfel, nicht allein den Nahmen Panharmonia, Allübereinstimmung, Liebe und Freundschaft erhalten, welches sich auf unsere Figur sehr gut schickt, sondern sie hat auch die Beynahmen der Mutter, der Rhea, der Weibermacherinn, der Cybele, überkommen, welches alles auf nichts anders, als den Mond, eigentlich zielet.

Schwerer ist die letzte Figur dieses Zirkels. Sie scheinet jedoch mit der fränkischen und französischen Lilie überein zu kommen, welche die Franzosen Fleur de lis, nennen. Chiflet hält zwar Bienen ursprünglich für das fränkische Wapen, und meinet, die ungeschickten Mahler haben die jetzigen sogenannten Lilien daraus gemacht. Ein anderer neuer französischer Schriftsteller aber verstehet unter den Lilien, Blumen des Flusses Lis, Lisus. Da man aber die jetzigen Lilien bereits auf den ältesten Münzen findet, und die ältesten Schriftsteller mittlerer Zeiten dieses Zierraths gedenken, so stehen obige Meinungen nicht füglich anzunehmen. So viel ist hingegen gewiß, daß die Zeptertragende Lilie in der alten Bilderschrift eine königliche Blume gewesen, und insonderheit der Juno oder des Mondes Blume genennet worden. Wie die Blumen überhaupt ein Bild der Hoffnung waren, so war die Lilie das Bild einer königlichen Hoffnung, der öffentlichen Hoffnung eines Volks, wie sie wenigstens auf den römischen Münzen so genommen wird, und Virgil daher den jungen Marcell als den vermutheten Nachfolger des Augusts, Lilien mit vollen Händen geben lässet. Der Heiland selbst vergleichet die Lilie dem in seiner königlichen Herrlichkeit sitzenden Salomo. Und wenn Hohel. 2, 16. von dem Freunde gesagt wird, daß

er unter den Lilien sich weide, als wie es vielmehr anstatt Rosen zu geben ist, so kann dieses sehr füglich von der Hoffnung seines künftigen Königreiches verstanden werden, welches, wenn der Tag kühl werde, nähmlich am Abende der Welt, wirklich ausbrechen werde, da er sodann wie ein Reh oder junger Hirsch auf den Scheidebergen, nähmlich in seiner wirklichen Erhöhung erscheinen werde.

Bey den Franken insonderheit wurde eben daher diese königliche Blume nicht allein auf die Zepter der Könige und Kaiser, und auf ihre Schilde gesetzet, sondern ihnen auch in die Hand, gemeiniglich in die rechte Hand, mit dem Reichsapfel in der linken Hand, gegeben. Es kann demnach auch unsere Lilie für ein solches Zeichen gehalten werden, wodurch der Abgott in einer königlichen Würde vorgestellet worden.

Auf den Mond, als die Königinn des Himmels, schickt sich dieses wieder sehr füglich. Und die Franken scheinen aus keiner andern Ursache die Lilie in das königliche Wapen genommen zu haben, als um die königliche Würde anzuzeigen. Ja, es kann seyn, daß sie das Wapen von den Götzen angenommen haben.

Wenigstens scheint es daher zu rühren, daß man die sechsblätterige Lilie nur in einer dreyfach eingetheilten Gestalt, mit dem Kelche und zwey Blättern vorgestellet, weil, gezeigtermaßen, das Gedritte insonderheit dem Monde heilig gewesen.

Endlich erscheinen in dem letzten Zirkel Todtenknochen, und zu jeder Seite sich in einander schlingende Eydexen. Das erste zeiget den Abgott in seiner Gewalt über die Todten. Das letzte wissen wir nicht anders, als von der Ehe und Geschlechtsvermehrung zu erklären. Wenigstens leitet Wachter den Nahmen Eydexe von Ey und tügen (zeugen), ab, daß er so viel als oviparum bedeute. Welches, wie es mit dem Beynahmen der Juno und Rhea, also mit dem deutschen Frigo und Frea, wovon man selbst das Wort Freyen, abzuleiten suchet, wohl zusammen stimmet.

Aus obiger Erklärung der Hieroglyphen auf dem Tunderschen Horne, will also nichts mehr und nichts weniger erhellen, als daß solches Horn zum Dienste

des

des größesten Gottes, welcher hauptsächlich zur Nachtzeit verrichtet wurde, gebraucht worden. Alle Nationen kommen darin überein, daß sie ein Wesen, von welchem der Ursprung aller Dinge herrühret, oder den Ursprung aller Dinge selbst, in einem Wesen allein, verehret haben, und man wird bey genauer Untersuchung finden, daß die guten oder bösen Eigenschaften dieses großen Wesens nur hernach wieder unter verschiedenen Personen, oder Göttern vorgestellet worden. Vergötterte Menschen traten hernach beym immer unwissender werdenden Volke an die Stelle des anfangs verehrten großen Wesens — und nun schrieb man diesen alles dasjenige zu, was man vorher von dem Urwesen glaubte, stellte aber auch dieses Urwesen unter dem Bilde des vergötterten Menschen dar.

Unser deutsches Wort Gott, worunter wir bey unserer Gottesverehrung das einzige höchste Wesen verstehen, ist so sehr nahe mit denen in andern Sprachen, die ein gleiches bedeuten, verwandt, daß man glauben und daraus beweisen kann: alle Nationen haben im Anfange nicht allein ein und eben dasselbe Wesen mit uns gleich verehret — sondern sich auch die nähmlichen Begriffe von demselben, als die heilige Schrift sie giebt, gemacht, welche nur mit der Zeit verschoben und verstümmelt worden. Das schwedische Wort Gud (Gott) welches das auf Cufischen Münzen zuweilen vorkommende Wort Allah (*) bedeutet, leitet Ihre mit Luthern und vielen andern von god, (gut, bonus,) her. Außer dieser Sprache findet man aber auch diese Wörter beym Ulphilas, in der angelsächsischen, in der isländischen, holländischen, englischen und

(*) Die Griechen nannten die Sonne, die sie als Gottheit verehrten, Elios; im Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, und Samaritanischen, heißt El, Gott, und hieraus entspringet auch das Malaische und Türkische Wort Alluh.

und deutschen Sprache. Das griechische Agathos, Gathos heißt gut. Aber die verschiedenen Völker haben sich Gott nicht bloß als ein gutes Wesen, sondern auch als das ens primum et unicum gedacht, und eben das drücken die Griechen durch ihr Agathon aus. Die alten nordischen Völker, nannten daher die Sonne Gud, die alten Perser, die solche als die einzige Gottheit verehrten, nannten solche Choda, Chuda. Die Sonnenstadt (Heliopolis,) heißt bey den Hebräern Baal Gad. Gad, Gada, als ein Nahme der Sonne und der Gottheit, kommt in der alten sächsischen Sprache vor, auch noch im Plattdeutschen ist Gade, (Gott) (*). Der Begriff von Gott ward hauptsächlich aus dessen Unität formirt. Das Arabische und Chaldäische Achad, Echad bedeutet sowohl unus als Deus, so wie bey den Griechen Hecate, bey den Tartaren Chudai, Chutai, Kutai, Gudai, bey den Hebräern Jhovah, bey den Lateinern Jup — piter, (Sol pater,) und ward der Sonne beygelegt, die bey alten griechischen und römischen Autoren auch Jovis oculus, heißt. Eben dieses gilt von dem griechischen Theos, Sios, Zevs, und dem lateinischen Deus, Dis. Bey den Celten war Hesus, bey den Hetruriern Aesar, bey den Isländern As, bloß so viel als Gott (**). Bey den Morgenländern war Artin, Adon, Adonai, eben das, was bey den nördlichen Völkern Ortin, Othin, Othan, Hoden, Wodan, Gwodan, Ghodan, Godan, Gote, seyn soll, wovon ich im gegenwärtigen Artikel schon verschiedentlich gehandelt.

Wenn

(*) Woher Gadebusch, (Gottes Busch oder Hain,) im Mecklenburgischen; woselbst ehemahls der Radegast verehret worden, welches die Geschichte bezeugt.

(**) Man sehe auch im Art. Leichenopfer, wo von den Altären gehandelt wird.

Wenn aber Odin der himmlische Allbeherrscher der nordischen, und also der alten deutschen Völker, ebenfalls war, so waren demselben auch die heiligen Hörner gewidmet, weil er sich seinen Verehrern als ein wohlthätiges Licht in Mondes Gestalt zur Nachtzeit zeigte. Die Leichen unserer alten Vorfahren gingen, der damahligen Lehre nach, wenn sie im Leben die größeste damahlige Tugend, die Tapferkeit ausgeübt hatten, durchs Feuer zum Odin hinauf, und in dieser Hinsicht kann man mit Gewißheit sagen, daß beym Leichenbrande, während der lodernden Flamme, der Glückwünschungen der Zuschauer, und des Gesanges der Druiden und Barden, mit den Lobreden und mystischen Deklamationen abwechselnd, die heiligen dem Dienste des großen Gottes gewidmeten, und sich auf alle seine Eigenschaften vermöge der Figuren, passenden Hörner, werden so lange unaufhörlich geblasen seyn, als nur noch die Flamme irgend an den Gebeinen der Erblichenen hing und zehrte. Dieses ist mir um so wahrscheinlicher, als gewiß ist, daß die Leichenbegängnisse der alten Deutschen religiöse Handlungen waren.

Es paßte sich daher das heilige Horn auch zu allen religiösen Feyerlichkeiten, auf alle Lagen des menschlichen Lebens, und, wenn ich meine Meinung sagen soll: auf den Tod. Dieser ist das Ende aller menschlichen Betriebsamkeit, und deshalb scheinen auch noch die Todtenknochen als das Bild des menschlichen Endes, und die Eydexen als das Bild des dunkeln Höhlen- oder Erdebewohnens, angebracht zu seyn; denn es giebt im Alterthume auch Hieroglyphen, wo unter dem Aufenthalte der Schlangen, Eydexen, Käuze, u. dgl., finstere Höhlen, Steinklüfte, Gräber und Gruben in der Erde, folglich Schrecken Grauen und Einsamkeit, verstanden werden. Man könnte hierüber noch viel sagen, wenn es nur der Ort erlaubte; aber

aber ich will mich begnügen, wenn man es nach obigen Beweisen für sehr wahrscheinlich, ja für gewiß ausgemacht hält, daß man unter den alten nordischen sowohl als deutschen Volkern, beym Leichenbrande, auf den heiligen Hörnern, die dem Himmelsgotte Odin, auch selbst unter der Gestalt des Mondes, gewidmet waren, um der abgeschiedenen Seele, und dem nun auflodernden Körper einen desto ehrenvollern Einzug in Valhalla, und gnädigern Anblick von dem Beherrscher desselben zu erflehen, geblasen habe.

Wenn einige Schriftsteller sich selbst und andere haben überreden wollen, daß die alten Deutschen ihre Leichen einbalsamirt, eingesalbet, oder wenigstens eingesalzen haben; so scheint dennoch dieses nicht allgemein angenommen werden zu können. Das Beyspiel vom Frotho dem III. (*) beweiset nichts Allgemeines, denn es hatte seine besondere Ursache, warum er eingesalzen wurde, nähmlich, um die Leute glaubend zu machen, als ob er noch am Leben sey, damit Auswärtige in Furcht und die Unterthanen in Ruhe möchten erhalten werden, weswegen man auch den todten und eingesalzenen Körper drey ganzer Jahre lang, auf einem Wagen sitzend von einem Orte zum andern herum führte. Ist aber auch bey andern, die haben verbrannt werden sollen, solches Einsalzen gebräuchlich gewesen; so ist zu vermuthen, daß es nur bey denen geschehen, deren Körper man nur eine Zeitlang aus einer oder andern Ursache hat aufheben und erhalten wollen, als etwa derer, die in der Fremde gestorben, und in ihr Vaterland sollten gebracht und verbrannt werden. Wer aber weiß, was Salz für Wirkungen aufs Feuer hat, der wird auch wissen, daß das Einsalzen der Leichen den Brand derselben eben nicht hat befördern können. Dem Arnkiel selbst, der

(*) Rhode, Cimbr. Holst. Ant. Rom. S. 26, fgg.

der sonst nicht abgeneigt ist, die Einsalzung der Todten, als eine Gewohnheit der nordischen Völker anzusehen, scheint doch (am angeführten Orte, S. 56,) das Beyspiel des Frotho als etwas Außerordentliches vorzukommen.

Gewaschen und angekleidet haben unsere heidnischen Väter ihre Leichen gewiß, ehe sie solche zur Brandstätte brachten, und sehr wahrscheinlich legte man ihnen das Alltagskleid an, damit sie in Valhalla nicht verkannt werden möchten. Dieses mag aber wohl nur von Leuten geringen Standes gelten, denn Bartholinus sagt (*): Nam et vestium, quas habuerant pretiosissimis induti, in tumulos inferebantur, quemadmodum de Norwegiae rege Haquino memorat *Sturlesonius*: Sepeliverunt regem cum armatura plena et optimis suis vestibus. Et de Egillo Eigla, eum egregiis vestibus indutum, ministerio Grimi, tumulo illatum. — Exornabantur quoque variis cadavera clenodiis, armillis nempe, quomodo Egillus fratri Thorolfo exequias faciens, illati in tumulum manus aureis exornavit armillis. Arnkiel, Th. 3, B. 1, C. 10, §. 1: — Die Todten sind bey unsern Vorfahren mit ihren besten Kleidern und Schuhen angethan, begraben und verbrannt worden. Lehmann de naulis Danicis, S. 19: — Ehe die Verstorbenen der nordischen Völker zur Erde bestattet wurden, wurden ihnen die Kleider, welche sie auf dem Krankenlager getragen, abgezogen, und ihnen ihre besten Feyerkleider angethan. Ja zuweilen hat man sie mit den besten Pretiosis und herrlichsten Kleinodien geziert. *Cleffelius* Antiq. Germ. p. 221: — Cum *Suafridis*, conjux *Haraldi* pulchricomi diem obiisset suprenum, pretiosis vestibus ea induta memo-

(*) Antiq. Dan. L. 2, c. 10, p. 499 und 500.

memoratur. Snorroni in Harald. Harfay Saga, c. 25, p. 102.

Man hatte Furcht vor dem Spotte der Himmelsbürger, und deshalb scheuete man sich, die Leichen nicht bloß und unbekleidet in die Himmelsburg einwandern zu lassen, denn, vor dem Odin konnte man nach der allgemeinen Meinung, nicht bloß erscheinen. Dieses bestätigt auch Nettelbladt am angeführten Orte, S. 9: Facile intelligitur vestimenta mortuis denegare grande olim habitum fuisse piaculum. Etenim qui sine vestibus ad Valhallam accederet, nuditati perpetuae et omnium irrisioni expositum iri, nemo dubitabat. Man vergleiche hiermit *Bartholini* Antiq. Dan. am schon angeführten Orte.

Was die Zeit betrifft, wie lange die Alten in unserm Deutschlande ihre Leichen bis zum Verbrennen liegen ließen, so mag darin wohl nichts gewisses zu bestimmen seyn. Ich weiß wohl, daß sich Cleffel auf die Nachricht des Otherus beym Bartholin beziehet, und nicht allein behauptet, daß die Leichen lange gelegen bis sie verbrannt wurden, sondern daß solches sogar einige Monathe gedauert haben soll; allein es ist nicht zu glauben, daß diese Gewohnheit allgemein gewesen seyn sollte. Unter einigen Volksstämmen, oder in einigen Familien, kann vielleicht solcher Gebrauch hier oder da obgewaltet haben, aber gewiß nicht bey allen. Auch ist nicht einmahl die Spur solcher Gewohnheit unter den alten Deutschen aufzuweisen. Würde aber solches wahr seyn, so könnte die Gewohnheit des Einsalzens der Leichen auch vielleicht Gebrauch gewesen seyn. — —

Wie man die Leiche zum Scheiterhaufen gebracht habe, ob dieselbe auf einem Wagen möchte hinausgeführt, oder auf einer Todtenbaare getragen worden seyn, darüber scheint nichts gewisses bestimmt zu seyn. So viel ist aber unstreitig zu behaupten, daß man damahls

mahls noch von keinem Sarge etwas gewußt haben mag, welches auch die baldige Verzehrung des Körpers gehindert haben würde. Es war daher die Leiche allem Vermuthen nach, auf dem Wege zum Scheiterhaufen, frey und offenbar von jedermann zu sehen. Wer aber der Regel nach die Leichenträger waren, ist auch nicht ausgemacht. Die Dichter oder Sänger, welche von den Deutschen Barden, von den nordischen Völkern aber Scalden, genannt wurden, und angesehene Leute unterm Volke waren, sangen die Thaten, das Lob und die Tugenden berühmter Personen ab.

Daß bey Gelegenheit der Leichenbegängnisse geopfert worden, ist schon längst erwiesen. Rhode steht in der Meinung, das Opfern habe seinen Anfang genommen, sobald die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt worden, und man habe damit während des Todtenbrandes beständig fortgefahren. Nach den Berichten des Arnkiel aber wurden bey den Leichenbestattungen vornehmer Herren, gefangene Feinde geschlachtet, und zugleich mit verbrannt, denn man glaubte mit dem Blute und Tode der Gefangenen besonders dem Odin sehr gefällig zu seyn (*).

Wenn ein abgelebter Greis seine Tage in Ruhe zugebracht hatte, und gleichwohl am Ende seines Lebens an den valhallischen Lustbarkeiten Theil zu nehmen wünschte, so ward er lebendig auf den Scheiterhaufen gesetzt, und darauf mit einem Gewehre getödtet. Es mußte aber solches ein Fremder vornehmen, da es den nächsten Verwandten wenigstens nicht erlaubt war. Diese Nachricht giebt Procop (**), allein, es ist zu glau-

(*) Th. 3, B. 1, C. 17, §. 1. Vergl. mit Stief, de Urnis Lignicens. et Pilgramsd. p. 22.

(**) *Procopius* Gothicorum, lib. 2. Nec senescentibus, nec

glauben, daß dieses feyerliche Ermorden nur bey den Vornehmern im Gebrauche gewesen, und man mit gemeinen Leuten so viele Umstände eben nicht gemacht haben wird, wie ich dergleichen vorhin von den Wenden schon angeführt habe. Endlich traten (nach dem Rhode) die nächsten Blutsfreunde hinzu, nahmen einen oder mehrere Brände vom Opferfeuer, und zündeten damit den Holzstoß von unten auf an, bis derselbe in Brand und volle Flamme gerieth. Dies war ein Liebesdienst, den man den Seinigen schuldig zu seyn glaubte (*).

Was Hartknoch in Hinsicht der priesterlichen Leichenrede von den alten heidnischen Preußen sagt (**), kann auch sehr wohl bey den übrigen deutschen und nordischen Völkern statt gefunden haben; und es scheint eine solche Leichenrede, wo der Druide mit feurig in die Höhe gerichteten Augen und starker Stimme schrie: Er sähe den Verklärten auf einem muthigen Roß durch Valhallas lichte Räume fliegen, blitzende Waffen zierten ihn, er trüge Sterne in den Händen, und ginge so hinüber in die neue Zeit, — bey diesen Völkern gewiß nicht ohne erwünschte Wirkung gewe-

nec morbo affectis vita amplius frui fas erat. Sed ubi quispiam eorum sive consenuisset, sive morbo corriperetur, protinus cogebatur, a propinquis efflagitare, uti se quam primum ex humanis tollerent. Tum illi lignorum strue in altitudinem congesta, desuperque homine in summo fastigio imposito, Herulorum quempiam immittebant, qui cultro eum conficerent.

(*) Sollte die vorhin angeführte Meinung des Hrn. Masch aber geltend seyn, da man nähmlich einen Todtenheerd in der Erde gemacht, und die Leiche krumm zusammengedrückt darauf gesetzt habe, so würde den hier angeführten Berichten dadurch widersprochen werden. — Vielleicht kommt man am besten aus dem Zweifel, wenn man annimmt, daß, da die Sitten und Gebräuche der alten Deutschen sich mit der Zeit verändert haben, auch die Leichengebräuche bey ihnen verändert worden seyn mögen.

(**) Rerum Prussic. diss. 13, p. 195, seq. Conf. *Stief*, p. 26.

gewesen zu seyn. Die Gemüther wurden erhitzt, man schonete der Kostbarkeiten nicht, sondern warf sie mit der größesten Bereitwilligkeit um die Wette ins Feuer zu dem Verstorbenen, damit er desto reicher vor den Himmelsbewohnern erscheinen möge. Alles was er im Leben lieb gehabt, mußte allhier ein Opfer werden. Pferde, Hunde, Vögel, ja Knechte und Mägde trugen einerley Schicksal davon, und wurden mit ihren Herren oder Frauen dem Feuer übergeben. Einem Helden wurden seine Waffen, und was er sich durch seine Tapferkeit erworben — einem Künstler seine Werkzeuge zugeworfen, damit er das Geschäft, welches er in seinem Leben betrieben, auch dort fortsetzen könne. Einen Priester oder eine Priesterinn ließ man das Opfermesser in jene Welt mitnehmen (*), und ein

(*) Es wurden vor einigen Jahren in Mecklenburg Schwerin, als man bey Stolpe, im Amte Neustadt, einen schadhaft gewordenen großen Damm reparirte, verschiedene Hühnengräber zerstört, um die Steine davon zu gebrauchen. Es giebt dort sowohl, als auch anderswo in Mecklenburg und Pommern, außer den Gräbern, die mit Steinen umsetzet, und mit großen Steinen bedeckt sind, auch noch solche, die von lauter kleinen Steinen pyramidenförmig aufgethürmt sind. Der Fuß der Pyramide, oder eigentlich möchte ich sagen: des abgestumpften Kegels, hält zuweilen im Umfange zwischen 20 und 50 Schritte, so wie auch die Höhe von der übrigen Erdfläche an gerechnet, 12, 16, bis 20 Fuß beträgt. Die zu diesen Gräbern verwandten Steine, welche zwischen Sand, so wie es beym Dämmen geschieht, gelegt worden sind, sind selten größer, als ein menschlicher Kopf. Wahrscheinlich wurde auch in Hinsicht der Gräber gewisser Personen ein Unterschied gemacht, denn, wer genau Acht auf die noch vorhandenen Gräber giebt, wird finden, daß selbst in den Gegenden, wo noch große Steine genug, selbst bis jetzt zu haben sind, die Gräber theils solche abgestumpfte Kegel, theils aber auch solche sind, welche bloß aus großen Steinen, wie sie schon hinlänglich beschrieben worden, bestehen.

Als ein dergleichen von kleinen Steinen aufgethürmter Hügel unweit des vorher genannten Dorfes Stolpe zerstöret wurde, haben die Arbeitsleute verschiedene Urnen gefunden, welche sie dort entweder Heidentöpfe, oder auch Kruken, nennen. In einigen derselben, und bey einigen,

Frauenzimmer ward ihres Schmucks, welches sie im Leben getragen, auch im Tode nicht beraubt. Rhode sagt daher: (Cimb. Holst. Ant. Rem. p. 30.) „Man „warf allerhand Sachen ins Feuer, die sie dem Tod„ten mit auf die Reise verehrten, als Ringe, Arm„bänder, Hefte, Spangen, Messer u. s. w. was ein „jeder etwa ohnedies bey sich hatte, oder auch zu dem „Ende expreß zu sich gestecket, und sie vermeinten, „daß dem Todten etwa in jener Welt möchte dienen, „oder

sollen nicht allein Münzen, sondern auch verschiedene andere Sachen von verrostetem Eisen gefunden seyn, welches letztere die Arbeitsleute ohne weitere Gedanken darüber, weggeworfen haben. Die Münzen, welche von unbeträchtlichem Werthe in Hinsicht des Silbers gewesen seyn sollen, habe ich auch nicht gesehen, und weiß auch nicht, wo sie geblieben. Indessen, es ist in eben solchem Hügel ein kupfernes Messer gefunden worden, welches verdient bekannter gemacht zu werden. Der Krüger zu Stolpe, Nahmens Schröder, hatte es an sich gekauft, vielleicht in der Meinung, es sey Gold, und bey dem hab ichs, da ich davon hörte, mit genauer Noth gesehen. Ich habe eine Zeichnung davon aufgenommen, welche die Figur 4317 zeiget. Die ganze Masse besteht aus reinem Kupfer. Die Schneide ist etwa 5, und das Heft 4 Zoll lang. Es ist wie ein Gärtnermesser die Spitze gebogen, so daß die Schneide in der Krümmung ist. Der Griff ist mit erhabenen Reifen und auch noch einigen Strichen verziert, die aber nicht mehr deutlich zu erkennen sind. Am Ende bildet der Griff einen Ring, denn es ist ein Loch dadurch, vermuthlich, um dieses Messer an den Gürtel vermittelst einer durch das Loch gezogenen Schnur, zu hängen. Was ich von dem kupfernen so sonderbar gestalteten Messer denken mußte, war dieses, daß es ein priesterliches Opfermesser sey. Wer die Opfermesser der ehemahligen römischen Priester kennt, welche fast pfriemförmig, gerade und zweyschneidig sind, wird hier einen sehr großen Unterschied finden, sich aber auch vielleicht schon hierdurch mit überzeugen, daß die gottesdienstlichen Handlungen der alten Deutschen, wohin sowohl die Opfer als Leichenbegängnisse auch gehörten, eine ältere Abstammung, als von den Römern, haben müssen. Fast sollte man glauben, da man Kupfer doch nicht zum Schneiden nur einiger harter Sachen gebrauchen kann, daß dieses Messer nur bloß von dem Priester zum Zierrath am Gürtel getragen worden — aber auch, daß man zu der Zeit wohl gar eiserne, mit verstählten Schneiden versehene Messer, nicht einmahl zuzubereiten verstanden haben mag.

„oder zu Nutz kommen können.“ Hiermit vergleiche man *Keysler* Ant. Celt. p. 172. *Nettelbladt* de var. mort. sepel. mod. Th. 21. Arnkiel, Th. 3, B. 1, C. 23, und Schütz Lehrbegr. C. 2. §. 16.

Damit es aber dem zur Ewigkeit Wandernden auf dem Wege auch nicht am Gelde fehlen möchte, so warf man ihm auch Gold, Silber, oder Münzen, (als man dergleichen schon hatte,) ins Feuer zu, um Zehrgeld zu haben. Dies ist die allgemeinste Meinung, welche man von den hin und wieder in den Gräbern und Urnen gefundenen Münzen hat. Daher will von Gundling in seiner geographischen Beschreibung des Herzogthums Magdeburg, S. 200, auch aus den römischen silbernen und metallenen Münzen, welche man in der Gegend um Magdeburg in einigen Urnen angetroffen hat, schließen, daß solche Urnen römische sind, und also die alten Römer in solchen Gegenden geraume Zeit müßten gehauset haben (*). Allein, es ist wohl nicht ganz zu glauben, daß die Römer es gewagt haben sollten, ihre Urnen mitten auf dem deutschen Boden so allgemein einzusenken, da sie wußten, wie die Deutschen gegen sie und das Andenken von ihnen gesinnet waren. Man erinnere sich dessen, was ich zu Anfange dieses Artikels hierüber gesagt habe, und an dem Verfahren der Deutschen wider das Monument des Drusus. — Es ist daher wohl eher zu glauben, die dort gefundenen Urnen enthielten die Asche ächter alter Deutschen. Diese können durch mancherley Schlachten, Plünderungen und Siege zu den römischen Münzen gekommen seyn (**). Aber, wollte man auch solches nicht zugeben, so weiß man ja, wie die Deutschen und nordischen Völker, wenn sie

(*) Man sehe auch Rohr Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes, S. 573.

(**) Stiefs Abhandl. de urnis, p. 40. —

Ruhe hatten, gern in fremde, und besonders römische Dienste, in den letzten Zeiten gingen. Von ihrem erhaltenen Solde haben sie ohne Zweifel etwas mit nach Hause gebracht, und beym Tode noch vorräthig gehabt. Auch beweiset Bartholin (*) weitläuftig, daß sonderlich die nordischen Völker starke Seeräuberey getrieben, und auf solche Art zu fremden Münzen gekommen sind. Da nun also die Deutschen und nordischen Völker durch ihre Tapferkeit römisches, und überhaupt ausländisches Geld an sich gebracht haben, so darf es uns auch nicht befremden, daß man solchen Helden von ihrer ehemahls gemachten Beute auf dem Scheiterhaufen zugeworfen, und hernach mit in ihre Urne oder in ihr Grab geleget. Denn es konnte ihnen vor dem Odin gewiß nichts mehr zur Ehre gereichen, als wenn sie unter den andern Helden auftreten, und solche fremde Münzen als einen Beweis ihres Heldenmuths vorzuzeigen, im Stande wären. Was Griechen, Römer, und andere Völker, sich bey der Mitgabe des Geldes zu jenem Leben gedacht haben, ist hinlänglich bekannt, und habe ich auch in den vorigen Artikeln schon verschiedenes hin und wieder davon angeführt.

Hiemit war es aber noch nicht genug. Die Ehefrauen, denen die valhallischen Glückseligkeiten nicht unbekannt seyn konnten, und welche, (vielleicht manches Mahl auch schon zu Jahren waren, so daß sie wohl nicht mehr auf die Hand und das Herz eines schönen mannhaften Ritters hoffen konnten,) nun ihr hartes Schicksal erwogen, und sich der meisten irdischen Glückseligkeiten beraubt sahen, wählten den Weg durchs Feuer, um ihren Gemahlen nachfolgen zu können. Eine unglückliche Braut, die der vollen herzlichen Liebe ihres Verlobten nicht genoß, da er im Krie-

(*) Antiq. Dan. lib. 2, c. 9.

Kriege erschlagen wurde, oder auch auf dem Krankenbette starb, nachdem sie die angenehme Vorstellung, daß sie in jener Welt ihre Hoffnungen in Erfüllung sehen würde, faßte herzhaft den großen schrecklichen Rathschluß, nur durch Feuer mit ihm vereint werden zu können, und — sie ließ sich zu Asche verbrennen. Gewiß solchen Damen, zumahl wenn sie beliebt im Stamme des Volks waren, warf man nicht allein ihre eigne Putzsachen, sondern sehr wahrscheinlich noch mehrere andere dergleichen Sachen zu, welche sie in Valhalla zum Schmuck gebrauchen möchten. Daher kommt es, daß man, wie auch Rhode anführt, öfters in den Grabhügeln und Urnen viele zum weiblichen Schmucke gehörigen Sachen findet. Ihm selbst sind bey den Untersuchungen goldene und kupferne Bügel, um die Haare damit in die Höhe zu halten, Haarnadeln, goldene Ringe u. dgl. sonderlich kleine Kneipen oder Zangen, welche beym Frisiren damahls gebraucht worden sind, vorgekommen. Ich für mein Theil bin Zeuge von zwey Ringen, davon der erste aus einem vermischten Metalle, von etwa Kupfer, Eisen und Zinn bestand. Er war sehr grob gearbeitet, und es befand sich oben eine Art von Petschaft. Lange habe ich Untersuchungen angestellt, um die Figur in dem sogenannten Petschaft zu erklären, aber es war mir unmöglich. Ich gab daher der Meinung eines noch lebenden und berühmten Sprachkenners nach, dem ich meine Meinungen entdeckte und den Ring zeigte, welcher die Figur für kein Runisches Bild, so wie ich, hielt, sondern nur für eine schlecht und kunstlos ausgegrabene Blume mit der Wurzel. Dieser Ring schien entweder an einer Frauen- oder Kindeshand ehemahls gesteckt zu haben, denn er wurde in der Asche einer Urne gefunden, die eben nicht groß war. Der andere, welcher in Pommern in einer Urne gefunden wurde, die ganz von ohngefähr beym

Grabenziehen entdeckt ward, ohne daß der Ort irgend etwas Auffallendes gezeigt hätte, bestand bloß in einem Endchen Drath von ächtem schönem Golde, welches von der Dicke einer mittelmäßigen Stricknadel war, und etwa sich fünf Mahl um den Finger wand.

Freunde, deren Herzen durch das Band der aufrichtigsten Liebe mit einander vereinigt waren, nahmen vielleicht ebenfalls die treue Abrede, auch im Tode nicht getrennt seyn zu wollen. Sie halten ihr einander gegebenes Wort nach alter deutscher Sitte, und der Ueberlebende folgt seinem Verbündeten getrost auch durchs Feuer in die Ewigkeit nach (*).

Es ist unter den Schriftstellern, welche von den Leichenbegängnissen der alten Deutschen geschrieben haben, in Hinsicht des Auffammelns der Asche und Gebeine der Todten nicht einerley Meinung. Arnkiel scheint diese Sache schwierig zu halten, und glaubt,

man

(*) *Caesar* de bell. gall. l. 3, c. 22. Solduriorum haec est conditio, ut omnibus in vita commodis, una cum his fruantur, quorum se amicitiae dediderint, si quid iis per vim accidat, aut eundem casum una ferant, aut sibi mortem consciscant. Neque adhuc hominum memoria, repertus est quisquam, qui eo interfecto, cujus se amicitiae devovisset, mori recusaret. Barthol in, Ant. Dan. c. 10, p. 513: In septentrione nostro, non conjuges modo, amicos quoque consuetudinis dulcedo, in sociale funus traxit, ejus post obitum continuandae desiderio. Er erläutert dieses mit dem Beyspiele des Amundus und Asvitus aus dem Saxo: Conjuraverunt, quemcunque eorum vita prolixior excepisset, mortuo contumulandum fore. Ferner mit dem Beyspiele des Hadingus und Eivindus, von welchem letzteren er erzählt: Ubi *Eivindus Sorkuer* mortem *Ingemundi* audivit, alumno suo dixit: Abi ad amicum meum *Gotum*, et quod me agentem conspexeris, refer, et idem ipsi expedire et honestum esse. Tunc extracto, quod pallio absconditerat gladio incubuit et expiravit. *Gotus* his acceptis, dixit: Nunc amicis *Ingemundi* vita denegatur: Ego amici mei *Eivindi* consilium amplectar. Tunc pectore gladio perfosso, animam emisit. Man kann auch ferner Schütze's Lehrbegriff, S. 163, nachsehen.

man habe außer dem Feuer noch ein besonderes Mittel angewandt, um den Körper in Asche zu verwandeln; weil er die richtige Anmerkung macht, daß bey einem Verbrennen eines zum Tode verurtheilten, man den Körper nicht in Asche verwandelt sieht, so wie solches auch nicht bey Feuersbrünsten geschieht, wo Menschen in den Gebäuden verbrennen, wenn selbst das Feuer auch bis in die Erde hineinbrennt. Hier möchte man aber nicht allein ganz richtig muthmaßen, daß auch die alten Deutschen eben sowohl, wie andere Völker, viele sehr brennbare Sachen, als Pech, Oel, gemeine Harze und dergleichen mehr, in Menge werden zum Feuer gebracht haben; (wiewohl die Römer, bey denen mehr Luxus herrschte, kostbare Salben und Oele hierzu nahmen, und selbst wahrscheinlich das Holz auch dadurch brennbarer machten, daß sie solches mit Farbe überzogen, welche auch vielleicht mit Oel zerrieben war,) sondern auch den Meinungen des Stief und Nettelbladt folgen können (*), daß man die großen Knochen mit Hämmern, Steinen und dergleichen Werkzeugen werde zermalmet haben, damit sie in die Urne gesammlet werden konnten. Nettelbladt will besonders hiervon Spuren entdeckt haben. Es kann aber immer seyn, daß es unter diesen Völkern mit dem Sammeln der Asche ebenfalls nicht sogar genau hergegangen, wie mans von dem römischen Ossilegio zum Theil vermuthet. Indessen, das scheinen unsere alten Gräber hinlänglich zu beweisen, daß man die Asche der verbrannten Thiere nicht mit der des menschlichen Körpers vermischt habe.

Außer der Asche und den Gebeinen hat man verschiedentlich in und neben den Urnen und in den Grä-

(*) *Stief* de urn. Lign. et Pilgramsd. p. 48. *Nettelbladt* Thes. 91. Verglichen mit Müllers Versuch von den Urnen ꝛc. S. 127.

bern selbst Spuren von beygefügten Lebensmitteln gefunden. Haben nun die alten Deutschen geglaubt, der Verstorbene müsse auf dem Wege nach Valhalla auch hiermit versorgt seyn — oder thaten sie es darum, um dadurch Segen am Getreide zu haben, wie ich ein Aehnliches im Artikel Leichenpfost von den Wenden schon angeführt habe, das lasse ich unentschieden. Die Sache selbst aber wird von Arnkiel, Stief, Schütze, und Nettelbladt in der Art gemeldet, als ob diese Mitgabe zur Erquickung auf der Reise dienen sollte.

In den ältesten Zeiten scheint man die Urnen noch nicht mit einem besonders dazu verfertigten Deckel bedeckt zu haben, sondern es geschah wahrscheinlich so lange mit Bruchstücken oder platten Steinen, bis endlich die Kunst auch mit Zubereitung besonderer Deckel Theil daran nahm. Von allen Seiten besetzte man die Urnen mit Steinen, und war der Verstorbene ein großer, vornehmer Mann, oder gar ein Held gewesen, so ward der Grabhügel mit ausgesuchten Steinen umher besetzet, wovon im Vorhergehenden schon Erwähnung geschehen, und über dieses noch wohl auf der Mitte desselben, oder neben dem Grabhügel ein Altar aufgerichtet, worauf man jährlich zu opfern pflegte. Daher sagt Nettelbladt Thes. 41: In utraque aetate monumenta mortuis statuebantur duorum generum. Cippi nimirum Runici et tumuli sepulcrales. — Thes. 62: Tum demum regulum, vel alium virum in dignitate constitutum, sub tumulo majori sepultum tuto concludi potest, cum saxa lapidesque ingentes offenduntur, qui sine multorum hominum opera, illuc advehi non potuerunt. Dergleichen ungeheure Steine sind die sogenannten Stone henge in England, welche Keyßler (Antiq. Celticis, diss. 1.) untersucht hat. Sie waren die Epitaphien der Alten, und wurden in den nordischen Ländern, vielleicht in spätern

Zei-

Zeiten, nicht selten mit Rhunschriften geziert, welche die Nahmen der Verstorbenen, und ihre vornehmsten Thaten enthielten.

Ein Mehreres hiervon findet man in dem schon zum öftern angeführten Arnkiel, Th. 3, B. 4.

Mit übermäßigem langen Trauern über einen Abgeschiedenen, scheinen unsere alten heidnischen Väter sich wohl eben nicht viel abgegeben zu haben; vielmehr ist bekannt, daß man nach geendigtem Leichenbegängnisse die Sorgen vermittelst eines fröhlichen Begräbnißschmauses zu vertreiben gesucht hat. Man sehe hierüber den Artikel Leichenmahl.

Die eigentliche Abhandlung von den Urnen erfolgt unter ihrem besondern Artikel; indessen will ich zur Aufklärung dessen, was ich bisher gesagt habe, in Hinsicht der alten Deutschen, aus der Nachricht von einer in der Gegend der ehemahligen, im Lüneburgischen wohnenden Wenden, gethanen Reise, etwas anführen (*):

Vor drey Jahren würden Sie noch heftig gelacht haben, wenn ich Ihnen berichtet hätte, daß ich auf meiner ins Wendische gethanen Reise große in die Runde gesetzte rauhe Kiesel angetroffen, die ehedem zu den heidnischen Altären mit gebraucht worden. Ich habe noch mehr entdeckt, das Ihre Aufmerksamkeit verdient. Durch eine Zuschrift von unserm vertrauten Freunde an einen in dieser Gegend stehenden Geistlichen, bekam ich Gelegenheit, vieles zu erfahren. Dieser Mann hatte sich seit einigen Jahren mit den alten Wenden bekannt gemacht, und er führte mich in eine Gegend zwischen Cachwin, Gusborn und Langendorf (**), wo ihrer viele noch jetzt im Tode ruhen.

(*) Hannöverische gelehrte Anzeigen, vom Jahre 1751, St. 64.

(**) In der Gegend bey Danneberg. Es heißt aber der zweyte genannte Ort eigentlich Goseborn, d. i. Gänsequelle, oder eine mit Quellen versehene Gegend für die Gänse. Die Gans heißt aber dort im Plattdeutschen Gus.

ruhen. Wir trafen hier eine arabische Wüste im Kleinen an: ein starker West brachte den sogenannten fliegenden Sand in Bewegung, den ich in der Ferne für einen Staubregen hielt. Er verwüstet zwar viele Aecker, mir that er aber damahls einen ungemeinen Dienst, da er viele Gräber der alten Wenden entdeckt hatte. Denn wir fanden, nachdem sich der Wind geleget, einige Fuder Urnenscherben. Ich bedauerte das Schicksal der Todten, denen der Aberglaube ihre Wohnungen zerstöret. Denn, sobald jemand einen sogenannten Heidentopf erblicket, sobald zerschlägt man ihn (*). Man bildet sich ein, der alte Wende würde sich sehen lassen, und die Lebendigen beunruhigen, wenn ein solcher Topf weggetragen würde. Mein Freund erzählte mir, daß sich viele über seine Verwegenheit gewundert, da er drey alten Wenden mit ihren Wohnungen einen Aufenthalt in seiner Studierstube angewiesen (**).

Ich beredete meinen Begleiter, diese Gegend genau durchzusuchen. Wir waren so glücklich, daß wir eine Urne fanden. Diese ruhete auf einem platten Kieselsteine, umher war sie mit Steinen eingefaßt, und oben war die Oeffnung mit einem platten Steine zugedeckt. Mein Freund

(*) Müller, in seinem Versuche einer Abhandlung von den Urnen ꝛc. sagt, S. 144, §. 3: Gelehrte sowohl als Ungelehrte, haben sich vormahls von den Urnen überaus seltsame Vorstellungen gemacht; und wer ist uns gut dafür, daß es nicht noch geschehe? Derjenige, der mir Gelegenheit gab, auf dem Tarendorfer Felde (man sehe die Vorrede zu dieser Abhandlung) nach Urnen zu suchen, hielt die darin befindlichen Gebeine für Hexenknochen. Stief (in epist. de urnis Lign. et Pilgr. p. 5.) berichtet, daß der gemeine Mann in Schlesien geglaubt habe, die Urnen wären Gefäße, aus welchen die Arbeiter auf dem Felde gespeiset, und die sie, nach geendigter Mahlzeit, mit den Knochen in die Erde verscharrt hätten. —

(**) Auch in Mecklenburg und Pommern zerschlagen jetzt die Bauern alle Urnen, die sie finden, aushaken oder auspflügen. Einen eigentlichen Grund von dieser Handlung wissen viele wohl nicht anzugeben. Ich fragte einst einen Bauer in der Gegend von Wismar bey Porseken, wo es viele heidnische Gräber giebt, warum er solches thäte? Dieser sagte in seiner Sprache: Je, dat is sonn snurrig Begewing mit de oylln Pött; dat ment doch nicks gaurrs wesen. — Weiter konnt ich nichts heraus bringen.

Freund berichtete mir, daß oft eine Urne in die andere gesetzet sey, und statt des obern Steines fände man oft einen Deckel von Thon. Wie froh war ich, als ich diesen Schatz gefunden! Ich mußte auf Anrathen meines Freundes meine Begierde einschränken, und den Topf einige Stunden an der Luft stehen lassen, damit er wieder erhärtete. Wir besahen indessen andere Oerter, wo der Wind Urnen entdeckt hatte, die aber ganz beschädigt waren. Ich hatte hiebey Gelegenheit, die Materie und verschiedene Gestalten der Urnen näher kennen zu lernen. Die großen Urnen bestehen aus einem bräunlichen Thone, der etwa ½ Zoll dick ist, worunter sich weiße glänzende Körner befinden, die ich für gestoßenes Marienglas halte, welches in dieser Gegend auf dem sogenannten Alaunberge noch jetzt häufig gefunden wird. Diese Art der Urnen hat fast durchgehends einerley Gestalt, und gehet oben gerade aus. Einige von ihnen sind in der Mitte mit Zierrathen versehen, die aus eingedrückten Strichen bestehen. Wir fanden eine andere Gattung, die von einem feinen und festen grauen Thone war, die auch nicht so dick als die erstere Art ist. Diese hatten oben einen umgebogenen Rand, und einige waren mit zween Henkeln versehen. Wir trafen auch die dritte Gattung an, die kleiner wie die vorigen beyden Arten ist. Vielleicht sind dies die Behältnisse für die Gebeine junger Leute und Kinder gewesen, weil sie nur sehr klein sind. Unter diesen Scherben fanden wir auch runde Platten von Thon, in der Größe eines Zweygroschenstückes, die in der Mitte ein Loch hatten. Diese halte ich für Zierrathen ihrer Kleidung oder Rüstung. Lachen Sie über meine Muthmaßung nicht! Der Indianer schmücket sich mit Federn, die ihm die Vögel seines Landes geben, und wie veränderlich sind überhaupt die Moden! Wer träget jetzt unter uns Schellen an den Kleidern und Schuhen, deren sich doch die Vornehmen vor 300 Jahren etwa bedienet haben. Die alten Wenden schmückten sich mit solchen Dingen, die ihnen die Natur in ihrem Lande verschaffete. Ich werde hierin bestärkt, da man in dieser Gegend noch eine silberne und goldene Münze in den Urnen gefunden. Alles was man darin antrifft, ist Draht und Stücke von Messing, die mit Grünspan überzogen sind. In Schlesien ist man in dem Stücke glücklicher. Der Julius Caesar

und Faustina Aug. die Sie von mir vordem erhalten, sind in schlesischen Urnen gefunden.

Ich fand hier nichts als angebrannte Gebeine, worunter einige noch ganz unbeschädigte Zähne waren. Wir trafen Kohlen an, die seit so vielen Jahrhunderten gar nicht verweset waren. Wir fanden auch kleine zu Kohlen gebrannte länglich runde Stücke, die mein Freund für Eicheln hielt, denen sie auch völlig ähnlich waren. Ich überlasse es den Untersuchern der Alterthümer, ob man sich der Eicheln bey den Opfern, oder bey Verbrennung der Todten bedienet. Dies ist bekannt, daß das Opferfeuer von Eichenholze mußte angeleget werden. Daher kam es auch wohl mit, daß der Eichbaum bey den Wenden und andern mitternächtlichen Völkern in so großem Werthe war. Man findet noch jetzt Spuren dieser ehemahligen Hochachtung in diesen Gegenden. Die große Eiche, oder de schmucke Bohm, in dem Lüchauischen Gehölze, so die Planken heißt, ist bekannt. Bey den Hochzeiten tanzet man in einigen Dörfern um einen besonders dazu gepflanzten Baum, wobey den Tänzern und Zuschauern Bier im Ueberflusse geschenkt wird. Von dem Hohn- und Kreuzbaume habe keine Spuren mehr finden können, obgleich dieser Aberglaube noch vor 50 oder 60 Jahren in völligem Gebrauche gewesen ist.

Es ist unstreitig, daß viele Völker von je her entweder gewisse Gattungen von Bäumen, oder auch im Allgemeinen, einige Bäume, von denen sie Schatten oder Früchte genossen, in großen Ehren hielten. Die Eiche und die Tanne war den alten Deutschen besonders heilig, wovon oben schon geredet worden ist. Die Singalesen, eine Völkerschaft auf der Insel Ceylon, nennen eine gewisse Baumgattung auch heilige Bäume, und umgeben sie ein oder mehrere Mahle, mit Zäunen, oder gar Mauern, um sie wider gemeine Anläufe von Vieh oder dergleichen zu schützen — vielleicht aber auch, um desto ruhiger und ungestörter unter ihren Zweigen weilen zu können. Eine Zeichnung von einem solchen Baume giebt die Figur 4319.

Unter

Unter uns herrschen keine Vorurtheile dieser Art, aber mancher Landbewohner hat darum nicht minder seinen heiligen Baum. Er wurde vielleicht bey seiner Geburt gepflanzt, war der Zeuge des ersten Geständnisses der Liebe, der geliebten Gattinn des Landbewohners u. s. f., und wird nun dessen Lieblingsplätzchen. Er umzieht ihn mit einer Rasenbank, genießt im Arme seiner Gattinn, und unter den Spielen seiner Kinder, hier die seligsten Augenblicke, und feyert manches kleine Familienfest unter dem Schatten des heiligen Baumes.

Aber auch ohne irgend eine merkwürdige unter dem Baume sich zutragende Begebenheit, kann ein solcher durch die Schönheit seiner Belaubung, die Dichtheit seines Schattens, und vermöge des Ortes, auf welchem er steht, eine Auszeichnung der Art verdienen, und zum Lieblingsplätzchen des Eigenthümers werden. Der große schöne Baum ist vielleicht in der ganzen Scene der einzige, der sich durch Größe, Höhe und Alter auszeichnet, und von niedrigern Bäumen und Strauchwerk umgeben, die ihm, wie sich de Lille in seinem vortrefflichen Gedichte: die Gärten, irgend einmahl ausdrückt, gleichsam den Hof machen (*).

Ich habe zuvor von den alten Deutschen, und besonders auch von den alten Wenden geredet. Die Art und Weise, wie sie ihre Leichen dem Feuer übergeben haben, ist eigentlich der Gegenstand dieses Artikels, allein, da man in der Geschichte unsers deutschen Vaterlandes noch keine allgemeine Aufklärung hat, so verdient oben angezeigte Nachricht aus den hannöverischen Anzeigen, so weit als sie zu diesem Zwecke dienlich ist, angeführt zu werden. Der Verfasser sagt also ferner:

Die

(*) Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen ꝛc. No. XV. Die Beschreibung der II. Tafel.

Die alten Wenden hatten im Lüneburgischen einen großen Strich Landes in Besitz. Sie wohneten auf dieser und jener Seite der Stadt Danneberg an der Elbe herunter. Die Gegend zwischen Uelzen, Danneberg und der Göhrde, hat ihren alten Nahmen noch beybehalten, und heißet Trawehn, oder Drawehn, welches so viel als pagus, oder bey den Schweizern Canton bedeuten soll. Dies führet mich auf die Gedanken, daß die ehemahligen Herren von Wenden, denen Otto Strenuus das Haus Meinersen etwa 1316 geschenket, ursprünglich Wenden gewesen. Denn verschiedene von diesem alten Hause hießen *Otravene*; einer dieses Nahmens lebte 1356, und ein anderer 1385.

Man findet in dieser Gegend wenige Ueberbleibsel der alten wendischen Sprache. Was ich bemerket, ist folgendes: Man läßet das H aus, wenn darauf ein Lautbuchstabe folgt, z. E. at, für hat; itt, für Hitt (Hitze); ehr, für Herr; ochtiet, für Hochtiet (Hochzeit); und, für Hund. Man braucht das Wort sich sehr häufig, z. E. at sik spöhkt, für: es hat gespukt; is sik ehn gahn, für: er ist hingegangen (*). Einige heutige Wenden, vornehmlich in dem Amte Lüchau, reden sehr unvernehmlich, denn sie ziehen die Wörter, sie lassen die mehreste Zeit die Artikel der, die, das, aus; das E am Ende wird fast niemahls, wie im Englischen, ausgesprochen; z. E. Klock, für Glocke ꝛc. Sie haben auch ganz neue Wör-

(*) Man trifft überhaupt in den Ländern, wo die deutsche platte Sprache fast allgemein geredet wird, beynahe in einem jeden kleinen Districte eine verschiedene Aussprache, verschiedene Idiotismen und Figuren an. Unter Sprache soll weiter davon gehandelt werden; allein, hier will ich nur anführen, daß die Abkömmlinge der Wenden im Lüneburgischen noch eine ohnweit feinere und gesittetere Sprache und Figuren in derselben haben, als die Mecklenburgischen an der Warnow und in der Nähe der Ostsee. Die Nächte werden nach dem Hahnenschrey eingetheilt, woher das erste, was des Morgens genossen wird, auch das Hahnenbrod heißt. Je weiter man nach der Prignitz oder dem Lüneburgischen hinkommt, verliert sich in der Sprache desto mehr die Härte des R, und wird in der Aussprache in ü verwandelt; z. E. mit Glocken läuten, heißt an der Ostsee lürrn, in der Prignitz und Lüneburgischen aber lüden oder lüyen, u. s. w. F.

Wörter, die den übrigen Niedersachsen unbekannt sind. Wissen Sie was ein Ruffel, Pagaleitz und Kohrenz heißet? Ich will es übersetzen: mit Spade, Semmel und Vorstadt. Sie sollten lange rathen, was Schuck heißet; es heißet Furcht oder Scheu. (An der Ostsee: Schuug.) Jetzt findet man gar keinen mehr in dieser Gegend, der das Wendische reden kann. Mein Freund berichtete mir, daß vor einigen Jahren noch in den sogenannten Holzdörfern etliche Alte gelebet, die noch etwas von dieser Sprache gewußt, die es aber erst auf vieles Bitten angezeigt. Denn die jetzigen Einwohner haben einen großen Abscheu vor den Wenden. Im Dannenbergischen sagt man: die Wenden hätten im Lüchauschen gewohnt, und diese geben jene Gegend an. Ihr Abscheu wird dadurch vermehrt, weil sie sich des Sprichwortes bedienen: Der Wende ist keinen Deutschen getreu. Keiner von den Einwohnern dieser Aemter will ein Wende seyn, und sie sind es doch. So viel ist indessen gewiß: soll eine schlechte, verstümmelte Sprache bey diesem Zwiste den Ausschlag geben, so verdienen die Einwohner im Amte Lüchau noch den Nahmen der Wenden.

Beyde haben von ihren Vätern Muth und Herhaftigkeit geerbet. Sie sind zu starker Arbeit aufgelegt, und bey ihren Unternehmungen verfallen sie oft auf eine Verwegenheit. Bey einer Lebensgefahr, darin sie sich vorsätzlich begeben, sind sie die mehreste Zeit ganz gleichgültig. Sie könnten mit gutem Nutzen zur Schifffahrt und Kriegsdiensten gebraucht werden. Jener sind viele wegen der nahe liegenden Elbe ergeben; allein der Trommel folgen sie nicht gern, ob ihnen sonst ihr Schall so angenehm ist, daß sie bey den mehresten Hochzeiten gerührt wird. — — —

Auf dem Drawehn liegt ein gewisses, nach Danneberg eingepfarrtes Dorf, dessen Einwohner noch jetzt von den Nachbaren wegen folgenden Aberglaubens die Hahnenjäger heißen. Sie jugen am Johannistage einen Haushahn ins Feld, Alte und Junge verfolgten ihn so lange, bis der arme Hahn nicht mehr laufen konnte; man griff ihn und kochte davon eine Suppe, wovon alle im Dorfe etwas bekamen. Ich halte dies ebenfalls für einen Ueberrest des Heidenthums. Den Hausgötzen wurden Hähne geopfert. Dahin rechne ich auch den Ge-

brauch, daß eine von der Trauung zurückkommende Braut, beym Eintritte in ihr Haus, Brod in die Kuhställe wirft. Man siehet auch in dieser Gegend viele Häuser, woran auswendig bey der großen Thüre, ein auch wohl zwey Pflugräder aufgehänget sind, die gar nicht zu gebrauchen sind, weil sie keine Naben haben; man sichet auch nicht, daß sie herunter genommen werden. Mein Freund hielt diesen Gebrauch für ein Ueberbleibsel der dem Radegast erwiesenen Verehrung; er erzählte, daß er dieses häufig in Mecklenburg beobachtet, und er glaubte, man zielte damit auf seinen Nahmen.

Von dem heutigen Aberglauben mache ich einen Schluß auf die vorigen Zeiten, daß diese Gegenden später, als andere deutsche Länder, müssen bekehret worden seyn. Sie wissen, daß sich Carolus M. schon die Bekehrung der Wenden angelegen seyn lassen. Diese gute Bemühung muß aber wenig ausgerichtet haben, weil die Wenden in Mecklenburg noch 1066 eine große Verfolgung angerichtet, worin der Bischof Johannes gefangen, und sein Haupt dem Radegast geopfert worden, nach dem Berichte Adami Brem. L. IV. Cap. 12.

Unter vielen Stämmen der Indianer ist es wahrscheinlich von je her Sitte gewesen, die Todten zu verbrennen; — aber nicht allein die Todten, sondern auch Lebendige verbrannten sich theils zur Ehre des Verstorbenen, theils aber auch aus Liebe für ihn, und solches geschah hauptsächlich von den hinterbliebenen Weibern, welche sich aber nicht, so wie es bey den alten deutschen Völkern mit denen geschah, welche auch mit nach Valhalla wollten, vorher tödten ließen, sondern lebendig sich der Flamme übergaben. Man hat hierüber ältere und neuere Berichte von verschiedenen Nationen. Indessen kann hier der Bericht eines gewissen von Mandelslo als Geschichtserzählung genommen werden (*). Er hat zu Cambaja es mit angesehen, wie ein vornehmes schönes Weib, noch nicht

(*) Historische Anmerkungen über die nützlichsten Sachen der Welt, Xte Woche, 9ten Martii 1706.

nicht 20 Jahre alt, um ihres Mannes willen, der einige hundert Meilen entfernt im Kriege umgekommen war, sich lebendig verbrannt hat. Sie hatte schon geraume Zeit vorher beym Gouverneur der Stadt um die Erlaubniß angehalten, denn es ward dieser Gebrauch von der Statthalterschaft, welche muhammedanischen Glaubens war, nicht gebilliget, und es wurde nur, als ein alter Landesgebrauch, noch in einigen Fällen gestattet. Um aber zur Ausübung dieses Vorsatzes beherzt zu werden, so behauptet oben angeführter von Mandelslo, daß sie Opium oder ein anderes Gift zuvor zu sich nehmen, daher sie, wenn sie auch nicht von der Flamme getödtet würden, doch sterben müßten.

Die Leichenprocession, wenn man anders auch diese Art Aufzüge so nennen darf, geschah mit Musik, wobey zweyerley Pauken und Schalmeyen erschollen, und Tänzer gegenwärtig waren. Die junge Wittwe folgte hierauf in köstlichen Kleidern mit Ringen, Armbändern und sonstigem Schmucke von Werth. Als sie zum Holzstoße kam, nahm sie Abschied von allen ihren Freunden, theilte ihre besten Kleinodien und Geschmeide unter sie aus, und warf auch dem von Mandelslo sowohl, als noch zweyen Engländern, welche sich zu Pferde bey ihm befanden, einige Brasseletten zu, welche von ihnen zum Andenken aufgehoben wurden. Hierauf erstieg sie den hoch aufgesetzten Holzhaufen, und setzte sich oben darauf. Dieser war mit Morellenholz, Zimmet und Sandeln durchgeleget und mit wohlriechendem Oele begossen. Sie gab selbst den Befehl zum Anzünden des Holzes, und in diesem Augenblicke, da solches geschah, goß sie aus einem Kruge sich über den Kopf und ganzen Leib ein köstliches, sehr wohlriechendes Oel, welches wie ein Blitz sich entzündete, und wodurch sie augenblicklich von der Quaal der Flamme befreyet, und getödtet wurde.

Damit nun alles von der Flamme desto geschwinder verzehret würde, schütteten auch die Freunde ganze Krüge voll Oel zu der Glut. Die Asche schüttete man hernach ins Wasser; indessen wurden, nach einigen Berichten, doch auch einige Knochen als Reliquien aufbehalten. Diese Scene siehet man in der Figur 4321.

Nach einigen andern Berichten von französischen Schriftstellern, sollen diese Gebräuche nicht alle gleich seyn. Zu Guzarata, bis nach Agra und Dehly hin, werde eine kleine Hütte, ohngefähr 12 Fuß ins Gevierte gebauet, wozu man allerley kleines Holz sammelt, und einige Töpfe mit Oel und andern Materialien herbey schaffet. Das Weib wird in der Hütte von dem Brahmanen fest gebunden, und zwar mit einem Stricke um den Leib, damit sie nicht, wenn sie die Hitze fühlet, wieder davon laufe. Zum Hauptküssen hat sie ein Stück Holz, und der Körper ihres todten Mannes, im Falle er vorhanden ist, wird ihr auf den Knieen gelegt, während daß sie stets den Betel käuet. Der Brahmane verweilet noch etwas bey ihr, allein, sobald er zur Hütte hinaustritt, wird der Wink gegeben, die Hütte in Flammen zu setzen (*).

In Bengalen soll das Verbrennen der nachgebliebenen Weiber auf gleiche Weise geschehen, nur mit dem Unterschiede, daß die Freunde und Verwandten dem Weibe einen Brief, oder auch ein Stück Leinen, Blu-

(*) Ob das Verbrennen des lebendigen Weibes in der Hütte allemahl wirklich vor sich gehe, ist eine Frage. Ich besinne mich irgendwo gelesen zu haben, daß ein junges reiches Weib den Braminen einst bestochen, und er sie auf die Weise gerettet habe, daß er von der Hütte ab einen Gang in die Erde hinein gemacht, in welchem sie wider Flamme und Dampf sicher gewesen, und woraus sie in der Mitternacht von dem mitleidigen Priester wieder hervor geholet worden, welcher nun auch zu ihrer Flucht behülflich gewesen, da sie sich nach diesem Spaße unterm Volke nicht wieder hat sehen lassen dürfen.

Blumen, auch wohl silbernes und kupfernes Geld mit geben, damit sie solches diesem oder jenem Bekannten in der andern Welt überreichen solle. Man erzählt aber auch dabey, daß die Braminen nicht allein das zerschmolzene Geld, sondern auch die Armbänder und Ohrringe sehr wohl aus der Asche als ein ihnen zukommendes Accidenz, heraus zu suchen wissen.

Auf der Küste von Koromandel, soll ein großer Graben gemacht werden, 9 bis 10 Fuß tief, und 25 bis 30 Fuß ins Gevierte, in den man das Brennholz hineinwirft. Ist solches wohl angezündet, wird der Körper des Mannes an den Rand gelegt, das Weib mit ihren Freunden und Bekannten geht unter Trommel- und Pfeifenschall drey Mahl um das Feuer, und jedes Mahl küsset sie die Ihrigen. Zuletzt werfen die Braminen den Todten, wie auch das Weib rückwärts ins Feuer. An einigen Orten wird das Weib nicht verbrannt, sondern lebendig mit dem Manne begraben; und zwar im Sande, da denn die Anwesenden so lange auf dem Grabe springen und tanzen, bis sie vermuthen, daß das Weib erstücket sey.

Man giebt verschiedene politische Gründe an, woher die Gewohnheit, daß die Weiber beym Absterben ihrer Männer sich lebendig mit verbrennen müssen, entstanden sey. Man will schon von Alters her gespüret haben, daß heimtückische und gewissenlose Weiber ihren Männern nicht allein schlecht begegnet, sondern ihnen auch häufig Gift beygebracht haben, um ihrer sich zu entledigen. Um diesem Unheile vorzubeugen, sie von solcher That abzuschrecken, und damit sie die größeste Sorgfalt anwenden, durch Pflege und gute Begegnung das Leben der Männer zu erhalten, habe man solche Gewohnheit eingeführt. Die Weiber werden zwar nicht mit äußerster Gewalt zu diesem Schritte gebracht, allein, sie sind im Unterlassungsfalle doch unglücklich, man schneidet ihnen die Haare ab, berau-

bet sie aller ihrer Kostbarkeiten, und hält sie für unehrlich, wie es mit den dortigen Huren und Sclavinnen geschieht. Solcher steten Schmach zu entgehen, und um ihr Leben in diesem unglücklichen Zustande nicht verseufzen zu dürfen, wählen sie lieber das Feuer. Ihre Priester predigen ihnen solches so fest ein, daß sie ihren Mann in der größesten Herrlichkeit der nächsten Welt antreffen werden. Denn, nachdem ihre Seele verschiedene Körper werde durchgewandert, und vier bis fünf Mahl also sich gereiniget haben, sey die höchste Vollkommenheit ihr Theil. Dem ohngeachtet aber giebts auch dort leichtsinnige Weiber. — Das Brahmanengeschwätz betäubt sie nicht; sobald sie an der feurigen Grube die Hitze fühlen, laufen sie davon, retten sich unter die Volksmenge, und werden, wenn sie noch Geschicklichkeit und Gaben dazu besitzen, Tänzerinnen, oder öffentliche Freudengeberinnen.

Noch jetzt verbrennt ein Theil der Indianer ihre Todten, wie die Urvorfahren, und dieses wäre ohnstreitig eine schickliche und den mediciniſchen Grundsätzen angemessene Art, wie Gruner dafür hält (*), weil dadurch die Verwesung gehindert, und die langsame Impestirung der Luft verhütet wird, und wobey dennoch die Lebenden ihre Achtung gegen die theuren Ueberreste der Ihrigen bezeugen können; allein sie ist kostbar, und an manchen Orten wegen Holzmangel fast unmöglich. Die eigentliche Beerdigung, die selbst Sitte des alten Roms war, und sich noch jetzt bey den meisten Völkern findet, ist die wohlfeilste, weil es nicht leicht an Erde zur Einscharrung, und an gedungenen oder gutherzigen Händen fehlet, die dies traurige Geschäfte übernehmen. Unzer hingegen scheint Gruners Meinung nicht zugethan zu seyn, ob er gleich

(*) Almanach für Aerzte und Nichtärzte, 1787, S. 243, fgg.

gleich nicht läugnen kann (*), daß die Alten Phöbum den Bändiger der Gifte nenneten, und dem zufolge sich auch des Feuers bedienten, um die Gifte des Dunstkreises zu vertreiben. Als zu den Zeiten des Hippokrates die Pest aus Aethiopien nach Griechenland kam, so vertrieb sie dieser weise Greis damit, daß er überall in der Stadt große Feuer anzünden ließ, um die Luft dadurch zu reinigen; und eben diese Ursache war es, warum man dort die Leichen, und selbst die Kleider der verpesteten Personen verbrannte. Im 124sten Stücke befindet sich aber eine Art von Widerlegung des obigen Satzes, die aber doch vielleicht mehreren Prüfungen unterworfen seyn dürfte, indem zu glauben ist, daß Virgil, der zum Gewährsmann angenommen worden, in den angeführten Stellen, nicht als Arzt oder Physiker, sondern bloß als Dichter redet. Sie lautet folgendermaßen.

Ob Sie gleich in Ihrem 33sten Stücke, S. 455, das Feuer als ein Mittel preisen, die Luft von pestilenzialischen Dünsten zu reinigen, so kann ich doch nicht mit Ihnen glauben, daß man um deswillen vor Alters die Leichen und ihre Kleider verbrannt habe, oder wenigstens, daß diese Vorsicht ohne besondern Nutzen gewesen sey. Es erhellet dieses aus der Stelle des Virgils, worin er vom Fleische des von der Pest umgefallenen Viehes sagt:

— — Nec viscera quisquam
Aut undis abolere potest, aut vincere flamma.

Georg. 559. 560.

Nach der besten Auslegung dieser Stelle, welche Herr Bourgeois in den Memoires de Trêvoux, May 1756. mittheilte, heißt dieses gerade das, was ich beweisen will, nähmlich: das Wasser habe das Fleisch der Thiere nicht verzehren, und das Feuer dasselbe nicht verbrennen können. Eben dasselbe sagt Virgil schon zuvor, (Georg. 490.) daß nähmlich das Feuer der Altäre die Eingeweide

(*) Der Arzt, 33 St.

der Opfer nicht habe verzehren können, die man während der Pest geschlachtet. (Inde neque impositis ardent altaria flammis.)

Der Dichter beschreibt uns die Anstalten, welche man wegen der Pest machte. Man warf die todten Thiere ins Wasser. Allein, sie blieben darin unversehrt, und dieses flüssige Wesen konnte sie weder zerstören, noch ihre Fäulniß hinweg nehmen, wodurch also täglich die Luft mehr angesteckt wurde. Weil nun das Wasser die verlangte Wirkung nicht that, so versuchte man das Feuer, aber auch dieses vergeblich. Die Körper wollten nicht brennen und löschten die Flammen aus. Bey solchen Umständen blieb nur ein einziges Hülfsmittel übrig. Man entschloß sich, sagt der Dichter, die Leichname der Thiere, welche durch die Seuche umgekommen waren, in tiefe Gräber zu verscharren: donec foveis abscondere discant. Sobald dies geschah, reinigte sich die Luft, und die Seuche ließ nach.

Hieraus erhellet genugsam, daß unsere Art der Leichenbestattung der Gesundheit am zuträglichsten sey, nähmlich die Körper zu begraben; und daß der Rath mißlicher wäre, die Leichname in gefährlichen Zeiten zu verbrennen, wie solches einige gewünscht haben. Man würde befürchten müssen, daß das Feuer die Leichen entweder nicht hinlänglich verzehrte, oder doch zu viel faulende Dünste davon unverändert in die Luft jagte. In der Erde hingegen ist die Fäulniß noch nützlich, indem sie das Land düngt, und darin gehören die Todten zu Hause. Daher ziehe ich, auch sogar in medicinischer Absicht, das Begraben allen andern gekünstelten Arten der Leichenbestattungen, allen prächtigen Feuerwerken der Römer, und allen köstlichen Einbalsamirungen der Aegypter vor. — —

Im 143sten Stücke wird diese Materie fortgesetzt, und man sucht zu beweisen, daß überhaupt das Feuer auf keine Weise geschickt sey, die Macht eines Giftes in der Luft zu tödten, sondern, daß es nur noch mehr aufgelöset, und dadurch überall getrieben werde. Das Beyspiel wird vom Blatterngifte genommen, wie folget:

Ich

Ich vermuthe, daß viele von den Alten, welche das Verbrennen der Todten geordnet haben, in der Meinung gewesen sind, daß dadurch das Anstecken vermieden, und wenn etwas dergleichen Schädliches in den Körpern wäre, durch das Feuer entweder vernichtet, oder doch zerstreuet werden möchte. Allein, ich befürchte, daß sie hierin sehr geirret haben; denn es hat gerade das Gegentheil von dem, was sie wünschten, geschehen können, daß nähmlich das feinere ansteckende Gift durch das Feuer nicht verzehrt, sondern vielmehr aufgelöset, und dadurch geschickt gemacht worden ist, sich desto freyer in der Luft auszubreiten. Ich erinnere mich vor etlichen Jahren etwas Aehnliches gelesen zu haben, welches einer gewissen Stadt in England begegnet seyn sollte. Vor dieser Stadt war ein Bettler an den Blattern gestorben, und dessen Kleider, welche voll von Blatterneiter waren, wurden vor der Stadt verbrannt, damit die Vorübergehenden von ihnen nicht angesteckt werden möchten. Da aber dieses gleich zu der Zeit geschah, da der Wind von dieser Seite her heftig nach der Stadt zu wehete, so kamen die Blattern plötzlich in die ganze Stadt. Sie waren zwar nicht bösartig, sondern weit besser, als sie ordentlich zu seyn pflegen; allein, doch so häufig, daß sie sich beynahe auf alle diejenigen erstreckten, welche sie noch nicht gehabt hatten. Man glaubte durchgehends, daß durch das Verbrennen der Kleider das Gift ausgebreitet worden wäre. Wenn dieses gegründet ist, so kann man die Klugheit derer nicht loben, welche die Todten überhaupt, und insbesondere die an der Pest verstorbenen, verbrannt haben. Homer erzählt, daß die Griechen, welche Troja belagerten, dieses gethan haben; und die Geschichte hat hiervon mehr Beyspiele. Allein, auch das, was noch bey uns gewöhnlich ist, nähmlich die Kleider der Verpesteten zu verbrennen, ist nicht ohne Gefahr. Auf diese Art wird durch allzugroße Sorgfalt bey einem großen Uebel, die Gefahr oft vermehrt, welcher wir entgehen wollen, und was wir für ein Mittel wider Krankheiten halten, verbreitet oft Krankheiten noch weiter. — —

Hußty ist wiederum den Unzerschen Meinungen nicht zugethan, sondern scheinet dem Begraben der Todten in die Erde nur in der Rücksicht den Vorzug

vor dem Verbrennen zu geben, weil letzteres des Holzmangels wegen zu kostbar seyn würde, wenn er sagt: „Die Wiedereinführung des Verbrennens der „Leichname dürfte im physischen Betrachte unter allen „Absonderungsarten der Todten von den Lebendigen, „gewiß den wenigsten Einwürfen unterworfen seyn; „da dadurch aller Verdacht der dadurch verunreinigten „Luft, von den vermittelst der Verwesung entstande„nen faulen Ausdünstungen, verschwinden müßte. „Die Einwendungen von Seiten der Moralität, nach „welcher dies Verfahren für grausam gehalten werden „könnte, sind nichts weniger als gegründet, und durch „die Gewohnheit würde dies ungegründete Gefühl für „die vermeinte Beleidigung des Verstorbenen sich nach „und nach verlieren, ohne daß damit die sanften Ge„fühle, wovon unsere Maulchristen so viel Wesens „machen, und es doch so selten practisch beweisen, ver„loren gingen. Ich würde hier ganz als Sachwalter des „Verbrennens der Leichen auftreten, wenn mich nicht die „in unsern Tagen so nöthige Holzersparniß davon ab„schreckte. Besonders dort, wo der Nutzen des Verbren„nens am sichtbarsten seyn würde, in Hauptstädten, ist „die Holzverschwendung sowohl zum Luxus als zum Be„dürfniß am größesten, und ich zweifle, ob je eine Ein„schränkung wider diese Verschwendung mit der culti„virtesten Einrichtung des Forstwesens verbunden, bey „der gegenwärtigen großen Bevölkerung und einem be„trächtlichen Theile zum Bedürfniß gewordenen Luxus, „uns Hoffnung zum Holzüberflusse geben dürfte; ohnge„achtet Mercier im Traume die Todten des 2440sten „Jahres, drey Meilen von der Stadt, in Oefen, die alle„zeit zu dieser Absicht brennen, verzehren siehet. — Es „bleibt uns demnach kein Weg übrig, unsere Todten „von uns abzusondern, als das Begräbniß, oder die „Beysetzung jener in den Todtenkammern.“

Von

Von den Leichenbegängnissen in Tybet (*), wird (in den neuen nordischen Beyträgen zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung ꝛc. 1 Band, S. 217,) gesagt, daß die Leichname beyderley Geschlechts, nach Vorschrift der geistlichen Bücher, deren Regeln sich hierin nach der Geburts- und Todeszeit des Verstorbenen richten, theils verbrannt, theils ins Wasser geworfen, theils mit Erde überschüttet, theils auf Bergen mit einem Steinhaufen bedeckt, theils bloß auf dem Felde hingelegt werden. Diese verschiedene Bestattungsart wird deswegen genau nach Vorschriften bestimmt, weil sie nach dortigem Aberglauben auf das Heil der abgeschiedenen Seelen eine wesentliche Beziehung haben soll. Doch wird überhaupt das Verbrennen für die vornehmste Bestattungsart gehalten, und bey fürstlichen Leichen, und der höhern Geistlichkeit, gemeiniglich verfügt. — Nächst diesem gilt das Aussetzen der Leiche zur Speise der Vögel und wilden Thiere, für die seligste Bestattungsart. Herr Dr. Borhek, in seiner Erdbeschreibung von Asien, (Th. 3, S. 641,) sagt hiervon kürzlich: „Die Leichenbegängnisse dieses Volkes haben

„was

(*) Tybet, Tibet oder Thiber, der Staat des Dalai Lama, ist gleichsam die asiatische Schweitz, nur um viel Mahl größer, als die europäische. Es stößt nirgends ans Meer, sondern überall an festes Land; nähmlich in Nordwesten an die Sandwüste Kobi, oder an die beyden Bucharey en; in Nordosten an die Choschotey; in Osten und Südosten an Sina; in Süden an Awa, Aschan, Bengalen und Hindostan; und in Westen an die Seiken-Republik. Es ist volker Berge, darunter auch Schneeberge sind, besonders in Süden; liegt überhaupt sehr hoch, und ist, wie die Schweitz, mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau, von der Natur eingerichtet. Es hat frische Luft, mit kalten und langen Wintern. Dies Königreich liegt zwischen dem 30sten und 40sten Grade Nord. Breite, und wird in zwey Theile getheilt, wovon der an Bengalen gränzende Buran heißt, der andere aber, der sich nordwärts bis an die Gränzen der Tartarey erstreckt, Tybet genannt wird.

„was besonderes. Sie begraben die Todten nicht in „die Erde, wie die Europäer, und verbrennen sie nicht, „wie die Hinduer, sondern tragen sie auf einem kalten „Gipfel eines benachbarten Berges, um von wilden „Thieren gefressen, oder Raubvögeln zur Beute zu „werden, oder auch durch Zeit und Abwechselung des „Wetters zu zerfallen. Die zerrissenen Leichen und „abgebleichten Knochen liegen da herum zerstreut, und „mitten unter solchen schaudrigen Gegenständen baut „sich ein alter Mann, oder ein altes Weib, die außer „dem Aberglauben alle Gefühle verloren haben, eine „Hütte, um daselbst den Leichen den Dienst zu leisten, „daß sie sie in Empfang nehmen, jeder einen Platz an„weisen, und ihre Ueberreste sammeln, wenn sie zu„weilen zerstreut werden sollten."

Ob nun diese besondere ekelhafte Lage der Wohnung bloß aus Aberglauben oder Frömmeley — oder vielmehr aus Habsucht gewählt werde, will ich unentschieden lassen. Da aber die Berichte in den neuen nordischen Beyträgen, am angeführten Orte, sagen, daß Reiche daselbst den Leichen goldene und silberne Geschmeide und Geschirre mitgeben, auch Lebensmittel neben ihnen hinsetzen; so ist nicht zu zweifeln, daß diese Einsiedler sich dabey nicht allein sehr wohl stehen, sondern auch den Ihrigen nach dortiger Art beträchtliche Erbschaften werden nachlassen können.

Es sind in Tybet zwölf hohe Schulen, und außerdem noch Klosterschulen und Gymnasien, wo man die höheren Wissenschaften, als Logik, die ganze Philosophie, die Astronomie, die Arzeneykunst, die Magie, besonders aber die Theologie, treibt; und hier studieren auch die Kalmücken, um Wissenschaften einzusammeln (*). Ich vermuthe, daß sie auch ebenfalls Sitten und Gebräuche hierselbst lernen, und solche in ihren Di-

(*) Borheck, am ang. O. S. 643.

District wieder mit zurücknehmen werden, so wie es die Sineser, Choschotei, Raschmirer aus Vorderindien, Tartaren aus der kleinen Bucharey ꝛc. welche auch dort studieren, nicht unterlassen; weßhalb sich auch verschiedene dort herum wohnende Völkerschaften zu dem in Tybet gelehrten Aberglauben bekennen, und im Befolge dieser Ceremonialgesetze und Ritualien nach Zeit und Umständen wohl nur abwechseln.

Bey den Kalmücken ist eine der heiligsten und feyerlichsten Leichenbestattungen das Verbrennen der Leichen, und die neuen nordischen Beyträge ꝛc. (*) geben von der Leichenbestattung eines Lama eine lesenswürdige Beschreibung.

Im Jahr 1772 starb bey der Derbetschen Horde Wolgischer Kalmücken, in der Steppe ohnweit Sarepta, in seinem Hoflager, der oberste Lama dieser Derbetten, Nahmens Abagai, im 94sten Jahre seines Alters, nach einer langwierigen Kränklichkeit, wegen deren er sich des Raths des Sareptischen Arztes bediente. Gleich nach seinem Scheiden versammelten sich alle anwesende Labaner oder Gellongs (geweihte Priester), und rathschlagten, wie mit dem Verstorbenen, nach Vorschrift der Religionsbücher, zu verfahren sey.

Sogleich wurde dieser ihnen merkwürdige Todesfall dem Fürsten der Horde, Zebek Ubuschi, und dessen Vormündern, bekannt gemacht, und derselbe von den versammelten Geistlichen ersucht, sogleich dem nächsten Geistlichen im Range zu beordern, sich nach dem Lager des Abagat-Lama zu begeben, und die Schrift an ihm zu erfüllen. Dieses traf den Samton- oder Dajantschi-Lama, welcher letzteren Ehrennahmen (Einsiedler) deswegen führt, weil er zuvor in der Songarey in einem Kloster oder Einsiedeley (Kied) gewohnt hatte, und dort bis zu diesem Range gelangt war. Und dieser traf gleich am Tage nach dem Sterbefalle, früh Morgens, als bestimmter Nachfolger des verstorbenen Ober-Lama, mit einem

(*) 3ter Band, S. 376, fgg.

einem großen Gefolge vornehmer Geistlichen, bey Sarepta ein.

Weil bey einer solchen Gelegenheit, für einen jeden Geistlichen, aus der reichen Nachlassenschaft des verstorbenen Lama eine Beute davon zu tragen ist, so ist der Zulauf derselben so stark, daß auch dieses Mahl in einem halben Tage, über siebzig Gellongs oder geweihete Priester, ohne den Schwarm von Götzul und Mandschi, beysammen waren. Für die vornehmsten Geistlichen wurden in genugsamer Anzahl theils gesattelte, theils ungesattelte Pferde herbey gebracht, welche nach dem Range an sie vertheilt wurden. An Schafen und anderm Schlachtvieh, zum Verspeisen, war auch kein Mangel.

Nunmehr berief der administrirende Dajantschi-Lama die Geistlichkeit zusammen, um die Leichen-Ceremonien zu reguliren. Zu dem Ende wurden die dahin einschlagenden Schriften herbey gebracht, und alle beym Hintritt des Lama vorwaltende Umstände, mit der Zeit nach den Vorschriften der Bücher, verglichen. Der Schluß fiel dahin aus, daß der Verstorbene verbrannt werden müsse.

Die Brandstätte wurde von dem neuen Lama auf dem sogenannten Moo-Chammur, einer sandigen Höhe oder Spitze des hohen Landes bey Sarepta, bestimmt, von welcher die Hütte des Verstorbenen nur einige hundert Schritte entfernt lag, bey der unterdessen starke Wache gehalten, und niemand in die Nähe derselben gelassen wurde. Der Grund zum Calcinir-Ofen wurde vom Lama selbst abgemessen und abgesteckt, nach einem genauen Maße, und darauf wurde die Stelle durch Gellongs und Götzuls sehr vorsichtig und feyerlich ausgegraben. Bey aller dieser Arbeit durfte niemand, als Geistliche, die Hände anlegen.

Während des Ausgrabens begab sich der Lama nebst den ihn begleitenden vornehmsten Geistlichen, wieder in die Wohnung des Verstorbenen, wo sie in einem Kreise hinsaßen und aus Büchern sehr inbrünstig beteten. Unter dem Gebete wurde der Todte von seinen vorigen gewöhnlichen Kleidern entkleidet, sein lamaischer gelber Ornat (Jamón Chubzusun) ihm angelegt, und er mit einer gelben, lackirten fünfspitzigen Krone (Ohli-Malachai, oder Bergmütze genannt, welche auf der 4321*sten Figur, die die ganze Ceremonie dieses Leichenbrandes vorstellet,

zu

zu sehen ist, indem sie nun der administrirende Lama auf dem Haupte hat,) gekrönt. Sein Polster, Sitz, oder Thron, auf welchem er mit gefalteten Händen, untergeschlagenen Beinen, und andächtiger freundlicher Miene eingeschlummert war, wurde erhöhet, und sein ohnehin überaus weiter gelber Ornat, wurde umher ausgebreitet, und so ließ man ihn stehen. Der Eingang der Wohnung wurde mit einem besondern Vorhange verdeckt, und zu jeder Seite der Thüre einige Wächter hingestellt, welche verhindern mußten, daß beym Aus- und Eingehen der Geistlichen, nicht das gemeine Volk durch die Oeffnung hineinblicken möchte.

Unterdessen wurde abwechselnd mit dem Beten fortgefahren, und zuweilen, nach einem gewissen Zeichen, den außen versammelten Leuten erlaubt, einzeln mit entblößtem Haupte hinein zu gehen, um dem Todten, durch Niederfallen und Berührung seines gelben Gewandes mit der Stirn, die letzte Verehrung zu erzeigen. Weil jedoch die Menge des versammelten Volkes zu groß war, so ging endlich der neue Lama hinaus, und segnete alle die er reichen konnte, mit Auflegung des Rosenkranzes (Erken) aufs Haupt, und weil das Gedränge endlich zu ihm zu groß ward, ertheilte er zuletzt durch Schwenkung des Rosenkranzes über die ganze Menge einen allgemeinen Segen, und ging wieder hinein, um mit tiefen Seufzen und Stöhnen zu beten. Diejenigen vom Volke, welche den Segen nicht erhalten hatten, verrichteten indessen ihre Andacht mit Kreisgehen um die Hütte des verstorbenen und gleichsam vergötterten Lama, und Abzählen ihres Rosenkranzes, unter beständigem Seufzen und Hersagung der Gebetssylben: Om ma ni pat me chung, mit unterlaufendem Niederfallen aufs Antlitz vor der Thüre der Hütte.

Nach einer Weile wurden aus der Sterbewohnung ein Par aus Mehlteig gebildete, wunderliche Figuren (Ghai) auf hölzernen Tellern heraus, und nach der Brandstelle getragen. Sie standen auf zwey Beinen aufrecht, hatten zwey Arme, sahen aber übrigens mehr Teufeln als Menschen ähnlich.

Während der fortgesetzten Gebete in der Hütte des Todten, saß die übrige Geistlichkeit, in verschiedenen Abtheilungen, hie und dort in Kreisen versammelt, voll Bestür-

stürzung, und gleichsam in ernsthafter Betrachtung dessen, was sich zugetragen, und der vorhabenden Handlung. — Eine vom neuen Lama bestellte Deputation machte indessen das Testament über die Nachlassenschaft des Verstorbenen, an Vieh und andern Gütern; welches alles nach dem Range an die Geistlichen vertheilt, und über die Austheilung ein Protocoll ausgefertigt wurde. Auf Befehl des Fürsten wurde noch überdem aus der Horde am barem Gelde 600 Rubel zur Bestattung des Todten und Vertheilung unter die Geistlichkeit, aufgebracht.

Die vier Seiten der ausgegrabenen Grundlage zu dem Ofen, in welchem der Körper verbrannt werden sollte, waren nach den vier Hauptwinden gerichtet, jede Seite anderthalb Arschinen breit, und auch ziemlich eine Arschine tief. Auf der Nord- Süd- und Ostseite wurden in der Mitte lange Zug- und Heitzlöcher nach der Tiefe zu gegraben. Diese wurden nach der Ofenseite hohl mit Erde bedeckt, damit das Holz unter dem Verdecke zu liegen komme, und nicht bis in den Ofen ragen, folglich sich keine Holzasche mit der Asche des Todten vermischen möchte. Darnach ward der Grund mit Ziegelsteinen, die von lauter Gellongs einige Werste zu Pferde herzu gebracht wurden, ausgemauert, und anstatt Kalk wurde Lehm zugerichtet. Nachdem der Ofen bis zu seiner Bewölbung eines Schuhes hoch über der Erde aufgemauert worden, so wurde ein expreß dazu verfertigter großer eiserner Dreyfuß, in der Mitte kreuzweise überflochten, in den Ofen hineingesetzt, auf den sich zur Probe gleich ein Gellong mit untergeschlagenen Beinen in den Ofen hinein setzte. Endlich wurde um den Ofen herum eine Hütte von Stangen erbaut, und dieselbe rings umher mit alten Filzen bis oben hinauf verhängt. Diese Hütte war ohngefähr drey Mann hoch, und oben war wegen des Feuers eine große Oeffnung.

Nun ging die ganze anwesende Geistlichkeit nach Beschauung des Ofens, in Procession, und unter Anführung des neuen Lama, zur Wohnung des Todten; da sie bey derselben ankamen, kleideten sich die administrirenden 15 Geistlichen in ihren Amtshabit ein. Derselbe besteht erstlich aus dem Bitschan Majak, oder Unterhemde, und ist den Geistlichen anstatt der Beinkleider zu tragen, geboten. Es ist auf Schürzart ringsherum um den Leib zu,

und

und oben mit einem breiten Gurt in Falten eingefaßt; er wird um den bloßen Leib angelegt. Dieses untere Majak kann von weißer Farbe seyn. Ueber dieses wird Schubi Chubzusun, welches ein rothes kurzes Hemd, vorn auf der Brust offen, ohne Aermel ist, angethan. Ferner der Jikä Majak, ein rothes Tuch, das über den ersten kleinen kurzen Majak um den Leib rings umher in großen Falten gelegt, und darüber mit einem rothen Orkimoschi, oder Binde, welche sehr breit aus einander gemacht, befestigt und um den Leib gewickelt wird; dieser zweyte Majak muß fast auf die Füße herunter hängen. Weiter hatte nun der Ober-kama noch Jamöhn Chubzusun, welches ein rothes Hemd mit kurzen Aermeln, und auch noch mit einem breiten gelben Gurte befestigt ist. Und zuletzt überhingen sich alle mit den Tschöpi Chubzusun, oder einem sehr großen viereckigen Tuch von gelber Seide, welches, bis auf einen zwey Spannen breiten Rand, rings herum, in der Mitte durch und durch mit lauter Quadratlappen von vier Zoll ins Gevierte, immer eins roth und das andere gelb abwechselt, und daher sehr bunt aussieht. Jedoch wars bey einigen ganz gelb, aber eben wie bey dem bunten, unterflochten, oder in Quadratlappen getheilt. Dieses große seidene Tuch wurde von jedem über den Rücken und Achseln gehängt, und reichte hinten bis auf den Boden. Vorn über die Brust wurden die zwey Ecken des Tuches über einander gehängt. Arme, Kopf und Beine blieben bey dieser Ceremonie entblößt, und jeder hatte noch um die linke Hand seinen Erken gewickelt, welches alles mit einander einen ziemlich fürchterlichen Anblick gab.

Nach der Ankleidung wurde ein in einer Kopfel (Ordu Charasch) verborgener Burchan (Kürük Schätähn) hervorgetragen, und dem nach dem Lama folgenden Bakschi (Lehrgeistlichen) überreicht, welcher anstatt des gelben bunten Tuches, mit einem ganz rothen eingekleidet war, und dicht hinter dem Lama herging. Dem Lama wurde ein kostbar gearbeitetes metallenes Kännchen (Bumba), mit dem gewürzten und gezuckerten heiligen Wasser, oder Araschan, das eine sehr schöne Pfauenfeder oben zierte, überreicht, mit welchem er in der Procession voran trat. Acht eingekleidete Gellongs stellten sich an die Baare des Todten, und die noch übrigen fünf

Gellons hatten ein jeder eine Glocke zum Schellen in der Hand.

Die Wohnung des Verstorbenen wurde von hinten in einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit zerrissen, und der Todte, nachdem das vorher um seine Achseln hängende große gelbseidene Gewand ganz über ihn gedeckt, und die hohe spitzige Krone über den verdeckten Kopf gesetzt worden, heraus gehoben, und überaus geschwind auf eine dazu verfertigte Baare sitzend gesetzt, und von obigen acht Gellongs getragen, so daß erstlich der Lama, sodann der Bakschi, dann der Todte, und zuletzt die mit Glocken versehenen fünf Gellongs, denen die übrige Musik und Volk, alles hinten nach, bis zur Brandstätte folgte. Der vorn gehende Lama sprengte vermittelst seiner Pfauenfeder aus dem Kännchen von dem Arschan, überall auf den Weg und auf den Seiten um sich her.

Außer der Glockenmusik folgten hinten nach zwey kupferne lange Trommeten, welche höchstens zwey bis drey Töne einer Baßposaune von sich gaben. Es sind dieselben reichlich drey Ellen lang; daher sie vermittelst zweyer Ringe, woran sie hängen, durch zwey vorangehende Kerle an einem Stabe getragen werden mußten. Ferner folgten vier Handtrommeln, welche auf einer Stange gehalten, und geschlagen wurden. Und zuletzt kamen noch zween Musici mit ihren messingenen Schalen oder Tellern, die gerade auf die Art der Türkischen geschlagen werden.

Man kann sich daraus leicht vorstellen, was dieses alles für einen Anblick gab; und durch die gewaltige Musik, welche bisweilen zusammen überaus laut erschallte, kam einem beynahe ein Hautschaudern an. Das von allen Seiten sich herzu drängende Volk wurde von einigen dazu bestellten Priestern, welche mit gewaltigen Knütteln versehen waren, mit Gewalt abgehalten. Als nun die Procession bey dem Ofen angekommen war, wurde der Todte, indem sich die musicirenden Priester in einem halben Zirkel vor die Oeffnung der Hütte gestellt, und ihre Musikübung heftig hören ließen, in großer Geschwindigkeit in die Hütte gebracht, und auf den Dreyfuß gesetzt, nachdem er von seiner Krone, und dem gelben überhängenden Gewande entkleidet worden. Dasselbe wurde wieder nach der Wohnung des neuen Lama in voriger Procession und Musik zurück gebracht. Nun ging die Einmaue-

mauerung in den Ofen vor sich, welches sehr geheim geschah. Um den Hals wurden zwey Eisen angelegt, welche auf beyden Seiten so lang waren, daß sie mit eingemauert werden konnten. Sie dienen, um den Todten in der Glut des Feuers aufrecht zu erhalten. Die Wölbung des Ofens geschah über seinen Kopf schräge zu. Vorn auf der Westseite des Ofens, wo kein Feuerloch war, bekam das Gewölbe oben eine viereckige Oeffnung, wo hernach bey der Verbrennung immer Fett und brennende Materie hinein gegossen wurde. Oben in der Mitte wurde ein eisern-r Kessel, ohne Boden, aufgesetzt und eingemauert, welcher die Feueresse vorstellte. Das Brennholz wurde alles nach der genauen Länge der Feuerlöcher geschnitten und gespalten, und eine große Menge von Butter, Weihrauch, Harz, und dergleichen, herbey geschafft. Auch wurde in der Hütte dicht neben dem Ofen ein Kessel aufgesetzt, in welchem die Butter zerlassen und mit den übrigen Materien vermischt wurde. Auf beyden Seiten des Ofens waren kleine Altärchen, mit Opferschälchen besetzt, aufgerichtet. Auf der Westseite wurde ein kostbares Polster für den administrirenden Lama zubereitet; und nachdem man mit allen Zubereitungen endlich fertig war, so legte der Lama das gelbe Gewand des Verstorbenen noch über sich, setzte auch dessen Krone auf, und nahm seinen Sitz auf der Westseite ein. Die übrigen Gellongs hatten ihren geistlichen Habit ab- und ihre ordinären Kleider wieder angelegt, und so setzten sie sich rings umher. Ein jeder hatte in der linken Hand seine Glocke und Schriften auf dem Schooße liegen, sammt dem Lama, welcher sodann anzeigte, daß die Lämpchen auf den Altärchen, und das Feuer in allen drey Löchern unter dem Opfer angezündet werden sollte Die oben erwähnten zwey Figuren aus Mehlteig (Ghai) befanden sich auch auf einem der Altärchen. Als das Feuer nun Abends um 7 Uhr angezündet ward, so nahm diese feyerliche Handlung unter Klang und Gesang ihren Anfang. Gebete, und der Klang der Musik und Glocken, wurden zuweilen mit Gesprächen über einige Schriftstellen unterbrochen, und zwar von dem Lama und Bakschi Unterweilen wurde auch den wachthabenden Priestern aufs schärfste gebothen, niemanden etwa durch eine Oeffnung in die Hütte schauen zu lassen. In den Heitzlöchern wurde sehr stark Holz zuge-

legt, und durch den neuen Lama fast beständig, vermittelst eines besondern langstieligen Löffels, der auf beyden Seiten mit kleinen Ausfließrinnen versehen war, von dem nebenbey stehenden Fette, zu dem obern Loche über dem Todten eingeflößt; wodurch die Feuerflamme dergestalt vergrößert wurde, daß sie beständig wie ein schneller Strom oder Feuersäule, wohl drey Mann hoch über den Ofen empor stieg. Es mußte daher, die ohnehin schon einige Arschinen breite Oeffnung, oben in der Hütte gar bald erweitert werden, indem die Hitze der Flamme fast alles verzehren wollte. Auch mußten die um den Ofen herum sitzenden Gellongs, gar bald auch die vermittelst der Hütte so sehr eingeschränkten Gränzen so sehr erweitern, daß man dadurch alles, was sie thaten, ganz deutlich sehen konnte. Unterweilen warf der Lama auch mit Harz bestrichene Holzrinde und weiße seidene Weihtücher (Chadak), oben in den Ofen, und da derselbe die größte Hitze auszustehen hatte, weil er wegen des Fettgießens nahe sitzen mußte, so wurde ihm durch einen Gellong beständig ein Schirm vor das Gesicht gehalten, damit er vor der großen Flamme geschützt würde, und nur das Gießloch des Ofens sehen konnte.

Das Gebet, welches man während der Verbrennung auf Tangutisch verrichtete, wurde, je länger, je heftiger, mit untermengten Glockenschellen, Händeklatschen, Fingerschnappen, Auseinanderspannen und Aufeinandersetzen beyder Hände Finger, mit Verdrehen und Ueberschlagen der Hände, bey sehr großen Verdrehungen der Augen und Verstellungen der Gesichtsminen, und auch des Kopfes.

Die Unterhaltung dieses entsetzlichen Feuers sah man über drey Stunden fortdauern, und nach dessen Endigung mußte der Ofen etliche Stunden stehen und etwas auskühlen. Man sollte kaum glauben, wie ungemein der Zug des Feuers durch diesen Ofen ging, welches auch, nebst den verschiedenen wohlriechenden Materien, die hinein geworfen wurden, verursachte, daß man gar keinen üblen Geruch und Rauch von dem Todten empfunden hat.

Nach Abkühlung des Ofens, wurde gegen Morgen derselbe abgebrochen, welches gar sehr verborgen unter der Hütte geschahe, darauf der ausgeglühete Körper, der

wie

wie eine Mumie zusammen hielt, herausgenommen, und hernachmahls, nachdem die Geistlichkeit in die Horde zurückgekommen war, unter die vielen Geistlichen hauptsächlich vertheilt. Auch bekamen arme geringe Leute, und die sich nur hinzudrängen konnten, etwas davon, so wenig es auch war. Diese verbrannte Materie des Lamaischen Körpers (Lamain-Dschinder), wird als eine sehr heilige Arzeney, von dem abergläubigen Pöbel eingenommen, und also der Lama nach und nach von seiner eigenen Gemeine verzehrt.

Die Kalmücken bekommen bey dieser Art der Verbrennung fast gar keine Asche von dem todten Körper, indem durch das beständige Uebergießen mit Fett, die Haut, Fleisch und Knochen, dergestalt zusammen backt, brennt, und bratet, daß die ganze Masse wie eine spröde Kohle anzusehen und zu zerbrechen ist. Die wenige Asche, die aber dennoch vorhanden, wird sammt der Asche aus den Heitzlöchern, gar sorgfältig zusammen gerafft, und von den Geistlichen verwahrt.

Nach Abbrechung des Ofens wurde die Stelle wieder dem Erdboden ganz gleich gemacht, und nicht ein Steinchen von demselben zurück gelassen; sondern alles auf einem Wagen über die Wolga, wo die Horde damahls befindlich war, mit fort genommen.

Nun wurden auf allen vier Ecken des Ofengrundes hohe Betfahnen (Mani) zu einem Denkmahle aufgerichtet. Hier bey diesen Mani hat man das besondere bemerkt, daß unter jedem Tangutischen Worte auch ein Quadratloch ausgeschnitten war.

Nach Verlauf einiger Wochen, da die Horde wieder von jener Seite der Wolga zurück in die Sareptische Gegend kam, wurde zwischen den vier Fahnen ein steinernes Kapellchen aufgeführt, welches inwendig mit Schriften, Götzenbildern und Kapseln, Stücken von alten Kleidern, ganz ausgefüllt, rings umher mit einem Graben umgeben ward, womit dieses Werk vollendet wurde.

Im St. Petersburgischen Comtoir-Kalender für das Jahr 1739, befindet sich eine zwar etwas ältere doch ähnliche Beschreibung des Leichenbrandes eines kalmückischen Lama, die ich um deswillen hier-

selbst einrücke, weil sie über die vorstehende Beschreibung etwas mehr Licht in einigen Stücken verbreitet. Die hierbey vorfallenden Ceremonien und überhaupt gemachten Veranstaltungen, sind in verschiedenen Nebenumständen, etwas verändert, so wie es auch bey unsern Leichenbegängnissen ein und eben derselben Stände, oft der Fall ist. Im Ganzen, und in der Hauptsache aber kommen beyde Leichenbestattungen ziemlich überein.

Tschagur-Lama, oder Schokur-Lama, war einer der zwölf obersten Lamen, die in geistlichen Dingen des Dalai-Lama Vicarii, und nächst ihm die vornehmsten Priester des Tybetischen Götzendienstes sind. Er kam mit dem Chan der Kalmücken, Tscheren Donduk, nach Petersburg, und starb daselbst im Maymonathe des 1736sten Jahres.

Sobald er todt war, ward seine Leiche in der Stellung eines nach kalmückischer Art mit untergeschlagenen Füßen sitzenden Menschen, in feyerlichen Kleidern, auf eine große, mit einem Teppiche bedeckte Bank gesetzt, und so einige Tage zur Schau gelassen, in welcher Zeit die anwesenden Geistlichen vor der Leiche mit beständigem Singen und Beten nach Rosenkränzen, beschäftiget waren, und ihre Gebete mit dem Klingen eines Glöckchens, Schlagen auf einer kleinen Pauke, Räuchwerk und Sprengen mit Weihwasser, begleiteten, auch sogar mit Anbetung der Leiche dem erblaßten Heiligen die seiner Würde und Verdiensten gemäße Verehrung, von allen gläubigen Kalmücken geleistet ward.

Zu der nach den Grundsätzen des Lamaischen Aberglaubens nochwendig erforderlichen Verbrennung dieses Heiligen Leichnams, ward nicht nur die Erlaubniß von der Regierung ertheilt, sondern auch eine dazu bequeme Ebene, drey Werste von St. Petersburg, zwischen Ogda und der kasakischen Slobode, angewiesen. Daselbst ließen die Kalmücken über der Erde einen Ofen von Ziegelsteinen aufrichten, der eine Klafter in die Länge und Breite hatte, und eben so hoch, doch oben ganz offen war. Auch die westliche Mauer ward nur anderthalb Fuß über der Erde aufgeführt, in welcher Höhe vier eiserne Stangen zwi-

schen

schen dem obern Rande dieser und der entgegen gesetzten Mauer befestigt waren, und einen Rost vorstellten.

Nachdem diese Einrichtung auf dem Felde gemacht, und der Tag des Leichenbegängnisses heran gekommen war, setzte man den Verstorbenen in seiner sitzenden Positur in einen drittehalb Fuß hohen und mit Eisen beschlagenen Kasten, welcher hernach zugemacht und mit rothem Damast bekleidet ward. Die Leichenprocession nahm Morgens um 8 Uhr aus dem Hause, welches die kalmükkische Gesandtschaft in der Stadt inne hatte, ihren Anfang, und ging nach dem Strome zu, woselbst zwey Fahrzeuge bereit lagen, um die Leiche nach dem zur Verbrennung bestimmten Platze über zu bringen. — Drey gemeine Kalmücken, als Laien, gingen voran (*); dann folgte ein kalmückischer Geistlicher, welcher in der rechten Hand an einer Stange ein heiliges Götzenbildniß, in der Linken aber einen Weihkessel mit dem Sprengwedel trug. Diesem folgte der Fahnenträger mit der großen Fahne, die in der Mitte roth, am Rande herum aber grün war. Dann kam der das Amt verrichtende Lama, oder Oberpriester, in seinem geistlichen Meßgewande, welches von gelben Atlaß, und mit rothen seidenen Bändern durchflochten war. Die Stirne hatte er mit einer Binde von gleicher Farbe umwunden, und über den Schultern hing ihm eine Leinewand, nach Art eines Oberrocks, herüber, auch hatte er auf der linken Schulter eine Binde von weißer Leinewand, fast wie ein erzbischöfliches Pallium, hängen. In der linken Hand trug er ein Glöckchen, und in der Rechten eine kleine Handtrommel, die durch angehängte Gewichte, wenn man sie schwingt, gerührt wird. — Gleich hinter diesem Lama wurde der Kasten mit der Leiche auf einem Teppiche von einigen Kalmücken getragen, neben welchen auf jeder Seite einer mit einem Rauchfasse ging; darauf wurden von vier Personen, vier

(*) Die Mäßigkeit der Procession, so wie mehrerer anderen Umstände dieser Verbrennung, möchte wohl der eingeschränktern Verfassung dieser von ihrer Horde und Klerisey entfernt lebenden, nicht sehr zahlreichen Geistlichkeit, beyzumessen seyn. Einiges kann auch dabey denen, auf die Umstände und Zeit des Todes sich beziehenden Bestattungsvorschriften der heiligen Bücher, zugeschrieben werden.

Stangen mit Gebetflaggen getragen, und der Aufzug von allen übrigen Kalmücken beschloſſen.

Sobald dieser Zug den Strom erreicht hatte, begaben sich die Geistlichen mit der Leiche besonders in das eine, und die Layen in das andere der zu diesem Ende bestimmten Fahrzeuge. In jenem stellte sich die Klerisey zu beyden Seiten in Ordnung, und die groſse und vier kleinen Fahnen wurden zusammen aufgesteckt, und der das Amt verrichtende Priester nahm seinen Platz gleich hinter der Leichenkiste ein. Hier fuhr er beständig fort, mit oft niedergeschlagenen Augen und erhaben ausgestreckten Armen, andächtige Gebete herzumurmeln, welche zuweilen durch den Klang seines Glöckchens, und das Gerassel der Handtrommel, begleitet wurden. Auch die mit den Rauchfässern gegenwärtigen, waren nicht einen Augenblick müſsig, bis man am gegenseitigen Ufer, nahe bey dem Verbrennungsplatze, anlandete.

Daselbst kamen diejenigen Kalmücken, welche sich nicht bey dem Geleite befunden hatten, herzugelaufen, und verrichteten bey Erblickung des heiligen Gefolges, mit wiederholtem Niederwerfen und Berührung der Erde mit der Stirn, ihre Anbetung. Die Procession stieg indessen ans Land, begab sich in der vorigen Ordnung auf den Weg, und ward vom Chan, der mit seinem Gefolge voraus gegangen war, empfangen und vergröſsert, indem derselbe seine Stelle gleich hinter den Leichenträgern einnahm, und dessen Gefolge mit den gemeinen Kalmücken den Zug beschloſs. Und so erreichten sie ein auf dem Brandplatze errichtetes Zelt, wo sich die Procession in Ordnung stellte, und die Leiche bis zum Untergange der Sonne, als welche Zeit zu deren Verbrennung nach den Gesetzen der Lamaischen Götzenlehre gemäſs ist, niedergesetzt wurde.

Die Layen waren nunmehr müſsig, aber die Klerisey feyerte keineswegs. Der Oberpriester setzte sich mit allen übrigen Geistlichen vor dem Zelte nieder, und setzte den Leichendienst fort, welcher von den bisher verrichteten Gebeten nur darin unterschieden war, daſs man ihn sah, vermuthlich nach Erheischung des Rituals, die Glocke und Handtrommel niederlegen, und mit den Händen verschiedene Gaukeleyen machen. Unterweilen zog er auch sein priesterliches Gewand aus, nahm es wieder, bedeckte sich zuweilen das Haupt damit, legte solches bey einigen Stel-

Stellen seiner Gebete wieder weg, ließ seinen Rosenkranz fleißig durch die Finger gehen, und bediente sich zu Zeiten eines Buches, welches in tangutischer Sprache geschrieben war.

Nach 3 Uhr endigte man diese Andacht, und die Geistlichkeit begab sich etwas abwärts, um, statt der Mittagsmahlzeit, eine Schale gekochter Gerstengrütze zu sich zu nehmen. Während dieser Zeit schlüpfte ein kalmückischer Medicus, welcher zu der Gesandtschaft gehörte, in den Ofen hinein, um denselben inwendig auszuzieren. Er legte sich mit dem Bauche auf das Rostwerk, nahm zu verschiedenen Mahlen mit den Fingern rothe, blaue, gelbe, weiße und schwarze Farbe, und streuete selbige auf die Grundmauer des Ofens, in Gestalt von Rosen. Diese Farbenlage beschüttete er mit Sand, und brachte endlich trocknen Pferdemist, den er in ein Viereck in den Ofen legte; den übrigen Raum aber des Ofens, unter dem Rostwerke, mit Holzscheiten ausfüllte. Damit auch niemand mehr zu dem also zubereiteten Ofen sich nähern könnte, ward derselbe mit einem Zaune umgeben.

Nun erwartete man also nur noch den Untergang der Sonne, worauf die Leichenkiste aus dem Zelte in Procession zu dem umzäunten Platze des Ofens gebracht ward, in welchen, außer der Geistlichkeit, niemand kommen durfte. Daselbst ward der Körper, nach einigen von der Geistlichkeit verrichteten Gebeten, mit dem Kasten auf das Rostwerk gesetzt, und Feuer darunter gemacht. Der Oberpriester setzte seine Andacht fort, ging öfters um den Ofen herum, goß auch, durch einige Oeffnungen, die man mit Fleiß im Ofen gelassen hatte, Oel in die Gluth. Das Feuer wurde von der übrigen Geistlichkeit fleißig angefacht, und verzehrte gar bald das Holz des Kastens, so daß man den Körper zwischen den Flammen in Gestalt eines sitzenden Menschen erblicken konnte.

Wenn zwar unten in einem besondern Artikel von den Urnen überhaupt gehandelt werden soll, so ist es doch nöthig, hierselbst noch einiges davon, als einem zum Leichenbrande oft wesentlich gehörigen Stücke, anzuführen. Es ist ein großer Unterschied unter den Urnen verschiedener Völker, indem sie theils in Hinsicht der Form,

der Pracht, und theils auch der Materie, woraus sie verfertigt worden, sich von einander unterscheiden. In den vorigen Artikeln habe ich schon einer hetruriſchen, einer römiſchen und einer deutſchen Urne gedacht, welche man unter den beygefügten Kupferſtichen finden wird. Unſere alten Deutſchen und nordiſchen Völker wußten, ſo viel uns der Augenſchein aus den gefundenen Urnen lehret, von der Art die Urnen ſo zu unterſcheiden, wie es die Römer thaten, nichts; denn dieſe hatten Oſſuaria und cineraria. In die erſteren wurden die größeren Gebeine, und in die letzteren die kleineren Knochen geſammelt. Bey den Deutſchen hingegen wurde alles, was in die Urne hinein konnte, auch hinein gelegt, und das Uebrige ſcheinet um und neben derſelben gelegt zu ſeyn.

Im Artikel Leichenbegängniß habe ich gezeigt, daß die Römer aus verſchiedenen koſtbaren Metallen und Steinen ihre Urnen verfertiget haben. Eben ſolches will Müller (*) auch von den alten Deutſchen und nordiſchen Völkern behaupten, weil Deutſchland ſeinen Bewohnern zu allen Zeiten mancherley Stoff zu Verfertigung der Geräthe dargebothen, und weil die alten Deutſchen nicht ſo unwiſſend geweſen ſeyn ſollen, wie auch nicht ſo arm, um die Urnen bloß aus Thon nur allein verfertigen zu müſſen. Daher ſollen die alten Deutſchen ihre Urnen aus Kupfer (**) Meſſing, Glas,

(*) Verſuch einer Abhandlung von den Urnen, S. 33.

(**) Von einer kupfernen Urne hat Keyßler (Antiquit. Sept. et Celt. p. 513.) eine Abbildung und Beſchreibung geliefert, wobey das Sonderbare noch zu merken iſt, daß ſie in einem Behältniſſe, welches gleichfalls aus Kupfer bereitet geweſen, angetroffen worden. Auch hat man vor etwa 40 Jahren in Pommern eine dergleichen beym Eröffnen eines großen ſo genannten Hühnengrabes gefunden. Die Urne hab ich nicht geſehen, allein das bis jetzt noch eben ſo gebliebene Grab. Es befindet ſich auf einem wahrſcheinlich gemachten Hügel, und iſt mit großen behauenen Steinen ausgeſetzt. Die großen Deckſteine liegen auch noch daneben.

Man

Glas (*), Krystall, Marmor, ja selbst aus Gold, außer dem Thone, verfertigt haben. Es kann aber seyn, daß solches in spätern Zeiten geschehen ist, denn die ersten und ältesten sind allem Vermuthen nach nur aus Thon gemacht worden; und von deren Gestalt sagt Rhode (Cimbr. Holst. Antiq. Remarq. S. 45) daß sie theils groß, hoch und weit, andere desto kleiner, niedriger und enger seyn sollen. Etliche haben einen weiten Bauch und engen Hals, gehen auch unten etwas schmähler wieder zu; andere sind von oben bis unten gleich weit. Einige haben einen gleich in die Höhe stehenden Rand oder Hals; andere aber einen, gleich einem Kragen oder Ueberschlag, und einen etwa zwey oder drey Finger breit abstehenden Rand.

Verschiedene Schriftsteller haben sich wieder darum so mancherley Zweifel gemacht, weil sie unsere gefundenen deutschen Urnen von Thon in so mancherley Farben gesehen haben. Z. B. Müller hat die Tarendorfer (eigentlich soll es wohl Todtendorfer heißen,) Urnen insgesammt in blauer Farbe angetroffen. Rhode hingegen berichtet von den holsteinischen Urnen, daß sie von mancherley Farbe angetroffen werden. Etliche wären auswendig eisenfarbig, inwendig weißlich, andere wiederum auswendig weißlich und inwendig schwärzlich, wieder andere gelblich, röthlich, u. s. w. gewesen. Eben dieses versichert Stief, von den lignitzischen und pilgramsdorfischen Urnen. Sperling gedenket einer ganz weißen Urne. Arnkiel giebt

Man trifft es auf dem Wege von Treptow an der Tollense nach Demmin hin, zwischen Vanselow und Brünzow, in einem Gehölze, der rauhe Busch genannt, an.

(*) Auf der fürstlichen Kunstkammer zu Gotha, will Keyßler nebst kupfernen und irdenen, auch gläserne Urnen gesehen haben, und versichert, daß der letzten keine von einer gewissen Fürstinn von Schwarzburg-Arnstadt mit hundert Ducaten sey bezahlt worden. (Reisebeschr. Th. 2, Brief 89, S. 1137, der ersten Ausgabe.)

giebt Nachricht von einer blauen Urne, und so giebt es dergleichen noch mehrere. Ich will hierüber zwar nicht entscheidend urtheilen, aber doch nur so viel sagen, daß ich glaube: die alten Deutschen haben den Thon, Sand, oder die dazu gehörige Erde so genommen, wie sie dergleichen in ihrer Gegend gefunden; und dazu bewegt mich eine Bemerkung, die ich in verschiedenen Gegenden Deutschlandes gemacht habe. Es sind z. B. viele Urnen an der Ostsee mit Seesand vermischt, diejenigen hingegen an der Lewitz in Mecklenburg, (eine Gegend verschiedene Quadratmeilen groß,) sind viel mit Eisenerde untermischt, weil Mecklenburg, und besonders diese Gegend, Ueberfluß davon hat, welche Klump, oder Klumperde, genannt wird, wovon ganze Koppeln, weil sie steinartig ist, zum Theil mit Mauern umgeben werden. Ich hätte solches nicht entdeckt, wenn ich keinen Magnet zu Hülfe genommen hätte; glaube aber auch, daß man im geringsten nicht von der Farbe oder Consistenz der Urnen auf ihre Wichtigkeit schließen könne, sondern, daß die dermahligen Einwohner, die Erde, den Thon und übrige Ingredienzien so werden genommen haben, als sie solche gefunden, weil sie ihnen zu der Zeit zum Verarbeiten am bequemsten gewesen ist.

Hiervon bin ich noch mehr überzeugt worden, als ich die Bestandtheile der Urnenscherben auf beyden Seiten der Elbe bey Schnakenburg, Cumlosen, Wittenberge, und in der Gegend Perleberg untersuchte. Die an der Elbe sind mit Elbsand, worunter zuweilen sehr glimmernde Körner sind, gemischt. Die bey Perleberg hingegen, und zwar auf dem sogenannten Todtenfelde, (von welchem einige sagen, daß dieser Nahme von einer daselbst vorgefallenen ehemahligen Schlacht herrühre, welches ich zwar nicht bestreiten will, aber doch immer glaube, daß der Nahme Todtenfeld noch älter sey, und von den ehemahligen Begräb-

nissen

nissen herrühre;) bestehen aus einem feinen Thone, der auch mit dem feinsten weißen Sande gemischt ist, welcher sich in dieser Gegend befindet. Ich könnte hiervon noch weit mehrere Beyspiele anführen, denn dies sind nur die letzten Untersuchungen dieser Art, welche ich in dieser Absicht anstellte, und es ist mir daher die vorige Angabe, daß die alten Deutschen den Thon und das Zugehörige so genommen haben, wie sie dergleichen fanden, und, vielleicht nur in ganz besondern Fällen Ausnahmen gemacht haben mögen, um desto wahrscheinlicher.

Der Herr Graf zu Stollberg liefert uns verschiedene Beschreibungen von Urnen (*), die er auf seiner Reise gesehen, und diese sollen kürzlich zum Beschlusse dieses Artikels dienen. Er redet hier von der Gallerie auf dem Capo di Monte zu Neapel.

In einem Zimmer stehen viele so genannte Vasen. Griechische Vasen sollte man sie nennen, denn man findet sie in Gräbern des südlichen Italiens und Siciliens. Die sicilischen sind mehrentheils die schönsten. (In Nola findet man sehr viele. Es wird darüber gestritten, ob Nola griechischen oder etruscischen Ursprunges sey. Diese Stadt liegt einige Stunden von Neapel. Mein Freund, der Marchese Rangone, aus Modena, hat mir Zeichnungen von Vasen gesandt, welche nicht mit griechischen, sondern mit etruscischen Inschriften bezeichnet sind. Die Etruscier hatten also auch dergleichen; es sind aber keine Zeichnungen darauf, wie auf den griechischen Vasen, sondern nur Schriften.) Ich erinnere mich irgend wo gelesen zu haben, daß Cäsars Soldaten solche fanden, und sehr theuer in Rom verkauften. — — — Die Figuren auf diesen Vasen sind alle aus der Götter- oder Heldengeschichte. Es sind fast bloße Umrisse, aber diese sind mit großer Freyheit gezeichnet. Daß es Nachbildungen großer Gemählde seyn, ist mir sehr wahrscheinlich. Ihre Bekanntmachung, ihre Vergleichung mit dem Bassi Rilievi,

(*) Reise in Deutschland, der Schweitz, Italien ꝛc. 3 B.

lievi, auch Sarkophagen und marmornen Vasen, mit Münzen, Cameen und Intaglios, selbst mit Statüen, wird vieles in der Vorstellung alter Kunst, ja manche Stelle der alten Dichter aufklären. Diese würden auch dafür manches hellere Licht auf die sprachlose Kunst werfen. Mannigfaltig, lieblich und edel sind die Formen dieser griechischen Vasen. — — —

Die Stadt Nola ist (am ang. O. S. 192.), wie Cluver aus einer Stelle des Vellejus Paterculus beweiset, acht und vierzig Jahre früher als Rom, also acht hundert und ein Jahr vor Christi Geburt gegründet worden, und zwar nach eben diesem Vellejus, von Hetruscern; nach andern von Griechen aus Cholcis in Euböa. Einige seltene Münzen dieser Stadt haben eine griechische Ueberschrift. Die Menge der griechischen Vasen, welche man hier findet, beweiset sowohl als die Münzen, daß Griechen sie bewohnet haben. Denn nur ein Irrthum hatte bisher diesen Vasen, welche selten in Hetrurien, sehr häufig aber in Großgriechenland und Sicilien, in Gräbern gefunden werden, den Nahmen hetrurische Vasen gegeben.

Ich sah eine berühmte Sammlung Vasen, welche dem Don Piedro Virenzio gehörten. Nächst den Sammlungen des Ritters Hamilton, in Neapel, soll sie die schönste seyn, unter allen, welche Privatmänner besitzen. Die Vasen, welche in Nola gefunden werden, hält man für die schönsten in Italien. Gleichwohl zieht man ihnen die sicilischen vor. Schon zu Cäsars Zeiten setzten die Römer auf diese Vasen einen Werth. Sueton erzählt uns, daß einige Monathe vor Cäsars Tode, römische Colonisten, welche man nach Capua gesandt hatte, Gräber zerstörten, um Landhäuser zu erbauen. „Sie thaten „es um desto ämsiger (sagt der Geschichtschreiber), da sie „einige Vasen von antiker Arbeit fanden."

Ich sah bey Don Piedro Virenzio eine sonderbare Art von irdenen Geschirren, welche ganz die Gestalt eines Sattels haben. In die inwendige Höhlung hatte man die Todten gelegt, vermuthlich, um anzuzeigen, daß es tapfere Krieger gewesen. Der Rossezähmer (ἱπποδαμος), der Rossantreiber (ἱππηλατης), sind gewöhnliche Benennungen der Helden bey den griechischen Dichtern, besonders bey Homer.

Lei-

Leichenverwesung; ist die endliche Auflösung des menschlichen Körpers in seine ersten Bestandtheile, durch Fäulniß. Diese geht vor der Verwesung her. Man sehe den Artikel Leiche. Auch unter Verwesung wird ein Mehreres hiervon gesagt werden.

Leichenvogel, s. Leichenhuhn, auch im Artikel Leiche, von den abergläubigen Todesvorboten.

Leichenwärter, s. Leichenhaus.

Leichenwagen, s. Leichenbegängniß, Leichenbestattung, Leichen-Commissarius. In einigen Städten Deutschlandes werden die alten Rathskutschen, zu Leichenbegleitungen, oder auch um Kinderleichen damit zu Grabe zu fahren, ausgeliehen, und in dieser Hinsicht nennet man einen solchen Wagen einen Leichenwagen; so wie überhaupt ein jeder anderer Wagen, auf welchem eine Leiche gefahren wird, so lange den Nahmen Leichenwagen führet.

Leichenwaschen (das), ist die Reinigung der Leichen, bevor sie angekleidet werden. Man findet hiervon Verschiedenes in den Artikeln Leiche, Leichenbegängniß und Leichenfrau, auch Leichenbekleidung.

Leichenweib. Man sehe die Artikel Klagefrau, Leichenbekleidung, Leichenblick und Leichenfrau.

Leichenwesen (das), begreift alles dasjenige in sich, was bey Sterbefällen und Begräbnissen beobachtet wird, und es handeln daher alle bisherige Leichenartikel davon.

Leichenzeichen, würden in der eigentlichsten Bedeutung die wahren Merkmahle der Fäulniß bey einer Leiche seyn. Im gemeinen Leben aber nennt man auch diejenigen blauen Flecke eben so, welche man manches Mahl im Schlafe entweder durch einen Stoß, oder dergleichen, manches Mahl aber auch von Geblütsstockung, erhält. Der gemeine Mann nennt diese Flecke in der platten Sprache auch Geestkneep, (Geistkniffe),

kniffe), Dodenkneep (Todtenkniffe), in der Prignitz Dodenplack, (Todtenflecken,) und glaubt, daß solche vom Kneifen der Gespenster oder des Alps herrühren.

Leichenzierrath, s. Leichenputz.

Leichenzimmer, s. Leichenhaus, n. 4.

Leichenzug, s. Leichenbegängniß, Leichenbestattung, Leichenprocession.

Leichlege (die), ist die ehemahlige Benennung des Kirchhofes, man sehe diesen Artikel,

Leichnam, im Gen. des — es, Plur. die — e. 1. Es bedeutet dieses Wort den menschlichen Leib, oder menschlichen Körper, er sey todt oder lebendig; in welcher weitern, im Hochdeutschen jetzt veralteten Bedeutung liihhamin im Isidor, Lihamu im Kero, Lichamon bey dem Ottfried, Lichama im Angelsächsischen, Likam in der Niedersächsischen, Legneme im Dänischen, und Lekamen im Schwedischen, von dem Leibe eines lebendigen Menschen vorkommen; Notker nennt daher die Menschwerdung Christi Lichamhafti. Das Frohnleichnamsfest, in der römischen Kirche, das Fest des Leibes Christi. Noch zu Opitz Zeiten scheint diese Bedeutung in einigen hochdeutschen Gegenden, üblich gewesen zu seyn, so wie auch in der Bibel dergleichen Redensarten vorkommen; z. B. „Sie ist zuvorkommen, meinen Leichnam zu salben „zu meinem Begräbniß." Marc. 14, 8. Und will „eure Leichname vor den Bildern todt schlagen „lassen." Ezech. 6, 4. „Denn der sterbliche Leich„nam beschweret die Seele." Weish. 10, 15.

2. In engerer Bedeutung, in welcher es im Hochdeutschen nur allein üblich ist, wird es nur in der edlen und anständigen Schreibart gebraucht, den Leib eines Verstorbenen zu bezeichnen, wo es sich zugleich weiter erstreckt, als das Wort Leiche, indem es einen solchen todten

todten Körper zu allen Zeiten bezeichnen kann. Der erblaßte Leichnam, der Leichnam eines Heiligen.

Die Wörter Leichnam und Leiche werden oft eins für das andere gebraucht. Frisch (*) hält beydes für einerley, denn er schreibt: „Leichnam ist in seinen „Reden so viel als Leiche.“ Nach Stosch Meinung aber (**) müßte beym jetzigen Gebrauche dieser Wörter ein Unterschied beobachtet werden, wie solches auch schon Adelungs Grundsatz ist. Man nennet nähmlich Leichnam, den todten Leib eines Menschen, es sey nun, daß er erst kürzlich, oder schon lange verstorben sey. Leiche hingegen bedeutet einen Todten, welcher erst kürzlich gestorben ist, oder auch, welcher noch auf der Baare liegt.

Man sagt: Es ist ein Leichnam ausgegraben worden, welcher schon halb verweset war. Hingegen: Es ist eine Leiche in diesem Hause, versteht sich nur von einem Todten, welcher erst kürzlich gestorben ist. Von einer ägyptischen Mumie kann man wohl sagen: Es ist der Leichnam eines ehemahligen Königes, aber nicht: Es ist die Leiche eines Königes von Aegypten. Man sagt: Das Schlachtfeld lag voller Leichen, es war mit Leichen bedeckt, aber nicht gern: (z. B.) Als die Erschlagenen schon drey Wochen begraben waren, fand man noch in einem Gesträuche eine halb verwesete Leiche, sondern, man wird in diesem Falle sich lieber des Wortes Leichnam bedienen.

Wachter zeiget in seinem Glossar. wie ich vorher schon von verschiedenen andern auch angeführt habe, daß beyde Wörter nicht nur von einem Verstorbenen, sondern auch von dem lebendigen Leibe eines Menschen vor diesem gebraucht wurden; und in einer platt-

deut-

(*) Wörterb. Th. 1, S. 601.

(**) Versuch in richtiger Bestimmung ꝛc. Th. 1, S. 113.

deutschen Bibel, heißt die Schriftstelle, Luc. 1, 42. Ghebenediet systu bawen alle Drouwen, unde ghebenediet is de vrucht dynes Lychammes, und v. 44: Sü do de Stemme dynes Grutes in myne orin quam, do vervrouwede syck dat Kynd in mynen Lychamme.

Aller Wahrscheinlichkeit nach soll in dem Worte Leichnam die erste Sylbe von dem Worte Leiche herkommen. Die letzte — nam, welche, wie aus dem Obigen erhellet, ehedem nur ham oder am lautete, ist noch dunkel. Hickes erkläret sie durch ahma, Geist; (s. in Adelung, Athem,) und Sommer durch hama, Haut, Decke, (s. Adel. Heim,) worin ihm Wachter beyfällt, der das Wort durch eine sterbliche Hülle domicilium terrenum et corporale erkläret. Ihre ist zweifelhaft, bringt aber, wenn die Bedeutung eines todten Körpers die erste und eigentliche seyn sollte, das Isländ. hamur exuviae, in Vorschlag, so daß Leichnam eigentlich einen todten Körper bedeuten würde. Uebrigens war für Leichnam bey den Angelsachsen auch Fleschama üblich, so wie sie die Brust Ferhrtcofa, den Koben, d. i. Sitz, Behältniß des Lebens, nannten, welches Sommers Ableitung zu bestätigen scheint.

Da also ein Leichnam, nach unserer jetzigen Bedeutung, ein schon längst verschiedener Mensch ist, so werde ich auch Gelegenheit nehmen, noch etwas in dieser Hinsicht anzuführen. Es glaubt nähmlich noch mancher unter dem gemeinen Haufen, daß ein todtgefundener Leichnam, an dessen Tode wahrscheinlich ein anderer Schuld sey, so lange, als noch Fleisch und Blut daran ist, an zu bluten fange, sobald der Mörder sich dem Leichname nähere. Woher dieser schon seit undenklichen Zeiten eingewurzelte Aberglaube komme, bin ich nicht im Stande zu entscheiden. Aufgeklärte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, und Volks-

Volksrichter zu unsern Zeiten, denken freylich schon hieran eben so wenig, als unsere wirklichen Aerzte; allein, traurig ists, wenn überhaupt im Volke hierüber noch keine völlige Aufklärung sich verbreitet hat, und bey solchem sich ereignenden Vorfalle, wodurch noch immer der rechtschaffenste Mann, vom stets urtheilenden Pöbel mißhandelt und schief beurtheilet werden kann, eine solche gräuliche Idee herum schleichet. Um mich kurz zu fassen, werde ich hierüber Helmuths Worte anführen (*):

Eine andere Erscheinung, die der Abergläubige für Wunder hält, und die zum Theil aus der Schwere erklärt werden kann, ist das Bluten eines ermordeten Körpers. Dieses müßte zwar eigentlich bey der Lehre von der Fäulniß des menschlichen Körpers beurtheilet werden; da ich aber davon nichts besonders reden werde, so will ich jenes Aberglaubens bey dieser Gelegenheit gedenken. In den alten Zeiten glaubten nicht nur Leute von gemeinem Schlage, sondern sogar die obrigkeitlichen Personen, daß der Körper eines Erschlagenen zu bluten anfange, sobald der Mörder zu ihm gebracht würde. Unsere abergläubigen Vorfahren gebrauchten dieses als ein Mittel, den unbekannten Mörder zu entdecken. Wenn jemand entleibet war, und die Obrigkeit wußte den Thäter nicht, so ward auf ihren Befehl derjenige, den sie wegen begangener Mordthat in Verdacht hatten, zu dem todten Körper gebracht. Wenn nun der todte Leichnam zu bluten anfing, so hielt man solches für ein Zeichen, daß er der Mörder desselben sey; und wenn er dem ohnerachtet beym Läugnen blieb, so suchte man ihm wohl gar das Bekenntniß der That durch die Folter abzunöthigen. Diese Art zu verfahren wurde bey den alten Deutschen das Baarrecht genannt, und es ist nicht zu läugnen, daß durch diesen abergläubigen Gebrauch mancher unschuldige Mensch zum Tode ist verdammt worden, weil man ihn durch die grausamste Folter nöthigte, dasjenige zu bekennen, was er nicht gethan hatte.

(*) Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens, S. 86, fgg.

Des Julius Malavacca, eines Corporals Ehefrau, ward um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bey schwangerm Leibe umgebracht. Nach drey Tagen ward die That ruchtbar. Die erdrosselte Person wurde secirt. Und dies geschah an eben dem Tage, an welchem ihr Mann von einer Reise zurück kam. Kaum hatte er die schreckliche That vernommen, so eilte er von Schrecken ganz außer sich in die Stube, wo seine erschlagene Frau auf dem Tische lag. Aber, welch ein Unglück für den armen Mann! die Ermordete fing bey seiner Gegenwart an, aus der Nase zu bluten, und nun glaubte jedermann, daß er der Mörder derselben sey. Der Mann betheuerte seine Unschuld. Er läugnete, eine so schändliche That begangen zu haben, und suchte sich mit seiner Abwesenheit zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Aber nichts war vermögend, ihn von der grausamen Folterbank zu befreyen. Er ward auf dieselbe gebracht; und da er die Qualen, die man ihm anthat, nicht aushalten konnte, so bekannte er die That, und ward darauf, auf Befehl der Obrigkeit, seiner Unschuld ohnerachtet, gehangen. — Wir haben daher Ursache, der göttlichen Vorsehung zu danken, daß die Obrigkeiten von diesem Anzeichen nichts mehr halten! denn sonst würde der Unschuldigste noch gar leicht in den Verdacht kommen, daß er eine Mordthat begangen hätte. Inzwischen hängt der gemeine Mann noch gar sehr an diesem Irthume. — — Das Nasenbluten eines Ermordeten geschieht oft, es mögen fremde Menschen dabey seyn, oder nicht, und gehet ganz natürlich zu. Es befindet sich bey einem solchen hin und wieder in den Gefäßen geronnenes Blut. Dieses kann sich nach und nach, vermöge der natürlichen Schwere, aus der Nase herunter senken, und alsdann fängt der Entleibte an zu bluten.

Dergleichen Bluten aus der Nase findet sich zuweilen auch bey Ertrunkenen, wenn sie gleich acht Tage im Wasser gelegen, oder auch bey Leichnamen, die schon seit einigen Tagen erblichen, besonders im heißen Sommer, wenn das Blut durch Fäulniß aufgelöset wird.

Als einen Nachtrag zu den im Art. Leiche angeführten Geschichten von der Auflebung einiger Menschen im Grabe, halte ichs für nöthig, eine Geschichte, die sich vor kurzem in der Prignitz ereignet hat, die viel Aufsehen machte, anzuführen, damit die wahre Beschaffenheit der Sache weiter bekannt werde. Sie wurde allgemein so erzählt:

Als der General v. d. M. in K. in der Kirche beygesetzt werden sollte, und der Maurer das Gewölbe verfertigen wollen, sey er auf ein anderes ganz unbekanntes Gewölbe gestoßen. Er habe einige Steine heraus genommen, und nach vieler vergeblichen Mühe endlich vermittelst eines Lichtes hinein sehen können. Nun hätte er sowohl als viele andere Personen wahrgenommen, daß sich in dem Gewölbe ein Sarg befunden, von welchem der Deckel zur Seite herunter gestoßen wäre, und daneben läge. Das Gerippe eines Menschen habe aufrecht in dem Sarg gesessen, und beyde Arme über den niedergesenkten Kopf zusammen geschlagen gehabt.

Da man nun diese Geschichte allgemein mit diesen Umständen erzählte, so muthmaßete man auch nichts anders, als daß dieser unbekannte Leichnam zu früh begraben, im Gewölbe wieder aufgelebt, allein auch eben daselbst verschmachtet sey. Die Sache fiel auch mir sehr auf, und ich glaubte hierin einen neuern Beweis der Wiederauflebung im Grabe zu finden. Ich schrieb daher an einen würdigen und aufgeklärten Mann daselbst, der die Sache genau wissen konnte, und will Statt des Weiteren, dessen Antwort in Betreff dieses Umstandes, hierselbst einrücken:

Höchst angenehm war es mir auch, daß Sie, bester Freund! von mir eine Nachricht wegen eines Vorfalles verlangen, den Sie bekannt machen wollen. —— Die ganze Geschichte war eine Erfindung des hiesigen Mauermeisters. Dieser benutzte, bey Anfertigung des Gewölbes, worin der General v. d. M. beygesetzt werden sollte, die Gelegenheit, ein daran stoßendes Ge-

wölbe oben zu entblößen, und den Schlußstein heraus zu nehmen. Nachdem er über diese kleine Oeffnung ein Licht gehalten, welches das Innere des Gewölbes keinesweges erleuchten konnte, so bildete er den anwesenden Zuschauern ein, daß in dem zerfallenen Sarge ein Leichnam läge, dessen beyde Arme über den Kopf hinaus gestreckt wären. Wer diese unnatürliche Lage sehen wollte, mußte ihm einen Groschen bezahlen, und sahe nun in dem finstern und unerleuchteten Gewölbe das, was er sehen sollte. — Die Nachricht davon führte mich gar bald in die Kirche, wo ich fast zu gleicher Zeit mit dem Hrn. General-Chirurgus P. und Hrn. Regiments-Chirurgus B. ankam. Wir ließen sofort noch einige Steine mehr ausbrechen, zündeten ein Licht an, womit wir den innern Raum des Gewölbes erleuchten konnten, und fanden den Leichnam, oder vielmehr alle Knochen in der natürlichen Lage, die sie haben müssen. Dieser unerlaubten Geldschneiderey ein Ende zu machen, mußte er in unserer Gegenwart das Gewölbe wieder zumauern. Dieses ist die wahre Geschichte; und einen eben so lächerlichen Ausgang wird vermuthlich auch die Spukgeschichte in Teegel nehmen, wovon jetzt hier so viel gesprochen wird ꝛc.

Da jetzt der Artikel Leiche schon gedruckt ist, so füge ich hier noch an, daß in Hinsicht des Artikels Leiche noch folgendes nachzutragen ist: D. Masius gemeinnütziger Unterricht über die Behandlung der Scheintodten, nebst einem Plan zur Errichtung eines Leichenhauses. Schwerin, 1797. Ob nun zwar in dieser zwey Bogen starken Abhandlung nichts neues befindlich ist, und ich im Vorhergehenden schon das Benöthigte angezeigt habe, so führe ich sie um deswillen an, weil der Verfasser die Schriften, die bisher davon gehandelt, genutzet, und alles in der Kürze zusammen gezogen hat, welches vielleicht manchem, der nur eine kurze Uebersicht von der Sache haben will, willkommen seyn kann.

So sind auch noch unter mehreren andern einige Tabellen vom D. Christian August Struve herausgekommen, die in dieser Hinsicht gebraucht werden können, als: die Tabelle:

Uebersicht der Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren, zum Gebrauch für Wundärzte, und Noth- und Hülfstafel. Vom tollen Hundsbiß, von Giften, vom Verschlucken, vom Ersticken, u. s. w.

welche in der Eile bey einem solchen Falle, für einem der Sache noch Unkundigen, gewiß zu empfehlen sind.

Leichpredigt, ist so viel als Leichenpredigt.

Leichtuch, Lykdock, s. Leichentuch.

Leichuhre. Hiervon ist im Artikel Leiche schon gehandelt, und man findet davon ein Mehreres unter Todtenuhre.

Leichwesen, ist so viel als Leichenwesen.

(Da die vorigen Artikel allesammt von Leich an, sich auf das Leichenwesen beziehen, so habe ich die zur Topographie gehörigen, um sie desto leichter finden zu können, zusammen gelassen, und nach ihrer Ordnung jetzt eingerückt. Künftig aber werden sie gerade nach dem Alphabete in ihrer Ordnung folgen.)

Leiche, Leyha; ein churfächsisches Dorf im Thüringischen Kreise, im Amte Freyburg, zwischen Merseburg und Freyburg nach Breda gehörig.

Leichau, ein Markgräfl. Bayreuthisches Dorf in Franken, in der Amtshauptmannschaft Culmbach, eine Meile von Culmbach. Im Jahre 1756 war die Familie von Schaumberg im Besitz desselben.

Leichendorf; ein zur Stadt Nürnberg gehöriges Dorf in Franken, bey Zirndorf.

Leichholz, königl. Preuß. adel. Dorf in Niederschlesien, nicht weit von Crossen. Im Jahre 1756 waren die Besitzer desselben die von Knobelsdorf.

Leichholz, ein churbrandenburgisches adeliches Dorf in der Neumark, im Sternbergischen Kreise.

Leichlingen, churpfalzbayerisches Dorf in Westphalen, im Herzogthume Berg, im Amte Miseloe, zwey Meilen von Cöln, mit einem Kupferhammer.

Leichnam (Groß-), churſächsisches Rittergut und Dorf in der Oberlausitz, im Bauzenschen Kreise; 3 Stunden von Bauzen an der Spree, dessen Besitzer die von Knoch sind.

Leichnam (Klein-), ebenfalls ein Dorf nicht weit von dem vorigen.

Leichnam (Heiligen-), Herzoglich Sachengothaisches Dorf im Fürstenthume und Amte Altenburg, eine Stunde von Altenburg, auf dem Wege nach Glaucha zu.

Leichstädt, Fürstlich Schwarzburgisch Rudolstädtisches Dorf in Thüringen, bey Rudolstadt.

Leicht. Dieses Wort wird von den Deutschen verschiedentlich gebraucht, als ein Adjectivum, ein Adverbium, und auf alle Art figürlich. In jeder Bedeutung aber ist es dem schwer entgegengesetzt; und im eigentlichsten und schärfsten Verstande nur von solchen Körpern gesagt, welche den Mittelpunct der Schwere gleichsam von selbst zu fliehen scheinen. Aus dieser Ursache nennt man die Dünste, das Feuer, eine Feder u. s. f. leicht, woher man also auch den Begriff des Leichten im Gegensatze des Schweren allemahl relativisch verstehen muß. Es ist also, da es in der Natur durchaus keine völlig leichte, d. h. keine Körper giebt, die durchaus kein Gewicht haben, indem doch jeder Körper, er mag auch noch so leicht seyn, nach Verhältniß seiner Bestandtheile einiges, sey es auch unmerkliches, Gewicht hat; so ist dieses Wort nur ein beziehender Ausdruck, der sich auf den geringern Grad der Schwere bezieht; folglich bey einer Sache gebraucht wird, die mit weniger Empfin-

dung

dung der Mühe von dem Schwerpuncte entfernt werden kann, als ein anderer ähnlicher, oder, als ein anderer, von eben derselben Größe. Man nimmt und gebraucht dieses Wort daher:

1. Eigentlich, und in diesem Verstande sagt man, ein Stein, das Bley, Eisen oder Gold sey schwer; das Holz aber leicht; so wie auch trocknes Laub, Federn, Baumwolle u. dgl. weil eine gleich große Masse von diesem mit weniger Mühe gehoben werden kann, als von jenem. Am häufigsten ist die Empfindung der Mühe der Maßstab, welcher das Schwere und Leichte bestimmet. — Eine leichte Bürde. Einem eine leichte Last machen. So leicht, wie eine Feder; — dies sind die gewöhnlichen Ausdrücke, sobald man im Stande ist, das Schwere ohne Mühe zu überwinden.

In etwas engerer Bedeutung, z. B. leichter, als sich gebühret, braucht man dieses Wort auf zweyerley Art: Leichte Ducaten; der Louis d'or ist um vier Aß zu leicht; leichtes Geld; auch im weitern Verstande, wenn eine Sache überhaupt nicht vom gehörigen Gehalt ist, als: leichtes Gewicht, welches leichter als gehörig, oder gesetz- und polizeymäßig ist; — imgleichen ohne diesen Nebenbegriff: ein Gewicht, welches leichter ist, als ein anderes eben derselben Art. So wird das Kramergewicht an einigen Orten, leichtes Gewicht genannt, weil das Pfund von diesem Gewichte um einige Lothe leichter ist, als das sogenannte schwere, oder Fleischergewicht.

2. Figürlich. Hier sagt man, z. B. ein leichtes Kleid, eine leichte Kleidung, welche aus dünnerm Zeuge verfertigt ist, oder, wozu weniger Zeug, als gewöhnlich genommen worden: leicht gekleidet gehen, mit leichtem Zeuge bekleidet; es ist leichtes, oder Sommerzeug, im Gegensatze des festern, dickern und schwerern Winterzeuges. Daher haben unsere Kauf-

leute leichten und schweren Taft, eben dergleichen Atlaß für die Damen, und viele andere Waaren und Zeuge, die bloß in dieser Bedeutung beurtheilet werden.

Noch mehr aber wird dieses Wort figürlich gebraucht, sobald man es im moralischen Verstande nimmt. Man sagt: das Herz wird mir leicht, wenn es von einem großen Grame, von einer großen Sorge oder Furcht befreyet wird, im Gegensatze desjenigen, da man viele Sorgen, Angst und Ungemächlichkeiten haben würde — welches man auch im gemeinen Leben: schwer, schwere Stunden, Tage, und Zeit, nennt.

In Rücksicht auf die Bewegung erforderliche Mühe, wird dieses Wort ebenfalls allgemein gebraucht. Wozu wenig Mühe, wenig Anstrengung, wenig Ueberwindung erfordert wird, das ist nach dem allgemeinen deutschen Sprachgebrauche leicht. Daher: das ist leicht zu sagen, leicht zu begreifen, leicht zu thun, leicht zu errathen, (im Oberdeutschen, ohnschwer,) eine leichte Kunst, eine leichte Sache, das ist mir ein Leichtes, das wird mir leicht, fällt mir leicht, kommt mir leicht vor; eine leichte Schreibart, man kann es leicht bekommen u. s. w. Hierher gehört auch das, was wenig Zwang und Anstrengung verräth, folglich der Geschwindigkeit und Kraft wiederum entgegengesetzt ist, als: eine leichte Stimme, in der Musik. Dieses kann von dem Gesange selbst sowohl, als auch von demjenigen Notenblatte verstanden werden, welches für einen Sänger, oder ein Instrument, besonders bestimmt, und nicht schwer zu singen, oder zu spielen ist. Ein leichter Pinsel, eine ungezwungene, kühne und fertige Hand des Mahlers. Eine leichte Manier, im Gegensatze der mühsamen, gezwungenen.

Man

Man nimmt ferner dieses Wort in Hinsicht der auf die zur Bewegung erforderlichen Zeit, ohne doch den Nebenbegriff der geringen Mühe auszuschließen. Hier heißt: leicht auf den Füßen, leicht von Füßen seyn, sich mit geringer Mühe schnell bewegen können. Woher die Ausdrücke: leicht ranzen, leichte Reiterey, leicht von Schenkeln seyn, u. s. w.

Hierher gehört auch die im gemeinen Leben gewöhnliche Bedeutung dieses Wortes, da es statt zufällig gebraucht wird, folglich einen Zufall, oder ein Ohngefähr anzeigen soll, und in dieser Hinsicht führt es auch den Begriff des Möglichen mit sich. Man sagt daher: Du kannst leicht ertrinken, es kann leicht das Gewitter einschlagen; wir können leicht Krieg bekommen, u. s. w. Wird hingegen in einigen Redensarten das Wort nicht mit demselben verbunden, z. B. er wird nicht leicht böse; das Kind fällt nicht leicht; dieser oder jener Vogel fängt sich nicht leicht; so soll es so viel heißen, als nicht bald, nicht oft, selten, weil man Gründe oder Ursachen hat, warum man das Gegentheil nicht erwartet, und es würde, wenn das Gegentheil eintreten sollte, davon eine bloße Möglichkeit, eine noch unbekannte Ursache, oder ein Zufall nur zum Grunde liegen.

Es ist leicht möglich, es kann leicht geschehen, das heißt auch eben so viel als: Es kann zufälliger Weise geschehen, es kann ein Zufall seyn. Diese Ausdrücke werden so mannigfaltig angewandt, daß sie überhaupt fast verdächtig, und wenigstens die Realität einiger der darunter liegenden Begriffe zweifelhaft geworden ist. Der Begriff vom Zufälligen ist von dem weitesten Umfange. Allemahl aber wird in Rücksicht auf den Begriff von Ursache etwas zufällig genannt; und heißt also zufällig, oder Zufall,

1. so viel als, was ohne alle Ursache geschieht, was erfolgt, aber von keiner uns bekannten Kraft bewirket wor-

worden ist. In dieser Bedeutung soll Epikur die Abweichung der Atomen, oder Weltelemente, von ihrer von Ewigkeit her gewohnt gewordenen Bewegung für etwas Zufälliges erklärt, oder dem Zufall zugeschrieben haben; weßwegen Cicero ihm entgegensetzt: Nihil turpius physico, quam fieri *sine causa* quidquam dicere.

2. Was von einer Ursache zwar herrühret, aber von einer uns unbekannten Ursache; folglich nach Gesetzen erfolgt, die wir anzugeben nicht im Stande sind (*). So gebraucht man häufig das Wort im gemeinen Leben, nennt einen unter den bemerkten Umständen gar nicht gewöhnlichen, und daher nicht begreiflichen, einen nur selten sich ereignenden Erfolg, die Erfüllung einer mehrentheils trügenden Erwartung, einen Zufall. Man sagt: es sey zufälliger Weise gekommen, es kann zufälliger Weise (leicht) kommen, wenn einmahl ein Traum eintraf, oder wenn das Eintreffen desselben noch geschehen solle, weil solches größtentheils nur von einen Zufall oder Ohngefähr abhängt.

3. Was seinen Grund nicht hat in den gemachten Anstalten, oder wenigstens nicht vorher gesehen, und erwartet wurde. Vieles ist in diesem Verstande Zufall in Ansehung menschlicher Anstalten und Absichten, glücklicher oder unglücklicher Zufall. Ob es aber in der Welt in Ansehung Gottes einen Zufall, ein Ohngefähr gebe, ist streitig unter den Philosophen. Es behaupten solches einige in der Bedeutung, daß nicht alles, was sich in der Welt ereignet, von Gott als künftig vorhergesehen, entweder, weil sie glauben, aus dem Gegentheile folge eine Nothwendigkeit aller Ereignisse, besonders auch der menschlichen Handlungen, dergleichen sie nach ihrem Systeme nicht zugeben

(*) *Aristot.* phys. II. 5.

ben wollen, oder weil sie die Zulassung so manches Uebels mit der göttlichen Güte und Weisheit nicht zusammen reimen können, unter der Voraussetzung, daß Gott alles vorher gesehen hatte! — In beyden Fällen treibt man vielleicht die Vergleichung der Erkenntniß und Weisheit Gottes mit der unsrigen, und die Begierde, alles genau begreifen zu wollen, zu weit. — Andere behaupten, oder werden wenigstens von ihren Gegnern beschuldigt, (denn sie selbst hören da den Ausdruck nicht gern, wegen seiner andern Bedeutung,) einen Zufall, ein Ohngefähr, in Ansehung Gottes zu behaupten, indem sie lehren, daß die freyen Handlungen, und folglich auch die Schicksale der Menschen, in der Schöpfung und Verbindung der Wesen keinesweges vollständig gegründet, und genau bestimmt sey. Und, die so lehren, scheiden sich bey weiterer Erklärung ihrer Meinung, in zwo von einander sehr verschiedene Partheyen. Denn einige Vertheidiger einer solchen Freyheit und Unabhängigkeit der menschlichen Seele, gründen sich darauf, daß sie ihr eine eigene Kraft zuschreiben, solche Bestimmungen ihres Verstandes und ihres Willens, solche Urtheile, oder solche Entschließungen hervorzubringen, die in ihrem nächstvorhergehenden Zustande unmittelbar und mittelbarer Weise, in dem entfernten Einflusse Gottes und aller anstößlicher Kräfte, keinen solchen Grund hätten, bey welchen dieselben nicht unterbleiben, oder auch anders erfolgen konnten. Andere hingegen halten zwar für ausgemacht, daß jedes Urtheil und jede Entschließung der Seele in ihrem nächstvorhergehenden innerlichen und äußerlichen Zustande, einen genau bestimmenden, entscheidenden, das Urtheil oder die Entschießung nothwendig nach sich ziehenden, Grund haben; nehmen aber an, daß die Wesen der Dinge nicht nur vom göttlichem Willen nicht völlig abhängig seyn, sondern überhaupt eine gewisse innere ewige

Nothwendigkeit haben; kurz, sie läugnen die Schöpfung aus nichts, und denken sich Gott nur als den Urheber aller Ordnung, alles Lebens, alles Guten in der Welt. — Dies sind nun freylich lauter Begriffe, denen an vollständiger Bestimmung und Deutlichkeit noch vieles abgeht. Aber unvollständige Begriffe, sind darum nicht eben irrige Begriffe; und wo das Verhältniß des Gegenstandes zu den Kräften des menschlichen Verstandes nur dunkele Vermuthungen zugelassen, da kann wenigstens eine dieser Vermuthungen dazu gebraucht werden, der andern nicht zu viel Eingang zu verstatten. —

4. Was überhaupt durch die Wirkung oder den Einfluß äußerlicher Ursachen nicht genau bestimmt ist, kann also in Ansehung dieser äußerlichen Ursachen zufällig heißen; es ist durch sie nicht so geworden. —

5. Zufällig bey einem Dinge, (modus accidens) heißt endlich, was in dem Wesen, oder in den ursprünglichen innern Eigenschaften eines Dinges seinen Grund nicht hatte, sondern durch äußerliche Ursachen dabey entstand. Was aber aus einem innern Grunde ganz allein herkäme, würde nicht zufällig genannt werden können, wenn es gleich nicht beständig wäre. Darum sind auch diejenigen, die aufeinander folgende Actionen in der Gottheit annehmen, wofern sie dieselben durch keine äußere Ursache und Einwirkung, sondern durch das göttliche Wesen allein gegründet annehmen, noch nicht genöthiget, etwas Zufälliges in der Gottheit anzunehmen.

6. Und so läßt sich also nicht von jeder Veränderung eines Dinges auf Abhängigkeit schließen. Und es kann etwas nothwendig entstanden, zum unausbleiblichen Erfolge gegründet, und doch vergänglich, veränderlich seyn.

Was nun den Ursprung und die Realität, Wahrheit und Anwendbarkeit der verschiedenen Begriffe vom Zufälligen anbelanget; so ist das mehreste aus den gegebenen Erklärungen und Beyspielen leicht abzunehmen. Nur eins ist noch zu untersuchen; nähmlich, was uns zu dem in Rücksicht auf Gott und die Welt so wichtigen Urtheile berechtiget, daß gewisse Dinge, zufällig vorhandene Dinge sind, (entia contingentia)? Zufällig heißt nähmlich hier, was nicht von sich selbst unabhängig von äußerlichen Kräften vorhanden ist, und folglich, wenn alles seinen Grund hat, von einem andern Dinge hervorgebracht ist. In diesem Sinne etwas zufällig zu nennen, berechtiget oder nöthiget uns vielmehr die Vernunft,

a. in vielen Fällen wegen der unmittelbaren Wahrnehmung der Abhängigkeit des Dinges, welches wir zufällig nennen, von gewissen von ihm verschiedenen Kräften und Zuständen. Wenn gewisse Dinge mit einander verbunden oder getrennt sind, so oder anders geformt, je nachdem die äußer ihnen vorhandenen Kräfte sie bestimmen: so ist es bey gesundem natürlichem Verstande unmöglich zu denken, daß irgend eine gewisse Verbindung, Lage und Form, bey diesen Dingen an sich nothwendig sind, und nicht abhängig von jenen äußerlichen Ursachen. Wenn wir fänden, daß ein Ding zu seyn aufhörte, oder anfinge, nach der Bestimmung ansehnlicher Kräfte, so müssen wir das Ansehen dieses Dinges für zufällig halten, vermöge dieser Erfahrung; für zufällig nähmlich in Rücksicht auf sein Wesen, wenn gleich nicht in Rücksicht auf das Wesen oder die Wirkung der Ursachen, die dasselbe hervorgebracht haben. Dergleichen Erfahrungen haben wir aber nur von den zusammengesetzten Dingen, keinesweges von den einfachen Elementen derselben.

b. Die Natur unseres Verstandes, und die Begriffe von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, bringen es aber ferner so mit sich, daß wir dasjenige, was wir ohne Ausnahme in vielen Fällen erfahren haben, im ähnlichen Falle, wo wir noch keine eigene Erfahrung haben, vermuthen, ja für gewiß annehmen, wenn alle unsere Erfahrungen damit übereinstimmen, und die Möglichkeit des Gegentheils also auf keine Weise gegründet ist. Daher kommt es denn, und geschieht mit gutem Grunde, daß wir alle Formen der Dinge nur als Bestimmung der Bewegung derselben, für zufällig, das heißt, für die Wirkung eines oder mehrerer davon verschiedenen Dinge halten.

In vielen von der Zufälligkeit hergenommenen Fällen kann oben erwähntes Wort leicht im gemeinen Leben gebraucht werden, weil man es der Kürze halber statt anderer Redensarten braucht. Es kommt aber auch noch in einem andern Sinne vor, welches nicht ungewöhnlich ist, wo man es nähmlich der Kürze halber für leichtsinnig, oder unbeständig nimmt, und es ebenfalls auch leichtfertig heißt, wovon in besondern Artikeln gehandelt wird. Bey dem Ottfried heißt es liht, beym Willeram litho, im Angelsächsischen leoht, im Niedersächsischen licht, im Englischen light; im Wendischen lohak, im Böhmischen lehky. Andere Sprachen und Mundarten kennen den Hauchlaut in diesem Worte nicht, wie das Schwedische lätt, Dänische lât, Isländische liettr, und Wendische lieden. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammet von dem wendischen Worte lieden auch das in der plattdeutschen Sprache noch gebräuchliche Wort Lieden her. Man sagt: dat lieden Bitterst, oder: He kann nich dat lieden Bitterst geneten; in welcher Verbindung es nur noch gebräuchlich ist, und so viel heißt, als das Leichteste, Wenigste. So scheint es zunächst den Begriff der Geschwindigkeit zu haben, und zu dem Geschlechte der

Wör-

Wörter locker, Flocke, Flakern, fliehen, leise u. s. f. zu gehören, ohne das Latein. levis, levare, so wie das Niederdeutsche liften, von der Verwandtschaft auszuschließen, weil der Uebergang der Hauch- und Blaselaute in einander etwas sehr gewöhnliches ist.

Leichte (die), ist das Abstractum des vorigen Wortes. Siehe Leichtigkeit.

Leichteich; Streichteich, ist bey der zahmen Fischerey ein solcher Karpfenteich, worin die junge Brut der Leich- oder Streichkarpfen, nachdem diese dahinein gesetzt worden, hervorgebracht und erzogen wird. Sie brauchen nicht besonders groß zu seyn, auch nicht eine Tiefe durch und durch zu haben, sondern sie müssen von einer oder gar mehreren Seiten flach auslaufen, damit die Karpfen darin wohl streichen, oder in der Weite leicht fußen mögen. Unter den Teichen sind diejenigen die besten, welche einen sandigen oder harten Boden haben, wo keine Frösche sind, wo nicht viel Fluthen, auch keine Enten leicht hinein fallen können. Sie müssen mit einem Zaune eingefangen seyn, damit das Vieh während der Leichzeit, die vom May an bis Jacobi währet, nicht zum Trinken hinan komme, weil es sonst viel Brut vertreten und verderben würde. Nach der Leichzeit aber kann man das Vieh wieder einlassen, weil der Mist davon den Karpfen sehr nützlich ist. Damit auch die Streichteiche ihre Kraft behalten, muß man sie über Winter, nachdem die Brut ausgefangen worden, ledig lassen, damit der Grund aufgerühret, der Schleim, der den Karpfen zuwider ist, verzehrt, und der Boden überhaupt gereinigt und ausgelüftet werde; zu dem Ende muß man nach der Anzahl der Teiche bey einem Gute zwey oder mehr Streichteiche haben, damit man einen zu Zeiten ledig liegen lassen, und hingegen die andern besetzen könne. Was man noch mehr über diese Art Teichwirthschaft sagen kann, findet man in der Encyklopädie, Th. XXXV,

S. 31, fgg. und in den Artikeln Setzteich, Streckteich.

Vom Leichen der Fische besonders aber findet man in der Encyklopädie, Th. XIII, S. 483, fgg. im Art. Fisch, und Th. LXXIII, S. 86, im Art. Leich, so wie im Th. LXXIV, im Artikel Leichzeit, ein Mehreres.

1. **Leichten**, ist ein Kunstwort, welches man zuweilen beym Ochsen gebraucht, und heißt so viel als legen, verschneiden, oder kastriren (*). Ein Landwirth, wenn er Weide und Winterfutter hat, erzieht sich gern seine Zugochsen selbst. Er ist sicherer dabey, weil die auf seinem Gute gezogenen Zugochsen, des Futters, Wassers, der Weide und des Landes von Jugend auf gewohnt sind, da hingegen die, welche aus der Ferne herkommen, oft wegen Aenderung des einen oder des andern, mancherley Zufälle mit großem Schaden des Landmannes über sich müssen gehen lassen. Man setzt in Hinsicht dieses, diejenigen unter den Ochsenkälbern ab, welche von großen, ansehnlichen, und milchreichen Kühen gefallen sind. Diese läßt man nach der gewöhnlichen Art zu wirthschaften, einige Wochen saugen. In einigen Ländern geschieht solches aber auch nicht, son-

(*) Man legt dieser Operation nach den verschiedenen Thieren, daran sie geschieht, auch verschiedene Benennungen bey; und sie geschieht mit einem Messer, wodurch sie sich auch von den übrigen Arten des Castrirens unterscheidet. Beym Hengste nennt man es Wallachen, oder auch Reißen, welches letztere auch beym Bollen gebraucht wird. Bey den Böcken sagt man Hämmeln, bey den Hähnen heißt es Kapaunen, oder Kappen, u. s. w. Es geschieht dieses theils, um dem Zugviehe, als Pferden und Ochsen, das gar zu unbändige feurige Wesen zu benehmen, theils, um den bockigen Geschmack des Fleisches zu ändern; es wird von verschnittenen Thieren auch zarter, und überhaupt das Vieh selbst zur Mast tüchtiger. Zuweilen bedient man sich statt des Schneidens auch des Abbindens und Klopfens, welches aber theils langsamer von Statten geht, theils auch eine grausame Methode ist.

sondern das Kalb wird sogleich nach der Geburt schon von der Kuh getrennt, und vom Anfange an getränkt. Andere geben ihnen wieder 10 oder auch 14 Tage vorher, ehe sie abgesetzt werden, etwas weniges von Linsen, Wicken, kleinem Heue, Habergarben, die entweder gar nicht, oder doch nur halb ausgedroschen sind, damit sie bey Zeiten fressen lernen, des Futters gewohnt, und desto stärker und ansehnlicher werden. Man muß ihnen aber dieses Futter mit heißem Wasser anbrühen, so wie man solches auch mit den Leimkuchen thut, und mit weißen Bohnenschalen, und ein oder zwey Stunden stehen lassen. Von dieser Siede giebt man ihnen nicht viel, sondern nur etwa ein Par Hände voll, und streuet etwas Salz und Kley darauf, solches lecken sie gern ab, und es werden ihnen die Zähne darnach hart, wodurch sie sich hernach desto besser zum andern Futter schicken. Die meisten Kälber werden geleichtet oder verschnitten, wenn sie noch an der Mutter saugen. Ist das Säugen der Kälber aber in der Wirthschaft nicht gebräuchlich, so geschieht es doch in der Zeit, da sie noch als sogenannte Milchkälber getränkt werden, und etwa drey Wochen alt sind. Sie vergessen in diesem Alter den Schnitt leichter, als die Zweyjährigen, oder die nach dem ersten Jahre verschnitten werden. Auch helfen die Kühe bey den Säugkälbern mit ihrem Belecken, die Heilung um ein merkliches befördern, und wenn ja der Schnitt umschlagen sollte, ist doch dieser kleine Verlust eher zu vergessen, als wenn man sie mit vielen Unkosten schon einige Jahre aufgezogen hat.

Nach verrichtetem Schnitte, welcher im Februar, früher oder später, nachdem das Kalb gefallen, geschehen muß, behält man es ohngefähr bis um Jacobi im Stalle, und giebt ihm unter guter Pflege auch gutes Futter, hernach läßt man es mit auf die Weide gehen, und füttert es nebenher noch gut.

Im Artikel Rindviehzucht wird hierüber weiter und vollständiger geredet werden, so wie man auch im Art. Ochs schon mehrere Belehrungen finden wird.

2. Leichten; ein Schifferwort, da es in der platten Sprache lichten, lüchten, oder auch lüften ausgesprochen wird, wo es so viel als erleichtern, in die Höhe heben, oder leicht machen, heißen soll. Man findet hauptsächlich diesen Ausdruck bey den Stromfahrern mehr, als bey Seefahrern, und es wird gebraucht, wenn man mit den Fahrzeugen, des flach werdenden Wassers wegen, nicht fortkommen kann, sondern sie erleichtern muß, damit sie fortkommen können. Dieserhalb wird auch das Fahrzeug, welches zur Erleichterung eines andern dient, der Leichter (welches so viel als Erleichterer bedeutet,) genannt. Solches Leichten geschieht vorzüglich bey den Schiffen, die stroman fahren, indem der Strom gewöhnlich, je höher man hinauf kommt, flacher wird. Bey der Elbfahrt ist dergleichen sehr gewöhnlich, so wie auch bey der Oderfahrt.

Es ist in preußischen Landen z. E. wo es in Berlin, Magdeburg und Breslau, Schiffergesellschaften giebt, auch gesetzmäßig, daß entweder das Elb- oder Oderfahrzeug nur gewisse Lasten den Strom hinan bringen soll; oder, deutlicher zu sagen: daß jeder Schiffer, indem die Fahrten mit allerley Fahrzeugen stets ihre Ordnung haben, und so abwechseln, damit jedes Mitglied von der Schiffercompagnie gleichen Antheil daran hat, nur zur Zeit eine gewisse Anzahl Lasten laden darf. Vor diesem war solche größer, jetzt ist sie aber eingeschränkter. Indessen bey flachem Wasser, und da die Elbe und Oder von Jahr zu Jahr immer mehr versanden, ists doch oft ganz unmöglich mit der nun einmahl bestimmten Last und in einem Fahrzeuge den Strohm hinauf zu kommen. In dieser Hinsicht werden, sobald das Wasser flach wird, ein

oder mehrere Fahrzeuge zu Hülfe genommen, und so trifft sichs z. B. bey der Elbfahrt oft, daß der Schiffer mit einem Fahrzeuge von Hamburg auslegt, und mit drey, vier bis fünf Leichtern (solche Fahrzeuge, die zur Miethe, oder im Verding der Schiffer, um sie zu erleichtern, von den Schiffen aufladen,) schon beym Zolle in Wittenberge ankommt.

Dieses Leichten ist die Ursache, daß oft ein Schiffer bey einer Fahrt wenig verdient, besonders, wenn er mit allen den Leuten bey widrigem Winde und Wetter noch lange unter weges liegen muß. Oft wird auch auf einer kurzen Strecke nur gelichtet, (oder gelüftet,) wenn nähmlich die Fahrt sonst recht gut ist, aber nur einige seichte Stellen hin und wieder kommen, die sie doch nicht vermeiden können. Dieses geschieht dann mit dem Zollkahne; anderen Kähnen oder Böten, welche sie bey sich haben. Sind alle diese kleine Nebenfahrzeuge aus dem Schiffe beladen, und ist dieses hinreichend, so geht es gut über die Stelle weg; ist dieses aber nicht, so muß zur Seite des Strohms die Waare ans Land so lange gebracht, und hernach wieder nachgeholt werden, wenn das große Fahrzeug gelüftet über den Ort weggegangen. Obgleich dieses mit vieler Mühe manches Mahl verbunden ist, so ist es doch nicht mit solchem Schaden verknüpft, als das Lichten bey der Seefahrt, wo man unmöglich so viele Böte bey sich haben, auch kein Schiff erhalten kann, um so viele Waaren auszuladen, bis das Schiff wieder frey über die Sandbank weggehen kann. Es wird daher in dieser traurigen Lage viele Waare ins Wasser geworfen.

3. Leichten, wird auch bey den Ankern gebraucht, da es so viel heißt, als sie aus dem Wasser wieder in die Höhe winden, damit das Schiff abseegeln könne. Man sagt aber in den meisten Fällen doch lieber lichten, die Anker lichten. Man sehe dieses Wort.

Leichter; ist ein Fahrzeug, welches zur Beladung und Löschung eines Schiffes gebraucht wird. Bey der Seefahrt sind diese Fahrzeuge eigentlich dazu flach gebauet, um über seichtes Wasser gehen zu können. In Hinsicht der Stromfahrten aber sehe man **Leichten** n. 2.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein schwer beladenes Schiff mit voller Last nicht in alle Häfen einlaufen kann, also in einiger Entfernung vor dem Hafen schon liegen bleiben muß, da es nicht Tiefe genug hat, und nun bedient man sich der Leichter, welche beym Seewesen aber anders gebauet sind und seyn müssen, als beym Schiffswesen auf den Strömen. Hiervon wird im Artikel Schifffahrt mehr vorkommen; auch sehe man: Lichten, Lichter.

Leichtern, verb. regul. act. und heißt leichter machen, sowohl im eigentlichen als figürlichen Verstande. Z. B. So leichtere nun du den harten Dienst deines Vaters, 2 Chron. 10, 4. Leichtere das Joch, v. 9. Mein Lager soll mirs leichtern, Hiob 7, 13. Im Hochdeutschen ist dieses Wort schon ziemlich veraltet, weil das zusammengesetzte erleichtern dafür eingeführet ist. Es ist von dem Comparativo leichter. Man gebraucht auch in eben der Bedeutung das Wort leichten, welches man nachsehen kann.

Leichtes (Gebackenes). Unter den vielen Arten, Gebackenes zu verfertigen, giebts auch eine die vorzüglich leichtes Gebackenes genannt wird. Man nehme Mehl, schlage drey bis vier Eyer darein, lege ein Stückchen Butter als ein halbes Hühnerey groß daran, und wirke den Teig zusammen. Darnach treibe man solches glatt aus, lege ihn doppelt zusammen, und treibe ihn wieder so dünn, als vorher; wenn dieses geschehen, so mache man daraus allerley Formen, wie es beliebt. Ferner setze man Schmalz aufs Feuer, und lasse es heiß werden, alsdenn thue man von dergleichen Gebackenem

hin-

hinein, und begieße es immer mit einer Kelle, so läuft es auf. Man muß sich aber hüten, daß es nicht zu braun werde.

Eben dieses Gebackene wird mit etwas Veränderung der Zubereitung: Krauskuchen, oder Schürzkuchen genannt. Vom Krauskuchen sehe man Encyklopädie, Th. XLVII, S. 817. Schürzkuchen werden sie deshalb genannt, weil sie, nachdem mit dem Kuchenrade Löcher darein geschnitten worden, durchgeschürzt oder geschlungen werden. Eben so nennt man diese Kuchen auch Hirschzweige, wenn man ihnen solche Gestalt gegeben; Fingerkuchen aus ähnlicher Ursache.

Leichtfertig, ist sowohl ein Adjectivum als Adverbium Im Niedersächsischen lichtvärig, im Dänischen lätfärdig, im Schwedischen lättfardig. Gramm und Ihre leiten dieses Wort von dem Angelsächsischen Ferhth, das Gemüth, ab (*). Es läßt sich aber wahrscheinlicher von leicht und fertig (von fahren) erklären; so fern fahren im weitesten Verstande eine jeden schnelle Bewegung bedeutet. Wir aber verstehen darunter eine Fertigkeit, oder ein Bereitseyn zu einer Sache, und Adelung, wenn er es im eigentlichsten Verstande nimmt, erklärt es: eine leichte Bewegung habend, sich ohne Mühe, ohne Anstrengung bewegend. In dieser Hinsicht gebrauchten die Alten dieses Wort auch in einer guten Bedeutung, wie Frisch im Wörterbuche zeigt, da er Ryffs Gesundheitsspiegel, Fol. 24, anführt, wo es heißt: die leichtfertigste Uebung ist, daß wir je derweilen sänftlichen

(*) Im Deutschen bedeutete Ferch ehedem Blut. (Man sehe Adelungs Wörterbuch, unter Blut.) Hieraus ist zu vermuthen, da es auch bey einigen Jägern noch gebräuchlich ist, wenn sie das Blut des kleinen Wildbrets nicht Farbe nennen wollen, daß sie an dessen Statt Ferch sagen, daß dieses noch eben das altdeutsche Wort Ferch sey.

„gehen erspatzieren.“ Daher findet man in der veralteten Bedeutung auch noch: ein leichtfertiger Gang; ein hurtiger, geschwinder Gang. Vermuthlich hatte Luther diese Bedeutung im Sinne, wenn er (1 Mos. 49, 4.) vom Ruben sagt: Er fuhr leichtfertig dahin, wie Wasser; welches Herr Hofr. Michaelis übersetzt hat: „Du bist rasend und unsinnig geworden.“ —

Im figürlichen Verstande nennet man, dem heutigen Gebrauche des Wortes nach, denjenigen leichtfertig, welcher sich zu allerley kleinen Bosheiten, und zu solchen Dingen, wodurch er jemanden einen Possen reißen kann, sehr leicht, fertig und bereit finden lässet. Denn von groben und schändlichen Bosheiten oder Verbrechen wird es niemahls gebraucht. Einen Mörder, Dieb, Straßenräuber u. dgl. wird man niemahls einen leichtfertigen Menschen nennen. In dieser Hinsicht kommt dieses Wort mit muthwillig und lose, überein, so daß jedes dieser Wörter vermittelst der eben das bedeutenden erkläret werden muß. Wenn man daher im Scherz sagt: Sie sind sehr muthwillig, so heißt dies: Sie sind sehr leichtfertig; d. i. Sie ergreifen sehr fertig eine jede Gelegenheit, kleine Bosheiten auszuüben, und thun es auf eine verschlagene Weise.

Verbindet man hiermit den Begriff des Loseseyns, welches der eigentlichen Bedeutung nach, etwas ungebundenes ausdrücket, (woher es bey den Alten auch oft von solchen Menschen gebraucht wurde, welche ein ausschweifendes, liederliches und ungebundenes Leben führten, weßhalb man im Mecklenburgischen ein geschwängertes Mädchen auch oft noch eine lose Person nennet;) so soll solches auch nichts weiter heißen, als: leicht aufgelegt zu kleinen Bosheiten. Wenn daher ein junger Mann ein loser Vogel, oder ein munteres junges Frauenzimmer ein loses Mädchen genannt wird,

wird, so heißt solches nichts weiter, als leichtfertig. Hiervon entsteht auch das Wort:

Leichtfertigkeit, dieses ist der Zustand, oder die Eigenschaft, da man leichtfertig, muthwillig oder lose ist; — da man die Fertigkeit besitzt, ungereizt und mit Vorsatz andern einen Possen spielen zu können. Aber es ist Leichtfertigkeit auch diejenige Eigenschaft eines Menschen, wo er sehr geneigt ist, entweder um seines eigenen Vortheils willen, oder um andern einigen Schaden, Abbruch, Verdruß oder dergleichen zuzufügen, und dies geschieht häufig, ohne sich in dem Augenblicke bewußt zu seyn, wider Religion, und wider die bürgerlichen Gesetze, gehandelt zu haben; und da kann man mit diesen Worten einen Menschen bezeichnen, der leicht zum Unrechtthun aufgelegt ist, sobald eine paßliche Gelegenheit vorkommt. Solcher Leichtfertigkeit, die zwar gesetzwidrig ist, allein doch fast täglich unter allen Ständen begangen wird, machen sich hauptsächlich, trotz aller Aufsicht der Polizey, die Handwerksleute schuldig.

Man versteht daher unter der Leichtfertigkeit der Handwerker, solche Betrügereyen, die nicht gleich offenbar von jedem entdeckt werden, dem sie zugefüget worden, ohngeachtet er Schaden davon hat; oder diejenige Verfassung mancher Handwerker, in welcher man ihren Reden, Versprechungen, oder gar Schwüren, dennoch keinen Glauben zustellen kann; wenn ein kleiner, verdeckter, der auch entschuldigt werden kann, Betrug ihnen eben so leicht fällt, als wahr, recht und ehrlich zu handeln. Oft sind solche Leichtfertigkeiten ein bloßer Handwerkspfiff, da der Mann dergleichen für einen bloßen erlaubten Vortheil, einen Handgriff, Gebrauch beym ganzen übrigen Gewerk u. dgl. mehr ansieht und ausübt, weil ers von seinem Lehrmeister lernte, ohne es für einen Fehler oder gesetzwidrig zu halten.

Solche Leichtfertigkeit, oder leichtfertige Betrügerey, geschieht nicht sowohl an den zu den gelieferten Sachen angewandten Materialien, und deren innern und äußern Beschaffenheit, zur Anwendung des angegebenen Zweckes, sondern auch wider die allgemeine oder besondere Pflicht des gegebenen Versprechens, daß die Sache gut, dauerhaft und ohne Tadel, dem innern Bestande nach, seyn soll; so wie sich eben dieses auch auf die Zeit der vollendeten Verfertigung selbst bezieht. Hierüber haben schon vor Alters Schriftsteller ihre Meinungen an den Tag gelegt, nachher ist aber nach D. Hönns Betrugs-*Lexicon*, Artelmeiers Hokuspokerie, oder Traktat von Verfälschung der Waaren; ingleichen: der Gott und Menschen wohlgefällige Kaufmann, (welches stückweise herausgekommen,) auch: *Theophilii Lucae* Memoires, oder Nachrichten von den verschlagenen Streichen der Betrüger, sonderlich Spieler. Entdeckter Betrug bey Handel und Wandel; Mengerings *Examen catecheticum* u. s. w. herausgekommen, woraus zu ersehen ist, daß man schon lange die Leichtfertigkeit der Leute dieser Klasse, theils mit Bedauren, theils aber auch mit Abscheu angesehen hat.

Wenn aber die Handwerker ihre Arbeit oder Waare anfänglich wohlfeiler als andere geben, damit sie Kunden bekommen mögen, so ist dieses bey ihnen eine allgemeine Regel der Klugheit, und so wenig Leichtfertigkeit, als Betrug, obgleich andere ihrer Nebenmeister, die anfangs selbst auch eben das gethan, doch weidlich darüber schimpfen. Die Kunden durch Beleidigung der Rechte eines andern an sich zu ziehen, ist höchst unrecht; wenn aber diese Beleidigung nicht vermittelst einer Verkehrung der Wahrheit geschieht, so kann es immer Leichtfertigkeit, aber kein sehr strafbares Verbrechen seyn. An und für sich aber hat ein jeder Handwerker gleiches Recht, Kunden zu verlangen,

und

und an sich zu ziehen. Beydes kann nicht geschehen, daß nicht der eine einige verlieret, die der andere erhält, besonders, da das gerechteste Mittel, Kunden zu erlangen, gute, wohlfeile, und dauerhafte Waare ist. So muß man auch die Leichtfertigkeiten der Handwerker unterscheiden, in diejenigen, welche fast allen Handwerksleuten eigen sind, und wiederum, welche nur von einigen besonders begangen werden,

Zu den allgemeinsten Leichtfertigkeiten gehört z. B. hier, nach geschehener Bestellung einer Sache, dieselbe, zu gewisser Zeit und an einem gewissen Orte zu versprechen, gleichwohl aber theils aus Eigennutz, theils aus Faulheit und Müßiggang, nicht Wort zu halten; wenn sie nicht überlegen, oder gar selbst einsehen, daß sie das Versprechen nicht erfüllen können, und doch den Kunden solches überreden wollen. Dies kann aber schon immer Betrug heißen, der gewöhnlich am gemeinsten, aber auch oft sehr verdrießlich ist.

Zu den allgemeinen leichtfertigen Betrügereyen der Handwerker, wowider zwar Gesetze reden, allein häufig nicht auf die Befolgung derselben gesehen wird, gehört auch noch die gewissenlose Behandlung der Burschen. Sie scheinen es häufig für ein Recht zu halten, die Lehrburschen nicht sowohl zur Erlernung des Handwerks, sondern vielmehr, zu allen möglichen Hausarbeiten gebrauchen zu müssen, sie verhehlen ihnen das Wichtigste, und die besten Handgriffe, und wenn es ans Ende der Lehrjahre kommt, begegnen sie denselben oft so unmenschlich, daß sie häufig davon laufen, die Meister aber nun das Lehrgeld, Bette u. dgl. mehr behalten, oder auch der Ausstattung des Burschen zum Gesellen überhoben sind. Haben solche Bursche aber dennoch alle Schmach geduldig erlitten, und kommen sie in den Gesellenstand, so haben sie nichts gelernt, und es wird entweder der Meister oder dessen Kunden durch die Unwissenheit solches Gesellen

betro-

betrogen. Hierher, und zu diesen allgemeinen Leichtfertigkeiten gehört auch noch, wenn die Amts- Gilde- oder Zunftmeister den jungen Meister altväterische und schon längst aus der Mode gekommene Meisterstücke, unter dem Scheine, ihre Kunst im Handwerke zu erforschen, vorgeben; hiermit aber nichts anders als dieses zur Absicht haben, damit sich der neue Meister nicht leicht forthelfen möge; wohin auch gehöret, wenn sie allerley Fehler an den Meisterstücken zu finden vorgeben, um nur die jungen Meister in Strafe zu bringen.

Unter dem Vorwande der Ordnung machen die Zünfte und Gewerke zuweilen gewisse Taxen, und verbinden sich untereinander, daß niemand von der Innung die Arbeit oder Waare wohlfeiler geben dürfe, als ausgemacht worden. Dieserhalb werden mit leichfertigem Herzen die theuersten Versicherungen, schreckliche Flüche und Schwüre verschwendet, daß ihnen selbst die Arbeit oder dazu erforderliche Waare so hoch komme, damit sie dieselbe den Kunden oder Käufern nur über die Billigkeit und den Werth der Sache anbringen, ohngeachtet sie dennoch, wenn jemand sich nicht daran kehrt, die Waare wohlfeiler verkaufen. Wenn die Leute nur nicht so leichtfertig schwören, möchte ihnen der wohlfeilere Verkauf leicht zu verzeihen seyn; denn der Handel selbst, die Verschiedenheit der Käufer und der Gehalt der Waare; so wie der Umstand, daß oft ein solcher Mann, sein Wehrgeld und seinen Gewinn aus dem vorher gelöseten eben der Art, schon längst heraus hat, machen, daß er hier oder da in Hinsicht des Preises nachlassen kann.

Die Leichtfertigkeit eines Handwerkers kann allemahl der Rechtschaffenheit entgegen gesetzt werden, und da einige besonders sich derselben schuldig machen, so kommt es auch daher, daß man schon im gemeinen

Leben

Leben die Müller, Schneider, Leineweber, und so weiter, ganz besonders der Treulosigkeit beschuldigen will. Damit man sich aber hüten möge, so sollen hier einige Beyspiele von leichtfertigen Handwerksstreichen aufgeführt werden.

Die Bäcker beschuldigt man, daß sie mit Fleiß schlechtes und verdorbenes Getreide kaufen, um es wohlfeiler zu bekommen, welches sie hernach als gutes wissentlich verbacken, und eben so theuer verkaufen (*). Von den Hausbäckern werden die Backgäste auf zweyerley Art besonders angeführt. Gewöhnlich haben sie unter dem Backtroge oder der Beute (s. Encyklopädie, Th. III, S. 400.) noch besonders eine Molle stehen. Damit diese aber nicht zu sehen ist, hängt ein Vorhang davor. Wenn sie nun den ihnen gebrachten Teig aufnehmen, so wissen sie mit solcher Fertigkeit immer ein Stück Teig nach dem andern in die Molle hinter den Vorhang zu practiciren, daß es auch selten von den anwesenden Backgästen einer bemerkt. Geschieht dieses nicht, so wissen sie beym

Gesseln

(*) Diejenigen Bäcker, welche sich nicht einer öffentlichen Betrügerey Schuld geben wollen, bedienen sich manches Mahl folgenden Kunstgriffes: Wenn sie Mehl von ausgewachsenem oder sonst doch schlechtem Korne verbacken wollen, lassen sie Pottasche in dem Einsauerwasser zergehen, und rühren den Teig damit an; oder haben, oder wollen sie dieses nicht, so wird Asche in einen Beutel gleich mit dem Sauerwasser aufgehängt, damit die Lauge darunter komme. Die aber auch diese Mühe sich nicht einmahl geben wollen, streuen bloß feine Asche mit unter den Teig. Hiernach verliert zwar das Brodt das Kleitschige und Schwere, allein es wird auch desto mehr aufgetrieben, woher ein Stück Teig mehrere Stücken Brodt giebt, als es sonst geschehen würde. Wie ungesund ein solches Brodt aber seyn müsse, läßt sich leicht gedenken, indem Pottasche sowohl als Lauge alle mögliche böse Zufälle im menschlichen Körper anzurichten vermögend sind. Sogar ein Hund kann Lauge nicht vertragen, welches man alsdann besonders bemerkt, wenn er das zum Seifensieden mit Lauge ausgekochte Fleisch gefressen hat.

Gesseln unten von jedem fremden Brodte ihren Theil abzukneipen, oder abzuschneiden, wo nun die Anzahl der Brodte und auch selbst das Zeichen unverletzt bleibt, aber das Gewicht und die Masse verliert. Man könnte noch unendlich viele Unrichtigkeiten anführen, welche ich aber übergehe, da sie mehrentheils schon allgemein im Publikum bekannt sind.

Auch den Färbern giebt man vieler leichtfertigen Hinterlist Schuld, und da man nicht stets weiß, was sie zur Farbe genommen, so wird man leicht angeführet, die Leute in den Preisen übersetzt, da statt beständiger und ächter Farben, abschießende und unächte genommen werden. Sie läugnen zum Theil den Empfang der Waare, wenn dem Eigenthümer das Zeichen von Händen gekommen — färben schlecht und fleckig, und geben dann vor, daß es so bestellt oder durch Zufall geschehen. Hierher gehört auch z. B. wenn sie bey der grünen Farbe, das Zeug zuerst gelb und hernach blau färben, da in diesem Falle nicht so viel Indigo als sonst gebraucht wird, die Farbe selbst aber auch eben daher schlecht und unbeständig ist. Das erste Merkmahl eines Färbereybetruges pflegt zu seyn, wenn sie nicht ein Fleckchen von der Grundfarbe übrig lassen, oder bey kostbaren Farben das Dreyblatt oder ihr Zeichen weglassen, und dergleichen Dinge mehr.

Die Fleischer besitzen viele leichtfertige Künste, um den Landmann sowohl, als den Bürger anzuführen, aber nur dies eine Stück soll hier zum Beyspiel dienen. Finden sie, daß ein Hauswirth ein schönes schlachtbares Stück Vieh zu verkaufen hat, so bereden sie sich mit andern Fleischern darüber. Einer von ihnen geht hin, besieht solches, und bietet so wenig dafür, daß es der Besitzer nicht ohne Schaden dafür lassen kann. Natürlicherweise weigert sich derselbe. Der Schlächter besieht und begreift das Hauptvieh, aber thut ihm

auch

auch unvermerkt durch einen Druck Schaden, wodurch das Hauptvieh krank wird. Nun kommt der andere, besieht es, thut sehr übel wegen der bedenklichen Umstände des Viehes, und bietet nun noch weniger. Der Besitzer ist nun in einer schlimmen Lage, und weiß nicht, ob das Stück Vieh lange erkranken — bald wieder gesund werden, oder gar binnen Kurzem sterben werde. Um nun doch etwas zu haben, so schlägt er es von der Hand für den Preis, welchen der erste bot. — Gottlob, es geht aber nicht bey jedem Verkaufe so, denn es giebt auch reelle und rechtschaffene Schlächter! Ob aber nicht sehr häufig der Bauer so hintergangen werden mag, will ich hier nicht untersuchen.

Die Klagen über die Leichtfertigkeit der Bauhandwerker sind bekannt genug. Das wenigste was sie zum Nachtheil des Bauherren unternehmen, ist dieses, daß sie ihm zuerst geringe Anschläge vorlegen, um ihn dadurch zum Bau zu bewegen. Wenn aber hernach bey immer mehr anwachsenden Kosten der Bau über das Vermögen des Baulustigen steigt — wenn er gar nicht mehr im Stande seyn sollte, ihre Rechnungen abzuzahlen, dann wendet sich die Höflichkeit dieser Leute, und das gewöhnlichste ist, daß sie zutreten, und den Bau fur ihre Rechnung verkaufen.

Ueber die Schalkheit der Perrückenmacher wurde in den Zeiten, als man noch die ungeheuren großen Perrücken trug, herzlich geseufzet: daß sie nähmlich statt der damahls üblichen wohlriechenden Pomaden, sich nur eines wohlriechenden Dampfes bedienten, die Perrücken über denselben hielten, und sie auf diese Weise wohlriechend machten. Dieses wäre freylich noch etwas verzeihlicher, als wenn ein rothhäriger Mann sich eine devote, kohlschwarze Perrücke bestellet, und nun der Perrückenmacher rothes Haar schwarz gefärbt,

färbt, und ihm davon die Perrücke gemacht hat, welche in kurzer Zeit ihre Grundfarbe wieder annimmt. — Unverzeihlicher aber ist jene Leichtfertigkeit eines Mahlers, der das Aushängeschild einer Schneiderherberge mahlen sollte. Er thut es, allein seine Arbeit wird vom ehrbaren Gewerke getadelt, und man weigert sich die bedungene Bezahlung zu erlegen. Der Mahler besinnet sich kurz, sagt: er habe noch etwas an dem Schilde vergessen, und bittet sich dasselbe wieder aus. Jetzt schabt er die beyden goldenen Löwen welche die gekrönte Scheere auf jeder Seite halten, wieder ab, und mahlt statt deren ein Par Ziegenböcke mit Oelfarbe. Ueber diese bringt er mit Wasserfarbe, zur Bedeckung, die goldenen Löwen, wie zuvor, an, giebt sein Schild ab, nimmt Bezahlung, und reiset davon. Als aber nach einiger Zeit, Regen und feuchtes Wetter, die mit Wasserfarben gemahlten Löwen abspühlte, so verwandelten allmählich sich die Löwen in ein Par stattliche Ziegenböcke.

Man könnte hier alle Gewerke, alle Künste und Wissenschaften ohne Ausnahme nennen, und man würde eine unnennbarer Menge von Fällen, und von denen ihnen zugethanen Personen aufführen können, die sich besonderer zu ihrem Fache gehörenden Leichfertigkeiten schuldig machen, und die eben so nahe mit Betrug und Diebstahl, als mit der Verläumdung des Nächsten verwandt sind. Vieles trägt hierzu wahrscheinlich die Noth bey, worein so mancher Gewerksmann, sogleich bey seinem, sey es auch noch so geringem, Etablissement geräth; da die ältern Meister ihm seinen Anfang und sein Fortkommen mißgönnen, ihm alles mögliche in den Weg legen, und ihn daher selbst zu leichtfertigen Betrügereyen reizen. Oft ist aber auch die schlechte, und manches Mahl ganz ausbleibende Bezahlung, von Seiten leichtfertiger Kunden Schuld daran, so daß ein solcher Mann, um sich zu retten, bey wenig

festen

festen Religionsgrundsätzen, auf solche Schalkheiten verfällt.

Leichtflüssig; leicht in Fluß gerathend. Dieses ist ein Adjectivum, welches man bey allen Sachen gebraucht, die leicht schmelzen, besonders aber bedient man sich dessen beym Hüttenwesen, bey Erzen und Metallen. Siehe Metall.

Leichtfüßig; ist ebenfalls ein Adjectivum, und wird theils eigentlich gebraucht, da es alsdann von allen dem gesagt wird, was überhaupt leichte und keine schwere Füße hat, es sey etwas Lebendiges, oder ein lebloses Ding; theils aber auch figürlich, und hier bedeutet es so viel als schnell, geschwinde seyn; einen hurtigen Gang habend. Man sagt daher: der leichtfüßige Hase, die leichtfüßigen Rehe, u. s. w.

Leichtgläubig, d. i. geneigt seyn, etwas leicht zu glauben, oder, eine Fertigkeit habend, eine Sache ohne vorhergehende hinlängliche Prüfung, um des bloßen Zeugnisses eines andern willen, für wahr zu halten. Daher kommt auch:

Leichtgläubigkeit. Diese kann man schon zu den menschlichen Fehlern rechnen, die sich sowohl auf den Willen, als auf den Verstand beziehen. Das Wesen der Leichtgläubigkeit besteht darin, daß jemand eine Sache glaubt, die unwahrscheinlich und nur möglich ist; oder daß jemand eine Wahrscheinlichkeit, die von unterschiedenem Grade seyn kann, und allezeit mit einer Möglichkeit verknüpft ist, für gewisser als sie in der That ist, hält, und auf die Möglichkeit nicht siehet, welches eine Wirkung des Verstandes ist, weil sie in einer falschen Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit bestehet. Sie entstehet aber theils aus einer Schwachheit des Verstandes, oder vielmehr der Beurtheilungskraft, da ein Mensch die Umstände nicht gegen einander zu halten, noch zu unterscheiden weiß, was wahrscheinlich, oder unwahrscheinlich und bloß möglich sey;

theils aus einer verdorbenen Neigung des unordentlichen Willens, es sey nun dieses eine allzugroße Neugierigkeit, wie in historischen Dingen zu geschehen pflegt; oder die Ungeduld, eine Sache genauer zu erfahren; oder die Eigenliebe, da man dasjenige leicht glaubt, was der Neigung am vorzüglichsten gemäß ist. Es kann zuweilen aber auch seyn, daß die Leichtgläubigkeit mehr aus dem verderbten Willen, als aus der Schwachheit des Verstandes herrühre, indem auch Menschen von nicht geringem Verstande, in gewissen Dingen leichtgläubig sind. Sie ist der Grund mancher unvernünftigen Furcht und Hoffnung, mithin sehr schädlich, weßhalb Epicharmus, ein alter Weltweiser, schon gesagt hat: „Nicht in den Tag hineinglauben, „sind die Glieder und Spannadern der Weisheit" (*); und Phädrus (**): „Höre alles an, glaube aber nicht „gleich alles.

Die Leichtgläubigkeit ist eine der nächsten Verwandtinnen des Aberglaubens, dessen Tadelhaftes und Strafbares auch vorzüglich darin besteht, allerley nützliche und schädliche Wirkungen von verborgenen Kräften zu erwarten, ohne so wenig in der Religion, als in der vernünftigen Erkenntniß der Natur, Grund und Anweisung dazu zu haben. Von Kindesbeinen an, wird der aufwachsende Mensch, versprächen alle seine Anlagen auch den allerhellsten Kopf, doch häufig schon zum Leicht- und Aberglauben eingeweihet. Aeltern, und alle das Kind umgebende Erwachsene, stekken zum Theil voller Vorurtheile und Unsinn, und in dieser Hinsicht kann mans schon dem Knaben, der kaum einige Worte lallen kann, verzeihen, wenn er den Gukguk, zum ersten Mahl hörend, frägt: wie lange er leben werde? und dann an seinen Fingerchen nachzählt,

(*) *Cicer.* de petitione consulatus, cap. 10.

(**) Lib. 3, Fab. 10, v. 57.

zählt, wie viel Mahl er gerufen, und mit Freuden davon hüpft, wenn er recht viele Mahl gerufen hat.

Wenn nun freylich diese kleine und kindische Idee mit den Jahren verfliegt, so treten tausend andere wieder an deren Stelle, und überspannen die Begriffe des leichtgläubigen Menschen, dem es an Kraft, oder an Willen fehlt, Wahrheit zu suchen. Zwar sind in vielen Provinzen schon die lobenswürdigsten Anstalten zur Bildung der Jugend; aber so löblich die öffentlichen Schulanstalten an vielen Orten auch sind, und die Nachahmung ein Wetzstein des Verstandes wird; so streuet doch oft aller Aufmerksamkeit ohnerachtet, der Straßenjunge schädlichen Samen aus, und gleicht nicht selten einem Reisenden, der aus der Levante die Pest mit sich und seinen Waaren nach Europa bringt. Er steckt andere horchende Schüler mit seinen seltsamen Meinungen an, da der Geist des Menschen von Jugend auf, zu allem, was seltsam, abentheuerlich und wunderbar ist, nur gar zu geneigt zu seyn scheint. Der Vorwitz und die Neugierde, die der Schöpfer zu einem bessern Zwecke in unsere Seele gelegt hat, leiten uns zuweilen von der Natur und Vernunft auf außerordentliche, für uns unbegreifliche Vorstellungen; wir glauben mit kalter Ueberlegung zu forschen, und doch sind wir manches Mahl schon von einer Sache dergestalt eingenommen, und es hat der Wille längst über den Verstand gesiegt, ohne daß wirs uns einmahl selbst bewußt sind, und entrüstet werden, wenn ein anderer uns die Augen öffnen will.

Eine unverzeihliche Leichtgläubigkeit mancher, schon angesehener Personen ist oft die geheime Ursache von dem Untergange des Ruhmes und guten Nahmens des sonst geschicktesten und gewissenhaftesten Arztes. Durch die Schwatzhaftigkeit dummer, abergläubiger Weiber gereizt, wird ein sonst guter Mann mißtrauisch auf den Willen und die Einsichten seines

vorsichtigen Arztes. Man sendet lieber den Urin zu einem Quacksalber, Scharfrichter, oder zu einer heillosen Wahrsagerinn. Das Orakel redet von ungeheuren Dingen, und der dankbare Klient opfert unermeßlich auf dem Dreyfuße solches Urinpropheten oder der Quacksalberinn; und wird nun zum Trost derjenigen, welche ihn überredet haben, selbst überzeugt — daß ihn der Doctor gemißhandelt haben soll. — — Nun wird das ellenlange Recept: wider Schießen, Hauen, Stechen, Hexerey, Teufelsbannen, Verwünschungen, und was dergleichen mehr ist, in einer auswärtigen Apotheke gemacht; das Wundermittel wird heimlich gebraucht, entweder neben der ordentlichen Medicin, oder gar mit Unterlassung derselben; die Krankheit verschlimmert sich stündlich, und der Patient schließt auf immer seine Augen. Der Hausarzt folget der Leiche mit wahrer Wehmuth und quaalvollem Herzen, ohne zu wissen, daß das Mordmesser der Quacksalberey auch zugleich einen Schnitt in seine Ehre machte. — —

In England ward Robert Andrews, Professor der Astrologie in Grantham, zu Anfange des Maymonathes 1782, ins Zuchthaus zu Nottingham gebracht, weil er die Leichtgläubigkeit des Volks, das haufenweise zu ihm lief, mißbrauchte, und es durch Weissagen ums Geld gebracht hatte (*). Hierüber wundert man sich in London, wie dergleichen Thorheiten zu unsern Zeiten noch Beyfall finden können; allein, wird man sich anderwärts nicht wundern, daß man in England noch einen Professor der Astrologie besoldet, und ihn straft, wenn er die allgemeine Leicht- und Schwachgläubigkeit des Volks nutzt, und seinem Amte ein Genüge thut? — Auf eine andere Art wieder, hätte zu Sevilla in Spanien, vor einiger Zeit ein fran-

(*) Stuttgart. privil. Zeitungen, 1783, 73stes St.

französischer Mechanikus beynahe das Unglück haben können, als Zauberer in die Hände der Inquisition zu fallen. Er verfertigte eine redende Puppe; aber, er mußte auch die Inquisition von ihrem Mechanismus augenscheinlich überführen, worauf man ihn frey ließ, und ihm ein eignes Certificat ertheilte, worin bekräftiget wurde, sein unbegreifliches Kunststück gehe wirklich ohne Zauberey zu (*).

Eben aus der menschlichen Leichtgläubigkeit entstand auch die berüchtigte Geschichte, die in Pohlen vor einigen Jahren sich ereignete; und sie ist ein demüthigender Beweis, wie weit der Verstand und das Gefühl der Menschen unter dem Joche des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit zum Nachtheil — zum höchsten Unglück des Nächsten oft hinabsinken kann (**).

In Pomerellen liegt unter der Jurisdiction des Landvogteygerichts zu Konitz, oder Choiniz, das Dorf Orsowo, dessen Einwohner, außer einigen Bauern, Edelleute sind, die sich vom Ackerbaue nähren. Einer von diesen, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer, Matthias Kapka, ein Gärtnerhaus vermiethet, wodurch die Familien von beyden in einen nähern Umgang gekommen waren. Unter Leuten von so eingeschränkten Begriffen, bey denen folglich auch jede Begierde äußerst heftig ist, kann es nicht leicht an Gelegenheit zu Zänkereyen fehlen, welche oft unerheblich genug sind; allein eben deswegen mit vieler Bitterkeit von beyden Seiten geführet werden. Auch hier war dies der Fall. Die Frau des Edelmanns merkte an, daß sich allerley kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthschaft zutrugen, seit die Kapka in ihrem Hause wohnte; und manche derselben mochten gerade nach einem vorgefallenen Zwiste unter ihnen

(*) Stuttgart. privil. Zeitungen, 1783, 150stes St.

(**) Lesebuch für alle Stände, zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks, und nützlicher Kenntnisse, von Joh. Friedr. Zöllner, Prediger in Berlin, Berlin, 1781, Th. 3.

nen beyden sich ereignet haben. Dadurch gerieth sie auf den Argwohn, daß jene eine Hexe sey, und sich durch Zaubereyen zu rächen wisse. Folgender Zufall bestärkte sie in ihrer Meinung, und wurde die Veranlassung zu einer höchst tragischen Geschichte.

Agnes, die Tochter des Zabinsky, wurde unter vielen Schmerzen an dem rechten Knie und Schenkel lahm. Der Arzt versicherte zwar, daß dies bloß eine Folge von einer gichtischen Materie sey, die sich an diesen Theilen abgesetzt habe; allein die Mutter war davon nicht zu überzeugen; sie behauptete, es sey eine unnatürliche Krankheit, die keinen andern Grund als die Zauberey der Kapka haben könnte, zumahl da kurz vorher zwischen ihr und dem Fräulein Agnes Zwistigkeiten vorgefallen seyn sollten. Was bedurfte es mehrerer Beweise für ihren Argwohn? Sie nahm daher auch weiter keinen Anstand, die Bauerfrau im ganzen Dorfe für eine offenbare Hexe zu erklären. Bey dieser Rache ließ sie es indessen nicht bewenden, sondern zeigte den ganzen Vorfall, sammt allen ihren Vermuthungen und Schlüssen, dem Dorfschulzen Albrecht von Kowalewsky an, und verlangte von ihm, daß er das ganze Dorf zusammen berufen, und in Gegenwart desselben an der Kapka die Wasserprobe sollte machen lassen. Der Schulze weigerte sich anfänglich, ihrem Gesuche Genüge zu thun, und damit er sie los würde, wandte er ein, daß man dazu wärmere Witterung abwarten müsse. Als aber am 13ten März 1779 ein gelinder Tag einfiel, wiederholte sie ihre Vorstellungen so dringend, daß der Schulze seine Einwilligung gab.

Sogleich veranstaltete die von Zabinsky, daß die sogenannte Schulzenkeule, als das Zeichen einer angesetzten Dorfversammlung, im Orte umher geschickt wurde; und gegen Mittag waren bereits die meisten Einwohner beym Schulzen versammlet. Nach einer kurzen Erzählung des Falles, und einer noch kürzern Ueberlegung, was zu thun sey, wurde Andreas von Zabinsky nebst seinem Sohne Franz und etlichen Bauern, nach dem Hause, worin die Kapka wohnte, förmlich abgeschickt, um sie vor die Versammlung zu stellen, und durch die Wasserprobe auszumitteln, ob sie wirklich eine Hexe sey oder nicht. Die erschrockene Frau wurde fortgeschleppt,

schleppt, und nach einem Dümpel (Teiche) geführt, welcher ohngefähr tausend Schritte vom Dorfe liegt, etwa 200 Schritte im Umkreise, und 20 Schritte in der Breite hat, aber nahe am Ufer schon über Mannslänge tief ist.

Hier zog sich die Unglückliche auf Verlangen der beyden Zabinsky bis aufs Hemde gutwillig aus; jedoch legte sie das sogenannte Skapulier nicht ab, welches aber ihre Anklägerinn ihr abriß, indem sie sagte: Du Hexe! bist nicht mehr werth, das Bildniß der Mutter Gottes zu tragen! Eben diese besprengte darauf den Dümpel mit Weihwasser, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füße kreuzweise mit Stricken von Stroh zusammen (*). Der Schulze ließ sie hierauf auf ein drey Ellen langes, und eine Elle breites Brett setzen; an dies Brett befestigte Franz von Zabinsky einen langen Strick, warf ihn seinem am entgegengesetzten Ufer stehenden Vater zu, und dieser zog sodann das Brett mit der Kapka ins Wasser. Sie fiel gleich am Ufer vom Brette ins Wasser, die Strohstricke löseten, da sie naß wurden, sich auf, und so kam sie, frey von ihren Banden, wieder glücklich ans Land. Nachdem dieser schlecht abgelaufene Versuch die Edelleute nicht zufrieden stellte, so wiederholten sie denselben, der sich wieder damit endigte, daß die Frau, wie das erste Mahl, ans Land schwamm. Die meisten Anwesenden machten sich nun auf den Rückweg nach dem Dorfe; denn, daß sie nicht untersank, dünkte sie ein hinlänglicher Beweis, daß die im Wasser geprüfte eine wirkliche Hexe sey.

Der Mann, der mit ihr 21 Jahre in einer zufriedenen Ehe lebte, war bis jetzt ein müßiger Zuschauer des ganzen Auftrittes gewesen, weil er sich der Gewalt nicht widersetzen konnte, auch im Dorfe keinen Freund fand, der ihm beygestanden hätte. Da er aber nun sahe, daß man seine Frau für schuldig erklärte, so ging ihm das sehr nahe, und er kannte kein anderes Mittel, ihre Unschuld, von der er sich selbst zur Genüge überzeugt hielt, zu beweisen, als die Wiederholung der Probe, an deren Zuverlässigkeit er im mindesten nicht zweifelte. In dieser Meinung

(*) Von den Hexenprocessen, kann man in der Encyklopädie, Th. XXIII, S. 503, fgg. und besonders in eben dem Theile die Figur 1332 nachsehen.

lief er dem zurückgegangenen Haufen nach, und forderte sie sämmtlich, besonders die Zabinskysche Familie, auf, die angefangene Prüfung seiner Frau völlig zu Ende zu bringen, sie besser zu binden, sie mitten auf den Dümpel zu ziehen, und sie sodann ins Wasser zu werfen. Jene kehrten wieder um, und banden die arme Frau mit hänfenen Stricken kreuzweise zusammen, die beyden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Dümpel, und stießen sie so weit vom Ufer, als sie konnten. Die nun zum dritten Mahle der Probe unterworfene bejammernswürdige Frau, schwamm eine geraume Zeit auf dem Bauche im Wasser umher, bis sie endlich vermittelst eines an ihr befestigten Strickes wieder herausgezogen, und losgebunden wurde. Ihre Kräfte waren erschöpft; allein das grausame Verfahren ihrer Feinde hatte sie in eine Art von Wuth versetzt, so, daß sie nach einer kurzen Ruhe freywillig ins Wasser sprang, und erst, nachdem sie wohl eine Viertelstunde umher geschwommen war, wieder ans Ufer kam.

Hierdurch hielten sich nun die anwesenden Edelleute völlig überzeugt, daß sie eine Hexe sey, und glaubten sich deswegen zu einer jeden Grausamkeit gegen sie berechtiget. Fast alle, vornehmlich die Zabinskysche Familie, schlugen sie mit großen Stricken und Ruthen, ohne Vorsicht, wohin sie trafen, und verlangten, daß sie die Agnes entzaubern sollte. Nachdem sie sie, ihrer Meinung nach, genug gemartert hatten, vereinigten sie sich sämmtlich dahin, daß solche Hexe nicht wieder ins Dorf zurück kommen dürfte.

Die gemißhandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unschuld zu betheuern, und um Erbarmen zu flehen. Sie bat nur, man möchte sie aufrichten und auf die Füße bringen; auch das wurde ihr versagt. Einer von den Edelleuten nahm durch ihr Bitten sogar Gelegenheit, sie noch einmahl mit einem Stocke, so lange bis er sprang, zu schlagen, und sie dann mit dem in der Hand behaltenen Stück ins Gesicht zu stoßen, wobey er ihr sagte: Steh auf, Bestie! und ziehe dich an! — —

— — Müde, einem Schauspiele zuzusehen, welches ihnen wahrscheinlich nicht mehr Abwechselung genug hatte, gingen die Versammelten nun in das Dorf zurück, und ließen die mit Blut bedeckte, dem Tode nahe gebrachte

Frau,

Frau, ohne alle Hülfe unter freyem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beyden Töchter, die eine von 14, die andre von 11 Jahren, welche sich so lange vor der Menge gefürchtet hatten; durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, griffen sie ihr unter die Arme, und führten sie bin an die äußersten Zäune des Dorfes, wo sie vor zu großer Schwachheit liegen blieb, ohne daß sich weiter jemand um sie bekümmert hätte.

Gegen Abend wurde von sämmtlichen Edelleuten des Dorfes beschlossen, sie über die Gränze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die von allen verlassene Frau darauf, und fuhr in einer zahlreichen Begleitung mit ihr hinweg. Unterweges gab er ihr immer noch die empfindlichsten Peitschenhiebe, und seine Mutter schrie ununterbrochen, sie sollte die Agnes entzaubern. Sie waren bereits ziemlich weit mit ihr gefahren, als das Brett des Wagens, worauf sie lag, brach, und mit demselben sie selbst auf die Erde fiel. Sie weinte heftig, und bat aufs flehentlichste, sie nicht so hülflos, ohne Kleider, vor Kälte erstarrt, mit Wunden und Striemen bedeckt, auf freyem Felde liegen zu lassen. Allein, alle Anwesende blieben fühllos, und gingen nach dem Dorfe zurück.

Während dieser Zeit hatte ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen verlassen, zu Hause allerley Ueberlegungen gepflogen. Die angestellte Wasserprobe hatte ihn in der Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau wankend gemacht; vornehmlich trug dazu viel das übereinstimmende Urtheil der Edelleute und des Schulzen bey, denen er doch zutrauete, daß sie die Sache verstehen müßten. Er fing an, sich vor ihr als einer Hexe zu fürchten, und getrauete sich wenigstens nicht, ihr zu Hülfe zu kommen, da er sahe, wie allgemein der Haß und die Wuth gegen sie war. Als er sich aber dagegen vorstellte, daß die treue Genossinn seines Hauses, mit welcher er eine lange Reihe von Jahren hindurch so zufrieden gelebt hatte, in einem so äußerst elenden Zustande, vielleicht noch immerfort den Mißhandlungen ihrer Peiniger ausgesetzt wäre: so überwand Mitleid, Erbarmen und Zuneigung jede andre Regung seines Gefühls. Er nahm so viele Kleider, als er für nöthig hielt, mit sich, und ging dem übrigen Haufen nach. Diesen fand er

schon auf dem Rückwege; er vermied es, von ihnen bemerkt zu werden, und fand bald darauf seine Frau auf dem Wege, außer Stande zu sprechen. Sie röchelte bloß noch, und aus der Nase und dem Munde floß häufiges Blut. Alle Mühe, die er sich gab, sie aufzurichten und anzukleiden, war vergebens; sie rang bereits mit dem Tode. In einer Art von Verzweiflung ging er nach Hause, nachdem er sie mit Kleidern bedeckt hatte, und nach anderthalb Stunden kam er wieder, und fand sie todt. Auf diese so traurige als grausame Art mußte die bedauernswürdige Frau, die nach der Aussage aller abgehörten Zeugen, jederzeit ein stilles und ehrbares Leben geführt hatte, und die bloß durch Zufälle, und durch die dumme Bosheit der Zabinskyschen Familie, in den Verdacht der Zauberey gekommen war, ihr Leben beschließen, nachdem sie unmenschliche Marter erduldet hatte. Ihr hinterbliebener Mann war von Schmerz ganz außer sich. Er lief zum Pfarrer zu Wiehle, um ihm den Vorfall anzuzeigen, und sich Beruhigung und Trost zu suchen. Dieser gab dem Landvogteygericht zu Konitz davon Nachricht, das sogleich die Verbrecher der Untersuchung unterwarf.

Die von Zabinsky hatte Gelegenheit gefunden zu entkommen, und damit der Strafe, die ihrer Bosheit gebührte, zu entgehen. Es sind indessen die nöthigen Maßregeln genommen worden, ihrer wiederum habhaft zu werden. Das hiesige Cammergericht verurtheilte die Mitschuldigen des Mordes auf 4, 3, und 2 Jahre. Der hohe Grad von Einfalt, der Aberglaube, die Rauhigkeit der Sitten, und tief eingewurzelte Vorurtheile, sammt dem Mangel der Ueberlegung, welche allenthalben in der ganzen Geschichte hervorleuchten, bewogen billig die Richter zu einer solchen Milderung der Strafe.

Ich habe im Vorhergehenden des Professors der Astrologie zu Gratham, Robert Andrews gedacht, und gezeigt, wie derselbe die Leichtgläubigkeit des Volkes zu seinem Vortheile gebrauchet. Wir haben hingegen aber auch wieder alte und neue Beyspiele, wo Männer, sonst von großen Einsichten und Verdiensten, sich durch ihre Leichtgläubigkeit selbst ge-

geschadet haben. Besonders trifft solches bey dem noch nicht ganz auf der Welt getödteten Wahne des Nativitätstellens ein, wovon bisher noch so mancher sonst würdige und auch vernünftige Mensch angesteckt ist. Die Begierde, das Zukünftige zu wissen, die uns so leichtgläubig, und oft gar abergläubig, macht, ist nichts anders, als ein geheimes Bewußtseyn, daß das Künftige für uns gehöre, oder, daß wir eine unsterbliche Seele haben. Wir fühlen uns zur ewigen Dauer ausgerüstet, und dies Gefühl macht uns geneigt, uns mit der Zukunft bekannt zu machen. So lange ein Mensch sich nicht mit Weisheit untersucht, und sich bloß mit dem Zustande dunkler und sinnlicher Vorstellungen begnügen läßt, wird er alles Vermögen seiner Seele unrecht anwenden, und folglich auch das Bewußtseyn seiner geistigen Natur der Unsterblichkeit zu thörigter und abergläubiger Erforschung künftiger Dinge gebrauchen, und ohne Grund jetzt voll Hoffnung, und dann voll Furcht seine Tage unruhig zubringen. Ein Weiser kann ohne solche Phantastereyen ziemlich hell ins Künftige blicken, und es wird ihm selten fehlen, wenn er das Sprichwort versteht, daß jeder seines eignen Glücks Schmidt ist. Ja durch Vernunft und Offenbarung können wir auch Blicke in die Ewigkeit thun, und in eine andere Welt hinein sehen, auch unsers Schicksals in derselben versichert werden. Gott hat uns aber durchaus dasjenige, was er künftig in dieser Welt über uns verhängen will, verborgen. Es ist der ausdrückliche Befehl Christi, und andere wichtige Gründe erfordern es, wegen der künftigen Begebenheiten hienieden ganz unbesorgt zu seyn, ohngeachtet dadurch eine kluge Vorsicht und Vorbereitung auf alle Zufälle nicht ausgeschlossen wird.

Die menschliche Begierde, große Kenntnisse zu besitzen, oder doch dergleichen Schein zu haben, hat

schon

schon vor Alters Anlaß zu der Kunst der übernatürlichen Kenntniß verborgener Dinge, (Divinatio,) und zu allen den andern Künsten gegeben, die von dieser abstammen. Hierzu gesellete sich der Drang, mächtig und furchtbar zu seyn, oder wenigstens zu scheinen, um es wirklich zu werden, und dieses gab die Veranlassung, die übernatürliche Magie, und alle hiermit verwandten Dinge auszudenken, denen hernach das blinde Volk so viel Glauben beymaß. Das asiatische und überhaupt morgenländische Klima, wirkte auf die Einbildungskraft dortiger Einwohner stark, unter denen die patriarchalische reine Religion bis auf einige wenige fast unkennbare Ueberbleibsel erloschen war, und es zeichneten sich hier besonders die Chaldäer aus. Sie sahen, daß es in der Welt Böses gäbe, aber zu dem Urheber dessen, wollten sie das anerkannte gute Wesen nicht machen. Sie betrachteten aber nicht, daß die Begriffe vom Guten und Bösen, Begriffe der Vergleichung und des Gegensatzes sind, wie groß und klein; daß kein Gutes, es sey worin es wolle, Statt finden könne, wenn es nicht wirklich ein Uebel giebt, das demselben entgegengesetzt ist; daß dieses aus dem Wesen und der Natur aller Dinge sich also ergebe, ohne gerade, wie einige es auch gewollt haben, beyde Wesen zu bloß idealischen Dingen zu machen. Man erdachte deshalb zwey ursprüngliche Wesen, von welchen das eine der Urheber alles Guten war, welches sie Oromasdes, Gottheit, oder Gott nannten, das andere aber der Urheber alles Bösen seyn sollte, welches sie mit dem Nahmen Arimanius, böser Geist, oder Teufel belegten. Sie wurden hierbey aber nicht gewahr, daß sie die Gottheit tausend Mahl schwerer beleidigten, da sie ihr ein böses Wesen — ein anderes selbst wirkendes und schöpferisches Wesen, außer ihr selbst, an die Seite setzten.

Der

Der ganze Orient, hernach aber auch der ganze Occident, und endlich sogar die ganze bekannte Welt, war bald voll von dieser Lehre. Da man beständig nach irdischen Vorstellungen, und menschlichen Begriffen dachte und handelte, so mußte man beyden großen Wesen einen besondern Aufenthalt und Hofstaat anweisen. Das gute Principium wurde in dieser Hinsicht in den Himmel, den man über sich dachte, und das Böse in die Hölle unter der Erde versetzt. Jedes Princip hatte seine besondere Hofhaltung, woher die Götter die Halbgötter, die Teufel, die Dämonen und Geister aller Art, und von allerley Rang, und Würden, entstanden.

Diese Lehre würde aber noch sehr unfruchtbar gewesen seyn, wofern man nicht eine gerade unmittelbare und besondere Verbindung zwischen dem höllischen Hofe und den Menschen, die auf Erden wohnen, zugleich angenommen hätte. Da nun aber kein Sterblicher diesen Zusammenhang vermittelst seiner eigenen Sinne gewahr werden konnte; so machte man daraus eine geheime Wissenschaft, welche gleichsam, als von Rechts wegen, unter den Händen der Priester, der Priesterinnen, der Magier, der Wahrsager, der Auguren, der Haruspicer, der Opferpriester, und derer bey den Orakeln, der Einsiedler, der falschen Propheten, und anderer solcher Leute, bis zu der Ankunft Christi ungestört blieb, außer daß Moses, und nach ihm verschiedene Propheten, schon manches niederrissen. Die reine Theologie, welche Christus lehrete, und das große Licht, welches er überhaupt in allen Theilen der Religion und Vernunftlehre verbreitete, zerstreuete einen großen Theil dieser Finsternisse. Wie schwer es aber hält, den Samen des Aberglaubens aus den Gemüthern der Menschen mit der Wurzel auszurotten, wenn man ihnen auch die Wahrheit auf die allereinleuchtendste Weise vorhält, zumahl,

wenn

wenn solcher Irthum schon fast vom Anfange der Welt her, geglaubt worden ist, beweisen noch manche Thaten und Grundsätze des Volks, aus den letzten Jahrhunderten, wovon ich in diesem Artikel verschiedene Beyspiele anführen werde. Denn es blieben noch stets Trümmer von diesem heidnischen Aberglauben genug übrig, welche von Enthusiasten und Betrügern zu förmlichen Künsten und Wissenschaften gemacht wurden, woran oft die Ruhe und das Glück des leichtgläubigen, unvernünftigen Volks, ohne Rettung scheiterte.

Von den Ueberbleibseln dieser unstatthaften Künste will ich einige anführen, und ihre Ungereimtheit zeigen, weil der Inhalt und Zweck dieses Artikels mir vorzügliche Veranlassung dazu giebt, und es verdient also hier die Astrologie zuerst genannt zu werden. Sie ist, wenn man sie Wissenschaft nennen kann, eine bloße Muthmaßungswissenschaft, welche von den Wirkungen und Einflüssen der Gestirne urtheilen, und aus der Stellung der Planeten, so wie aus ihren verschiedenen Aspecten, zukünftige Begebenheiten vorher sagen lehrt. Sie wird in zwey Theile getheilt, nähmlich in die natürliche Astrologie, oder Meteorologie, welche sich mit dem Vorhersagen natürlicher Wirkungen, als des Regens oder schönen Wetters, der Winde, der Hagelwetter, des Schnees, des Frostes, der Stürme, u. s. w. beschäftigt. Hierin besteht ein Theil von der Kunst mancher Kalendermacher — aber aus der bloßen Gegeneinanderhaltung der Prophezeiungen dieser Kalender mit dem täglich sich einstellenden Wetter, kann ein jeder vernünftige Mensch leicht urtheilen, ob diese Kunst Glauben verdiene, oder nicht. — Würden aber Männer, die wahre Begriffe von unserm Dunstkreise haben, und von den sich bewegenden Elementen, die uns umgeben, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, Tag und Nacht auf alle Erschei-

nungen im Dunstkreise zu achten, Thermometer und Barometer stets bey der Hand zu haben, und alle Thiere, auf die besonders die Veränderung des Wetters einen sichtbaren Einfluß hat, eben so genau zu beobachten, so wäre es möglich, daß solche einige zuverlässige Prophezeiungen von kommenden Wetterveränderungen, auf allenfalls drey Tage im voraus liefern könnten (*). Keinesweges aber ists möglich, schon ein Jahr voraus etwas zu bestimmen, da die so sehr entfernten Sterne keinen unmittelbaren Einfluß auf unsere Erde haben können, wie man es schon längst erwiesen. Der andere Theil heißt die Astrologia judiciaria, oder bloß die Judiciaria, eine vermeinte Wissenschaft, welche tausend Mahl ungegründeter, verwegener und schlimmer ist, als die erstere; indem sie anfänglich die erhabne Kunst der Träumer war, und zuletzt die Kunst der Beutelschneider geworden ist. Ein gewöhnliches Schicksal aller chimärischen Wissenschaften! — Diese lehrt allerhand politische Begebenheiten auf der Welt, nnd in der menschlichen Gesellschaft, ebenfalls durch Beschauung der Sterne, Gestirne und Planeten, und ihrer verschiedenen Constellationen, vorhersagen.

Als einen Theil dieser letzten kann man auch vielleicht die Cabbala anführen, welche sich auch mit der Kenntniß verborgener Dinge, und der Influenzen derselben auf unsern Körper beschäftigt. Eigentlich heißt Cab-

(*) Ich möchte mich wohl erdreisten, zu behaupten: Wenn ein Mann in einer so großen Stadt, wie z. B. unser Berlin ist, mit allem Ernst sich auf dieses Fach legte, und wöchentlich zwey Mahl kurze gedruckte Anzeigen vom kommenden Wetter, die sich auf oben bemerkte Art begründeten, herausgäbe, daß er sich gewiß dabey sehr gut stehen würde. Denn diese Blätter würden zuverlässig fast in allen Häusern gehalten werden, um sich in Absicht der Wäsche, des Lustwandelns, und tausend anderer Sachen, darnach zu richten. Die sonstigen Veranstaltungen hierzu ließen sich gar bald treffen. Im Art. Wetter ein Mehreres hiervon.

Cabbala die mündliche Tradition, oder die Lehre, welche die Juden neben der schriftlichen Offenbarung, mündlich von ihren Vätern bekommen haben wollten. Sie ist theils die reine, theils die unreine oder geheime Cabbala. Hier ist von der letztern die Rede, welche durch geheime Nahmen der Engel, oder durch Versetzung gewisser Buchstaben in Stellen der Schrift, oder wohl gar durch einen Mißbrauch des Nahmens Jehovah, übernatürliche Wirkungen hervorzubringen lehrte. Die Secte der Essener übte diese Kunst aus, und heilte durch solche Mittel Krankheiten, wozu man sich gewisser Zauberformeln, aufgeschriebener Sprüche der Schrift, barbarischer Wörter, die aus Anfangsbuchstaben der Engelnahmen zusammengesetzt waren, bediente. Josephus will (2 B. vom jüdischen Kriege, Cap. 8, §. 2 bis 14,) davon nichts wissen, daß die Cabbala der Alten sich mit den Gestirnen beschäftiget habe; und in dieser Hinsicht kann man unter den vorhergenannten verborgenen Dingen wohl eigentlich nur Geister verstehen, wohin auch Paulus (Coloss. 2, 18,) zu zielen scheint.

Die Gelehrten sind noch hin und wieder in ihren Meinungen von der Astrologie nicht ganz einig, und weil das ganze Werk auf den Einfluß der Gestirne in die Körper auf Erden ankommen soll, so läugnen einige denselben, und verwerfen hiermit die ganze Kunst. Andere geben den Einfluß zwar zu, aber auf ungleiche Art, und halten dafür, es müssen bey solchem Einflusse zwey Umstände erwogen werden: ein Mahl, wie weit sich derselbe erstreckt? und zweytens, wie weit wirs in unserer Erkenntniß davon bringen können? Hier giebts nun Leute, die in beyden Stücken die Sache äußerst übertreiben, so wie wiederum andere die Mittelstraße zu wählen suchen. Was die erstern betrifft, so bilden diese sich einen solchen Einfluß der Gestirne ein, der nicht allein bey den natürlichen Körpern auf

Er=

der Erde allerley Veränderungen in Ansehung des Wetters, der Gesundheit und Krankheit des menschlichen Leibes verursache; sondern sich auch auf die menschlichen Verrichtungen, und künftige Begebenheiten des Glücks und Unglücks bey den Menschen erstrecke; und hier hat man nicht allein die Schicksale einzelner Menschen, sondern auch ganzer Reiche von der Beschaffenheit und Kraft der Gestirne hergeleitet (*).

Ist einem Irthume erst die Thüre geöffnet, dann schleichen auch bald mehrere nach, und man kam daher in dieser vermeinten Kunst von einer Posse auf die andere. Sogar die Beschaffenheit und Schicksale der Religionen wollte man auch noch von den Gestirnen herleiten, und was sonst dergleichen mehr ist. Diejenigen aber, welche noch vernünftiger seyn wollen, aber die Sache nicht zu läugnen wagten, blieben in der Mittelstraße. Das heißt: sie läugnen zwar nicht, daß die Gestirne in die Körper auf Erden einen Einfluß haben, und daß daher die Veränderungen des Wetters, die Gesundheit und Krankheit der menschlichen Körper mit herrühren; — räumen aber nicht ein, daß dieser Einfluß so stark sey, daß auch die Seele, die freyen Handlungen des Menschen, dasjenige, was sonst von ohngefähr geschieht, denselben unterworfen seyn. — Wenn diese Leute aber nähere Kenntnisse vom menschlichen Körper hätten, und wie genau er mit seiner Seele verbunden wäre, so daß dasjenige, was den Körper als ein Leiden betrifft, allemahl auch Einfluß auf die Seele, und also auch auf ihre Wirkungen hat — so würden sie vielleicht anders denken, oder reden; denn auf diese Weise hätten doch noch immer die Gestirne einen mittelbaren Einfluß

(*) *Joh. Fried. Mayer* in diss. Utrum facta mundi, regnorum et urbium dependeant ab astris?

fluß auf die Seele — und alle ihre Ausreden sind bloße Logomachien. Im Artikel Sterndeutung soll ein Weiteres hiervon abgehandelt werden, und ich will mich bemühen, daselbst die Kunstgriffe der Sterndeuter, womit sie den leichtgläubigen Menschen bethören, weitläuftiger auseinander zu setzen und aufzudecken. Schriftsteller, welche schon längst den Ungrund dieser elenden Kunst erwiesen haben, sind unter andern folgende:

Hieronymus Savanarola, adversus astrologiam divinatricem.
Joh. Picus Mirandulanus, lib. XII. adversus astrologos.
Gerhard Joh. Vossius, de orig. et progress. idolatr. lib. 2, cap. 48.
Gassendus, lib. 6, physic. sect. 2.
Bordelon, de l'astrologie judiciaire.
Buddäus, in thesib. de atheism. et superstitione, cap. 9 §. 4, und selectis jur. nat. et gent. pag. 315.
Joh. Christ. Sturm, in seinen praelectionibus academicis, die Algöwer nach seinem Tode herausgegeben.
Andala, in exercitationib. academicis in philosophiam primam et naturalem, part. III. exercit. 21, p. 408.
Bayle, in dictionaire historique et critique, in dem Artikel Stoser, tom. 3, p. 2798.

Zur Geschichte, wie die Astrologie aufgekommen, gestiegen, und was sie sonst für Schicksale gehabt, dient

Vossius, de scientiis mathematicis, und
Böcler, in bibliogr. crit. cap. 35, p. 554; wie auch
Leonhard Christoph Sturm, de natur. et constitut. mathes. pag. 364.

Das Nativitätstellen, die Nativität oder Horoskopie, welche die Sterndeuter stellen, gründet sich auf die Figur, oder das himmlische Thema, das die zwölf Häuser enthält, worin man den Stand des Himmels und der Gestirne in einem gewissen Augenblicke der Geburt eines Menschen bezeichnet, um daraus Prophezeiungen über sein Leben oder sein Glück zu machen. Kurz, es ist die Stellung der Sterne und Planeten in dem Puncte der Geburt einer Person.

Da

Da sich aber zwischen solchen Constellationen und den Menschen weder ein sinnliches noch mögliches Verhältniß finden kann; so sind auch alle die Principien, die man bey den Prophezeiungen, welche man daraus zieht, zum Grunde gelegt hat, willkührlich, falsch, chimärisch, ungereimt und strafbar. In dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts erlosch das allgemeine Vertrauen zur Nativität schon ziemlich, allein noch jetzt finden sich immer Spuren dieses Aberglaubens unter Männern und Weibern, die keine vernünftige Erziehung in ihrer Jugend gehabt haben, und folglich nicht vernünftig geworden sind. Sie kaufen sich die von Beutelschneidern noch immer verfertigten Nativitätsbücher, die in den Städten zum Theil, und am häufigsten auf dem Lande, von Leuten ausgeboten werden, die mit Honigkuchen, Schneeberger Toback, und dergleichen herumlaufen, welche die mehreste Zeit auch Traumbücher daneben haben, und richten nun ihre ganze Wohlfahrt, ihr Hoffen, Harren, Thun und Lassen darnach ein, und werden bis an ihrem letzten Lebensaugenblick dadurch betrogen.

Die eitle und gefährliche Kunst der Auguren, bey den alten Römern, bestand in der Beobachtung des Fluges, des Geschreyes und des Fressens der Vögel — besonders der geheiligten Vögel. Ich habe im Art. **Leichenhuhn** von dem Aberglauben des Volks dargethan, in wiefern dieser Vogel den Tod eines Menschen anzeigen solle. Unter den wahrscheinlichen Ursachen, warum noch jetzt das Volk solches glaubt, oder woher dieser Aberglaube entstanden, möchte vielleicht auch die alte ehemahlige Lehre der Auguren zu rechnen seyn, die vermuthlich auch den Grund zu den übrigen noch jetzt im Schwange gehenden Ungereimtheiten dieser Art gelegt haben mag. Die eben so betrügliche ehemahlige Kunst der Haruspicer, welche in der Beschauung der Eingeweide und Gedärme der Thiere, besonders

der Opferthiere, bestand, um große Begebenheiten, das Schicksal der ganzen Republik, den guten oder schlechten Ausgang dieser oder jener Sache, vorher zu sagen, kann hiermit verbunden werden. Es sind aber nicht überall die Ueberbleibsel hiervon zerstreut, sondern diese finden sich hier und dort ins geheim nur noch bey Schwärmern oder Betrügern.

Die Aëromantie, ist die Kunst, aus der Luft zu wahrsagen. Würde sie sich in solcher Hinsicht auf die Bestimmung des Wetters beziehen, so wäre sie zu loben; allein, in so fern sie sich auf den Menschen und dessen Schicksale beziehen soll, ist sie von der Vernunft und dem Christenthume zu verwerfen, weil sie eben so falsch als ungereimt befunden wird.

Die Pyromantie, ist das Vorherwissen zukünftiger Dinge, welches man aus der Beobachtung der Flammen schöpft, indem man entweder bemerkt, wohin sich dieselbe wendet; oder, indem man etwas Verbrennliches, oder eine mit Urin angefüllte Blase, oder sonst etwas anderes hineinwirft, woraus man glaubt, eine Vorbedeutung ziehen zu können. Ich glaube fast mit Sicherheit muthmaßen zu können, daß das sogenannte Johannisfeuer, dessen schon in der Encyklopädie, Th. XXX, S. 605 fgg., gedacht worden, welches man hin und wieder in deutschen Provinzen noch antrifft, und worüber in den Schlesischen Provinzialblättern, Decemb. 1791, S. 532 fgg, die Frage: wie sind in Schlesien die Johannisfeuer entstanden? beantwortet wird, noch ein Ueberbleibsel der ehemahligen heidnischen Pyromantie sey.

Die Hydromantie, ist ein Vorhersagen des Zukünftigen mit Hülfe des Wassers. Die Perser erfanden diese Kunst nach dem Berichte des Varro, und hernach haben sich Pythagoras und Numa Pompilius ihrer bedient. Der gemeine Mann zu unsern Zeiten, oder wenigstens diejenigen, welche nicht viel

wei-

weiter denken, bedienen sich zu gewissen Jahrszeiten, und besonders in der Christnacht, noch verschiedener abergläubiger Mittel, um mit Hülfe des Wassers ihr künftiges Schicksal zu erfahren; wohin das Schauen in den Brunnen, und das Gießen des Bleyes in eine Schale mit Wasser zu rechnen ist, und vermuthlich noch hiervon abstammet.

Die Geomantie oder Punctierkunst, ist ein Vorhersagen künftiger Dinge, welches vermittelst gewisser Spalten oder Risse geschieht, die man in die Erde macht. Ein Gleiches thut man auch mit kleinen Puncten, die man aufs Ohngefähr hin auf Papier u. dgl. zeichnet, und aus den Figuren, die man hernach durch das Ohngefähr an den Enden der Linien findet, urtheilt man von der Zukunft. Eben diese Bewandtniß hat es auch mit der lächerlichen Grille, wenn man die Zukunft aus der Beschauung der Figuren, welche der Kaffesatz in einem Schälchen zurückläßt, aus den Kartenspielen, und tausenderley solcher Possen vorhersagen, und diesen betrüglichen Prophezeiungen nur den mindesten Glauben beymessen will. Auf diese Art betrügen noch häufig leichtgläubige Menschen sich selbst — und Betrüger andere ihrer Nebenmenschen, zu welchem Zwecke man auch noch die sogenannten Puuctierbücher findet, welche verdienten, so viel möglich, gänzlich ausgerottet zu werden. Ich weiß, daß verschiedentlich noch hin und wieder sich Weiber finden, die nebst mehrerem zweydeutigem Gewerbe, auch dieses treiben, sich für jede Prophezeiung und den Kaffe besonders bezahlen lassen, und dadurch am häufigsten den Domestiken, welche sie an sich zu ziehen suchen, für ihre Wahrsagereyen das Geld abnehmen; wodurch solche leicht zur Untreue gegen ihre Herrschaft bewogen werden können.

Die Chiromantie, ist eine Kunst, welche durch die Beschauung der Hand, nicht allein die Neigun-

gen der Menschen, sondern auch ihr zukünftiges Schicksal, kennen lehren soll. Die Thoren, oder Betrüger, oder Spötter, welche diese Kunst treiben, geben vor, daß die Theile der Hand, und die verschiedenen Linien in derselben, in einem Verhältnisse mit den innern Theilen des Menschen, einige mit dem Herzen, andere mit der Leber, wieder andere mit der Milz u. s. w. stehen sollten. Auf diese falsche, und noch tausend andere ungereimte Sätze, gründen sich die Principien der Chiromantie. Auch schon daraus erhellet der Ungrund dieser vermeinten Wissenschaft sogleich, weil sie auf sieben Planeten gebauet ist, die man ehedem fälschlich für lebendige Wesen hielt, — da man gleichwohl heut zu Tage mehrere derselben kennet. Von diesen Dingen haben vorzüglich Robert Flud, ein Engländer, Armidor, de la Chambre, Johannes ab Indagine und noch viele andere, große Tractate geschrieben.

Die Magie, welche anfangs so viel bedeutete, als die Kunst, vermittelst gewisser natürlicher Geheimnisse, wenigstens solcher, die das gemeine Volk nicht begriff und verstand, wunderbare Dinge zu thun. Diese Wissenschaft ist auch noch ehrenwerth, in so fern sie auf den reinen Grundsätzen der Physik beruhet, und es ist zu vermuthen, daß Moses, Daniel und mehrere, hierin nicht unerfahren gewesen sind, so wie man noch in unsern Zeiten große Männer nennen kann, die über die natürliche Magie geschrieben haben, und noch schreiben, und dadurch das Publikum überzeugen, daß alle die ehemahligen Wunder natürlich zugehen. Die ehemahligen Magier legten sich aber hernach auf die Astrologie, prophezeieten künftige Dinge, und gaben ihrer natürlichen Magie dazu das Ansehen der Zaubereyen und Hexereyen, woraus die sogenannte Nekromantie, oder schwarze Kunst entstand. Denn, wenn sie wirklich auch selbst überzeugt

wa-

waren, daß sie nicht unmittelbaren Umgang, und Unterhandlungen mit den geistigen Teufeln haben konnten, so überredeten sie wenigstens das Volk dergleichen — oder, weil das Volk dessen schon überredet war, so glaubte es von einem jeden, der etwas demselben wunderbar scheinendes vornahm, daß er ein Magier, Zauberer, oder Hexenmeister sey.

Daß es noch Gelehrte giebt, die sogar in öffentlichen Schriften sich für die Hexerey erklären, und sie also herzlich glauben, beweise ich aus den Anmerkungen, die der Uebersetzer, der ersten Grundlinien der allgemeinen Gelehrsamkeit 2c. des Freyherrn von Bielefeld, hinzu gefügt hat; sie befinden sich im 2ten Bande, Breslau und Leipzig, 1767, S. 419 und 421, so wie auch die zweyte Anmerkung, S. 411, eine sehr korpulente Meinung von des Teufels Einfluß auf die menschlichen Handlungen bestätiget.

Hierbey kann ich nicht unterlassen M. Johann Dauws: wohl unterrichteter und kunsterfahner Schilderer und Mahler, aus der Antiquität und den besten Schriftstellern, vermehrte und verbesserte zweyte Auflage, herausgegeben von Carl Bertram, Kopenhagen und Leipzig 1755, anzuführen. Dieser Mann, um die Mahler zu warnen, daß sie die edle Schilder- und Mahlerkunst nicht mißbrauchen, und sich auch an dem Teufel nicht zu arg vergreifen, oder gar versündigen — sollen, erzählt, zur Warnung S. 396 fgg., eine sehr herzbrechende Geschichte, die hier wörtlich folget:

— — „Es wird aber mit solchen unzüchtigen, nack„ten und ärgerlichen Schandbildern, niemand anders, „als dem höllischen Reich und den Teufeln gedienet. So „mißfällig es diesen in der Mahlerey fällt, daß man sie „bald mit Klauen, bald mit Hörnern, bald mit langen „Kuhschwänzen, bald mit Ziegen- und Bocksbärten ab„mahlt, desto heftiger suchen sie solchen ihnen angethanen „Schimpf bisweilen an dem Mahler zu rächen, dessen der

„Herr Harsdörfer (*) ein sonderlich Exempel an einem „Ort also anführet: Ein ehrlicher und frommer Mahler, „Nahmens Oswald Stimmer, pflegte den bösen Geist „abscheulich und häßlicher als sonsten, zu mahlen. Des„wegen erscheinet er ihm in menschlicher Gestalt, und be„dräuet ihm, daß er ihn nicht verstellen, und anders als „sonsten, mahlen sollte, wenn er nicht wieder alles Uebel „von ihm erwarten wollte; im wiedrigen Falle aber wollte „er sein Freund seyn. Der Mahler erstaunte erstlich über „dieser unerwarteten Botschaft, betete, und versicherte „sich, er wäre ein Kind Gottes, mit welchem der Teufel „nichts zu schaffen hätte; gedachte auch nicht, ihm zu Ge„fallen zu seyn, wohl wissend, daß er sonder göttliches „Verhängniß ihm kein Haar würde krümmen können; „unterließ deswegen nicht, diesen Seelenfeind so scheuß„lich, als zuvor, auszumahlen. Was geschiehet? Bey „hellem lichten Tage verstellet sich dieser Bösewicht in des „Mahlers Person, und entwendet bey einem Gewand„schneider Tuch zu einem Kleide, gehet damit auf des „Mahlers Haus zu, und verschwindet. Der Mahler „wird nachmahls deshalben angesprochen, der es aber „von sich ablehnet, mit den Worten: Man sollte ihn „als einen Dieb an den Galgen hängen, wenn das Tuch „bey ihm gefunden würde; wie nachgehends geschehen, „und das Entwendete unter des Mahlers Bett hervorge„zogen, deswegen er auch in das Gefängniß geführet, „und peinlich über dieser That vernommen werden sollen. „Die Furcht der Marterbank machte diesen Mahler beken„nen, das er doch nicht gethan hatte, und wurde ihm we„gen beschuldigten Diebstahls ein Gerichtstag angesetzt, „der ihm das Leben kosten sollte. Zu Nachts kommt der „Satan wieder, und versuchet ihn, daß er sich mit Leib „und Seel an ihn ergeben sollte, so wolle er ihn von den „schmähligen Tode erretten, denn eben er hätte ihn in die„se Gefahr gebracht, u. s. w. In dieser Noth blieb der „fromme Mann beständig, befahl sich Gott, und wollte „lieber unschuldig sterben, als mit einem bösen Gewissen „länger leben; wiese also den Verläumder ab, und ver„trauete Gott, daß er ihn, wenn er wollte, wohl erretten „könne

(*) Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten, S. 364, fgg.

„könne und würde, und wenn er es auch nicht thäte, so „wollte er doch auf ihn trauen, wie dorten die Söhne der „Maccabäischen Mutter sagten. Als nun dieser Ver„sucher besagtermaßen nichts ausrichten konnte, so erbie„tet er sich, daß er ihn losmachen wolle, wenn er verspre„chen würde, ihn künftig in ehrbarer und ehrlicher Klei„dung zu mahlen. Dieses versprach der Mahler, als „eine Mittelsache, die nicht wider sein Gewissen liefe. „Darauf führt ihn, weiß nicht wer? aus dem Verhaft in „seine Behausung, da er von Weib und Kind empfangen „wurde; jedoch mit Beding, daß er folgenden Tages nicht „aus dem Hause gehen sollte. Der Satan indessen stellte „sich in des Mahlers Gestalt in das Gefängniß, höret „sein Urtheil an, und gehet zwischen zween Geistlichen da„her, will aber sich zu keinem Gebet verstehen, sondern „läßt sich mit großer Geduld an den Galgen hängen, daß „sich jedermann über diesen stummen Uebelthäter verwun„derte. Nachdem dieses geschehen, und die Leute von „dem Hochgericht in die Stadt zurück gekehret, finden sie „den Mahler Nachmittag auf dem Markte stehen, den sie „an den Galgen hinterlassen zu haben vermeinet, und auf „Zuspruch, wie es ihm ergangen, wie er stehe, und nicht „hange, sagt er: Der Teufel mag hangen, und nicht ich. „Einige laufen wundershalben mit dem Scharfrichter wie„der zu dem Hochgerichte, und finden anstatt des ver„meinten Diebes einen Schatten oder ein Spinnengeweb „in des Mahlers Gestalt; deswegen sie des Mahlers er„zählten Geschichte so viel leichter Glauben zugestellet, „und Gott gelobet, daß er den Frommen in solcher An„fechtung erhalten, und dem bösen Geist nicht zugelassen, „den Unschuldigen zu verderben.“ — —

Gewöhnlich werden dergleichen Fabeln so sehr mit Andächteleyen und Religion durchwirkt, um ihnen einen desto bessern Schein zu geben, und daher unkultivirte und leichtgläubige Menschen am ehesten bewogen, die Geschichte nicht zu verwerfen, sondern vielmehr hochzuachten, indem sie zur Verherrlichung Gottes dienen soll; der aber doch gewiß nicht verlangt, da er ein Gott der Wahrheit und Rechtschaffenheit ist, daß man, seine Ehre zu befördern, die Menschheit

und die Vernunft derselben verläugnen, und sie mit den abgeschmacktesten Fabeln dafür beladen solle.

Woher man aber von je her den Teufel mit Bocks-hörnern, einem Hundekopf, Adlersklauen, Pferdefüßen und einem Drachenschwanz abbildet, verdiente wirklich einer kritischen Untersuchung, der ich mich, wills Gott! beym Artikel Teufel, weitläuftiger unterziehen werde. Vorläufig will ich hier nur so viel sagen: Ich halte nicht dafür, daß die ersten Abbildungen des Teufels bloß ein Spiel der Künstler gewesen, sondern daß er nach den Grundsätzen der damahligen Weisen gerade unter diesen Hieroglyphen hat vorgestellt werden müssen. Man hatte, wie ich im Vorhergehenden schon angeführt, die Meinung, daß es zwey selbstständige Principien gebe, ein gutes und ein böses. Jedes Principium herrschte unumschränkt in seinem Reiche. Das Zeichen der Herrschaft, der königlichen Würde, der gewaltsamen Stärke, ja der Gottheit, drückten die Alten durch Beyfügung der Hörner aus. Man sehe was ich in den Artikeln Leichenstein und Leichenverbrennen hierüber gesagt habe.) In dieser bildlichen Sprache wird im alten Testamente auch verschiedentlich vom Mose, und dem Messias, von Königen und Helden, gehandelt. Diodor von Sicilien (*) beschreibt den Bacchus mit Hörnern, und Sidonius Apollinaris sagt:

— — caput aurea rumpunt,
cornua et indigenam jaculantur fulminis ignem. —

Eben so giebt auch Ovid dem Bacchus Hörner; (accedant capiti cornua, Bacchus eris —) so wie man sie auch seinem Vater Ammon ertheilte. Heidnische Gräber, jüdische Altäre und überhaupt Ehrendenkmahle wurden mit Hörnern von Widdern, und auch

zum

(*) Lib. 3, cap. 4, pag. 138.

zum Theil mit deren Köpfen, geziert. Das Jubiläum wurde bey den Juden mit Widderhörnern ausgeblasen, und die Salbe, womit hohe Häupter im Volke gesalbet wurden, bewahrte man in einem Widderhorn auf, oder in einem goldenen Gefäße, welches in dieser Gestalt verfertigt war; dieses erklärt auch die Stelle 1 Sam. 11, 10, und mehrere dergleichen. Führte also jemand das Horn zum Zeichen, so war es hernach auch mit der Nebenbedeutung vergesellschaftet, daß dieses das Zeichen der geschehenen Salbung sey. Diese letzte Bedeutung fand freylich bey dem Teufel nun wohl nicht Statt; allein, die ihm ertheilten Bockshörner waren wahrscheinlich nichts anders, als Zeichen seiner vermeintlichen Herrschaft in den unterirdischen Regionen. Was den Hundekopf, die Adlerklauen, (welches eigentlich wohl Geyerklauen seyn sollen,) die Pferdefüße, und den Drachen- oder Schlangenschwanz betrifft, so sehe man darüber im Artikel Leichenverbrennen die Erklärung der Hieroglyphen, welche sich auf dem Tunderschen Horne befinden, und sie werden auch zu dieser Erläuterung Anlaß geben (*).

Ich

(*) Gewöhnlich wird noch von einigen Mahlern, um oder über den Häuptern der Evangelisten, der Mutter Maria, ja, über dem Haupte Christi, und eines jeden andern Heiligen, ein Bogen, oder eine strahlende Glorie gemahlt, um sie dadurch von gemeinen Menschen zu unterscheiden. Obgleich vielleicht dieser Gebrauch von vielen tausend Mahlern in der Welt ausgeübt worden, und noch ausgeübt wird, ohne den eigentlichen Grund zu dieser Handlung anders zu kennen, als daß solches nur das Abzeichen der Heiligen sey; so ist der Ursprung dieses Verfahrens doch im finstern ehemahligen Heidenthume zu suchen. Nach dem L. Feller (in specileg. Philolog. ad Mart. libr. M. S. de spectac. c. 12.), umgaben die Aegypter fast alles mit einer Sphäre oder einem Zirkel, welches etwas Göttliches und Ewiges anzeigen sollte. Eigentlich sollte dieser Reif, oder Bogen, der nur durch schlechte, oder vernachlässigte Kunst, dieses Ansehen erhalten hat, eine sich als ein Ring zusammen legende und auf dem Schwanze beißende Schlange vorstellen, wodurch die Ewigkeit angezeigt ward; welches hernach vielleicht in der

Ich komme wieder zurück, auf die Musterung abergläubiger Künste, und will hier nur noch anführen, daß die Menschen, da sie sahen, daß alle diese angeführten Dinge anfingen, so ziemlich den Glauben zu verlieren, und sie ihres Gleichen fernerhin nicht so gewaltsam zu betrügen im Stande waren, ein anderweitiges Ding auszusinnen und zu vervollkommnen bemühet waren. Man suchte daher die Leichtgläubigkeit zu überreden, daß man vermittelst der Sympathie große Dinge ausrichten könne, und es wurde auch hieraus eine geheime Kunst gemacht, woran noch jetzt oft auf die allerlächerlichste Art geglaubt wird. Das ver-

der hieroglyphischen Schreibart auch vermittelst eines blossen Ringes geschahe. Mit dem Begriffe der Ewigkeit war auch der einer göttlichen Eigenschaft, in so fern es ein lebendes Wesen galt, sehr häufig vergesellschaftet. Damit man aber nun dieses göttliche Abzeichen recht auffallend und prächtig machte, so wurde der untere Raum zwischen dem Haupte und dem Bogen, entweder mit Strahlen, oder strahlenden Spitzen geziert, und dieses als ein besonderes Vorrecht der Götter, und der in die Zunft der Götter versetzten Menschen angesehen und beobachtet. Denn, um diese Zeit, als man den Göttern Glorien und Regenbogen um die Häupter gab, war sehr wahrscheinlich die Mode, ihnen Hörner zum Zeichen ihrer Herrschaft zu geben, bey den damahls gesittet seyn wollenden Völkern, abgekommen. Vom August lieset man, daß er sich habe Kronen mit Spitzen machen lassen, um nicht allein prächtig darin einher zu gehen, sondern dadurch auch seine Herrschaft, oder etwas Göttliches, anzuzeigen. Aus eben dieser Ursache mahlte man den Julius Cäsar mit einem umstrahlten Haupte. (Vielleicht stammet hierher auch noch der Unterschied der königlichen und kaiserlichen Kronen, von den übrigen in der Heraldik.) Die persischen Könige hatten gehörnte Flammen zu der Zeit. (*Taubmanni* Not. ad Virgil. III. Aen. v. 148.) Die Griechen besetzten häufig die Häupter ihrer Statüen mit kleinen Mondesvierteln, welche sie μηνίσκους nannten, und von diesen behaupten einige Schriftsteller, daß es deshalb geschehen, damit die Vögel sich nicht darauf setzen, und sie beschmutzen möchten (*Ursin.* in Acerr. Philol. Mantiss. epigr. 5, p. 505. *Martini* Lexic. philolog. in voc. nimbus.); es ist dieses aber wohl vielmehr als das Götterzeichen anzusehen, welches wirkliche Mondsviertel oder Hörner vorstellen soll.

vermeinte Wunderbare, daß sich dabey fand, und das so viel Gewalt über das menschliche Gemüth hat, brachte auch diese Wissenschaften in Aufnahme, und hält sie beym gemeinen Manne noch immer in Ansehen. Es ist wahr, wir sehen in der Natur viele Wirkungen, deren Ursache die erhabenste und subtilste Naturlehre nicht erforschen, und auch davon keine Rechenschaft geben kann. Alle diese Dinge aber brachte man unter das Reich der Sympathie; und die Schwärmer und Marktschreier glaubten, gewonnenes Spiel zu haben, als die Naturlehre schwieg, und weislich ihre Unwissenheit bekannte. Es wurden daher sympathetische Pulver, dergleichen Curen und Gebräuche, bey allen menschlichen Vorfällen ersonnen und ausgeübt. Man wollte endlich sogar in großer Entfernung auf Menschen und Thiere verschiedentlich wirken können, man wollte Gewehre auf der Jagd versagend machen, convulsivische Bewegungen erregen, sich selbst wider Schüsse und Stiche fest machen, und tausend andere wichtige Dinge durch diese vermeinte Kunst ins Werk richten können. Was hiewider nun, mit reinen Vernunftgründen unterstützt, gesagt werden kann und muß, soll im Artikel Sympathie erfolgen.

Alle diese vorhergenannten eitlen Künste und Wissenschaften, hatten bey dem Ausüben derselben fast allgemein den Zweck, um groß und angesehen im Volke zu werden, oder, um sich zu bereichern. Das leichtgläubige unwissende Volk aber hingegen, welches von je her immer nur durch das Wunderbare geleitet und geblendet seyn wollte, verehrte die Leute, welche damit umgingen, hauptsächlich aus einem zwiefachen Grunde. Der Hang, glücklicher zu werden, seinen Zustand zu verbessern, sich selbst zu vervollkommnen, es sey nun auch auf welche Art es wolle, ist ein Naturtrieb, und hieraus entsteht natürlich die Neugierde, wissen zu wollen, wie es in den künftigen Tagen aus-

sehen

sehen werde? ohne daran zu denken, daß der weise Schöpfer schon von je her, die künftigen Schicksale für uns verborgen hat. Man könnte diese vorwitzige Neugierde mit der der Kinder vergleichen, die um den verschlossenen Schrank der Aeltern kurz vor Weihnachten immer herum taumeln, und in jede doch nicht durchgehende Ritze gucken, ob sie nicht im voraus sehen möchten, was die Aeltern ihnen zum Weihnachten eingekauft haben. — — Genug, es ist vorwitzige Neugierde — und eine strafbare Meinung, in allen Vorfällen des Lebens sich selbst, vermittelst nichtiger unnatürlicher Dinge, ohne im eigentlichsten Verstande: Hilf Gott! gesagt zu haben, sich helfen zu wollen; oder, Gott, oder die sich eingebildeten Geister, vermittelst des Ausrufens des göttlichen Nahmens in die Nothwendigkeit versetzen zu wollen, daß die Wünsche der schwachen Menschen durchaus geschehen und erfüllt werden müssen.

Weg also mit der sündlichen Neugierde, welche eben so abergläubige als lächerliche Künste erfunden, um zu erfahren, was wir in folgenden Zeiten für angenehme und widrige Zufälle erleben werden! Künste, deren man sich unter Christen schämen sollte. — Gott hat es schlechterdings unmöglich gemacht, künftige Schicksale zu erfahren; mithin ist es thörigt und sündlich, sie ergründen zu wollen; und zwar daher:

1. Es ist in der ganzen Welt ein allgemeiner Zusammenhang, vermöge dessen alle Begebenheiten, die einzelnen Personen widerfahren, in vorhergehenden Veränderungen gegründet sind, so, daß keine Begebenheit ehe erfolgen kann, als bis alle vorhergehenden nach der Reihe erfolgt sind. Wenn demnach ein Mensch wissen sollte, was ihm in diesem Jahre begegnen wird: so müßte er unzählige andere Veränderungen, die alle noch vorher geschehen müssen, ebenfalls erkennen. Er müßte folglich eine Art der Allwissenheit erlangen, die aber Gott eigen ist. Er müßte wis-

sen,

sen, was Gott über diese oder jene Provinz, Stadt oder Familie beschlossen hat. Man setze den Fall, daß die jetzt kriegführenden Theile alles, was mit ihren Armeen zu Wasser und zu Lande, seit einigen Jahren vorgegangen ist, vorher gewußt hätten; so würden sie zum Theil ganz andere Maßregeln ergriffen haben, um diese oder jene Art eines widrigen Erfolgs zu hintertreiben. Also hätte die Vorsehung Wunder thun müssen, um die Begebenheiten gleichwohl so zu veranstalten, wie sie wirklich erfolgt sind, ohngeachtet die kriegenden Partheyen sich ihr auf alle Art und Weise widersetzt hätten. Aber alle diese außerordentlichen Mittel hatte die weise Vorsehung nicht nöthig, indem sie bloß den Kriegern die Augen verband, und den Erfolg ihrer Unternehmungen verbarg. Auf diese Art konnte Gott durch sie seine geheimen Gerichte und weisen Rathschlüsse ungehindert ausführen.

2. Es würde dieses Vorherwissen die Beförderung unserer wahren Wohlfahrt auf mehr als eine Art hindern; obwohl es nicht zu läugnen ist, daß hin und wieder die Leichtgläubigkeit, und die daher entstandene falsche Ueberzeugung von der Gewißheit, künftige Dinge vorher wissen zu können, glückliche Erfolge gehabt haben mag. Man weiß den langwierigen und blutigen Krieg, der zwischen England und Frankreich schon vor Zeiten mit abwechselndem Glücke, und verschiedenen kurzen Friedens- und Stillstandszeiten über 100 Jahr lang geführet worden. Als Carl der Siebente, König von Frankreich, zur Regierung kam, so war es mit diesem Reiche so auf das Aeußerste gekommen, daß die Engländer ganz Frankreich, bis auf eine einzige Stadt, im Besitz hatten; und Carl, der keine Mittel vor sich sah, sich weiter zu vertheidigen, war bereits so niedergeschlagen, daß er seine Sache völlig aufgeben, den siegenden Engländern Frankreich völlig überlassen, und sich in eine gebirgigte Landschaft ver-

bergen wollte. Dieser Entschluß war nicht nach dem Geschmacke der Agnes Sorel, die Carls Maitresse war. Sie hatte gar keine Lust mit ihrem Coridon in den Gebirgen und Wäldern einsam herum zu irren. Um nun dem Könige diesen Entschluß aus dem Kopfe zu bringen; so ließ sie einen Sterndeuter holen, mit dem sie heimlich das Benöthigte verabredet hatte. Dieser mußte sich stellen, als ob er das künftige Schicksal der Agnes Sorel untersuchte, und ihr in Gegenwart des Königs sagen: Wenn ihn nicht alle Gestirne betrögen, so würde sie einen großen König noch lange Zeit vergnügen. Agnes sagte hierauf zu dem Könige: Er würde es ihr also nicht übel nehmen, daß sie sich an den englischen Hof begäbe; denn, da er den Entschluß gefaßt hätte, nicht länger König zu bleiben, so sey es nicht möglich, daß diese Prophezeiung und ihr Schicksal durch ihn erfüllet werden könne. Die Furcht, seine Geliebte zu verlieren, brachte also den leichtgläubigen Carl dazu, daß er sich entschloß, König zu bleiben, daß er wieder Muth schöpfte, und auf Mittel dachte, sich den Engländern zu widersetzen. Nachdem man dem Könige einmahl Muth gemacht hatte; so war es nöthig, auch das niedergeschlagene Herz des Volks wieder aufzurichten. Man erfand also die Comödie mit dem Mädchen von Orleans, die sich göttlicher Offenbarungen rühmen mußte (*); und so klein und närrisch alle diese Triebfedern waren, so hatten sie doch die Wirkung, daß die Engländer aus Frankreich getrieben, und dieses seinem Untergange so nahe Reich wieder beruhiget und hergestellet wurde. In der That haben also die jetzigen Neufran-

(*) Es ist aber auch aus der Geschichte bekannt, daß das Mädchen von Orleans es sich selbst eingebildet hat, sie sey allein dazu ausersehen, die Regierung an den rechtmäßigen Thronbesitzer zu bringen.

franken, (wie vormahls Hr. von Fontenelle, der diese Begebenheit in seinen Todtengesprächen aufführt, selbst sagt,) der Galanterie sehr viel zu danken, und sie müssen allerdings sehr viel darauf halten — wenn es auch nur aus Erkenntlichkeit geschehen sollte. — Genug, das Mädchen von Orleans hatte alle Leichtgläubige, deren es vielleicht damahls einen beträchtlichen Theil gab, betäubt, und es wurde durch diese Leichtgläubigkeit ein großes Glück für das Allgemeine erworben. —

Dies war die Folge einer Leichtgläubigkeit, wo sie sogleich Gutes stiftete; allein, sie kann es nicht immer seyn, da sie sters auch die Folge des Beginnens der leichtgläubigen Menschen ist, die eben so gut auch das ihnen Nachtheilige glauben, und sich fest einprägen können. Selbst der ehrwürdige Philipp Melanchthon trug in dieser Hinsicht auch die Farbe seines Zeitalters, und suchte, weil er leichtgläubig genug dazu war, durch die Astrologie sein Lebensende zu erfahren. Er wurde aber auch dafür gezüchtiget. Als er eben um die Zeit, auf welche er sich seinen Tod prophezeiet hatte, zu der Versammlung der Theologen reisete, die 1540 zu Hagenau gehalten ward; so setzte er vorher zu Wittenberg ein Testament auf, und machte den Vers:

Viximus in synodis, et jam moriemur in illis.

Weil ihn aber sein Gewissen wegen dieses Vorwitzes peinigte, verfiel er unter Weges zu Weimar in eine tödtliche Krankheit, die ihren Grund in seinem Gemüthskummer hatte. Der Churfürst berief alsobald Luthern von Wittenberg, daß er dem kranken Melanchthon mit Trost beystehen sollte. Als Luther ankam, fand er seinen Freund beynahe schon in den letzten Zügen; die Augen waren schon gebrochen, Sprache und Gehör war ihm vergangen, und er

kannte keinen mehr. Luther erschrack hierüber heftig, wandte sein Angesicht von ihm weg, trat ans Fenster, und betete auf das andächtigste zu Gott, bis er unter dem Gebete zu einer Zuversicht gelangte, und in dieser wieder zu seinem Freunde sich zurück wenden konnte. Er nahm den in letzten Zügen liegenden Melanchthon bey der Hand, und rief ihm zu: „Sey getrost Philippe, du wirst nicht sterben, ob Gott schon Ursache hätte zu tödten: so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe“ u. s. w. Ueber diesen Zuruf fängt Melanchthon an, gleichsam wieder aufzuleben, kommt auch allmählig wieder zu Kräften, und wird endlich völlig gesund.

Von dieser seiner Krankheit bezeugt Melanchthon selbst in einem Briefe an einen Freund: Er sey von einer schrecklichen Krankheit befallen worden, die bloß von einem Gemüthskummer hergerühret, den ihm eine fremde Sache verursacht habe, und er würde an derselben gestorben seyn, wenn er nicht durch die Ankunft Luthers dem Tode gleichsam aus dem Rachen gerissen worden wäre (*).

Würde nun Melanchthon wirklich gestorben seyn, und eben darum die Ursache seines Todes, nähmlich den Gemüthskummer nicht mehr haben entdecken können, so würden die Verehrer des Nativitätstellens gewiß ein Triumphgeschrey erhoben haben, und es wäre diese heillose Kunst noch immer mehr befördert worden. —

Allein, gesetzt, es würde einem leichtgläubigen Menschen entweder durch die Astrologie, oder auf eine andere närrische Weise gesagt, er würde auf einen bestimmten Tag, ja in einer bestimmten Stunde sterben, und der Erfolg bestätigte durch Zufall die Wahrheit die-

(*) Seckendorf, in Commentario de Lutheranismo, Lib. III. sect. 21, §. 83, p. 315.

dieser Aussage; so würde freylich jedermann auf die vorhergegangene Weissagung schließen, weil man die Verbindung dieser Weissagung mit dem zutreffenden Erfolge nicht sogleich einzusehen vermag. Indessen sehen wir, daß ein philosophischer Grund angegeben werden könne, warum sie eingetroffen. Der Mensch, dem angedeutet worden, als ob er auf einen bestimmten Tag, auf eine bestimmte Stunde sterben würde, kann aus Furcht, weil er glaubte, die Weissagung sey richtig — sich mit Gewißheit einen solchen Ausgang der Sache denken. — Er zählt daher alle Tage, und erwartet leichtgläubig genug, besonders wenn entweder ein eingebildetes, oder auch wirkliches kleines Uebel seinen Körper befällt, die angezeigte Zeit seines Todes. Je näher der Tag, je näher die Stunde des zu der Zeit angezeigten Todes herannahet, desto furchtsamer ist der Getäuschte, und die Todesschrekken begleiten diesen Leicht- und Schwachgläubigen immer lebhafter in seiner regen Vorstellung. Es wird folglich auch in seinen Säften und Nerven bey eingebildeter Annäherung des Todes die größeste Bewegung und Erschütterung entstehen. Eine solche heftige und unordentliche Bewegung kann aber auch den Tod selbst verursachen; und dann wäre denn freylich nichts weiter, als die Leichtgläubigkeit des Menschen Schuld daran.

3) Wenn wir annehmen, daß uns unsere künftigen traurigen Schicksale bekannt seyn sollen, nun so verlangen wir in der That nichts anders, als: Gott solle unser ganzes Leben verbittern. Jetzt bin ich Gottlob! gesund und lebe vergnügt; wüßte ich aber, daß ich z. B. in den nächsten Jahren nach einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit sterben sollte; so würde mir dieser einzige Gedanke alle noch übrige Lebenszeit verbittern. Was für Schrecken müßte sich nicht über meine Seele verbreiten, wenn ich vor-

aussähe, daß alle Wetter des Unglücks in der folgenden und herannahenden Zeit mich umgeben, und auf mich als den Mittelpunct zustrahlen würden? Hätte Cnejus Pompejus sich über alle seine große Ehren und Thaten, wohl freuen können, wenn er vorher gewußt hätte, was für ein jammervoller Untergang ihm bevorstände? Mit was für Qual würde Cäsar sein Leben hingebracht haben, wenn er vorher erfahren, er würde von Leuten, welche er für seine Freunde hielt, auf dem Rathhause ermordet werden, und sich niemand seiner annehmen? Wenn jemand dem Bürgermeister M. Marcellus viele Jahre vorher gesagt hätte, er würde Schiffbruch leiden, und elendiglich im Meere umkommen; so würde er bey allen seinen Siegen und Triumphen seines Lebens nicht froh geworden seyn. Welche Mutter würde es sich mit Erziehung ihrer Kinder sauer werden lassen, wenn sie noch so liebenswürdig wären, sich über sie erfreuen, wenn sie vorher wüßte, daß sie dieselben alle nach einander an den Blattern verlieren würde? Sie würde diese Pfänder ohne Thränen nie ansehen, oder an ihre Brust drücken können.

Würde eine übermüthige Gräfinn von L... deren Rolle allen Biedern im Staate bedenklich schien, es haben wissen können, daß ihre intendirten Anschläge, einem der ersten Reiche nicht allein eine ungeheure Summe Geldes zu entziehen, sondern auch eben diesem Reiche noch einen größeren, unnennbaren Schaden zuzufügen, nie bey der Wachsamkeit noch immer treuerer Hofleute durchgehen könnten — daß sie mit ihrem fast majestätischem Prunke am Ende sich so armselig — in sicherer aber auch billiger Verwahrung befinden würde — so möchte sie schon längst vielleicht auf hundertfältige Weise Anstalten gemacht haben, um sich mit ihrem zusammengeraften Vermögen des Staats, in den entferntesten Ländern in Sicherheit zu

seßen — — so würde sie von kleinen Summen Geldes nicht noch zurück gehalten worden seyn, die die Millionen vollzählig machen sollten, um ihrem verdienten Untergange, wenigstens in solcher auffallenden Qualität, entgegen zu gehen. — — —

Alles das Gute, was uns der Höchste im Allgemeinen — also auf der einen, oder der andern Seite verleihet, und was überhaupt zum Glück oder zur Wohlfahrt der Menschen dient, würde sich doch immer in Gift und Unglück verwandeln, und, wenn ich so sagen soll: das Kreuz, das an sich nur ein Pfund wiegt, würde zu einer Centnerlast werden. Dank sey es also der Vorsehung, daß sie uns den Besitz einer gewissen Vorhersehung der zukünftigen zufälligen Ereignisse entzogen, und den Eingang in den Tempel der Zukunft, durch einen Vorhang verdunkelt hat!

So wie der Leicht- und Aberglaube, die schwachsichtigen Menschen auf der einen Seite unter Furcht und Hoffnungen peinigen, so wie sie von der denselben in allen ihren sonst so raschen und gesunden Handlungen mit einem Mahle unterbrochen und unthätig gemacht werden; eben so leicht kann auch durch solche Mißgeburt des Verstandes oder des Willens, derselbe zu der allerunvernünftigsten Handlung übergehen, die doch in der Absicht geschieht, um sich ein gewisses Glück zu erwerben, oder, um von einem gewissen Uebel befreyet zu werden. Z. B. einer der fürchterlichsten Fälle dieser Art ist mir immer der gewesen, da nicht allein auf dem Lande, sondern auch manches Mahl in den Städten, wenn ein Mensch mit dem Uebel des immerwährend stinkenden Athems behaftet ist, die Harnpropheten und Quacksalberinnen, denen Angehörigen den entsetzlichen Rath ertheilen: Acht zu geben, wann einer Leiche zuweilen der Schaum aus dem Munde tritt, (welches bey verschiedenen Todesarten der Fall seyn kann,) hiervon dem Unglücklichen

eine Portion heimlich unter das Getränk zu mischen, und solches ihn unwissend verschlucken zu lassen. — — Ich bin versichert, wenn mancher Patient nicht von diesem Gifte stirbt, oder wenigstens noch weit unerträglichere Uebel erhält, da der Schaum von manchem Todten das stärkste Gift eines lebenden Menschen seyn kann — daß auf der andern Seite wieder mancher, sobald er die mit ihm vorgenommene Grausamkeit erführe, sich gewiß vor Ekel zu Tode brechen würde. Sollten aber üble Beschaffenheiten des Magens und der Eingeweide, oder verfaulte Nahrungsmittel in denselben die Ursache des stinkenden Athems seyn, so daß der Körper gewaltsamer Ausleerungen bedürfte; warum nimmt man denn nicht seine Zuflucht zu schicklichern Mitteln, die doch fast jeder Bader schon kennt, wenn er nicht ganz Maschine ist? Aber leider! der gemeine Mann glaubt noch häufig an die fürchterlichen Curen der Scharfrichterknechte, Marktschreyer u. dgl. mehr, als an den gewissenhaften geschickten Arzt, ja, als an die bündigen, mit der reinen Vernunft selbst übereinstimmenden Lehren der Religion. Es liegt aber in eben angeführter Cur nichts weiter zum Grunde, als die unbegreifliche Versicherung: das, sobald die Leiche, von welcher der Schaum genommen, verwesete, auch der stinkende Athem vergehen würde. — Man setzt also unwissend und leichtgläubig den Grund der Cur nicht in der Kraft der Materie und der daher rührenden Wirkung auf den Körper des Patienten, sondern in einer weit hergeholten, übernatürlichen, aber auch eben so unglaublichen Sache.

Die Verfasser der deutschen Encyklopädie ꝛc. welche weitläuftiger vom Aberglauben handeln, als es in unserer ökonomisch-technologischen Encyklopädie anfangs hat geschehen können, geben die schicklichsten Regeln an, dem Aberglauben im Volke die Macht zu neh-

nehmen; sind aber auch davon überzeugt, daß der Aberglaube aus der Leichtgläubigkeit zum Theil fließe, wenn sie sagen (*): „Ueberhaupt aber ist der Mangel „des eignen Nachdenkens eine der ergiebigsten Quel„len des Aberglaubens, und der Vorurtheile. Man „ist nicht angewiesen worden, Erfahrungen anzustel„len, oder diejenigen, die sich von selbst darbiethen, zu „benutzen. Man versteht die Kunst nicht, richtige „Schlüsse daraus zu ziehen, und Wahrheiten mit ein„ander zu vergleichen. Was Wunder also, wenn „man bey einer jeden ungewöhnlichen Begebenheit auf „seltsame Ursachen verfällt, wenn man dem steif und „fest anhängt, was das liebe Alterthum hinterlassen „hat, oder Leute behauptet haben, für welche man aus „allerley Ursachen Hochachtung hat. Zu den Vorur„theilen dieser Gattung muß man noch folgende hinzu„fügen: Erstlich, man ist zu leichtgläubig, und über„redet sich, daß dieses oder jenes möglich sey, das man „doch nicht gehörig kennt, oder dessen Unmöglichkeit „man durch Hülfe anderer sehr bekannter und unläug„barer Beyspiele sehr leicht einsehen könnte. Aus „dieser Quelle fließt der Aberglaube von dem Festma„chen, von dem Unsichtbarmachen, und von der Wir„kung der Gespenster, nach welcher sie sich zur nähm„lichen Zeit, und an dem nähmlichen Orte von einer „Person sehen, und von zehn andern nicht sehen las„sen, u. s. f. Zum andern, man ist zu un- oder hart„gläubig, man hält ohne weitere Untersuchung und „Erkenntnisse eine Sache für Menschen unmöglich, die „doch wohl von ihnen vorgenommen werden kann. „Man nimmt also den Beystand höherer Geister zu „Hülfe, wenn man die Begebenheit selbst nicht läug„nen kann. Aus diesem Grunde hat man Gelehrte, „Künstler, Taschenspieler, nicht selten der Zauberey

(*) Am angeführten Orte, Th. 1, S. 33.

„beschuldigt, und Betrüger haben sich dieses Vorur-
„theil wohl zu Nutze zu machen gewußt. Drittens,
„man übereilt sich im Schließen, und hält zwey Din-
„ge, die bey einander sind, oder auf einander folgen —
„das eine für die Ursache, das andere für die Wir-
„kung. Aus diesem Grunde schließt man, daß die Er-
„scheinung eines Kometen Krieg bedeute, weil wirk-
„lich auf eine ehemahlige Erscheinung Krieg erfolgt
„war. Eben so hat man manche ehrliche alte Frau
„als die Urheberinn eines Unglücks angesehen, das in
„einem Hause, oder in einem Viehstalle vorgefallen
„ist, weil eben diese kurz zuvor darin gewesen war.
„Viertens, man hält sich berechtigt, sogleich auf eine
„übernatürliche Wirkung, insonderheit der Geister zu
„schließen, wenn man die Ursache einer Begebenheit
„nicht zu finden weiß. Man hört z. B. ein gewisses
„Gepolter, man sinnet nach, wo es herrühren möge,
„und weil man die Quelle nicht entdecken kann, so
„muß die Wirkung nothwendig von einem Gespenste
„herrühren. Und wenn man solchen Leuten sagt, daß
„ja wohl andere Ursachen vorhanden seyn könnten, so
„fragen sie hitzig: was es denn gewesen sey, wenn es
„kein Gespenst seyn sollte. Kann man ihnen nun nicht
„auf der Stelle eine andere ihnen begreifliche Ursache
„anführen, als wozu oft Zeit und nähere Erkundigun-
„gen nöthig sind, so bleiben sie bey ihrer Meinung.
„Endlich ist auch der Mißverstand vieler alten Aus-
„sprüche und gemeiner Regeln an manchem Aberglau-
„ben Schuld. Die Alten gaben oft eine Regel an,
„die sehr gegründet war, wobey sie aber die eigentliche
„Ursache nicht wußten, sondern sich mit der durch die
„Erfahrung bestätigten Wahrheit begnügten, oder die
„Ursache nicht angaben, und wohl gar, um die Sache
„ehrwürdiger und wunderbarer zu machen, die Regel
„als eine Art von Religionswahrheit vorstellten. In
„dieses Fach gehören manche sogenannte Bauernre-

„geln,

„geln, von der Bestellung der Felder, der Aussaat ge„wisser Gewächse bey diesem und jenem Lichte, der „Einärntung derselben zu gewissen Zeiten, welche eben „nicht alle ungegründet sind. Ferner, allerley Haus„haltungskünste, welche ihre gute Ursachen haben, wo„bey man aber allerley Nebengebräuche hinzugefügt „hat, theils die wahre Ursache zu verbergen, theils die „Sache selbst wichtiger vorzustellen, und so ferner."

Will man aber die Leichtgläubigkeit sammt dem Aberglauben der Menschen vertilgen, so würde es auf folgende Sätze ankommen:

1. Wenn ein Factum seine unläugbare Richtigkeit hat: so hat man Ursache es zu glauben, ob man auch gleich die Möglichkeit davon nicht einsiehet. Der Leichtgläubige sowohl als Abergläubige, behilft sich gern mit der Ausflucht, daß man vieles glauben müsse, wovon man nicht einsehe, wie es damit zugehe. Es sey vieles in der Natur verborgen, das man nicht begreifen könne, wie es möglich sey; genug, die Urältern haben es schon gesagt, andere Leute glauben es auch; — ja er geht so weit, und hält dafür, es sey besser man glaube zu viel als zu wenig.

Dies ist aber ein Abgrund, worin so viele sonst vernünftige und würdige Menschen versinken. Man kann immer und gern zugeben, daß in der Natur vieles, recht vieles verborgen sey, wovon die Möglichkeit nicht einzusehen sey; allein solches gehört hier nicht her. Ich will daher einige alltägliche Sätze der leicht- und abergläubigen Menschen nehmen. Z. B. der — ja der selbst Gewehrgerechte Jäger, ist manches Mahl von der irrigen Meinung angesteckt, daß ein Gewehr nicht zerspringe, die Ladung mag auch noch so groß seyn, wenn man drey Brodkrumen in den Lauf hinunter laufen läßt, und dabey die drey höchsten Nahmen nennet. — Eine junge Frau soll leichter gebähren, wenn sie vor der Trauung die Bänder an

ihren Schuhen auflöset; auch soll die Frau das Regiment über ihren Mann bekommen, wenn sie ihren Fuß während der Trauung vorwärts setzt; oder, wenn es ihr gelingt, indem sie sich die Hände geben, die Hand des Mannes umzuwenden, daß sie gegen die Erde gerichtet ist, die Hand der Braut aber sich oben befindet — u. dgl. mehr. Hätte es mit allen diesen Sachen seine unläugbare Richtigkeit, so würde es Unsinn seyn, die immer angeführten Kräfte zu bezweifeln. Das Wesen der Vernunft besteht nicht stets in der Fähigkeit, eine Sache vollkommen zu begreifen, sondern vielmehr in dem Vermögen, sie der richtigen, unumstößlichen Gründe und Ursachen wegen für wahr zu halten. Man weiß z. B. nicht, wie die Sonne leuchte und wärme — aber, das weiß man doch gewiß, daß solches geschieht. So sind mehrere wahre Erscheinungen kein Blendwerk. Wenn das Daseyn der wahren Magie, die durch Hülfe der Geister bewirkt werden soll, durch unläugbare Facta erwiesen werden könnte; so würde die bloße Unwahrscheinlichkeit nichts helfen. Ein einziges Beyspiel, wo es gewiß ist, daß Geister wirklich im Spiele gewesen, daß Todte wirklich durch Hülfe der Magie aus dem Grabe gerufen worden, und erschienen sind, würde alle Theorie über den Haufen werfen, allein, daran fehlt es den Vertheidigern der Magie gänzlich, und man kann einen jeden Zauberpatron ganz sicher auffordern, nur ein Beyspiel von der Art, bestätigt anzuführen. Wenn man alle Zaubergeschichten unpartheyisch untersucht, wird man durchgängig finden, daß es entweder eine natürliche Magie, oder ein Betrug gewesen, oder die ganze Sache wohl gar erdichtet war. Man kommt daher bekanntlich auf eine dreyfache Weise zu der Glaubwürdigkeit einer Sache:

a. durch Hülfe der Sinne, mit welchen man, wenn sie nicht beschädigt sind, die Dinge und ihre

Beschaffenheit wahrnimmt. In dieser Hinsicht hören wir den Wind, und erfahren seine großen und mannigfaltigen Wirkungen; ob wir gleich eigentlich nicht wissen, wie er entsteht, wo er verstärkt, und wo er sich endigen wird. — Wir empfinden die Kälte; allein, woher sie eigentlich entstehe, hat noch kein Naturforscher bestimmt angeben können. — Aber kein Mensch hat es je gesehen, daß irgend jemand auf einem bloßen Besen in der Luft davon geritten — daß man Diebe oder andere böse Leute mit bloßen Worten, ohne daß sie es wissen, bannen — oder daß man sich, ohne sonstige erforderliche Mittel, und also mit bloßen Segensprüchen vor Flinten- und andern Schüssen sicher und fest machen — oder, daß man mit bloßen Worten Feuer besprechen könne. Dies sind aber keine augenscheinlichen, oder in die Sinne fallenden Wahrheiten, als die vorher angeführte von dem Winde, folglich kann es auch nicht verlangt werden, daß sie solchen Glauben verdienen.

b. Es gründet sich auch die Glaubwürdigkeit auf Vernunftschlüsse. Man hält das, was für wahr angegeben wird, gegen andere Wahrheiten, die man schon aus eben solchen Vernunftgründen weiß und für wahr hält, und gegen die vorigen Erfahrungen von solchen Dingen, deren Umstände, Ursachen und Wirkungen man untersuchen will. Wenn das, was man beweisen will, wirklich dadurch bewiesen, und deutlicher wird, dann ist es ein deutlicher Schluß; würde aber das, was man beweisen will, gar nicht daraus folgen, so wäre es ein unrichtiger Schluß, wie z. B. folgender: Weil Christus mit zwölf Personen an einem Tische gewesen, und einer davon bald gestorben ist, also muß auch, wenn an jeder andern Tafel dreyzehn Personen speisen, eine davon dasselbe Jahr sterben. —

c. Es ist etwas glaubwürdig um des Zeugnisses desjenigen willen, der da redet oder schreibt; allein es kommt hier auch auf die Beschaffenheit des Zeugen an, ob man ihm glauben kann, oder nicht. Er muß die Wahrheit sagen können und wollen, zu welcher Untersuchung aber vieles gehöret, da alle Menschen irren können.

2. Wenn uns, besonders aus der Geisterwelt, Wunderdinge erzählt werden, wo man gar keine Möglichkeit sieht, daß die Wirkung von dieser Ursache herkommen könne: so wollen wir hundert Mahl langsamer seyn zu glauben, als wenn uns etwas natürlich Begreifliches versichert wird. Hierher kann man alle die Geschichten von Erscheinungen, von Verwandlungen der Menschen, und überhaupt alle Hexenmährchen rechnen. Malebranche erklärt sich über die Hexengeschichten folgendermaßen (*): „Ein Schäfer erzählt nach dem Abendessen seiner Frau „und Kindern im Stalle die Geschichte der Hexenzusammenkunft. Da seine Einbildungskraft durch den „Wein ziemlich erhitzt ist; so glaubt er derselben oft „beygewohnt zu haben, und redet von ihr sehr lebhaft „und nachdrücklich. Seine natürliche Gabe zu plaudern, erhöhet durch die Aufmerksamkeit seiner ganzen „Familie auf einen unerhört fürchterlichen Gegenstand, „muß in ihrer kranken Einbildungskraft ungewöhnliche „Züge erwecken, und es ist natürlich, daß seine Frau „und Kinder über das, was sie hören, in Erstaunen „gesetzt, demselben nachdenken, und es glauben. Ihr „Mann, ihr Vater erzählt etwas, was er selbst gese„hen, selbst gethan hat; sie lieben und schätzen ihn, „warum sollten sie ihm nicht glauben? Der Hirte wie„derholt es öfters. Die Imagination der Mutter und „der

(*) Von der Wahrheit, B. 1, S. 364, nach der Uebersetzung, Halle 1776.

„der Kinder erhalten davon tiefere Züge, sie gewöh-
„nen sich daran, das Fürchterliche verliert sich, die Ue-
„berzeugung bleibt — aus Neugierde wollen sie auch
„dieser Ceremonie mit beywohnen. Sie salben sich,
„legen sich ins Bette, diese Vorbereitungen erhitzen sie
„noch mehr; die durch die Erzählung des Schäfers
„bereits gemachten Eindrücke im Gehirne eröffnen sich
„dergestalt, daß sie die ganze Feyerlichkeit im Schlafe
„so zu sehen glauben, wie er es ihnen erzählt hatte.
„Sie stehen des Morgens auf, fragen und sagen ein-
„ander, was sie gesehen. So bestärkt einer den an-
„dern, und wer die stärkste Einbildungskraft hat, er-
„mangelt nicht, in wenig Nächten das ganze Bild der
„Hexenzusammenkunft zu entwerfen. Nun sind die
„Hexen da, die der Hirte entstehen ließ, und werden
„sich gewiß vermehren, wenn die Furcht dergleichen
„Erzählungen nicht unterdrückt. Ja es hat Zauberer
„gegeben, welche heiliglich versicherten, daß sie zur
„Hexenversammlung gehen würden, die so überzeugt
„davon sind, als wenn sie schon ein Par Ritte mitge-
„macht hätten, daß, wenn man sie aus dem Schlafe
„erweckte, und sie überzeugte, daß sie nicht aus dem
„Bette gekommen wären, sie es schlechterdings nicht
„glauben wollen."

Mancher, der nicht ganz vom Leicht- und Aber-glauben überwältigt worden, bebt beym Anhören der Gespenster- und Hexengeschichten zurück, weil er die Möglichkeit nicht völlig einsehen, und sichs z. B. nicht erklären kann, wie Leute auf solche rasenden Gedanken von höllischen Luftreisen, von Verwandlungen, von dem Hinausfahren aus dem Schorsteine auf einem Besenstiele reitend, und dergleichen mehr, fallen, ja, wie der gemeine Mann solches so hoch und theuer noch in einigen Gegenden mit dem Zusatze versichern könne, daß man sein Haupt aber mit der sogenannten Hexensalbe zuvor einsalben müsse. Er erwägt aber nicht,

daß

daß eben diese Salbe von gemeinen aber gottlosen Leuten unter andern auch mit einem Zusatze von klein zerriebenen Bilsenkörnern, (in der platten Sprache Dulldill) verfertigt werde, die, wenn sie an das Haupt des Menschen kommt, ihn betäubt und in einen tiefen Schlaf versetzt. Seine ganze Einbildungskraft war zuvor mit Hexensachen angefüllt, er träumt daher auch in der Betäubung nichts anders — und, wenn er mit der Salbe zu grob gekommen, so schwillt ihm der Kopf. Die Betäubung aber ist so stark, daß er, ohngeachtet des großen Schmerzens, nicht erwachen kann. Er träumt also nun, daß er die Losung zur Abfahrt nicht richtig ausgesprochen, und fliegt und prellt allenhalben gegen Wände, Bäume, Thürme u. dgl. unter schrecklichen Schmerzen. Beym Erwachen befindet er sich matt, fieberhaft, geschwollen u. s. w. aber ist weit entfernt, nur je sein Unglück auf die Salbe zu schieben, sondern seine lebhaften gehabten Träume, und das sichtbare Uebel, vermögen ihn vielmehr dahin, fest darauf zu leben, und zu sterben, daß die Sache sich wirklich so wundervoll verhielte (*).

3. Man schreibe niemahls Dinge, Geistern, oder übernatürlichen Ursachen zu, die aus den Kräften der Körper und überhaupt aus der Natur erklärt werden können und müssen. Ich habe im Art. Leichtfertigkeit unter andern auch einiger gewissenlosen Fleischer gedacht, welche durch einen geheimen Druck ein Haupt Vieh krank machen können, ohne daß der Besitzer desselben die Ursache der Krankheit zu errathen im Stande ist. Eben dieser Unfug wird von leichtgläubigen Leuten häufig auch für Hexereyen, und für Einfluß böser Geister gehalten. Noch mehr aber jene

(*) Von der Hexensalbe redet auch Baldinger, in seiner physikalisch-medicinischen Monathsschrift: Arzeneyenater Band, VIII. Stück, S. 125, fgg.

jene böse Kunst, da schlechte Menschen ihren Nachbarn, oder überhaupt denen, welchen sie kein Fortkommen in der Welt gönnen, heimlich junges und altes Vieh umbringen. Man sagt: der Mann oder das alte Weib habe nur in den Stall hineingesehen, und das Vieh sey gestorben, oder mit Läusen befallen; solches könne doch nicht mit guten Dingen zugehen, und der — oder die — müsse mit dem Teufel in einem Bündnisse stehen. So ging es z. B. einmahl einer adlichen Herrschaft auf dem Lande. Es war ihr nicht möglich Enten aufzuziehen; wenn sie höchstens so groß als Tauben waren, fand man sie alle des Morgens todt, und die Köpfe auf den Rücken gedrehet liegen. Die Sache kam aber aus, und es fand sich, daß ein böses Weib nicht allein in den Stall, sondern auch besonders inwendig dicht vor der Schwelle, welche etwas hoch war, Niesewurz gestreuet hatte. So wie nun die jungen Enten, welche noch nicht fliegen konnten, über die Schwelle in den Stall hineinpurzelten, stäubte ihnen dieses Pulver entgegen, und sie starben. Eben auf ähnliche Art verhält sichs auch mit dem übrigen sogenannten Behexen des Viehes, welches der Leichtgläubige für etwas Uebernatürliches hält. Es gebrauchen böse Menschen zuweilen die oben erwähnte Hexensalbe, welche sie mit noch verschiedenen giftigen und sehr schädlichen Zusätzen vermehren, suchen dem Haupte Vieh anzukommen, und bestreichen ihm heimlich die Mandeln und die Kehle damit. Die Freßlust vergeht dem Viehe darnach, selbst bey dem besten Futter. Der Hals und die Kehle schwellen unter Schmerzen, so daß es sich nicht lecken und reinigen kann. Hieraus ist die allererste Folge, wenn das Vieh nicht stirbt, daß es Ungeziefer erhält. Man verfällt so wenig auf die wahrscheinliche als wirkliche Ursache dieses Unfalles, und zum allerwenigsten behilft man sich damit, daß es von bösen Leuten ge-

schehen; wie aber, und in welcher Art, bleibt ununtersucht.

Nicht selten geben nun in solchen Fällen gemeine Viehärzte, Marktschreyer und Henkersknechte Wunderdinge von sich aus, und erwerben sich durch ihre vorgegebenen Kunststücke ein übermäßiges Zutrauen bey den armen Landleuten, denen sie Stundenlang von heimlichen Anzeigen, Heilmitteln, Abtreibungen, Besprechen, Räuchern u. dgl. vorplaudern. Sie mahlen allerley Figuren, gaukeln Kreuzstreiche, machen allerley Wendungen mit dem Haupte, bald verstummen, bald murmeln sie; und wenn sie nicht ganz Erzbetrüger sind, brauchen sie natürliche Mittel, um Menschen und Vieh zu helfen, welches sie aber mit Fleiß verbergen, um ihrer Kunst den Anstrich eines wunderthätigen Hülfsmittels zu geben, und das unwissende Volk auf ihre Seite zu bringen, worin sie um so glücklicher sind, als das Volk nur gar zu geneigt ist, allem beyzustimmen, was seltsam, abentheuerlich und wunderbar ist.

Je weniger oft ein Besucher des kranken Viehes versteht, desto mehr prahlt er mit geheimen Sachen. Er verachtet alles, was vernünftige Bücher darüber lehren, und hält sich an ein Dutzend Recepte und Pflaster, die er auch den Menschen ohne Unterschied anräth. Aber wie selten, wie kostbar wird von ihm Hülfe geschafft! und geschieht es, so hinterläßt sie häufig ein anderes Uebel, worunter auch das gezählet werden muß, daß man ihrer sehr schwer wieder los werden kann, da sie noch immer etwas zu probiren wissen.

4. Ohne in dem klaren göttlichen Worte, oder in der vernünftigen Erkenntniß der Natur einen zureichenden Grund zu haben, schreibe man Körpern, Wörtern, Figuren, Zeichen, Zahlen, u. dgl. so wenig nützliche als schädliche Wirkungen zu. Hier muß

muß man aber auch wieder zugeben, daß manche Körper in dieser oder jener Disposition unglaubliche Wirkungen hervorbringen können, und man daher im Urtheilen und Widersprechen sehr behutsam seyn müsse, damit man nicht von solchen, die eine dergleichen Sache besser kennen, beschämet werde. Von allen Wissenschaften werden uns Beyspiele dieser Art angeboten. Es ist daher dem, der die Kraft der Electricität nicht kennt, der Versuch, ohne Zuthun irgend einer brennenden Materie, bloß mit dem Finger, Weingeist in Flammen setzen zu können, höchst wunderbar. Dem Feuer des Himmels durch Hülfe der Wetterleiter eine unschädliche Richtung und sichern Gang zu geben, war ehedem unglaublich, und noch mag es mancher für sündlich halten. So sind noch viele wunderbare Kräfte in der Natur verborgen, die sich erst mit der Zeit entwickeln werden.

Der Leicht- und Abergläubige behilft sich indessen doch immer damit, daß er glaubt, die Körper, Wörter, Zeichen und Zeiten hätten zwar nicht allemahl selbst diejenigen Eigenschaften, die ihnen beygelegt würden; allein, die Welt sey mit Geistern angefüllt, die sich hierbey geschäftig erzeigten, und die verlangten oder erwarteten Wirkungen zu Stande brächten, um die Leute zu hintergehen. Diese und ähnliche, aus bloßem Leichtglauben hergenommenen Grundsätze sind aber um so mehr verwerflich, als die reine Philosophie dergleichen schon längst, nicht allein gänzlich verworfen, sondern auch aus in der Sache selbst gegründeten Ursachen und Sätzen unwiderleglich anders und richtiger erwiesen hat. Denn, beweise jemand z. B. einmahl, daß in den Zahlen 3, 7, oder 13, eine ganz besondere Kraft stecke! Man beweise, wie bewiesen werden muß, daß die mannsüchtige Dirne durch Bleygießen, oder Salzhäufchen setzen, am Abend vor Weihnachten zur unumstößlichen Gewißheit ihrer

Hoffnungen, oder überhaupt zur sichern Befriedigung ihrer Neugierde gelange!

Dieses gehört indessen, entweder zu spaßhaften Unterhaltungen, oder — wenn sie wirklich geglaubt werden, zur Schwachheit der Menschen, der noch abgeholfen, und die mit nicht vieler Mühe gehoben werden kann. Wenn aber noch jetzt der klug seyn wollende Bürger im Staate bey seinen vorzunehmenden Handlungen, auf Zeichen des Himmels, auf gewisse, im Kalender nur oft nach Willkür bemerkte Tage, und auf gewisse Wörter, Zeichen und Figuren sehen, wenn er sogar Glück oder Unglück daraus vorher sagen will, so ist er herzlich zu bedauern, und bedarf des Unterrichts, um nicht länger unter solcher bangen Furchtsamkeit sein Leben hinzubringen, aber auch die Seinigen nicht mit solchen albernen Sachen anzustecken. Hierüber wird unter Zeichen mehr gesagt werden.

5. Man muß dem Worte Gottes, gottesdienstlichen Uebungen, und andern beym Gottesdienste gebräuchlichen Stücken, keine andere Kraft zuschreiben, als ihnen in Gottes Wort selbst gegeben ist. In Hinsicht dieses Satzes will ich des Herrn Superintendenten Kellers Worte selbst hersetzen (*):

Der Abergläubige hält dafür, daß, wenn er die Worte aus 1sten Buch Mos. 3, v. 15: „Ich will Feindschaft „setzen," u. s. w. an seine Kammerthüre anschreibe, die Hexen und Gespenster dadurch abgehalten würden, in die Kammer zu kommen. Die Worte: „Da schrie das „Volk zu Mose, und Moses bat den Herrn, da ver„schwand das Feuer," 4 B. Mos. 11, 2. seyen dienlich das Feuer zu löschen. Wer den 109ten Psalm rücklings spreche, könne seinen Feind todt beten. Die Anfangsbuchstaben des Evangelii Johannis, geschrieben oder gedruckt, am Halse getragen, bewahre vor dem Fieber. Die Juden tragen auch einige Sprüche an sich, und berufen

(*) Grab des Aberglaubens, 5te und 6te Samml. S. 68.

rufen sich auf die Worte Salomons: „Hänge sie an „deinen Hals," Spr. Sal. 6, 21. denen es die Christen hierin nachmachen. Wenn der König Ludwig XI. in Frankreich eine böse That vorzunehmen willens war, bat er Gott auf den Knien um Beystand; und wenn er jemand seines Eigenthums berauben wollte, versprach er der Jungfrau Maria einen Theil davon (*). Crispin stiehlt das Leder, und verschenkt die Schuhe an Arme. Es giebt noch immer Leute, die das sogenannte Christophels Gebet sprechen, und sich dadurch einer schnellen Hülfe zum größten Reichthum getrösten. Die heilige Hostie trägt man als ein Verwahrungsmittel gegen Gefahren und Krankheiten bey sich herum. Wenn man einem kranken Kinde etwas aus einem geweiheten Kelche eingiebt, bricht sich die Krankheit. — Taufwasser ist gut wider Zahnweh (**). Ein Kind, dem nach der Geburt ein Blatt aus der Bibel auf die Brust gebunden wird, wird fromm, weise und gelehrt. Wachslichter, die auf dem Altare gestanden und angezündet werden, vertreiben die

(*) Hollbergs vermischte Briefe, Th. 2, S. 253.

(**) Es erinnert mich der Herr Superintendent Keller, in Hinsicht des Taufwassers, an folgende Anekdote: Als vor etwa 4 Jahren eine adliche Herrschaft in der Prignitz ein Fräulein taufen ließ, bat der Küster sichs bey den Anwesenden in der Küche aus, daß man ihn bey der Zubereitung des Taufwassers allein lassen möchte. Es geschah. Aber die gegenwärtig gewesenen sahen durchs Schlüsselloch, und bemerkten nun, daß der Halbehrwürdige das Wasser mit vielen Verdrehungen des Kopfes, unter Murmeln und gemachten Kreuzen, einweihete. — Nach vollendeter Taufe bat er sich einen Platz aus, wo keine Sonne schieu. Es wurde ihm dazu im Keller ein Ort angewiesen; er goß das Wasser dort in eine Ecke hin, und versicherte nun in mystischer Zuversicht, daß das gnädige Fräulein nie von der Sonne gebrannt werden würde. —

Eben dieser Unsinn, nähmlich das Taufwasser an einen schattigen Ort zu gießen, ist aber auch fast allen Wehmüttern eigen. Vielleicht ist der Gebrauch, das Wasser an einen etwas verborgenen Ort zu gießen, daher entstanden, damit abergläubige Leute so wenig das Wasser erhalten, als den Ort, wo es bleibt, erfahren sollen; — und eben diese löbliche Absicht ist wiederum von der Dummheit in Aberglauben verwandelt worden. F.

Hexen und Gespenster (*); das Zeichen des Kreuzes — die bösen Geister. Pantoffeln unter der Bettstelle kreuzweise gestellet, halten den Alp zurück. Getaufte Glocken vertreiben die Gewitter. (Siehe Th. LXXIII, im Artikel Leichengeläute.)

Wenn man meint, eine gewisse Uebung in gottesdienstlichen Sachen sey uns zum ewigen Heile dienlich, diese Uebung möge dann beschaffen seyn, wie sie wolle: so erwartet man zwar mit bestem Grunde alles Gute von einem steten Fleiß im andächtigen vernunft- und bibelmäßigen Gebete; aber, wenn man nur die Viertelstunden, die Worte, die Seiten im Gebetbuche gleichsam Gott vorzählt: so hat man seinen Lohn dahin. Die Taufe und das Nachtmahl sind erwecklich und nützlich; aber wenn man glaubt, das heilige Nachtmahl tilge die Sünden, und die heilige Taufe gebe den Kindern eine neue Seele; oder das Eilen zur Taufe sey viel wichtiger, als hernach das Eilen mit vernünftigem Unterricht und Zucht; so ists Aberglaube. Man treibt, daß das Kind bald möglichst zur Taufe komme; nun das ist gewissermaßen gut; aber wenn eben diese Aeltern ihr Gott aufgeopfertes Kind lang genug ohne gute Anweisung und Zucht lassen, und für ihr Vieh und Haushaltung mehr, als für ihre Kinder sorgen: so ists nicht recht. Dort rühmt sich eine Mutter vor den Leuten, ihr kleines Kind von drey, vier, fünf Jahren könne schon beten; aber sie ist unbekümmert, wenn das Kind daneben lügen lernt, und Schimpfreden ausstößt. Es giebt Leute, die sich ein Gewissen machen, ihr Gebet einmahl abzukürzen, oder, im Nothfalle gänzlich aufzuschieben; die sich aber in ihrem Gewissen nichts daraus machen, gerade in dem halben Tage, an dem sie so ordentlich ihr Gebet verrichtet haben, den Nächsten zu vervortheilen, zu verläumden. — Mancher beschenkt die Waisenkinder, und setzt sein ganzes Vertrauen in ihr Gebet. In Croatien glaubt man, für die geheimen Verbrechen einen mehr als hinlänglichen Ersatz durch die Fasten zu thun. In den Fasten besteht ihr Gottesdienst. Die Fasten sind ihre größte Tugend; so wie dieselben zu brechen, in ihren Augen das abscheulichste von allen Lastern

(*) Eine ähnliche Idee sehe man Th. LXXIII der Encyklopädie, unter Leichenlicht.

ſtern iſt. Man hat kürzlich ein Beyſpiel geſehen, daß der Anführer einer Räuberbande von den Seinigen ſelbſt, welche ſich aus Mord und Straßenraub nichts machten, getödtet worden, weil er an einem Faſttage, bey Ermangelung des Waſſers, ſeinen Durſt mit Milch gelöſcht hatte (*).

Ich glaube zu dieſem Capitel mit Fug und Recht auch jene gefährlichen Syſteme — jene fanatiſch-myſtiſch-theologiſchen Doctrinen, die noch immer in der Welt umher ſchleichen, und alle die hier hineinſchlagenden Bücher rechnen zu können, die von geiſtlichen, vielleicht auch manches Mahl blödſinnigen Schwärmern, welche ſelbſt nicht einmahl wußten und erklären konnten, was ſie ſchrieben, unter dem Volke bekannt gemacht worden ſind. Hier will ich keine Religion nennen, noch viel weniger derſelben etwas vorwerfen, weil nie die geheiligte Religion, ſondern nur die Menſchen ſelbſt es ſind, welche ungereimte Dinge mit Gewalt in deren Heiligthum begraben wollen. Hierdurch wird die Wahrheit in undurchdringliche Nebel gehüllet, und das Volk in der Art getäuſchet, als ob die heilige Schrift vermittelſt der in ihr enthaltenen Worte, kräftig genug ſey, alle mögliche Uebel im menſchlichen Leben heben zu können — während daß ein Unglück überhand nehmen, und ganze Familien das traurige Opfer der allerſtrafbarſten Täuſchung von Seiten der Volkslehrer und ihrer Leichtgläubigkeit werden.

Der Herr Doctor Henke hat uns in ſeinem Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte, (5 B. 2 St. Weimar 1798, S. 349 fgg.,) gezeigt, wie man im Hochſtift Hildesheim (vielleicht aber doch wohl nur bis zum Jahre 1752 —) bemühet iſt, die ſchreckliche Krankheit der Hundswuth am Menſchen, bloß vermittelſt

(*) Schlözers Staatsanzeigen, Gött. 1783, S. 367.

religiöser Gebräuche, heilen zu wollen. — — Was er hierüber uns berichtet, ist folgendes:

In der neuesten katholischen Kirchen-Agende für das Hochstift Hildesheim (*), findet sich ein eigenes, ziemlich langes Capitel, von Regeln und Formeln, für alle Arten priesterlicher Einsegnungen, z. E. des Weihwassers, Salzes, der Lichter, auch eines neuen Brunnens, Schiffes, Brautbettes, eines heilige Orte besuchenden, oder daher zurückkommenden Pilgers, u. s. w. Auch wie Obst, Oel, Futterkraut, Eyer, u. s. w. eingeseguet werden müssen, findet man da vorgeschrieben. Das merkwürdigste ist aber doch die Benediction wider den Biß von tollen Hunden, und wider Krankheiten und Gebrechen, sowohl an Menschen, als an Vieh. Gewiß enthalten auch andere katholische Ritual-Bücher dieses Stück; es ist aber, als eine der öffentlich in dieser Kirche gut geheißenen, mit bischöflicher Vollmacht angeordneten, auch noch jetzt immerfort üblichen, Anstalten, die zur Nahrung des schädlichsten Aberglaubens unter dem Volke abzielen, vielleicht nicht so bekannt, als es verdient. (Die Agende ist lateinisch geschrieben, und es erfolgt hier die Uebersetzung.)

Segnungen wider den Biß eines tollen Hundes, und wider die Krankheiten und Gebrechen des Viehes sowohl als der Menschen.

Gegengift für die, welche durch einen solchen Biß in der Haut verletzt sind: 1) daß sie sich des Sacraments der Beichte und des Abendmahls bedienen; 2) daß sie innerhalb 9 Tagen ihre Kleider nicht ausziehen, und immer nur ein Kleid tragen; 3) daß sie während dieser Zeit auf Stroh schlafen; 4) sich des Fleisches enthalten, und nur Fischwerk und kalte Eyer essen; 5) überall keine warme, sondern nur kalte Speisen; auch 6) kein frisches, sondern altes Brod zu sich nehmen; 7) ihr eigenes Geschirr haben, daraus

(*) Agenda ecclesiae Hildesimensis — jussu et auctoritate Clementis Augusti. — Hildes. 1752.

aus sie essen und trinken; 8) während dieser 9 Tage nehmen sie drey Mahl, Morgens, Mittags und Abends, vom geweiheten Brodte, Wasser und Salze, und sprechen eben so oft 9 Mahl das Vaterunser und den englischen Gruß (also täglich 27 Mahl, und innerhalb 9 Tagen 216 Mahl); 9) man veranstalte (für die Gebühr) daß eine Messe gelesen werde, dem heil. Hubertus zu Ehren, und dieser Messe müssen die Verwundeten, oder Gebissenen, persönlich beywohnen; 10) den Tag des heil. Hubertus müssen sie jährlich feyerlich und mit aller Andacht begehen, so pünctlich, daß sie auch nicht einmahl eine Thüre öffnen (*).

Damit nun meine Leser mit gesunder Vernunft und Beurtheilungskraft selbst urtheilen können und mögen, ob solche Mittel ein so großes natürliches Uebel heben und abhelfen können, so will ich die übrigen Proceduren hierselbst nach der Uebersetzung folgen lassen. Also:

(*) Der heilige Hubert war der erste Bischof der zu Lüttich wohnte; denn seine Vorgänger im Amte hatten ihren Stuhl zu Tongern. Seine fabelhafte Lebensgeschichte findet man in *Barthol. Fiseti* Flores ecclesiae Leodiensis s. vitae et elogia sanctorum qui hanc dioecesin ornarunt. (Insulis, 1647, fol.) p. 23. Als er zu Rom im Jahre 701 eingeweihet ward, brachten Engel eine prächtige, seidene, mit Gold durchwirkte Stola, von der Mutter Gottes herab, und als er zum ersten Mahle das Hochamt verrichtete, schenkte ihm der heilige Petrus einen goldenen Schlüssel, und zugleich die Kraft, Mondsüchtige und Rasende zu heilen. Durch diese Stola und durch diesen Schlüssel sind nun bis auf unsere Zeiten unzählbar viele Wunderthaten, und ganz erstaunlich viele Hülfen, vornehmlich an solchen Unglücklichen verrichtet worden, die von einem tollen Hunde gebissen waren. *P. le Brun* histoire critique de pratiques superstitieuses. T. II. p. 1. — Sein Festtag fällt auf den 3ten November. Auch sehe man: Ausführliches Heiligenlexicon ꝛc. Col. 978, woselbst ebenfalls eine kurze Nachricht von diesem heil. Hubert (denn es giebt noch fünf andere des Nahmens) zu finden ist.

Anweisung für den Priester.

Der Priester bleibe auch nach geendigtem Gottesdienste im priesterlichen Feyerkleide, und weihe Brod, Salz und Wasser, auf folgende Weise. Er stimme an: „Unsere Hülfe im Nahmen des Herrn! Antw. Der Himmel und Erde gemacht hat. Pr. Der Herr sey mit euch! Antw. Und mit deinem Geist."

Weihung des Salzes. „Ich beschwöre dich, Geschöpf des Salzes, bey dem wahrhaftigen Gott, † bey dem lebendigen Gott, † bey dem heiligen Gott, † bey dem Gott aller Creatur, daß du werdest zu einem Salze, welches beschworen ist, auszurotten und zu vertreiben die Wut und ihre giftige Ansteckung, den bösen Feind, und jede Gewalt der Fäulniß desselben, auch jede Krankheit unter Menschen sowohl als Vieh, damit alles dasjenige, was du menschlichen Bedürfnissen zu gewähren gewürdiget hast, in voller Kraft zu unserm Nutzen gedeihen, und damit die Menschen, gesund am Körper und an der Seele, dir einen wohlgefälligen Dienst darbringen, durch die Kraft unsers Herrn Jesu Christi, durch welchen alle Dinge geschaffen sind und gedeihen, der da kommen wird, zu richten Lebendige und Todte, und die arge Welt durch das Feuer. Amen."

Weihung des Brodts. „Segne Herr dieses Geschöpf des † Brodts, wie du gesegnet hast fünf Brodte in der Wüste, damit Menschen und Thiere, die davon genießen, die Gesundheit des Leibes und der Seele erhalten mögen, durch unsern Herrn Jesum Christum deinen Sohn, der mit dir lebet und regieret in Einigkeit des heil. Geistes. Gott in alle Ewigkeit. Amen."

Weihung des Wassers. „Ich beschwöre dich, Geschöpf des Wassers, im Nahmen Gottes des allmächtigen Vaters, † im Nahmen Jesu Christi seines Sohnes, † und im Nahmen des heiligen Geistes, † daß alle giftige Ansteckung der Wuth, und alle unreinen Geister, und jeder Anlauf des Satans überwunden und vertrieben werden mögen, und daß du seyst ein Wasser, das besprochen ist, zu verjagen und zu zerstreuen

„streuen die Wuth, das Gift und die Ansteckung desselben, auch jede Krankheit an Menschen und Vieh, „und die Tücke der bösen Geister, und jedes Blendwerk „des Feindes, und die Ansteckung der Wuth, auch gleicher Weise den Feind selbst mit Wurzeln und Stiel „auszurotten vermögest, durch die Kraft unsers Herrn „Jesu Christi, der da kommen wird zu richten Lebende „und Todte, und die arge Welt durchs Feuer."

Hierauf vermische der Priester das Salz, Brodt und Wasser, und spreche dabey: „Diese Mischung „von Salz, Brodt und Wasser, komme so Menschen „als Thieren wohl zur Gesundheit. Die Stimme des „Herrn über den Wassern! Der Gott der Ehren donnert, der Herr auf großen Wassern! Menschen und „Vieh willst du gesund machen, Herr, wie du vermehret hast, deine Barmherzigkeit, o Gott! Du thust „deine Hand auf, und sättigst alles, was lebet, mit „Wohlgefallen."

Nun werden beym Segen und Kreuzmachen über das Brodt und Wasser, folgende Worte gesprochen: „Jesus von Nazareth, König der Juden, Jesus, Maria, „Johannes."

Segensspruch über Brodt und Wasser. „Unsichtbarer und unerforschlicher Gott, der du über alle Dinge „ausgegossen bist, wir flehen demüthig zu deiner Liebe „und Barmherzigkeit, durch den heiligen und furchtbaren Nahmen deines Sohnes, daß du über diese „Geschöpfe des Brodtes und Wassers deinen Segen † „ausgießen wollest, durch die Kraft deiner unsichtbaren Wirkung, damit Menschen, gleicherweise auch „Thiere, die du der Nothdurft der Menschen abzuhelfen gewürdiget hast, wenn sie von diesem Brodte und „Wasser etwas nehmen und genießen, dieses dem Se † „gen und deine Heili † gung unverletzt bleiben, und „vor aller Vergiftung, auch vor jedem Anlauf des Versuchers unter deinem Schutze, verwahret werden, „durch Christum unsern Herrn. Amen."

Lasset uns beten: „Herr, Gott, allmächtiger Vater, durch welchen alles regieret wird, was wir zum „Gebrauch des Lebens besitzen, seg † ne auch diese „Creaturen, Brodt und Wasser, zu verjagen den bösen Feind und die Vergiftung der Wuth, die durch den

„Biß eines tollen Hundes Menschen oder unvernünfti„gen Thieren beygebracht ist, und lege hinein eine heil„same Arzeney, durch die Kraft des Nahmens deines „hochgelobten Sohnes Jesu Christi, damit es zur Ge„sundheit gereiche denen, die davon nehmen, Menschen „sowohl als Thieren, durch denjenigen, der da kom„men wird zu richten u. s. w.

Ich erlaube mir hierbey nur dies Einzige anzumerken: Ein Mittel wider ein physisches Uebel kann nur auf zweyerley Art wirken, entweder durch den sehr starken Glauben und Vertrauen auf das Medicament — — oder durch die Kraft der Bestandtheile des Medicamentes selbst, die gerade dazu geordnet und eingerichtet sind, die Natur des Körpers in solche Disposition zu versetzen, daß sie im Stande ist, sich eines solchen Uebels zu entledigen. — Aber es wird auch eben der Grundsatz geäußert, daß der Teufel mit diesen Uebeln auch etwas zu thun haben solle — und, wäre es der Fall (so wie er es nicht ist), so könnte der doch nur durch eigenes Gebet und Glauben hauptsächlich vertrieben werden. — — Woher erhalten denn nun die armen Thiere diesen Glauben, die doch nimmermehr so glauben, noch vielweniger beten können? Giebt man nun vor, daß dieses Mittel auch bey Thieren probat seyn soll, so hilft es also nicht durch den Glauben, folglich durch die Bestandtheile des Medicamentes, und auf diese Weise wären die vielen Kreuze und weitläuftigen Segnungen unnütz, weil diese die Bestandtheile der natürlichen Gewächse keine andere Beschaffenheit geben können. Im Brodte, Wasser und Salze, liegen bloß nährende, reinigende, und etwas treibende Kräfte. Das Wasser, in mehr als gewöhnlichem Maße zu sich genommen, treibt etwas Schweiß und den Urin, und das Salz in größerer Portion führt ab, und bey allzuhäufigem Gebrauche schwächt es und verdirbt das Blut. Es können daher diese Mittel nicht hinlänglich seyn, jene fürchterliche

liche Krankheit zu heilen, (wohl aber, wenn die Krankheit eingebildet ist, und man nur von einem vermeintlich tollen Hunde gebissen worden, wobey dann eine gute Diät auch gut zu Statten kommt,) und in dieser Rücksicht soll also das Wort Gottes die fehlenden Kräfte ersetzen? — Meinem Bedünken nach hat Gott eben deshalb, weil in Brodt, Wasser, Salz, und anderen unserer gewöhnlichen Nahrungsmittel, nicht so viel Kräfte liegen, um solche entsetzliche Krankheit heilen zu können, uns schon durch Aerzte und Naturkundigen anderweitige Mittel bekannt werden lassen, und in dieser Rücksicht ist es allemahl höchst sündlich, die dazu von Gott bestellten und uns gegebenen Mittel zu verachten, und hiergegen vermittelst stürmender Gebete zu verlangen, daß er neue Wunder thun, und Geschöpfen solche Kräfte beylegen soll, die sie seit der Schöpfung noch nicht gehabt haben, damit nur eine gewisse gewinn- und ruhmsüchtige Menschenklasse dabey profitire. — Uebrigens kann man im XXVIsten Th. der Encyklopädie, auch den Artikel Hundswuth nachsehen, woselbst ausführlich hiervon gehandelt worden.

Lasset uns beten: „Ertheile reichen Se † gen, „o Herr! über diese Creaturen, Brodt und Wasser, „daß sie ein heilsames Mittel werden wider das Gift „der Wuth, sowohl für Menschen, als für Thiere, „und daß sie allen und jeden, die irgend davon etwas „zu sich nehmen, wohl bekommen, zur Gesundheit „und Genesung, und zur Erhaltung der fünf Sinne, „sowohl der äußern, als der innern; der du kommen „wirst zu richten u. s. w.

Lasset uns beten: „Herr, heiliger Vater! beschütze „die Menschen N. beschütze unser Vieh, beschütze alles, „was lebt, beschütze barmherzig deine Gaben, wende „liebreich ab die Ansteckung der Wuth, die durch den „Biß toller Hunde bewirkt wird, wende ab Diebe, „Straßenräuber, wilde Thiere, Krankheit, Bisse, Verstrickungen, Tücks und Bosheit, gottlose Menschen,

„schäd-

„schädliche Reden, feindselige Blicke, Hexereyen und „alle Versuchungen, durch diese Creaturen des Brodts „und Wassers, Kraft der Anrufung des Vaters, † und „des Sohnes, † und des heiligen Geistes, † dem allein „die Ehre, und der Ruhm, und die Macht ist, nebst „dir und demselben deinem Sohne, in alle Ewigkeit. „Amen."

Hierauf werde das Evangelium des heil. Johannis gelesen: Im Anfang war das Wort ꝛc.

NB. Vom vorbesagten Brodte und Wasser nehme man neun auf einander folgende Tage ein wenig, und spreche drey Vaterunser und Avemaria, zu Ehren der hochheiligen Dreyfaltigkeit und des heil. Huberts.

Hierüber fährt Herr Doctor Henke fort, und macht eine allen Vernünftigen aller Religionen nicht zuwiderlaufende Anmerkung. Ich habe vorhin schon bemerkt, daß ich nie die Religion dafür ansehe, was sündliche Menschen thun; denn es giebt in allen Religionen, die im Grunde doch in der Hauptsache übereinkommen, schlechte und verabscheuungswürdige Menschen, die das leichtgläubige Volk, welches aller weitern Kenntnisse beraubt ist, nicht allein äußerst, selbst oft mit dessen höchstem Unglücke, zu täuschen suchen, oder die selbst so unwissend, so vernunftlos sind, als die leblosen Geschöpfe, denen sie in dem lächerlichen Traume, oder vermittelst ihrer Extase, Wunderkräfte beylegen wollen, — sondern lediglich dafür halte, daß nicht gesunde mit reiner Moral verknüpfte Vernunft allein — vielmehr Bosheit, Gewinn- und Ehrsucht, und dergleichen Dinge mehr, als Blödsinn und Schwärmerey, zum Untergange vieler Menschen solches erdacht haben. Dieserhalb sagt Herr D. Henke:

Ein reicher Stoff zu wichtigen Betrachtungen! Schon als Probe einer heidnischen Battologie in der christlichen Kirche merkwürdig! Aber, was soll man von der Sache selbst sagen? welche Frucht hat man sich von allen Bemühungen, dem Aberglauben zu steuern, zu versprechen,

wenn

wenn er in der Kirche seine Zuflucht, und in dem Stande der Meßpriester und Mönche seine Beschützer findet und behält? Und, was können selbst alle Gesundheits-Catechismen oder Noth- und Hülfsbüchlein helfen, wenn das Volk belehrt und gewöhnt wird, auf eine seiner Trägheit angemessene Weise, sein Vertrauen auf magische Kraft eines Priestersegens zu setzen! — Doch möge jeder aufmerksame Leser zu dieser wichtigen Urkunde des Glaubens und der Praxis in der katholischen Kirche unserer Zeiten, alle die Winke, und Seufzer, und Ausrufungszeichen, sich selbst hinzu denken, welche der Inhalt erfordert und veranlaßt; nur eine Bemerkung sey uns erlaubt beyzufügen.

Vor und zu den Zeiten der Kirchenverbesserung, wurden Segnungen und Einweihungen von Salz, Brodt, Wasser, Kerzen, Bildern und dergleichen, zwar auch häufig von Priestern und Mönchen verrichtet, und mit Erwartungen außerordentlicher Wirkung begleitet; aber, daß sie von den Kirchenobern empfohlen, oder gar verordnet, und daß die Verfahrungsarten und Formeln, die dabey zu gebrauchen, vorgeschrieben worden wären, findet man allerdings nicht. Wie aber so viele andere abergläubige Meinungen und Gebräuche, hauptsächlich erst durch den Jesuiterorden, recht aus Trotz gegen jeden Tadel der Ketzer, und aus Eifer für das Reich der Dummheit, in Schutz genommen, eingeführt, und im Umlauf gebracht worden sind, so haben auch durch denselben Einfluß besonders solche Segnungsgebräuche, wie der angeführte ihre öffentliche kirchliche Sanction erhalten. In einer Cölnischen Provinzial-Synode vom Jahre 1536, wird es ausdrücklich für Mißbrauch erklärt und verboten, daß das Volk angeführt werde, auf geweihete Dinge ein besonderes Vertrauen zu richten, und nahmentlich gesegnete Kräuter, Salz, und dergleichen, gegen Viehkrankheiten zu gebrauchen (*). Aber freylich dachte Erzbischof Hermann

(*) Quidquid ad abusum et superstitionem faciat et quo populus a Deo ad collocandum in externis istis aliquam fiduciam adduci possit, prohibemus, quale inter alia est, quod quidam aqua, sale, cereis et herbis benedictis in medicandis pecoribus superstitiosius abutuntur etc. Can. XVI. *Harzheim* concil. Germ. T. V. p. 235.

mann in Cöln über solche Gegenstände anders, als alle seine Nachfolger, und als nahmentlich unter ihnen, derselbe Clemens August, der die Hildesheimische Kirchen-Agende publicirt hat.

Mit diesem Mittel sowohl, als vielleicht mit tausend andern dergleichen, hat es wahrscheinlich die Bewandtniß, daß man vorgiebt, es sey durch göttliche Offenbarung verordnet worden, wie deren sich der heilige Hubertus verschiedentlich berühmt haben soll — sogar daß ihm Christus, da er noch ein Heide gewesen, (man meint, er sey ein Sohn des Herzogs Bertrand von Guienne,) auf der Jagd an einem Hirschgeweihe erschienen, und ihm allerhand Befehle ertheilt haben soll. — — Gewöhnlich aber ist solches der Behelf aller Schwärmer, und — — (nur mit einem gelinden Nahmen belegt,) Täuschenden. Eine mittelbare göttliche Offenbarung findet allerdings noch jetzt Statt, wenn wir nicht läugnen, daß Gott Schöpfer, Erhalter und Regierer der irdischen Dinge sey, wie auch den Menschen erlaubt und Fähigkeiten gegeben hat, vermittelst der Vernunft immer tiefer, sowohl in das Wesen der Geister, als in die Haushaltung der Natur hineinzublicken; allein einer unmittelbaren Offenbarung zu jetziger Zeit sich noch rühmen zu wollen, ist ein starkes Stück, wobey man sich in Acht nehmen muß, von vernünftigen Theologen und Philosophen nicht als ein Schwärmer angesehen zu werden. Der Herr Doctor und Professor der Theologie, C. F. Ammon hat die gelehrte Welt mit einer Abhandlung beschenkt: von dem Ursprunge und der Beschaffenheit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, Göttingen 1797, worin er darzuthun sucht, wie solche geschehe, und möglich sey; und seine Grundsätze sind folgende:

„Die meisten Kräfte und Gesetze unsers Wesens, „unsre Sinne, Gedächtniß, Einbildungskraft, Ver-

„stand,

„stand, und selbst unsere empirische Vernunft, wirken „sämmtlich innerhalb der Zeit und des Raums. Nur „unser sich allmählig aus der Sinnlichkeit herausbil„dendes moralisches Ich, und unser Gewissen, dieses „göttliche Gesetz eines reinen, freyen Willens, ist über „die Reihe mechanischer Ursachen und Wirkungen er„hoben (*), und bringt unser Wesen der Gottheit nahe. „Durch die reine, freye, energische Wirksamkeit des „Moralgesetzes in uns, und durch das unbedingte „Machtgebot desselben, im Verhältnisse zu der Forde„rung unserer Neigungen und Begierden, entsteht „nicht nur der Glaube an das Daseyn einer moralischen „die Welt regierenden Gottheit, sondern auch der „Glaube an eine würdige Verehrung derselben, durch „die Betrachtung des Sittengesetzes, als eines gött„lichen Gebots (**). Wenn nun durch den heiligen „und mächtigen Willen Gottes alle Kräfte und Ge„setze der Natur fortdauern, und von ihm abhangen; „so können auch die moralischen Kräfte und Gesetze „unsers Wesens, unserer Freyheit unbenommen, nur „durch diesen heiligen Willen Gottes fortdauern, und „unter unserer eigenen freyen Mitwirkung, eine immer „größere Lebhaftigkeit und Stärke erhalten (***).

„So

(*) Sonst pflegt es noch bekannt zu seyn, daß die Disposition des Körpers ungemein viel zu den Aeußerungen des Ichs oder der Seele beytrage — — und es ist nicht zu vermuthen, wenn ein Mensch sich auch zwar in einem hohen Grade verläugnen kann, daß er den Zusammenhang der Seele mit dem Leibe anders, als gewaltsamerweise aufhebe — nähmlich durch die Zernichtung seiner Maschine.

(**) Dies ist gerade die Gesinnung, welche jeder rechtschaffene Mensch haben muß, um in seinem Herzen überzeugt zu seyn, man verehre und diene seinem Gott nach allen seinen Kräften.

(***) Auch dieses wird zugegeben; allein der Mensch wird in Hinsicht moralischer Fähigkeiten nur bis zu dem Grade vollkommen, als die Kräfte seiner am Körper gefesselten Seele reichen — — das heißt, nur menschlich vollkommen, und

„Setzen wir nun voraus, daß ein Mensch sich durch „unausgesetzte Vervollkommnung seiner moralischen „Natur über den physischen Naturzwang, immer mehr „zur Freyheit emporhebe: so kommt er nicht nur dem „Ziele seiner Bestimmung, der Heiligkeit Gottes, im„mer näher, sondern es müssen nun auch nothwendig „göttliche Gesinnungen, und durch die Forderungen sei„nes lebhaft wirkenden Moralgesetzes, göttliche Kennt„nisse in seiner Seele entstehen, und — der edlere „Theil seines Wesens schwingt sich durch seine mora„lische Ausbildung zu der Höhe empor, wo die alles „umfassende Kraft der Gottheit nicht mehr un„mittelbar durch sinnliche Berührungen seiner Em„pfindungen und Gefühle in der, und durch die Na„tur, sondern durch geistige Berührung seines morali„schen Ich auf ihn wirken kann (*). So entsteht in ihm „das alles was übermenschlich ist, ist auch vor ihm, seiner Schwäche halber, so lange als er Mensch ist, verborgen.

(*) Hierdurch scheint die unmittelbare Wirkung Gottes auf die Seele anderer Menschen geläugnet zu werden, und nur zugestanden zu seyn, daß Gott bloß und allein auf die hier beschriebenen wirken könne. — — Meines Erachtens ist dieser hier beschriebene Zustand weiter nichts, als der Zustand eines exemplarisch frommen und heiligen Mannes; aus welchem aber bey weitem noch nicht folget, daß seine Seele sich unmittelbar an die Gottheit schmiege, und von derselben Offenbarungen (Bekanntmachungen übernatürlicher Wahrheiten von Gott, nach Adelung) zu erhalten, sich rühmen könne. Gelangt ein solcher, wäre er auch nicht gerade ein Schwärmer, wie es doch oft der Fall ist, zu größeren Ueberzeugungen, als mancher andere, von seiner nahen Verbindung mit Gott, durch immer mehr anwachsende Erkenntnisse und selbstbewußte Ueberzeugungen, daß er einen gnädigen Gott habe, der sein Bestreben, immer vollkommener zu werden, und seinen Willen immer mehr zu erfüllen, schon jetzt hier sichtbar lohnet, und künftig in alle Ewigkeit ihm gewiß eine unaussprechliche Zufriedenheit schenken werde, so ist dieses dennoch keine unmittelbare Offenbarung von Gott — — oder man möchte denn unter Offenbarung den Zustand eines in und mit Gott zufriedenen, weisen und freudigen Christen verstehen. Dann würde aber das Wort Offenbraung hier nicht an seinem rechten Orte stehen.

Der

„das Bewußtseyn — nicht Gefühl, denn diese Wirk-
„samkeit Gottes fühlt man nicht — von der Gegen-
„wart gewisser göttlicher Vorstellungen und Ideen, zu
„welchen er sich den Weg nicht allein durch eigenes
„Nachdenken gebahnt hat; sie drängen sich ihm uner-
„wartet und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit auf,
„er findet sie der Würde der Gottheit angemessen, und
„seinen Zeitgenossen wohlthätig: Er betrachtet sie also
„als Kenntnisse und Belehrungen von Gott, und fühlt
„zugleich den unwiderstehlichen, moralischen Beruf,
„sie seinen Zeitgenossen mitzutheilen. So entsteht in
„der Seele des Vertrauten der Gottheit eine unmit-
„telbare Offenbarung u. s. w.

Wenn es wirklich bis zu dieser Stunde noch der-
gleichen unmittelbare Offenbarungen geben sollte, so
wäre diese obige Erklärung derselben, vielleicht die ein-
zige, die der Sache am nächsten käme; allein — eben
diese Erklärung giebt auch zu mehreren Sätzen, die
ganz natürlich daraus gefolgert werden können, un-
gehindert Anlaß. Sie soll beweisen, daß die, noch
an ihrer Hülle haftende menschliche Seele, sich durch
Uebung mit dem Geiste aller Geister, in der Art ver-
einigen könne, um von ihm ohne Gebrauch natürli-
cher Gefühle, und ohne sonstige natürliche Seelenhand-
lungen, die indessen in einem Urtheilen, Wollen und
Voll-

Der Herr Verfasser unterscheidet hier sehr billig Bewußt-
seyn vom Gefühl — allein ersteres beruhet allemahl auf
wirklichen, oder vermeinten Kenntnissen — und — wie leicht
kann ein feuriges Temperament in dieser Hinsicht nun nicht
getäuscht werden? — — Haben wir nicht hundert und
mehrere Beyspiele, daß selbst Schwärmer sich haben mar-
tern lassen? — — Finden wir nicht Fälle in Menge, daß
Leute von sonst gesunden Begriffen in diesem einzigen Punc-
te, der unmittelbar ihnen gewordenen Offenbarungen, für
wahnsinnig gehalten, und genau beobachtet werden müssen,
daß sie (vermöge vermeinter Offenbarung) ihren Nächsten
nicht schaden? — —

Vollbringen des Beschlossenen bestehen, unmittelbar, daß hieße, gerade von Geist zu Geist, noch ganz sonst fremde Wahrheiten und Thatsachen, entgegen zu nehmen. — Daß diese Kraft solcher Mittheilungen unendlich in der Macht und Größe Gottes liege, und daß Gott auf die Seele des Menschen wirke, läugne ich keinesweges; ob aber der Mensch durch sein bloßes eigenes Wollen und Bestreben dahin gelange, um auf eine anderweitige Art zu Kenntnissen zu gelangen, als es sonst beym Menschen geschieht, muß erst erwiesen werden. — — Hätte es aber seine Richtigkeit, und könnte die menschliche Seele sich willkürlich in dieser Hinsicht mit einem Geiste so genau vereinigen, um verborgene Dinge von ihm zu erfahren, so könnte er es auch mit mehreren, da es mehrere Geister giebt — ja — so könnte der böse Mensch sich auch mit den bösen Geistern, die doch auch nicht ganz wegphilosophirt werden können, in eben solcher Art vereinigen; und was würde hieraus entstehen? — Nichts mehr und nichts weniger als — der alte abgedroschene ehemahlige Glaube an Hexereyen und Bündnissen der Menschen mit dem Teufel, müsse von neuem wieder aufgewärmt werden; — wovor aber Gott uns, und alle kommende Zeiten, in Gnaden behüten wolle!!

Wenn ehemahls in den wichtigsten Fällen, die die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts betrafen, und wo es nöthig war, der noch so sehr rohen Vernunft mit nachdrücklicherer Kraft, als es jetzt braucht, unter die Arme zu greifen, Gott durch seine heilige Engel, nach Angabe der Schrift, gewisse Gedanken einflößete — so berechtigt uns dieses nicht zu schließen, daß dergleichen bey geringfügigern Sachen, die schon mittelbarer Weise entdeckt werden können, (indem wir alles, was der Mensch zur Beförderung seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit be-

bedarf, schon längst durch den größesten Gesandten Gottes wissen und besitzen,) noch geschehen werde.

Wir haben auch noch im menschlichen Leben zuweilen Vorfälle, die fast das ähnlichste Gepräge unmittelbarer göttlicher Offenbarung an sich tragen, und die denjenigen, welchen solche begegnet, lebenslang vor Augen stehen, indem der auf sie gemachte Eindruck unauslöschlich ist, so wie sie auch in dem Augenblicke für göttliche Offenbarungen angenommen wurden. Nur ein Beyspiel von dieser Art: An einem schwühlen Nachmittage stand ein junger Mensch gegen Abend in einem kleinen Kahne, am Ufer eines großen Wassers, zwischen Binsen verdeckt, um Enten zu schießen. Hier war zugleich auch die Mündung eines Flusses; er hatte das Ruder in den Grund gesteckt, und den Kahn daran befestigt, damit er nicht fortgetrieben würde. Gewitterwolken standen über ihm, aber dennoch säumete er mit der Rückkehr. Nun stieg der Wind mit einem Mahl auf, und der Kahn wurde plötzlich durch ihn und Mitwirkung des Stroms losgerissen. Alle in dieser Gefahr ergriffenen Binsen rissen ab und der Kahn ging auf den stürmenden Wellen den weiten Gewässern zu. Mit dem Gewehre zu rudern wollte nichts helfen — der junge Mensch ermattete unter dieser Angst, die Wellen schlugen schon in den Kahn, und droheten ihm nun alle Augenblick den fürchterlichsten Tod. In dieser unaussprechlichen Angst und Noth seufzte er mit aller Seelenkraft zu Gott um Rettung. Wie ein Blitz so schnell erscheinet nun in seiner Seele eine klare Vorstellung von einem schmahlen Brette, welches der Wind und die Wellen an seinen Kahn getrieben, und er wird in eben dem Augenblicke auch von einen schnellen unwiderstehlichen Triebe — durch einen gewissen Zwang, dahin vermocht, sich nach der Seite hin umzusehen, wo er dieses schmahle Brett auch wirklich fand und sich damit ans Land ruderte. — Daß diese

Rettungsgeschichte vermöge göttlicher Zulassung, ja selbst vermöge gerade hier besonders geschehener göttlicher Hülfe, vorfiel, die in der, diesem Augenblick der Seele verliehenen Kraft bestand, sich dessen nun bewußt zu seyn, wessen sie sich vorher bey andern Gedanken, nicht so deutlich bewußt war, nähmlich, daß sie vielleicht dasselbe Brett am Ufer — vielleicht selbst auf dem Wasser schon vorher nur nicht in der Art angesehen, daß sie sich dabey lebhaft vorgestellt haben sollte: „Siehe das ist das Brett, womit du dich zuletzt ret„ten sollst!" ist auf keinen Fall zu läugnen. Wir wissen, daß gewisse wahre und untrügliche Resultate in unserer Seele entstehen, deren Ursache wir uns nicht bewußt sind, auch nicht lebhaft bewußt seyn können, ob sie gleich in einer, unserm derzeitigen lebhaften Bewußtseyn, gänzlich entschlüpften Gliede, der im dumpfem Gefühle für diese Sache gehabten Ideenkette, bestand. Wollte man aber dieses und dergleichen ähnliche Fälle unmittelbare Offenbarungen nennen, so müßte man die Art und Weise, wie sie geschehen, doch nur ähnlich erklären, als man wirkliche Ahndungen erkläret. Man sehe Encyklopädie Th. LXXIII, S. 406.

Religiöser Leicht- und Aberglaube existiret noch überall, und es sind nicht nur einzelne Religionsglieder, sondern auch zum Theil ganze Secten, davon angesteckt, die dem Vorgeben nach, die eigentliche Wahrheit suchen, sie aber so wenig kennen, als kennen lernen wollen, sondern bloß: auf sehr schwankenden Gründen gebauet, dafürhalten, und dieses Dafürhalten dann zu allgemeinen Regeln und Grundsätzen der Vernunft und des Glaubens machen.

Von den allgemein bekannten will ich gerade hier nicht reden, weil schon manches Vernunftwidrige bestritten worden, allein, von einem Völkchen, welches nicht so allgemein bekannt ist. Es liegt nähmlich um

Elmarkab ein festes Schloß, nicht weit von Ladikia oder Laodicea, eine Tagereise östlich vom Libanon, woselbst man ein Volk antrifft, welches sich Galiläer nennt. Diese Galiläer, oder auch Sabäer genannt, machen eine Zahl von dreyzehn bis vierzehntausend aus, wohnen hier und da in Dörfern zerstreut, und erlegen Schoß an die Pforte, wovon sie die eine Hälfte an den Gouverneur zu Aleppo, und die andere an den zu Tripoli-di-Syria abliefern. Sie sind sonst sehr gute Leute, freundschaftlich gegen jedermann, sanft, nicht rachgierig, ihrer Gastfreyheit wegen gegen Fremde berühmt, keusch, sehr friedfertig untereinander, und nie gegen die Regierung aufrührisch. Vor etwa anderthalbhundert Jahren sind sie aus Galiläa gekommen, und haben sich da, wo sie jetzt wohnen, niedergelassen. Sie werden Galiläer genannt, weil ihre Secte in Galiläa entstanden ist; sie heißen sogar auch wohl Nazaräer. — Keinen Nahmen aber verdienen sie weniger, als den Nahmen Christen.

Sie behaupten, ihre Religion sey eben dieselbe, welche Johannes der Täufer gehabt hat. An ihren Festen, welche mit den Festen der Christen einerley sind, kleiden sie sich in Kameelfelle, schlafen auf Kameelfellen, und essen Kameelfleisch, wie auch Honig und Heuschrecken. Diese letztern werden auf eine Schnur gereiht, und im Ofen gebraten, worauf sie nebst dem Honig auf eine Schüssel gelegt werden, so daß der Honig in der Mitte und die Heuschrecken rund umher zu liegen kommen. An ihren Festtagen machen sie mit solchen Schüsseln auch Geschenke an ihre Freunde, und theilen dergleichen als Almosen an die Armen, oder solche, die selbst nicht im Stande sind, sich dies heilige Gericht anzuschaffen, aus. —

Ihre Kirchen sind gut gebauet, steinern, hübsch; aber ohne Bilder und Gemählde. Inwendig sieht man einen kleinen ehöheten Altar unter einem Bogen,

der Kirchthüre gegenüber. Hier sitzt der Priester während des ganzen Gottesdienstes, vor einem kleinen Tische, auf welchem eine steinerne Schüssel mit Honig und Heuschrecken steht. — Der Gottesdienst wird folgendermaßen gehalten: Der Priester sitzt auf seinem Stuhle, stützt sich mit dem Kopfe auf dem rechten Arme, so daß er die Hand unter den Kinnbacken legt, und liefet in einem, in galiläischer, oder altsyrischer Sprache, geschriebenen Buche. Dies thun seine Zuhörer ebenfalls, und zwar so, daß sie dabey auf der Erde liegen, denn Stühle oder Bänke giebt es in der Kirche gar nicht. Der Priester liefet, und die Gemeine antwortet, jeder der Reihe nach, abwechselnd, aus seinem Buche. Zum Schlusse gehet jeder in gehöriger Ordnung zum Priester, fällt auf die Kniee, bekommt den Segen, wobey der Priester ihm die rechte Hand auf den Kopf legt, tritt hinauf, ißt von dem Honig, mit einem von den auf dem besagten Tische liegenden zehn Löffeln, nimmt auch eine Heuschrecke, und geht darauf weg. Wer nicht in die Kirche kommen kann, trägt einem seiner Freunde auf, ihm ein wenig Honig, und eine Heuschrecke mitzubringen. Dies geschieht auch, muß aber vorher während des Niederkniens dem Priester angezeigt werden, welcher alsdann mit dem Segen Erlaubniß dazu giebt (*).

Die

(*) In einigen Reisebeschreibungen sowohl, als in den Geschichten der Missionarien, findet man von den Heuschrecken Arabiens und des gelobten Landes, daß sie so groß seyn sollen, als Sperlinge, von welchen Johannes gegessen haben soll. — — Diese Sabäer, welche durchaus in allem sich nach dem Johannes bilden, werden gewiß auch die nähmliche Art Heuschrecken als ein Heiligthum speisen, von welchen sie glauben, daß Johannes sie gegessen habe. — Wären sie nun so groß, als vorher angeführt worden, so möchte es doch sehr schwer fallen, eine so große steinerne Schüssel auf einen Tisch zu setzen, von welcher alle Anwesende in der Kirche, und die zu Hause gebliebenen Gemeindeglie-

Die Sabäer haben ein heiliges Gesetz, daß jedes Haus, wenn die Reihe es trifft, so viel Honig und Heuschrecken, wie zum Gottesdienst jedes Mahl gebraucht wird, als ein Opfer an die Kirche liefern muß. —

Ihre Taufe wird in der Kirche, in Gegenwart mehrerer Personen, verrichtet. Sie haben nur zwey Taufzeugen, eine Mannsperson und eine Frauensperson; ein dritter trägt das Kind dem Priester hin. Dieser taucht es drey Mahl ins Wasser, bückt sich dabey jedes Mahl, und spricht in altsyrischer oder sabäischer Sprache die Worte: Ich taufe dich mit der Taufe, mit welcher Johannes der Täufer taufte. Die Taufe wird am 40sten Tage nach der Geburt des Kindes vorgenommen. Nachdem der Priester das Kind, wie gesagt, eingetaucht hat, wird es aufs neue eingewikkelt, und der Mannsperson unter den beyden Taufzeugen auf die Schulter gebunden. Dieser fängt nebst seinem Mitgevatter, und allen andern Anwesenden an, unter Tanz und Gesang, einer nach dem andern, um den Priester zu laufen, der nunmehr mitten in der Kirche auf seinem, zu diesem Ende vom Altare dahin gebrachten Stuhle sitzt; zugleich musiciren sie auch dabey mit zwey Stücken von einem gewissen Metalle, die sie an einander schlagen, welches ähnlich klingt, als wenn man mit kleinen Glocken läutete. Während dieser Handlung sind sie vorzüglich fröhlich.

Gott nennen sie in ihren Predigten den Herrn des Lichts, den König des Lichts, und nennen auch häufig die Nahmen der Väter und Propheten. Auf die Frage, wofür sie Christum halten, antworten sie: wir glauben nicht an ihn, und thun auch nicht das

deglieder, jeder eine Heuschrecke erhalten könnten. Diese Geschichte von den Sabäern, ist aus Björnstählś Briefen ꝛc. an Gjörwell in Stockholm, 6 B. 2 Heft, woselbst man noch weit Mehreres von dieser abergläubigen Secte findet.

Gegentheil; und wer an ihn glaubt, den verdammen wir nicht, und thun auch nicht das Gegentheil; das aber glauben wir, daß, wer an den Herrn des Lichts, und an Johannes Taufe glaubt, dessen Seele nach dem Tode seines Lichts theilhaftig, wer es aber nicht thut, dessen Seele auch nach dem Tode wirklich gestraft werde; was den Körper betrifft, ist derselbe nur für diese Welt geschaffen, welche ewig seyn wird. — Ein gewisser Conti, maronitischer Geistlicher aus Aleppo hat sie gefragt, warum sie die Kinder in der Taufe drey Mahl ins Wasser tauchen, da solches doch aussehe, als ob sie die Dreyeinigkeit glaubten, worauf ihre Antwort gewesen: Dies sey ein Gebrauch, der von Johannes des Täufers Schülern zu ihnen gekommen; sie tauften nicht im Nahmen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes; — welche Worte Johannes bey seiner Taufe gebraucht habe, wüßten sie nicht; deswegen handelten sie am besten, wenn sie bey Verrichtung ihrer Taufe nur sagten: „ich taufe dich mit derselben Taufe, womit Johannes der Täufer seine Jünger taufte."

Von ihren Priestern erwarten sie alles, weil diese Aerzte und auch Zauberer sind. Wenn jemand von ihnen sehr krank ist, schickt er zum Priester, welcher, wenn er kommt, dem Kranken die Hand auf den Kopf legt, ihm in die Ohren und ins Gesicht bläset, darauf die Arme ausstreckt, mit Kreide vermischtes Wasser vor ihn hin setzt, drey Mahl in dasselbe spuckt und bläset, verschiedene Tropfen von einem brennenden Wachslichte hinein fallen läßt, und endlich dem Patienten zu trinken giebt, und zugleich ein Stück Honig und eine Heuschrecke ihm reicht. Auch giebt er ihnen Kameelmilch zu trinken. Endlich arbeitet der Priester mit seinen Händen auf dem Rücken des Kranken, als wenn er Teig knetete. Wenn er hinausgeht, kommen alle Angehörige des Kranken in gebückter Stellung

lung herein, und der Priester nimmt auf ihrem Kopfe und Rücken eben dieselbe Operation, als bey jenem, vor, wobey er ihnen allen in seiner galiläischen Sprache den Segen ertheilt. Auch ist es eine gewöhnliche Cur unter ihnen, daß sie ein Stück Eisen, etwa ein Pfund schwer, glühend machen, und solches dem Kranken auf die Hände, Arme, Füße und andere Theile des Leibes legen. Bey den Amtsverrichtungen und überhaupt bey allen heiligen Handlungen, besteht die gesammte priesterliche Kleidung aus Kameelfellen, von welchen die rauhe Seite nach außen gekehrt ist. Vielleicht halten sie die Kleidung eben so für ein wesentliches Religionsstück, als manche andere Religionspartheyen. —

Wünscht jemand unter ihnen sich in irgend einem Hause mit einem Mädchen Umgang, so geht er auch zum Priester, der ihm als Zauberer dazu verhelfen soll. Er erhält nun einen in galiläischer Sprache geschriebenen Brief von dem Priester, begiebt sich darauf nach Hause, zerreißt das Papier, wirft die eine Hälfte ins Feuer, stellt sich über den Rauch, und befindet sich alsdann augenblicklich an dem gewünschten Orte. Wenn er von da wieder weg will, macht ers mit der andern Hälfte eben so, als mit jener, und kommt auch in eben der Geschwindigkeit wieder nach Hause. — — — Vielleicht kann diese Sache auf ähnliche Art zugehen, als es mit der sogenannten Hexensalbe geschieht, wovon ich im Vorhergehenden handelte; daß nähmlich die Menschen von einem betäubenden Rauche oder Dunste, der von gewissen, dem Papiere mitgetheilten, Ingredienzien entsteht, in eine starke Extase versetzt werden, wie wir dergleichen Fälle auch bey manchen Geisterbeschwörungen finden.

In ihre Gräber legen die Sabäer neben einem so eben begrabenen Todten zwey Brodtkuchen, einen weißen und einen schwarzen, jenen bey seiner rechten,

und diesen bey seiner linken Hand. Darauf sägt der Priester zum Todten: Sieh, hier hast du alles, was du bedarfst; wenn der gute Engel zu dir kommt, sollst du ihm von diesem frischen Brodte, und von diesem reinen Wasser geben; wenn aber der böse Engel zu dir kommt, sollst du ihm von diesem harten schwarzen Brodte und diesem unreinen Wasser geben.

Ferner legen sie ins Grab, Geld in ein kleines Tuch gewickelt, mehr oder weniger, je nachdem die Angehörigen des Todten mehr oder weniger bemittelt sind. Die Sabäer sind der Meinung, daß ihr Leib in Staub verwandelt, ihre Seele aber früher oder später aufs neue mit einem andern Leibe geboren werde, und freuen sich mehr zum Sterbetage, als zum Hochzeittage, weil sie glauben, daß sie im andern Leben glücklicher, als in diesem werden. Sie hegen auch die Ueberzeugung, daß die Seele im Tode das Andenken an alles verlieret, das Grab ausgenommen, wo der Leib nebst dem Gelde hingelegt worden. Wenn sie daher zum andern Mahle in die Welt kommen, gehen sie zum Grabe, um das Geld zu bekommen, welches sie im andern Leben zu ihrem Behufe gebrauchen. Von der Stunde des Todes bis zum 9ten Tage legen sie die Kleider und den Turban des Todten auf ein Pferd, und ziehen so im ganzen Dorfe herum. Alle seine Anverwandten und Freunde folgen diesem Pferde nach, werfen weiße Schnupftücher, in welchen genähete Blumen zu sehen sind, in die Luft, und sagen: Görgös oder Ibrahim,, oder wie er sonst heißen mag, ist nicht todt, sondern kommt, wenn Gott will, zum andern Mahl siegend in die Welt zu uns zurück; du Meer der Güte bist von uns gefunden; du Herr der Gnade, laß ihn noch gefunden werden, meinen Anverwandten!

Am dritten Tage nach seinem Absterben richten sie ein großes Gastgebot für diejenigen an, die ihn zum Grabe begleitet haben, welche bisweilen eine Zahl von zwey bis dreyhundert Personen ausmachen. Sie setzen einen sehr großen Tisch ohne Fuß oder Gestell auf die Erde, auch ohne Tischtuch, Schüsseln, Teller, Löffel und Messer. Teller und Schüsseln werden dagegen auch auf die bloße Erde gesetzt. Ihr Essen besteht alsdann in gekochten Schafen, die aber ganz gelassen werden, so daß nichts davon abgeschnitten ist, wie auch in einem von Fleischbrühe und Reiß bereiteten Gerichte, nebst gekochtem oder gebratenem Gemengsel von Fleisch und Reiß. Dies sind ihre Gerichte; außerdem weiter nichts als Brodt. Uebrigens essen sie mit den Händen ohne Löffel und Messer. Wenn sie von dem Tische aufstehen, sagen sie alle mit einem Munde: Gott gebe ihn uns in Frieden wieder; darauf wischen sie nach der Mahlzeit, dem Verstorbenen zu Ehren, mit ihren Händen, ohne sie gewaschen zu haben, sich das Gesicht und den Bart ab. Dieses thun sie im Sterbehause. Darnach gehen die Priester, von allen übrigen begleitet, zum Grabe. Die Priester tragen alsdann mit Honig und Heuschrecken angefüllte große Schüsseln auf dem Kopfe. Während der Procession und beym Grabe, theilen alle, jeder nach seinen Umständen, Almosen an die Armen aus. Inwendig im Grabe aber reichen die Priester, einem jeden Anwesenden Honig und Heuschrecken, als ein heiliges Opfer; worauf sie anfangen, einen Lobgesang in altsyrischer Sprache zur Ehre der Seele des Verstorbenen zu singen. —

Ganz sonderbar geht es bey ihren Heirathen zu, und das Auffallendste dabey ist: nachdem der Geistliche sie unter Gebet und Segen in sabäischer Sprache angeredet hat, nimmt der nächste Anverwandte des Bräutigams, väterlicher Seite, ihn auf die Schultern,

und

und zwar so, als wenn er auf ihm ritte; eben dies thut der nächste Anverwandte der Braut, mütterlicher Seite, mit ihr. Wer nun in Zukunft einst Priester zu werden gedenkt, nimmt den Priester auf gleiche Weise auf den Rücken. Auf diese Weise tragen sie sie drey Mahl um die Kirche, unter Gesang, Tanz, und Musik, mit Kupferplatten, welche sie zusammenschlagen, und alle Anwesende machen dieses heilige Spiel mit. — In derselben Nacht, da sie die Braut in das Haus des Bräutigams führen, waschen sie sie vorher zu Hause sorgfältig mit warmen Wasser und Seife. Darauf nehmen sie eine gewisse Art Kraut, das türkischroth färbt, und legen es in Wasser. Wenn es recht naß ist, legen sie die Blätter davon der Braut auf Gesicht, Wangen, Lippen, Hals, beyde Brüste, Arme und Beine. Darauf drücken sie mit einem großen Perschafte von hartem Holze, worin Blumen eingeschnitten sind, die Blätter dicht auf die Haut; und diese lassen ein Gepräge zurück, das niemahls vergeht, sondern bleibt, so lange man lebt. Man muß aber merken, daß nicht alle Bräute an allen besagten Theilen des Körpers sich stämpeln lassen; sondern einige nehmen das Gepräge nur an einem oder dem andern Theile.

Von diesen Galiläern oder Sabäern könnte hier noch vieles gesagt werden, wenn es der Zweck gegenwärtigen Artikels erlaubte. Ich wollte eigentlich hierdurch zeigen, wie ganze Gesellschaften durch Leicht- und Aberglauben gereizt werden können, die allersonderbarste Religion zu bilden. Ein Hauptgrundsatz unter ihnen ist, daß sie glauben: es könne durchaus kein wahrer Gottesdienst ohne Lichter, Heuschrecken und Honig gehalten werden. Von ihren Glaubensartikeln und Ausübung des Gottesdienstes muß ich noch kürzlich dies anführen. So wie sie ihren Glauben auf die Lehre Johannes des Täufers einschränken,

ken, feyern sie zu gleicher Zeit, als die morgenländische, oder griechische Kirche, ihm zu Ehren drey besondere Festtage im Jahre, nähmlich einen zum Andenken seiner Geburt, den andern zum Andenken seiner Taufe, den dritten zum Andenken seines Todes.

Am ersten kochen sie Getreide, vermischen es mit Heuschrecken, Honig, gedörrten Weintrauben, jungen Tannenäpfeln, Wurzeln u. dgl. füllen damit Schüsseln an, und schicken sie einander zum Geschenke. An diesem Tage essen sie nichts anders. Jedes Haus nimmt eine Schüssel von diesem Essen, setzt ein Licht hinein, legt sie auf den Kopf, trägt sie zur Kirche, und setzt sie mitten in der Kirche auf einen Tisch. Um diesen gehen alle im feyerlichen Aufzuge, und zwar unter Tanz, Trompetenblasen und Freudenliedern. Endlich nimmt der Priester diese Schüssel auf, und giebt jedem von den Anwesenden eine Handvoll von diesem gekochten, vermischten Getreide. Was übrig bleibt, schüttet er in einen Sack, und trägt es nach Hause. An diesem Tage ist große Freude, welche im Tanze, Spiel und andern Belustigungen besteht. Sowohl zu Hause als in der Kirche rufen alle Männer und Weiber, Alte und Junge: Laßt uns freuen und fröhlich seyn; heute ist unser Vater und Heiland Johannes geboren und in die Welt gekommen, der Bote des Lichts und der Wahrheit.

Am zweyten Feste, oder an Johannes Tauftage, erneuern sie an sich selbst seine Taufe, und zwar auf folgende Weise: Alle, sowohl Männer als Weiber, kleine und große, gehen an diesem ihrem größten Feste dahin, wo Wasser ist. Sie entkleiden sich alle auf einmahl, werfen sich ins Wasser, und baden sich unter Gebet und Lobgesängen. Darauf kommt der Priester, hat eine hohe Mütze von Kameelfellen auf dem Kopfe, und einen Wimpel in der Hand. Er stellt sich an den Rand des Wassers, nimmt ein Gefäß, füllt es mit

Wasser,

Wasser, und fängt an, jeden der aus dem Bade kommt, damit zu besprengen, und sagt: Ich erneure eure Taufe im Nahmen unsers Vaters und Heilandes Johannes des Täufers, und wie er den Messias mit einer lebendigen Taufe im Jordan, nebst dem Volke Israel, die Juden, taufte und sie erlösete, wird er auch euch auf eben die Art erlösen, Amen. Wenn er dies alles geendigt hat, geht er selbst ins Wasser, und wäscht sich gleichergestalt, wie alle andere es thaten. Darauf verfügen sie sich alle unter Tanz, Trompetenschall und Freudengesang zur Kirche, wo sie in Procession um den mit Honig und Heuschrecken besetzten Tisch, mit den Händen klatschen, sich neigen, und eben dieselben Freudensbezeigungen anstellen, als zuvor. Endlich giebt der Priester einem jeden von ihnen eine Heuschrecke und ein kleines Stück Honig in seinem Wachse. An diesem Tage des Abends schickt jedes Haus dem Priester zu essen, nähmlich einen Brodtkuchen, eine Schüssel mit gekochtem Fleische, und anderes.

Am dritten Festtage, oder Johannes Sterbetage, sind alle Gassen und Häuser mit Gram und Betrübniß angefüllet. Ihr Jammern und Klagen auf dem Wege zur Kirche schütten sie daselbst noch reichlicher in diesen Worten aus: Der tyrannische Herodes hat am heutigen Tage, unsern Vater und Erlöser Johannes den Täufer enthauptet, laßt uns seinen Tod bitterlich beweinen; unser Brodt sey heute Thränen, und unsere Rede Klagelieder. Darauf fangen alle an, mit erhabener Stimme zu rufen: Gott vermehre Herodes Strafen und Plagen, und alle Anwesende antworten darauf: Amen. An diesem Tage machen sie einen erschrecklichen Lärm zu Hause, auf den Straßen und in der Kirche.

Ein Fest wird auch noch dem Johannes zu Ehren gefeyert. Dies ist dem Andenken eines Wunder-

werks

werks geheiligt, das er in Galiläa gethan haben soll. Zu seiner Zeit kam aus der See Tiberias oft ein Krokodill ans Land, der den Menschen viel Schaden that, diesen tödtete Johannes der Täufer. — — Die Galiläer sahen dieses als ein großes Wunderwerk an, und haben seit dieser Zeit einen Tag zu dessen Gedächtniß gefeyert. Dieser Festtag fällt jährlich auf den 15ten Februar, und wird hauptsächlich in Galiläa gefeyert. Sie haben dort eine alte große Kirche, die aus vier Mauern ohne Dach bestehet, und in einer Wüste, ohngefähr 10 Stunden Weges vom Berge Tabor, auf der Seite nach Jerusalem liegt. Dies ist die Stelle, wo Johannes der Täufer sein Wunderwerk am Krokodille bewies. Hierhin nehmen die Galiläer alle Jahr eine Wallfahrt in der großen Fastenzeit der Christen vor. Bey dieser geht es folgendermaßen zu. Funfzig bis sechszig Mannspersonen versammeln sich an einem Orte, ehe sie sich auf die Reise begeben; bisweilen nehmen sie auch ihre Weiber und Kinder mit sich. Die meisten gehen barfuß, jeder trägt auf dem Rücken einen Sack mit Eßwaaren und Wasser. Ihre Reisekost ist Mehl, gedörrte Trauben, Nüsse, Käse, Heuschrecken und Honig. Jeder zwölfte trägt an seinem Stabe einen Wimpel; und dies ist ihre Fahne. Wenn sie in Galiläa zu der Stelle kommen, wo ihr Tempel steht, zünden sie Licht an, welches sie mitgebracht haben; und diejenigen, welche die Wimpel tragen, setzen solche über die Kirchthüre, und unter denselben gehen sie alle durch. In der Kirche sind sie sehr eherbiethig, küssen die Mauern, und verrichten ihr Gebet, indem sie sich bücken, und sich auf die Brust schlagen. Ein jeder von ihnen spricht diese Worte: Friede sey mit dir, Johannes, ich bringe dir auch Grüße von meiner Mutter Abbut, meiner Frau Hedla, meinem Bruder Khebli, meiner Schwester Hosme u. s. w. So stehen sie alle, und nennen

die

die Nahmen aller ihrer Verwandten und Angehörigen, die nicht gegenwärtig sind; und wenn sie sich auf der Rückreise erinnern, daß sie vergessen haben, von jemanden den Gruß zu bestellen, so kehren sie um, um sich auch dessen zu entledigen.

Ihre ganze Andacht besteht lediglich in Grüßen, Anzünden des Lichts, und Küssen der Mauern. Endlich gehen sie im Aufzuge in die Kirche auf ihre gewöhnliche Weise, und essen dort ihr Sakrament, welches in Honig und Heuschrecken besteht.

Bisweilen nehmen sie auch aus ihrem Lande Leute mit dahin, die verwirrt im Kopfe sind. Diese stellen sie in Johannes Kirche hin, und sagen zu ihm: Friede sey mit dir du heiliger Johannes! Wir haben eine Bitte an dich: wir sind hierher gekommen, um dir unser Elend zu erzählen, diesen deinen Kindern, Vater Johannes, ist der Verstand verrückt worden, wir sind verbunden gewesen, sie zu dir zu führen; wir bitten dich, unser Haupt, du wollest sie in Gnaden ansehen, und ihre Vernunft wieder herstellen; wir wissen, daß du heilig und wunderthätig bist, wenn du willst, kannst du sie heilen. Sie bleiben darauf die Nacht hindurch hier, und wenn alsdann der Wahnsinnige seinen Verstand nicht bekommt, so halten sie sich an diesem Orte noch zwey oder drey Tage auf. Wenn er aber in dieser Zeit nicht zu seinen Sinnen kommt, fangen sie an mit Johannes zu zanken, und sagen: Du falscher Prophet, aus deiner Hand kommt nichts; du bist nicht würdig, daß man um deinetwillen hierher reiset. Darnach heben sie Steine auf, werfen sie gegen die Mauern, und behandeln ihren Heiligen mit Schmach. So wird dies Fest in Galiläa gefeyert. Von denen aber, die nicht Gelegenheit haben, diese Reise zu machen, wird es auf folgende Art gefeyert. Sie treiben zur Kirche Pferde, Esel, Maulesel, Ochsen, Kühe, Schafe

und Ziegen, und lassen sie in Procession unter Tanz, Gesang und Trompetenklang um dieselbe herumgehen. Wer Schafe oder Ziegen hat, giebt eins davon an die Kirche; wer aber großes Vieh besitzt, giebt von Hundert nur immer eins.

So wird dieses Fest gefeyert und beschlossen, und man sieht daraus, wie die Begriffe so mancher Völker, die sich gewiß besser als wir uns dünken, noch so ganz in der Kindheit mit ihrem Glauben und Begriffe von dem Dienste des höchsten Wesens sind. Eben diesen geht es gewiß gerade so, als es tausend von meinen Glaubensbrüdern geht — die Vernunft, wenn welche vorhanden ist, wird im eigentlichsten Verstande aus Leichtgläubigkeit, unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen, und ist dieses, dann mag der Vernünftigste reden, was er will, er findet so wenig Gehör, als Beherzigung. Doch läßt es sich in der Religion selbst noch immer ehe Proselyten machen, gerade weil die Menschen glauben und nicht denken, als in dem unübersehbaren Reiche der Natur. Wenn z. B. diesen, oder auch mehreren andern Leuten, zwar in aufgeklärten Regionen geboren, aber, doch nicht viel klüger, die Beobachtungen des gelehrten P. Della Torre bekannt gemacht würden, der mit seinen außerordentlichen Vergrößerungsgläsern die Blutheilchen an den thierischen Körpern noch mehr beobachten kann, als es zuvor von andern Naturforschern geschehen; — wenn ihnen gesagt wird: sonst glaubte man allgemein, die Theilchen des Blutes bestehen aus kleinen Kugeln, und nun findet man ein ganz Anderes. Sie sehen aus, wie kleine Ringe oder Reifen, die in der Mitte leer oder länglich sind — sie wären in einer beständigen Bewegung, rollten ab, und an, sie vereinigten sich, und sonderten sich wieder ab, und behielten doch allezeit ihre ringförmige Figur, mit dem leeren Raume in der Mitte. Die kleinen Ringe öffneten sich, wenn

überhaupt das Blut gedrückt werde, oder gingen entzwey, und würden zu einer Kette — sie schlössen sich nachdem aber wieder, und die Ringe formirten sich, wie zuvor; — ferner, das Blut behielte seine Ringe, wenn es auch mit Wasser vermischt würde, sie löseten sich aber in ihren zusammenhängenden Theilen auf, wenn zu viel Wasser dazu käme. Wenn aus dieser Erscheinung nun der Gebrauch des Wassers in Krankheiten, erklärt würde, die aus langsamen und verdicktem Geblüte entstehen, indem das Wasser die Ringe kleiner und geschickter mache, in alle größere und kleinere Gefäße einzulaufen, wodurch das Zusammenrinnen verhindert, und der Fäulniß vorgebeugt wird. — Ich sage, wenn diese und unzählige andere Betrachtungen in der Natur der Dinge Leuten von solchen Begriffen, und einem solchen Willen, eine Sache zu glauben, oder nicht, erkläret werden; so ist dennoch die Mühe vergebens — der Marktschreyer, das alte Weib, oder des Scharfrichters Knecht, hat häufig mehr Glauben, als der redliche geschickte Mann. Man geht leider im entstehenden Falle, bey Blödsinn, fallsüchtigen Zufällen, oder dergleichen unzählig andern Dingen, die vom verdickten, verschleimten oder überhaupt verdorbenen Geblüte entstehen können, so wie die Sabäer mit den Wahnsinnigen zur Johannis Kapelle trieben, auch hier entweder zu Wunderbäumen (*) oder zu einem Richtplatze, wenn ein armer Sün-

(*) Man nennt im gemeinen Leben einen solchen Baum einen Wunderbaum, wo aus einer Wurzel zwey Stämme entstanden, die sich erst getrennt haben, und hernach bogenartig wieder zusammenfügen. Ist das Loch nun so groß, daß ein Mensch hindurch kriechen kann, so ist er zur Cur gut. Blinde, Lahme, Verrückte, Schwindsüchtige, und Gott weiß was sonst noch für Kranke, wallfahrten nach solchen Bäumen hin, und suchen dort Trost und Hülfe. Ich weiß ein Ländchen, worin ein frommer Fürst einst regierte, da gabs auch einen solchen Baum, und sogar aus entlegenen Provinzen fremder Staaten, kamen Kranke aller Art, und wall-

Sünder abgethan wird, um den Kranken von dessen Blute trinken zu lassen, und hofft auf diese Weise ehe und sicherer Hülfe, als von der Hand eines erfahrnen Arztes; die Ursachen dieser Handlungen alle, liegen lediglich darin, daß man leichtgläubig und irrig, nicht allein dem göttlichen Worte, sondern auch gottesdienstlichen Uebungen, und andern religiösen Dingen, mehr Kraft zuschreibt, als es wirklich der Wille des Schöpfers von je her gewesen ist.

6. Wenn man Leichtgläubigkeit und Aberglauben vermeiden will, so muß man gewisse natürliche Erscheinungen nicht als Zeichen künftiger und moralischer Begebenheiten ansehen, mit welchen sie in keiner Verbindung stehen.

Wir können zwar nicht läugnen, daß es nicht in der Natur solche Erscheinungen gebe, die Zeichen besonderer bevorstehenden Begebenheiten seyn sollten, die aber oft in einer sehr unmerklichen und entfernten Verbindung stehen. Wenn z. B. eine alte Regel versichert, daß, wofern die Johannisbeere und der Holder gut abblühen, der Herbst wohlgerathen werde, so ist die Hoffnung nicht ganz ungegründet; ja, verschiedene Weingärtner gehen noch weiter, und behaupten, wenn der Epheu um Weihnachten gut stehe, daß alsdann im folgenden Jahre der Wein wohl gerathe. Stehet

wallfahrteten nach diesem Wunderbaume. Der Gebrauch dieser Cur bestand darin, daß die Kranken drey Mahl in den drey höchsten Nahmen, durch das Loch kriechen mußten, und wer es nicht konnte, wurde mit Hülfe anderer durchgezogen. Einige davon sollen wirklich hergestellet worden seyn, woran die Reise, die Veränderungen, und die dabey vorfallende Strapaze wohl Schuld seyn mag. Die Krüger und Dorfschenken in der Nachbarschaft profitirten dabey; allein, der rechtschaffene Fürst, Gott habe ihn selig! wollte den Unfug nicht, und ließ den Baum abhauen. Um sich eine deutliche Vorstellung von einem solchen Baume machen zu können, so sehe man die Figur 4322. Man findet solche wohl am ehesten unter den Büchen.

der Epheu um jene Zeit schön, so ist dieses ein Zeichen, daß es einen guten Nachsommer gegeben, und das Holz des Weinstockes habe zeitigen können, mithin ein guter Herbst in Hinsicht des Weines, auf das folgende Jahr zu hoffen sey. Nur der Thor sieht den guten Stand des Epheues als die Ursache eines folgenden guten Herbstes an. Ist jenes, daß der Hohlunder und die Johannisbeere gut verblühen, und nach der Blüthe nicht abfallen; so hat auch der Weinstock, der mit jenem zugleich blühet, gute Zeit zu blühen gehabt. Das meiste aber bey dem Weinstocke kommt auf ein gutes Blühen an. Thöricht aber ist jene alte Regel: Wenn es am Urbanstage regnet, daß alsdann der Herbst mißrathe; denn der Regen an diesem Tage hat keine Einwirkung auf die Trauben; es wäre denn, daß in einer Gegend die Trauben schon um den Urbanstag blüheten, und daß durch anhaltenden kalten Regen die Weinstöcke Schaden litten. In einer sichtbaren Verbindung hingegen stehet die Morgenröthe mit einer nahe bevorstehenden veränderlichen, und die Abendröthe mit einer schönen Witterung. So auch das Steigen und Fallen des Wetterglases, das ungewöhnliche häufige Krähen der Hähne, das Quaken der Laubfrösche, und viele andere, hieher gehörige Dinge.

Was aber den obigen Satz selbst betrifft, so könnte man hier noch unzähliger im Schwange gehender Dinge erwähnen, die im Volke noch nicht ausgerottet sind, ja selbst waren sies vor einiger Zeit unter einigen seichten Gelehrten noch nicht. Hierher gehören verschiedene merkwürdige und ekelhafte Krankheiten, bey denen mancher bedenklich den Kopf schüttelt und geheimnißvoll sagt: Es muß doch nichts Gutes seyn. — Zum Beyspiel kann man nur die Läusesucht (Phthiriasis,) nehmen. Die Naturgeschichte der Laus ist im LXVIsten Theile der Encyklopädie, S. 244, fgg. abgehandelt. Weil derjenige, der das Unglück hat,

von

von dieser grausamen Krankheit befallen zu seyn, auf die allerbedauernswürdigste Art leidet, und weil er selten geheilt wird, sondern gewöhnlich den elenden Tod, von diesen Insecten ausgemergelt, und fast lebendig verzehrt, sterben muß; so muß hiervon etwas angeführt werden. Nach gewöhnlicher Sage ist diese Krankheit eine besondere Strafe Gottes. — Dieses will ich in so fern einräumen, als der große Vater der Natur, diese in ihrem einmahl festgesetzten Gange gehen und fortwirken läßt, woher auch ein Mensch, vermittelst seiner geführten Lebensart, seinen Körper in solche Disposition versetzen kann, daß gerade diese Krankheit entstehen muß. Es ist also dieses eine mittelbare, und keinesweges eine unmittelbare Strafe Gottes. Wer aber so weit geht, zu glauben, daß Gott es dem Teufel, oder dessen Verbündeten erlaube, einen Menschen mit solcher Krankheit zu belegen, der irret, macht hierdurch den Teufel zum Schöpfer lebender Kreaturen, und legt ihm eine gleiche Gewalt mit Gott bey, welches wider Religion und Vernunft ist.

So wie die Infusionsthierchen nicht aus, sondern in der Infusion erzeugt werden, und wie es erwiesen, daß kein Thier aus der Fäulniß entstehe (*), so ist es auch schon außer Streit, bey allen Kennern der Natur, daß jede Laus dnrch ihres Gleichen hervorgebracht werde. Bey vollkommen gesunden Menschen wird man selten eine Menge Läuse finden, und wenn auch ein Gesunder von ohngefähr dergleichen bekömmt, so verlassen sie ihn bey gehöriger Reinigung doch wieder. Hingegen bemerkt man, daß bey Kindern mit bösen Köpfen, in manchen Waisenhäusern, wo nicht die größeste Reinigkeit kann beobachtet werden, bey Menschen die sich unsauber halten, nicht gut ausdunsten,

(*) Delius, Beobachtungen von der Erzeugung, S. 6. Nürnb. 1767, 8.

die Haare wenig kämmen, und selten die Wäsche wechseln, imgleichen bey cachectischen Menschen die Läuse schon mehr einnisten, und sich ungemein schnell fortpflanzen. Die wahre Läusesucht ist ein bekanntes Uebel der Armee, weil hier nicht die größte Sauberkeit in Absicht der Wäsche, und der Reinigung des Körpers kann erhalten werden. Der bekannte Kniphof (*) sagt: daß die große Menge Läuse insgemein ein Gefährte der feuchten Krätze sey. Herkules Saxonia bemerkt, daß sich die Läuse bey dem Weichselzopf, (Plica,) ungemein vermehren. Wenn sich bey denen, welche eine langwierige Krankheit von der faulenden Art ausgestanden, eine Menge Läuse auf dem Kopfe einfinden, so verspricht ihnen das eine Linderung der Krankheit. Sallmuth hat beobachtet, daß bey denen, die von einem gewissen faulen Fieber, (Synocha putrida.) genesen, ungemein viel Lause sich einfinden, und daß sie bey bösartigen Fiebern gleichsam epidemisch sind. Sterbende aber verlieren die Läuse, sie verlassen den Kopf, und kriechen auf dem Hauptküssen herum, wovon die praktischen Aerzte zur Ursache angeben, daß sie es aus Mangel der ihnen angenehmen Ausdünstung thäten. Diese Erfahrung hat sich bis hieher noch stets als richtig befinden lassen, und man hat es noch oft als ein richtiges Kennzeichen des Todes ansehen können, wenn die Läuse auf den Achseln oder den Herzgruben gefunden worden, daß es alsdann nicht lange mehr bis zur Todesstunde hin ist.

Bey cachectischen, schwindsüchtigen Menschen, und wo Materie, Eiter, Jauche, u. dgl. vorhanden ist, wo nicht nur das Fett und Blut allein, sondern auch das Fleisch und die Haut verdorben, haben nach allen Bemerkungen die Läuse ihre meiste Macht, und ihr bestes Fortkommen. Adolphi will ebenfalls die

Läuse-

(*) Dissert. de pediculis etc. Erf. 1759.

Läusesucht epidemisch bemerkt haben. Alberti hat ein böses Geschwür am Kopfe beschrieben, daß durch die große Menge Läuse ungemein verschlimmert worden. Man sieht täglich, wie schwer wegen der vielen Läuse die Grindköpfe der Kinder zu heilen sind. Die Läuse fressen sich oft tief ein. Die Läusesucht wird von den Schriftstellern als ein cachectischer Zustand des Körpers beschrieben. Der berühmte Souvage rechnet ebenfalls die Läusesucht unter die Cacherien, und Kniphof erzählet aus dem Blondel von einem Holländer, daß dessen Haut dergestalt voller Läuse gewesen, daß er aus der flachen Hand, der Nase, den Augen, dem Kinne, dem Barte, der Brust, u. s. w. eine unzählbare Menge lebendiger und kriechender Läuse habe hervorziehen können; daß er aber auch gänzlich curirt worden, nachdem er zwey Monathe lang, sich des Achner Bades bedienet.

Die innere Läusesucht beschreibt uns Souvage folgendermaßen: Sie ist, sagt er, derjenige Zufall, in welchem entweder Läuse allein, aus verschiedenen Theilen des Körpers zum Vorschein kommen, als aus den Augen, der Nase, dem Munde, mit dem Urine, Speichel, Stuhlgange, u. s. w. wovon die Kranken erbärmlich geplagt werden, sich abzehren, und umkommen. Außer den Läusen kommen zuweilen noch verschiedene andere Insecten aus allen vorhin benannten Theilen des Körpers hervor, wie Lefevre beobachtet hat. Er sahe 1728 und das folgende Jahr, bey einem Kranken täglich aus den Augen, Ohren, Hintern, der Harnröhre u. s. w. Läuse, und noch verschiedene andere Insecten zum Vorschein kommen, von denen er Herrn Souvage die Kupferstiche mittheilte. Es wurden verschiedene Mittel angewendet, zuletzt auch Mercurialmittel. Nachdem der Kranke 15 Tage salivirt, war er von diesen Geschöpfen frey. Da aber die Salivation aufhörte, kamen die Insecten wieder, und

der Kranke war ohne Schlaf, zehrte sich ab, und starb. Es ist daher dasjenige, was man sonst böse oder Hexenläuse nennt, nichts weiter als die sehr natürliche Läusesucht.

Die Schöpfung einer Laus ist ein eben so großes Wunder, als die Schöpfung eines Menschen, eines Elephanten, oder sonst eines Thieres, das niemand schaffet, als dasjenige große Wesen, welches wir den wahren Gott nennen. Es sind daher auch die sogenannten bösen, Hexen- oder Teufelsläuse, so wie alle andere Thiere, durch ihres Gleichen entstanden. Aus eben dieser Ursache ists auch lächerlich, wenn behauptet wird, daß man einen Topf voll Flöhe machen könne, bloß aus Sägespäne und Urin. — In gewisser Hinsicht kann man solches wohl sagen, in so fern man nur nicht glaubt, daß einzig schon daraus diese Thiere entstehen, und solches zu glauben jemanden aufdringen will. Die Flöhe nisten nicht beym Menschen, sondern sie legen ihre Eyer, wenn sie keine Gelegenheit in schmutzigen Zimmern haben, in den Holzställen, in Mist, in Kehrigt, oder auch selbst in Sägespäne, wenn sie nur wider Kälte, und kalte, allzu viele Nässe geschützt sind. Nimmt man nun solche Sägespäne, und gießt noch dazu, nachdem sie in einen Topf gepackt sind, Urin darauf, welcher die Späne erhitzt, so ists ganz natürlich, daß die darunter liegenden Eyer ausgebrütet werden müssen. Hätte aber ein solcher, von dem der Urin genommen worden, die Läusesucht gehabt, so möchte es auch eben so leicht möglich seyn, daß aus den Sägespänen Läuse und Flöhe zusammen entständen (*).

Vor

(*) Von der ehemahls so steif und fest geglaubten Flöhmacherey, findet man in D. Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung, 3ten Bandes 2tes Stück, 1787, S. 227, ein amtliches Untersuchungs-Protocoll, welches seines auf-

fallen-

Vor etwa 40 und einigen Jahren wurde selbst von manchen Volkslehrern noch sonderbar gedacht und öffentlich in der Gemeine sehr zweydeutig geredet, wenn sich in derselben ein Kranker befand, der mehr als krank zu seyn schien. — — Hiervon will ich ein Beyspiel anführen (*):

Zu Apolda, einer der Universität Jena zugehörigen Stadt, von ohngefähr 4000 Einwohnern, verfiel im August 1748 ein funfzehnjähriger Knabe, Nahmens Jo-

fallenden Inhalts wegen, hier eingerückt zu werden verdient.

Actum N. den 27sten Juni ao. 1697.

Nachdeme einige verdächtige Reden von Philipp N. Töchterlein Anna, seines Alters 7 Jahr und etliche Monath, im Dorf allhier erschollen, ob sollte es sich in der Schul gegen die Kinder, auch gegen Jost N. vernehmen lassen, daß seine Altmutter oder Fräugen, Hannß Hocken Wittwe, wie sie insgemein genennet wird, zu dem Kind sollte gesagt haben: Komm her Anngen, ich will dich lehren Flöh machen.

So wurde besagtes Kind erfordert, und weitläuftig wegen obgedachter Reden gefragt, sagte, es habe vorm Jahr einmahl bey seinem Fräugen geschlafen, da habe sie zu ihm gesagt: Anngen, wenn du willst lernen Flöh machen, so will ichs dich lernen; es habe aber still geschwiegen und solches nicht zu lernen begehret, habe wohl gefühlt, daß viel Flöhe im Bett gewesen, und es auch gebissen; sein Fräugen habe zwar ein Licht gehabt, und es wollen lernen Flöhe machen, es habe sich aber unters Bett versteckt, und solches nicht zu lernen begehret. Hannß Hocken Wittwe vorgefordert, und ihr obgedachte, von ihrer Enkelinn geführte verdächtige Reden vorgehalten, sagte, sie wüßte sich in ihrem Gewissen vor dergleichen bösen Thaten sicher.

Weil man nun in dieser Sache keinen Grund haben kann, das Kind in seinen Aussagen auch nicht gemelder, daß es wirklich gesehen, daß sein Fräugen etwas Böses gethan, so ist die Sache bis zu bessern Beweis und Grund diesmahl ausgesetzt, dem Schultreiß aber aufgegeben worden, auf die alte Hockin wohl Acht haben zu lassen. — — —

(*) Aus dem Anecdotenbuch für meine lieben Amtsbrüder, Priester und Leviten, Leipzig, 1785, 8. Th. 2, S. 207, fgg.

hann Gottlieb Heinike, in eine unvermuthete Krankheit. Er beklagte sich über Rückenreißen, üble Laune und Mangel an Eßlust. Die Mutter, eine Wittwe, besorgte mit ihren Freunden nichts Widriges, da das so ganz gewöhnliche Zufälle wären, die nur allzu leicht uns armen Menschenkindern begegnen können; allein, die Krankheit nahm täglich so sehr überhand, daß der arme Wicht nicht länger ausdauern konnte. Er warf sich traurig und unmuthsvoll aufs Lager, ward von nie empfundenen, immer peinlichern Schmerzen gefoltert, und prägte durch laute jammervolle Klagen allen Umstehenden tiefen seelenschneidenden Kummer ein. Und bey allen Klagen über unerträgliche Schmerzen bemerkte man nichts Entstellendes in seiner Gesichtsbildung, und nicht die geringste Abnahme seiner Kräfte. Die vorige Eßlust fand sich im Gegentheile wieder, er aß gewaltig viel, und stärker als jemahls.

Aber bald äußerten sich gefährlichere Symptomen. Der Patient klagte über Abnahme, und bald über gänzlichen Mangel seiner Seh- und Hörkraft, riß sich auf dem Lager hin und her, fuhr auf und nieder, und rasete so wüthend herum, daß man ihn seines Verstandes verlustig zu seyn achtete, und mit angespannten Kräften vom Auf- und Niederfahren abhalten mußte. — Da dieses vorging, hielt es der Diakon Rinder für Amts- und Berufspflicht, sein armes und geplagtes Pfarrkind zu besuchen, und wo möglich durch die kräftigsten Trostgründe zu beruhigen. Der Patient war gerade damahls vom Paroxismus frey, man klopfte ihn, weil er taub und sehlos war, an die Stirne, um ihm dadurch die Gegenwart des Predigers empfindbar zu machen. Ob er gleich in der äußersten Entkräftung, und wie betäubt da zu liegen schien, so redete er doch sehr verständig und herzhaft, und behauptete gegen alle Widersprüche, man habe ihn blind, taub, kraftlos, und ganz contract gehext. Aus dieser seichten und unlautern Quelle schien auch die Mutter die Krankheit ihres Sohnes herzuleiten. — Der Prediger, dem noch nie ein Zweifel gegen die Möglichkeit der höhern Magie eingefallen war, wagte es hier nicht, den Glauben an Hexerey verdächtig und wankend zu machen. Er suchte die Mutter durch die Vorstellung zu beruhigen: Sie solle doch ja nicht glauben, daß der böse Feind und

böse

böse Leute, ohne göttliche Zulassung ihr und ihrem Kinde Schaden zufügen könnten; sie solle nur fleißig an die Worte zurück denken: ohne deinen Willen kann mir nichts begegnen, du kannst verfluchen und auch wieder segnen, u. s. w. (*) und den Ausgang der Sache den weisen Verfügungen Gottes überlassen. Er fiel hierauf mit allen Anwesenden auf die Knie, flehete mit ihnen gemeinschaftlich zu Gott um Hülfe und Errettung, ertheilte zuletzt dem Patienten den priesterlichen Segen, und hub sich davon.

Der durch diesen Zuspruch wegen seiner Bewußtlosigkeit ungetröstete Kranke, begann bald seine Rolle von neuem zu spielen. Er arbeitete einst in einem so heftigen Paroxismus, daß man sich genöthiget sahe, den Prediger eiligst herbey zu rufen. Er erschien, — und gleich bey seinem Eintritte ins Zimmer ward der Kranke zum Erstaunen schnell vom Lager an die Stubendecke angeworfen, wo er ein Par Augenblicke verweilte. Die Worte, die der Prediger bey seinem Eintritte mit aller Anstrengung der Stimme aussprach: Führ uns Herr! in Versuchung nicht, wenn uns der böse Feind ansicht, u. s. w. — brachten ihn sogleich hernieder. Er sank kraftlos von der Decke herab, und verhielt sich eine Zeit lang still und ruhig, ward aber doch nicht von der Plage befreyet. — Sobald der Paroxismus begann, konnten ihn kaum drey bis vier handfeste Leute halten, und wenn er nun nach langem Wüthen etwas ruhiger zu werden anfing, so zog ihm eine unsichtbare Macht — der Teufel, wie man glaubte, — Arme, Füße, Kopf und alle Glieder, so fest zusammen, daß er im Bette ganz zusammen gerundet, in Form einer Kugel liegen mußte. Niemand konnte die so zusammen geketteten Glieder mit vereinigter Kraft

(*) Rinder suchte seine leidenden Brüder durch Liederverse aufzurichten, — ein Kunstgriff, den mehrere seiner Amtsbrüder, besonders auf dem Lande, nachahmen. Ihre Reden beym Krankenbesuch sind größtentheils aus bekannten Liedern zusammengesetzt. — Den gemeinen Mann, der sein Gesangbuch der Bibel an die Seite stellt, kann nun wohl ein solcher gereimter Vortrag rühren; aber den geübtern werden mit Vorsicht ausgewählte, dem Zustande des Leidenden anpassende Verheißungen der Schrift weit stärkern Eindruck machen.

Kraft aus einander bringen, bis sich zuletzt der Körper freywillig lösete (*). Dieses jammervolle Schauspiel war 4 Wochen hindurch alle Tage, und zuletzt abwechselnd fast alle zwey Stunden, sichtbar. — Das Volk drang haufenweise in die Wohnung der unglücklichen Mutter, und oft waren etliche hundert Zuschauer zugegen.

Da der peinlich gefolterte Knabe oft und viel von Hexerey sprach, und sogar während des Paroxismus versicherte, daß eine alte Zauberinn auf ihn zuschrie, und ihm noch weit größere und qualvollere Leiden ankündige, trug die bekümmerte Mutter kein Bedenken, einen Mann aufzusuchen, der sich aufs Teufelsbannen und Zauberlösen meisterhaft verstände. Sie fand ihn in der Person eines eckartsbergischen Bürgers. Dieser kunstrechte Arzt, der wie alle Circumforaneen für geringe und unbedeutende Heilmittel viel Geld zu verdienen suchte, ließ sich nicht lange bitten. Er kam — sah den bezauberten Jungen — versuchte sein antimagisches Kunststück, und zog nach glücklich geendigtem Versuche als Ueberwinder des Teufels und seines gefürchteten Heeres — mit Lorbeern umkränzt, und mit einer Beute von 10 Thalern beladen, — in seine Heimath zurück. — — Er begann sein geheimnißvolles Werk am 30sten October des angezeigten 1748sten Jahres, in Gegenwart vieler hohen und niedern Einwohner Apoldens. Nach verschiedenen erbaulichen Gebeten, die mit Schriftstellen abwechselten, zog er den Patienten vom Lager und hielt ihn viertehalb Stunden lang über ein Kohlfeuer, in welches ein Mengsel von unbekannten Kräutern und andern unnützen, stark und übel dampfenden Dingen aufgeschüttet ward. Als der Rauch die Füße zu erwärmen anfing, konnte der Behexte ohne jemandes Hülfe wieder auftreten, — nach und nach, innerhalb einiger Minuten, wich die Dunkelheit von seinen Augen, — das Gehör fand sich wieder, und — der unsaubere Geist fuhr auf einmahl aus, — der Knabe war nach viertehalbstündigem Räuchern frisch und gesund.

Wäh-

(*) Beynahe alle diese Symptomen äußerten sich 1714 an verschiedenen erzgebirgigen Kindern in und bey der Stadt Annaberg. Theologen und Aerzte machten darüber viele Streitigkeiten, und niemand wußte, — was aus den Kindern werden würde, und — wo es hinaus wollte.

Während des Actus, da der Wunderthäter im besten Räuchern war, drängte sich eine zahllose Menge Kinder und Erwachsene ins Zimmer, so daß man vor dem ungestümen Zudringen des Volkes kaum fußen, stehen und athmen konnte. Unter andern ward ein altes Weib aus der Stadt, die von der nahe anliegenden Mühle zurück kam, durch das unaufhörliche Zusammenlaufen und wüthende Toben des Volkes herbey gelockt. Sie kam, um zu sehen, was im Hause ihrer Gevatterinn vorging; aber bald ward ihr die Cur zu langweilig, weil der Pseudodoctor viele wunderbare Gestus und räthselhafte Ceremonien nach jedem viertelstündigen Räuchern mit einmischte, — sie fürchtete, sie würde vor Gerichte, wenn etwa die Sache näher untersucht werden sollte, ein Zeugniß ablegen müssen, — auch mochte ihr vielleicht der übel duftende Dampf, der die ganze Stube anfüllete, nicht wohl behagen, — kurz — sie konnte nicht länger ausdauern, — es ward ihr bange ums Herz. Mit sichtbarer Aengstlichkeit arbeitete sie sich durch den umstehenden Trupp hindurch, und wollte hinaus in die freye Luft.

Der bestellte Thürhüter stieß sie, — wie es so die Art der Leute ist — mit Scheltworten und Drohungen zurück; sie mußte ohne Weigerung in der Stube bleiben, — jetzt werde niemand aus- und eingelassen, man müsse zuvor die Hexe ausspähen, u. s. w. Das arme Weib bebte und bangte ob den Drohungen des hartherzigen und unerbittlichen Mannes, und zitterte heftiglich. — Alle Umstehenden, die im dicken Rauch gehüllt mit gespannter Sehkraft auf den wunderthätigen Mann hingafften, wurden durch die drohende Stimme des zürnenden Wächters plötzlich aus ihrem gedankenlosen Traume gescheucht. Sie hörten das Wort Hexe (so denk ich mir wenigstens die Sache), wiederholten es, und alle sprachen es nach, und nun ward das gute Weib wider ihr Verschulden, als Mitgenossinn des Satans, — als Hexe der ersten Größe, — als Stifterinn des Unglücks, das den Kranken betraf, allenthalben ausgeschrien. Wisset ihr, wer die Hexe ist? — sprach einer zu dem andern, — ich wills euch sagen, wenn ihrs nicht wißt, es ist die und die, der alten Heiniken ihre Gevatterinn, sie hat den Bösen, Gott sey bey uns! u. s. w. Und dies Gerücht erscholl

von Haus zu Haus, in alle umliegende Gegenden, und verbreitete sich bis ins Holsteinische.

Der Knabe ward indessen durch verborgene Kunst von seiner Plage befreyet, — war munter und gesund, — sahe, hörte, ging, stand, redete und geberdete sich, nachdem er vom Zauber gelöset war, wie irgend ein anderes vernünftiges Menschenkind zu thun pflegt. Der menschenfreundliche Arzt erhielt, wie obgedacht, pro studio & labore, 10 baare Thaler.

Kaum war der wundervolle Actus, fast bis zur Betäubung und Erstickung aller Anwesenden, vollendet, so ließ man den Diacon Rinder herbey rufen. Der Mann wußte ohnstreitig schon, was vorgegangen war, denn in kleinen Städten wird jede wichtige und minder wichtige Nachricht in Straßen und an allen Zäunen ausgestreut, und die Begebenheit, die sich am äußersten Ende der Stadt zuträgt, dringt in wenig Minuten in alle Häuser ein. — Wußte er aber den Verlauf der Sache, so war es unter diesen Umständen rathsamer, daß er zu Hause blieb, wenigstens so lange, bis sich das Volk verlaufen hatte. Unterdessen konnte er einen verständigen Mann, der dem erbaulichen Actus von Anfang bis zu Ende beygewohnt hatte, nach allen Umständen befragen, konnte auch wohl gelegentlich einen geschickten Arzt zu Rathe ziehen. Aber dies alles that er nicht, er eilte hin, um den wieder aufgelebten Knaben zu sehen, fand ihn bey seiner Ankunft am Bette stehen, — so gesund und aufgeheitert, als ob ihm nie etwas gefehlt hätte.

Gerade, da er der zahllosen Menge Menschen, die um ihn her versammlet waren, seine Krankheitsgeschichte mit allen einzelnen Leiden, und die sonderbare Curart, umständlich erzählte, — trat Rinder in die Stube. Alles wich bescheiden zurück und machte ihm Raum, — ein Beweis, daß man damahls den Predigern größere Ehrerbiethung und Hochachtung erzeigte, als leider! in unserm profanen Zeitalter zu geschehen pflegt. Statt daß er die versammelten Pfarrkinder wegen ihrer ausschweifenden und unbezähmten Neugierde, und wegen Verabsäumung ihrer Berufsgeschäfte, strafte, statt daß er wider Aberglauben, Verläumdung, lieblose Urtheile, Hexerey, Geisterbann, und überhaupt wider allzugroße Anhänglichkeit an dem Teufel, und allem seinen Wesen

und

und Werken, mit Würde und Anstand eiferte, — suchte er vielmehr das Volk im Vertrauen auf den wunderthätigen Arzt und seine antidiabolischen Curen zu bestärken.

Er freuete sich über die schnelle Wiedergenesung des Kranken, der schon am Rande des Grabes hoffnungslos zu weilen schien, wünschte, daß seine durch ein Wunder der göttlichen Almacht wieder erlangte Gesundheit, von langer — langer Dauer seyn möchte, forderte ein Gesangbuch, und begann den festlichen Hymnus: Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut, u. s. w. in welchem alle Anwesende herzhaft einstimmeten. Er erinnerte darauf das wieder aufgelebte Pfarrkind, die Mutter und alle Umstehenden an ihre Verbindlichkeiten, sprach den priesterlichen Segen, und begab sich re bene gesta & peracta, nach Hause. — Der Knabe empfand noch dann und wann Krämpfe und Verzuckungen in Armen und Beinen, denen man aber, nach der Vorschrift des wunderthätigen Arztes, durch wiederholtes Räuchern glücklich abhalf.

Der Vorfall schien dem Diacon Rinder so wichtig, daß er sich entschloß, öffentlich mit seiner Gemeine davon zu sprechen, und sein Urtheil über einen so ganz ungewöhnlichen Auftritt in einem seiner Lehrvorträge näher bekannt zu machen. Dies geschah vorläufig am nächstkommenden Sonntage, da man nach dem verbesserten Kalender den 3ten November schrieb. Er beschloß gerade seine bisherigen Predigten über das andere Hauptstück des Katechismus, und machte von den letzten Worten: Das ist gewißlich wahr, den nach meiner Empfindung ganz unschicklichen Uebergang auf die Teufeleyen der vorigen Woche. „Alles, sprach er, was uns in den drey „Artikeln zu glauben vorgehalten wird, ist ungezweifelte „Wahrheit; aber was unter den Leuten für gewiß und „unwidersprechlich ausgegeben wird, ist oft falsch und er„dichtet. Ihr wisset, meine Zuhörer, was in dieser Wo„che unter uns geschehen und gesprochen worden ist, wie „man eine gewisse Person unserer Stadt der Zauberey be„schuldigen will. Zwar mag ich ihr Advocat nicht wer„den, sie hat mich auch nicht darum ersucht, noch will ich „sonst jemand vertheidigen, weil ich nicht wissen kann, „was jeder in seinem Herzen hat.“ (Heißt das nun nicht die leichtgläubigen Leute in ihrem irrigen Wahne bestärken, und die als Zauberinn ausgeschrieene Person vorsätzlich

lich verdächtig machen? — Konnte nicht der Mann mit unsern scharfsichtigen Volkspredigern sagen: Lieben Leute, ihr wollt klug seyn, — glaubt doch solch dummes Zeug nicht, lasset euch doch nicht mit sehenden Augen blenden, und Dinge aufheften, die wider die Vernunft sind. Es giebt keine Hexen, so wahr Gott im Himmel lebt, es giebt keine Hexen, — auch die alte verdächtig scheinende Frau ist keine, — wahrlich nicht, es ist ein gut ehrlich Weib, u. s. w. — Dann würde ich ihm, auch bey dem unförmlichsten Ausdruck, auch beym niedrigsten Volkston meinen Beyfall nicht versagen können.) — — „Aber das mußt ich euch doch sagen, ihr „sollt euch nicht vorsätzlich am achten Gebot versündi„gen. — — Außerdem muß ich euch aus einem Schrei„ben, so ich heute vom ehrenvesten Rath aus Eckarts„berge erhalten habe, folgendes bekannt machen: Der „Doctor, auf welchen ihr euch beruft, ist daselbst gericht„lich vernommen worden, und hat versichert, will es auch „eidlich bekräftigen, daß er von gesagter Person nichts, „als alles Liebes und Gutes wisse, daß er sie für eine ehr„liche und rechtschaffene Frau erkenne, daß er zu ihr in der „Patientenstube gar nichts geredet, u. s. w. — mithin „ist meine herzliche Ermahnung an euch: haltet mit sol„chen liebloſen Urtheilen zurück, und wartet, bis uns „Gott nähere Anzeigen darüber thue. Ich meines Or„tes sehe die ganze Sache, Krankheit und Cur, als ein „Geheimniß an (*). — — Lässet uns Gott hierin mehr „erfahren — — daß Schändung seines Nahmens, Zau„berey oder Teufelsstücke auf einer oder der andern Seite „vorgegangen wären, so wollen wir auch mit der Wahr„heit dawider so hervorbrechen, daß sich unsere Kirch„mauern, — unsere dicken Kirchmauern — dagegen hie„gen sollen. Jetzt aber schweige ich, machts auch so, „und bringt eure Kinder und Stadt nicht selbst in ein bö„ses Geschrey."

Die-

(*) Dieses freymüthige Geständniß befestigte den ungeübten Zuhörer in seiner irrigen Meinung, daß nähmlich die Krankheit ein Werk des leidigen Teufels, und die schnelle glückliche Cur — das Werk eines von Gott erleuchteten Wunderthäters sey.

Dieses Geschrey verbreitete sich von Tage zu Tage immer weiter. Alle Bewohner Apoldens und der ganzen umliegenden Gegend, sprachen in Wirthshäusern, bey Volksversammlungen, von nichts als Hexen, beschreyen, Teufelbannen, Zauberlösen, von wunderthätigen Curen, von der sympathetischen Kraft des Räucherns zur Vertreibung unsauberer Geister, u. s. w. Sie wünschten der verdächtigen Zauberinn alles Unglück auf den Kopf, weil sie befürchteten, sie möchten auch einst durch ihre lose Kunst krumm und lahm gehext werden, und dann zu aller Arbeit ungeschickt ihr Brodt vor den Thüren suchen müssen. — Der Prediger selbst ward durch dieses unnütze Volksgeschwätz beynah bethöret. Er glaubte, es könnte doch wohl etwas an der Sache seyn, weil doch alle Welt so laut und ungescheut davon rede, die verdächtige Frau sey doch wohl nicht so unschuldig, und in der höhern Zauberkunst so ganz unerfahren, als sie sich äußerlich anstelle. Man könne niemand ins Herz sehen, auch Satanas verstelle sich oft in einen Engel des Lichts, die Frau habe vielleicht selbst in der Uebereilung ein Par bedenkliche Worte von ihren magischen Kunststücken mit unter laufen lassen, oder irgend einem Freunde das Geheimniß gebeichtet; der Verdacht der Hexerey würde sich doch sonst nicht so weit ausgebreitet haben, würde sonst nicht sobald in alle Bier- und Weinhäuser eingedrungen seyn, u. s. w.

Nun hielt er es für Pflicht, wider Entehrung des Nahmens Gottes, Zauberey und Teufelsstücke loszuziehen, und mit der Wahrheit so donnernd, niederschlagend und alles erschütternd hervor zu brechen, daß sich die dikken Kirchmauern biegen müßten. Dies geschah am 17ten November des 1748sten Jahres, in einem öffentlichen Vortrage, worin er das schnöde Laster der Hexerey in seiner verabscheuungswürdigen Gestalt, und nach seinen furchtbaren Strafen, anschaulich zu machen suchte. Er wählte zu diesem Behufe die bekannte Stelle 2 Mos. 22, 18. Die Zauberinnen sollt du nicht leben lassen, die, meiner Einsicht nach, gar nicht auf unsere Zeiten anwendbar ist, zur Grundlage seines Vortrages, und ließ auf anhaltendes Verlangen vieler rechtschaffenen Gemeindeglieder, diese gründliche Arbeit im Druck ausgehen. Sie erschien zu Jena unter der Aufschrift: Eine Hexe nach ihrer gräßlichen Gestalt und gerechten Strafe. — —

Ich lasse mich aber überhaupt auf solche Thatsachen, die von Leichtgläubigkeit und Aberglauben handeln, in diesem Artikel deshalb weitläuftiger ein, weil die Encyklopädie nicht allein von Gelehrten, sondern auch von Unstudierten auf dem Lande zum Theil gern gelesen wird, welche sich in vieler Hinsicht daraus zu belehren suchen, und gerade diesen, denke ich, muß man eine berührte Sache nicht allein mehr erörtern, sondern auch auf allen Fall deutlicher entfalten, als es sonst für einen Gelehrten von Profession nöthig wäre, damit sie die gewünschten Aufklärungen davon erhalten. Der Verfolg dieser angeführten Geschichte befindet sich in oben angeführtem Anecdotenbuch, ꝛc. Th. 3, S. 29 fgg., unter der Aufschrift: Revision einer Hexenpredigt, aus der Mitte unsers erleuchteten Jahrhunderts.

Hätte der Verfasser in der rühmlichen Absicht wider Zauberey gepredigt, um dem herrschenden Aberglauben in seiner Gemeine zu steuern, und schädlichen Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, so würde man ihn eben so wenig tadeln können, als unsere neuere Volkslehrer, die Gespensterfurcht, Lottosucht, Glauben an Afterärzte und Circumforaneen, Vertrauen auf magische Heilmittel u. s. w. zum Inhalte ihrer öffentlichen Lehrvorträge machen; allein er eifert nicht immer wider höhere Magie und wider den irrigen Wahn, daß Menschen durch verborgene Zauberkünste einander schaden könnten, weil er glaubte von der Wahrheit und Möglichkeit der Zauberey fest überzeugt zu seyn; — er sucht vielmehr seine Zuhörer in ihrem irrigen Wahne zu bestärken, und nur dahin zu arbeiten, daß sie sich nicht mit dem Teufel zu nahe bekannt machen, und selbst das Hexen versuchen möchten. — Im Uebergange zu seiner Abhandlung bemühet er sich, den Gebrauch des Wortes Hexe zu rechtfertigen. „Das „Wort Hexe," spricht er, „stehet zwar nicht in der Bi-

„bel

„bel, denn, ihr mögts, meine Zuhörer, suchen im „alten oder neuen Testamente, so werdet ihrs nicht an„treffen, doch sind Anzeigen und Beschreibungen ge„nug darin.“ — — Er beruft sich hier auf die Hexe zu Endor, und auf eine ganze Zauberrotte, die Saul aus dem Lande jagte. — — Diese alle waren ja Betrüger und nicht Zauberer, nach dem eigentlich genommenen Sinne des Worts; — auch auf die Einwohner zu Ninive, und zu Ephesus, — und, so viel man nach dem richtigen Verstande der Sache herauszubringen vermag, waren es zum Theil, Astrologen, Nativitätsteller, Wahrsager aus Gesichts- und Händezügen, Punctirer, Traumdeuter u. dgl. — ein Gewerbe, das auch in unsern Tagen noch nicht abgestorben ist, das von vielen aus der vornehmen und niedern Volksklasse zur Berückung der Einfältigen ungescheut getrieben wird.

Nach seinem Uebergange beginnet er die Hexe zu mahlen, und zeiget:

I. ihre gräßliche Gestalt, —
II. ihre gerechte Strafe. —

Nach einem Gebete, — in welchem er Gott bittet, daß er seine lieben Pfarrkinder vor den Gräueln der Zauberey, und ihren schädlichen Wirkungen, und vor satanischen Verbindungen verwahren wolle, — beginnt er seinen Vortrag in folgenden Worten: „Schiene jemanden der Nahme Hexe zu fürchterlich, „oder zu deutsch, denn können wir einen gelindern da„für setzen, und sie heißen eine Unholdinn, weil der„gleichen Personen ihrer Grausamkeit halber, weder „ihrem eigenen Fleische und Blute, noch einem from„men Menschen, hold sind, oder weil sie das Gegen„bild von jener freundlichen Prophetinn Hulda seyn „mögen.“ Das Wort Hexe leitet er von Heza, dem Nahmen einer Amazoninn her. Um aber eine kurze

Uebersicht dieser lächerlich traurigen Predigt zu geben, und zu zeigen, wie schwach, wie leicht- und abergläubig selbst in schon aufgeklärten Zeiten ein Volkslehrer noch seyn kann, will ich die Hauptsätze dieser Predigt einrücken, und wünsche herzlich, daß auch der ungelehrte Leser, die darin vorgetragenen Grundsätze eben so lächerlich — eben so unsinnig und abgeschmackt finden möge, als selbst der Gelehrte. Er fährt demnach fort, und behauptet:

Von ihrer gräßlichen Gestalt zeuge

1. ihre Benennung. Sie heißt im Texte, wenn man das Wort aus der arabischen Sprache erläutert: Eine Entdeckerinn verborgener Dinge. — — Es werden daher die Hexen in der Schrift Entdeckerinnen der Heimlichkeiten genennet, nicht, weil sie verborgene brauchbare Kenntniss- und Dinge ausspähen, die Gottes Ehre und das gemeine Beste befördern, sondern weil sie sich solcher Künste rühmen, in der That aber Gottes Ehre verdunkeln, und ihren Nebenmenschen durch satanische Gaukeleyen in ein so verführerisches Labyrinth locken, daß mancher darüber des ewigen Lichtes verlustig, und mit ihnen in die höllische Finsterniß geschmissen wird. — Kurz, Hexen sind Leute von der allergräulichsten Gestalt, die man mit Recht verdeutschen soll, Zauberinn, o welch ein gräßlicher Nahme! — Leibeigene des Teufels, welch ein abscheulicher Titel! — Schwarzkünstlerinn, welch eine schandvolle Benennung! — — —

So philosophirt der Verfasser über die verschiedenen Nahmen der Hexen, und macht aus diesen Benennungen ihre gräßliche Gestalt anschaulich. — —

Von dieser grausenvollen Gestalt zeugen auch

2. ihre Unternehmungen. Eine Hexe oder Unholdinn zaubert nach dem Tode, und bringt über Menschen und Vieh, durch Vorschub des leidigen Teufels, allerley Unglück. — — Sie tritt mit dem Satan, dem Gottes- und Menschenfeinde, in ein genaues Bündniß (hier werden Schriften zum Zeugniß angeführt, die gerade in der stärksten Hexenepoche zum Vorschein kamen), übergiebt

sich

sich seinem Willen, entsagt ihrer so theuer von Gott verliehenen Taufgnade, entsagt der ganzen hochheiligen Dreyeinigkeit, — — dagegen gelobet sie durch Unterschreibung mit ihrem eigenen Blute, daß sie dem gräulichen Höllenhund, dem Teufel dienen, Gott ihren Schöpfer auf alle mögliche Art schänden, ihrem Nächsten, wo sie nur kann, schaden, des Teufels Leibeigene in alle Ewigkeit seyn und bleiben wolle. —

Dies alles konnte der Verfasser seinen Zuhörern sagen, ohne zu erröthen, und ohne vorher zu untersuchen, ob diese den Hexen vormahls gemachten Beschuldigungen Grund haben, und mit der gesunden Vernunft bestehen können, oder nicht. — Mit diesen unerwiesenen Vorwürfen verbindet er folgende nachdrückliche Ermahnung, die uns ihn, als einen unaufgeklärten Eiferer kennbar macht:

O ihr Unmenschen unter den Menschen! O ihr höchst unglücklichen Seelen! Wie ists möglich — — daß ihr euch selbst so verunstaltet, das schöne Ebenbild Gottes leichtfertig wegwerfen, und mit gutem Bedacht und Willen die häßliche Larve des Teufels anziehen könnet? — Ihr ganz verblendeten und betrogenen Leute, ihr bezaubert andere, und lasset euch selbst vom arglistigen Höllenfeinde auf die gröbste Art so bezaubern, daß ihr den Fluch vor dem Segen, den Tod vor dem Leben, die Hölle vor dem Himmel wählet. Ach! kehret um, — kehret doch ja in Zeiten noch um, und lernet durch die Erleuchtung des heil. Geistes euer schreckliches Leibes- und Seelenelend erkennen. Denn gewiß — — ein Basilisk ist eine häßliche Creatur, weil er andere Thiere neben sich durch den Anblick vergiften kann, — — ihr — ihr seyd noch häßlicher, sintemahl man Exempel hat, daß ihr nicht etwa unvernünftige Thiere, sondern Menschen durch euer Anhauchen dermaßen vergiftet, daß sie in kurzer Zeit davon gestorben. Da zu Kostnitz eine auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte, rief sie den Schinderknecht zu sich, (wie unedel!) als wollte sie ihm ein Trinkgeld geben, bließ ihn aber an, davon er sogleich aussätzig und nach drey Tagen todt war. — Ein Drache ist eine abscheuliche fliegende Schlange, die Feuer speyet und ei-

nen langen Schwanz hat, (nach dem bekannten Bilde in der Kinderfibel,) ihr — ihr seyd noch abscheulicher, dieweil ihr ein stetiges Neid- und Zornfeuer auf fromme Kinder Gottes speyet, und viele Dörfer, Städte und Landschaften mit dem langen Schwanze allerley Unglücks überziehet, u. s. w.

Eine meisterhafte Allegorie, nach dem thörichten Volkswahn, daß die Hexen zuweilen als feurige Drachen die stillen Wohnungen des Landmannes umschweben und vielleicht gar mit ihrem glühenden Schweife in Brand stecken! (Es ist in vielen Dörfern Gebrauch, wenn man einen Drachen ziehen siehet, daß man alsdann ein Rad von einem Wagen abziehet, und man glaubt, der Drache müsse sich alsdenn seiner Schätze entladen. Vielleicht stammt daher auch die thörigte Gewohnheit in einigen Dörfern, daß man unbrauchbare Pflugräder an den großen Hausthüren stets aufgehängt siehet. —)

Es ist zu bewundern, da der Redner so nahe an dem Musensitze Jena sich befand, daß er dennoch mit so viel Unsinn reden konnte. Was für Begriffe mußten sich aufgeklärte Zuhörer von seinen Einsichten machen, wenn sie ihn mit so vieler Heftigkeit wider Verbrechen zu Felde ziehen sahen, deren angebliche Schandthaten nicht einmahl gedacht werden, viel weniger wirklich geschehen können. Wie tief mußte nicht der größte Theil der anwesenden Gemeine in Aberglauben versinken, da ohnedies oft die meisten Gemeinglieder in kleinen Städten und Dörfern leichtgläubig jedes Wort des Geistlichen, ohne weitere Prüfung, für entscheidende Wahrheit anzunehmen gewohnt sind.

Welchen unersetzlichen Schaden kann nicht ein Prediger überhaupt in solcher Hinsicht, bey der allgemeinen Achtung seiner Gemeine stiften, wenn er von Vorurtheilen gefesselt wird, und dabey ein so ungestümer

mer Eiferer ist, daß er sich nicht mäßigen kann, seine irrigen Meinungen für sich zu behalten, und öffentlich an der Stätte, wo er practische, allgemein brauchbare Lehren und Wahrheiten verkündigen soll, ganz wider die Absichten seines Berufs, Irrthum und Aberglauben verbreitet! Er führet seine Gemeine unbemerkt auf gefahrvolle Abwege, wovor er sie doch warnen sollte, und erschweret die Amtsarbeiten seiner Nachfolger, die nun mit unglaublicher Mühe das Unkraut wieder ausgäten müssen, das er so sorglos ausstreuete.

Der zweyte Theil dieser Predigt führt noch fast mehr Unsinn mit sich. Er handelt darin von der gerechten Strafe der Hexen, und bedient sich darin unter andern folgender Worte und Ueberzeugungsmittel:

Gott selbst bestimmt sie (die Strafe) in unserm Text, wenn er dem israelitischen Volke die Vorschrift ertheilt: Die Zauberinnen sollt du nicht leben lassen. Die Obrigkeit soll nicht säumen, gerichtlich wider sie zu verfahren, sie soll sie mit dem Tode bestrafen, weil es höchst unbillig ist, daß dergleichen Creaturen das Leben haben, die Gott schänden, dem Nächsten Schaden zufügen, und dem Teufel das Schindermesser nachtragen. — — Ja, ja! — die Strafe — die Feuerstrafe ist für die überwiesene Hexe recht. — Nur hin! — nur hin mit ihr auf den Scheiterhaufen! — die Hexe darauf gesetzt, fest angebunden, den Haufen angesteckt, zu Asche verbrannt, die Asche in die Luft gestreut, daß nichts — gar nichts von ihr übrig bleibt. Nur hin mit der Hexe, nur hin! die Strafe ist gerecht! — —

Wenn der hochgelahrte Verfasser hier die vermeintliche Hexe in seinem Orte im Sinne hatte, der man doch im geringsten nichts Böses nachsagen konnte, und deren Unschuld von jedem Vernünftigen erkannt wurde; so handelte er schon in dieser Hinsicht allein unsinnig und grausam. Wollte er aber im allgemeinen nur das ganze vermeintliche Hexenpublikum verdammen, so war dennoch sein Urtheilspruch menschenfeind-

feindlich, und die bestimmte Strafe dieses nur eingebildeten Lasters grausenvoll. Ein Mann, der auf schuldlose Geschöpfe so wüthend losstürmen kann, der sich freuet, wenn er sie im Geiste an einen Pfahl gebunden, unter der auflodernden Flamme winseln höret, besitzt alle Eigenschaften eines verabscheuungswürdigen Menschen. Menschliches Elend kann ihn nicht rühren, die Klagen der unterdrückten Unschuld nicht erweichen. Ohne Empfindung siehet er Tausende hinrichten, bey gelindem Feuer braten, und zu Pulver verbrennen, und er glaubt ein gutes Werk zu stiften, wenn er Verdächtige ausspähen und ihnen zum Tode verhelfen kann. — Das von einem Lehrer der sanften Religion Jesu sagen zu müssen, ist traurig!!

Zu welcher Innung ein solcher, und ähnliche Seelenhirten gehören, die in ihrer Einbildung groß, gelehrt, weise und mächtig sind, nimmt nian sogleich in der Rede schon wahr; denn diese ist eine Auslegerinn der Seele, und desjenigen, was hauptsächlich in ihr vorgehet, (daher: Navita de ventis, de tauris narrat arator, —) daher wird die Denkungsart durch Worte verrathen, — die Gedanken aber sind die nächsten Seelenwirkungen, und folglich auch die sichersten Merkmahle der menschlichen Gemüthsbeschaffenheit. Aus dieser Ursache redet der Wechsler nur von pro Centen und Agio, und sein Geist wird nach und nach eine bloße Rechentafel, so daß er für keine andere Sache einen Sinn hat. Dem christlichen Kornjuden liegt nur Theurung und Wucher im Kopfe, andere wissen nur von Jagdhunden und Pferden zu unterhalten, und Unterhaltung zu nehmen; denn, sie denken nur hunde- und pferdemäßig, und behandeln aus dieser angewohnten Eigenschaft ihre Nebenmenschen eben so.

Die Seele eines Schwach- und Leichtgläubigen wird bald nach der Lage ihres Körpers gestimmt, und darnach denkt sie alsdann auch; denn nichts ist im

Ver-

Verstande, was nicht vorher gewissermaßen in der Sinnlichkeit war, woher die Gegenstände allemahl in das Gemüth einen Eindruck machen. Je öfter wir einerley Dinge vor uns haben, sehen, hören, oder sonst empfinden, desto größer und stärker ist der Einfluß in unsere Gemüthsbeschaffenheit, welchen diese oft wiederholte Empfindungen verursachen. Daher kommt, daß viele Menschen in verschiedenen Ständen, wohin auch der des Nachrichterknechts zu rechnen ist, nichts anders sehen und denken, als Wunden, Blut und Leichen bey Menschen und Vieh. Eben dieses bildet ihre Denkungsart zu einer gewissen Grausamkeit, welche jedoch ihre verschiedenen Stufen hat. Kommt aber noch ein natürlicher Ansatz zur Blutgierigkeit hinzu, so können in allem Verstande, Wütriche daraus werden. Fehlt aber diese Naturneigung, findet sich vielmehr ein Hang zum Gegentheil, nähmlich eine natürliche Weichherzigkeit, so wird diese jedoch durch die Schmerzerweckenden und blutigen Berufsgeschäfte oft allmählig unterdrückt. — Empfindet er gleich unter seinen quälenden und tödtenden Händen kein Vergnügen eines Nero oder Domitians, so wird er doch nach und nach gewohnt werden, auch sogar irrig, dasjenige mit kaltem Blute zu thun, wovor sich anfangs seine ganze Natur entsetzte.

Von den Fleischern in England will man wissen, daß diese nicht zu der Zahl der 12 Geschwornen, oder Blutrichter, genommen werden, welche man sonst zur Prüfung eines gefällten Bluturtheils, aus allerhand Zünften zu wählen pflegt, eben um der vorzüglichen Neigung zur Grausamkeit willen, welche man an ihnen, vermöge ihrer Lebensart, zu vermuthen glaubt. —

Will man auf die gelindeste Art mit denen Lehrern verfahren, die sogleich in ihrer Gemeine, ohne allen Verstand, Urtheil sprechen, und verdammen, so möchte

man dies Betragen von ihrer gehabten Erziehung und nachmahligen Lage herleiten. Hat ein überhaupt nur seichter Kopf geraume Zeit unter der Fuchtel eines unwissenden, aber stolzen und gebieterischen Dorfschulmeisters gestanden — oder muß er selbst einen ähnlichen Posten geraume Jahre versehen, und sich mit der ungezogenen Jugend herumbalgen, so ist nichts leichter, als daß diese saure Lebensart in seinen Geist und Körper einen merklichen Einfluß habe. Aber auch daher ist der Dorfschulmeister nicht selten ein Monarch in seiner Einbildung. Das täglich gewohnte Herrschen, Befehlen und Strafen, auf der einen, und der blinde Gehorsam, das Zittern und Beben, auf der andern Seite, müssen natürlich eine niedrige Seele erheben — und ich glaube, daß ich nicht irre, wenn ich auch hiervon manche Widersetzlichkeit der Küster und Schulmeister auf dem Lande, gegen ihre Prediger abzuleiten, geneigt wäre. Denn, wenn gleich das Zepter ihres Reichs auch nur hinter den Zäunen geschnitten worden, so dienet es doch zu einem furchtbaren Zeichen ihrer Hoheit, welches den Untergebenen auf eine symbolische und thätige Art, die tiefste Unterwerfung empfiehlet.

Hätte der Diakon Rinder nicht unter solchen Umständen seine gesetzten Jahre erreicht, und entstand nicht aus einer solchen ehemahligen Lage sein unvernünftiges Urtheil, so mußte es gewiß doch daher entstehen, wenn er bey dieser Gelegenheit, die sich ereignete, mit schwachem unaufgeklärten Verstande in alle Hexenprocesse des vorigen Jahrhunderts leichtgläubig sich hineinstudierte, welches aus seinen angeführten Beweisen und Zeugnissen genugsam erhellet. Der Leicht- und Aberglaube führten ihn hier bis zur Grausamkeit, und so begann er in dieser elenden Stimmung auch den Schluß des zweyten Theils seiner Predigt. Hiervon will ich nur bloß einen Satz anführen, weil er hin und wie-

wieder von nicht ganz kultivirten Leuten noch geglaubt wird. Er sagt: „Nächst dem liegen ja ihre (der „Hexen) Teufelswerke offenbar genug am Tage, wenn „sie den Leuten Glaswerk, Leder, Speckschwarten in die „Beine; und Nadeln, Zwecke, Kornähren, Frösche, „Mäuse u. dgl. durch Hülfe des allgemeinen Men„schenfeindes in die Arme hexen. Wo sollen diese „Dinge, die man ja nicht in Zweifel ziehen kann, an„ders herrühren, als von der bösen Brut der Unhol„den?“ (*) Zum Beweise beruft sich der Redner auf das eigene Geständniß der Hexen, bey gerichtlichen Verhören, und auf die Lehrbücher der ganzen Teufelszunft, die er aber anzuführen sich nicht getrauet, um nicht seine von Hexerey noch unbefangenen Zuhörer nach verbotener Speise lüstern zu machen.

Es ist überhaupt, wie ich in diesem Artikel schon zum öftern angeführt habe, die Meinung des gemeinen Mannes noch heut zu Tage, daß eine ihm unerklärbare Krankheit, sogleich den Hexen, oder dem Teufel, zugeschrieben wird, und die Patienten suchen sich sogar selbst, vielleicht, um eine Art von Beruhigung dadurch zu erhalten, — oder doch aus andern Gründen, wovon ich in der Folge weiter reden werde, davon zu überzeugen; und in dieser Hinsicht hat Unzer Recht, wenn er sagt: „Viele Menschen leiden mehr von den „Krankheiten, welche sie zu haben glauben, als von „denen, welche sie wirklich haben. Wüßten sie man„ches Mahl die wahre Beschaffenheit ihrer Krankhei„ten, so würden sie in einigen Fällen unendlich mehr, „und in andern unendlich weniger leiden (**).“

Zu solchen eingebildeten Undingen kann man zuerst den Alp, das Alpdrücken, (im Niedersächsischen dat

(*) Um sich in dieser Hinsicht zu belehren, sehe man M. Leske auserlesene Abhandlungen, practischen und chirurgischen Inhalts ꝛc. Lübeck und Leipzig, 1774.

(**) Der Arzt, 2ter B. 8ten St. S. 462.

dat Moarrieden,) rechnen. Der Sage nach ist dieses eine unförmliche Bestie, welche des Nachts den Leuten in den Betten erscheint, auf sie fällt, sie drückt, peinigt, schlägt, kneipt, und sich von ihnen tragen läßt. Diese Sage wird noch jetzt von vielen tausend Menschen geglaubt, und, was will man auch wohl dagegen einwenden, daß es einen Alp gebe — wenn man die blauen Flecke, (diese werden auch Leichenzeichen genannt,) die Striemen, die Wunden, und so viel andere Spuren einer erlittenen Gewaltthätigkeit an Leuten sieht, welche des Nachts von einem Alpe geschlagen, gepeitscht, gekratzt, und aufs übelste gemißhandelt worden sind? —— Wie kann ein Alp handgreiflichere Beweise seines Daseyns geben? — —

Es ist wahr. Wenn eine Frau mit dergleichen Beweisthümern darthäte, daß sie einen bösen Mann hätte, so glaube ich nicht, daß es jemand in Zweifel ziehen würde. — Auch dieses ziehen leichtgläubige Personen eben so wenig in Zweifel; weil sie glauben, daß es gerade darum einen Alp gebe, weil sie in dem Wahne stehen, nachgelassene Spuren von seiner Gegenwart aufweisen zu können. Es besteht dieses wunderbare Thier aber nur bloß in der Einbildung; denn die Aerzte haben gefunden, daß ein ängstlicher Traum, welcher von ganz natürlichen Ursachen herrühret, alle diese Gewaltthätigkeiten an einem Schlafenden ausüben kann. Wenn vollblütige Leute mit dem Kopfe zu niedrig, oder zu lange auf dem Rücken liegen, so empfinden sie eine Beängstigung, weil ihnen das Athemholen beschwerlich wird, und diese beschwerliche Empfindung setzt die Einbildungskraft in Bewegung, welche sich mit leichter Mühe Gespenster und Unholde erdichtet, denen man die Qualen zur Last legt, die man aus sich selbst leidet. Daß dieses die wahre Erklärung der Alpe sey, erhellet daraus, weil sich ein jeder den Alp durch die Kunst machen kann, so oft es

ihm beliebt, wenn er es nur so einrichtet, daß er im Schlafe große Beängstigungen ausstehen muß. Wenn man sich nach einer starken Mahlzeit von lauter blähenden Speisen, zu einer Zeit, da man sehr vollblütig ist, mit schwermüthigen Gedanken in ein schlechtgemachtes Bett auf den Rücken, und mit dem Kopfe zu niedrig legt; so wird man bald zu träumen anfangen, daß uns eine ungeheure Gestalt mit ihrer Last erdrücken, uns die Brust zusammenschnüren, die Glieder fest halten, und uns ersticken, und umbringen wolle. Man empfindet alle diese Sachen wirklich. Nur das erdichtete Gespenst, wovon man sie herleitet, ist falsch. Daher ist es kein Wunder, daß man des Morgens die Spuren von Gewaltthätigkeiten sieht, welche man wirklich erlitten hat. Durch die Befreyung von der Vollblütigkeit, durch hinlängliche Ermüdung, zu einem tiefen und sanften, und von Träumen freyen Schlafe, durch mäßiges Abendessen von leichten Speisen, durch eine gehörige Lage des Körpers zum Schlafe, und durch alle die Mittel, welche das dicke Blut verdünnen, die Brust befreyen, das Athemholen erleichtern, die Verdauung befördern, die Hindernisse des Umlaufs aus dem Wege räumen, und die Krämpfe verhüten, kann man den scheußlichsten Alp in kurzer Zeit vertreiben.

Seitdem dieses die Aerzte gethan haben, ist er von vielen Leuten gewichen. Allein, es scheint, daß er sich nur bloß in die Buden, Keller und eben nicht vornehmen Schlafsäle, welche der gemeine Mann bewohnt, zurückgezogen habe. Denn unter dem geringen Volke allein findet man ihn noch; aber doch nicht leicht mehr so gräßlich, als vor Alters. Wenn auch einmahl ein Mädchen der Alp drückt, so siehet er doch noch einem Menschen, aber nicht mehr dem Teufel und seinen Consorten ähnlich. Er drückt auch nicht mehr so heftig, als vor Zeiten, und wegen der Wechselbälge, die er ehedem wohl hinterlassen haben soll, ist gar keine

Sor-

Sorge mehr. Denn man hat in den neuern Zeiten von ihm oft — die wohlgestaltesten Kinder gesehen. — —

Was die Besitzungen des Teufels betrifft, so kann man freylich geradehin nicht läugnen, daß es ehemahls nicht dergleichen gegeben haben solle — weil die heilige Schrift sie lehret; allein nichts desto weniger kann man glauben, und mit der allergrößesten Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die sogenannten heutigen Besessenen, entweder Betrüger, oder wahnsinnige Leute sind — und daß die Besitzung des Satans jetzt mit in die Reihe der falschen Krankheiten gehöre. Man hat unendlich viel Beweise, daß solche vermeinte Besitzungen natürliche Ursachen gehabt haben. Bey allen übrigen aber ist die Sache nur ununtersucht, und unentschieden geblieben, und kein Mensch kann uns in der neuen Geschichte unter richtigen Beweisen einen Fall zeigen, wo eine Bewohnung des Teufels unwidersprechlich dargethan worden wäre. Wenn es nicht melancholische und halb verrückte Leute sind, die ohne ihr Verschulden zu der Besitzung kommen, so wird man wahrnehmen, daß die übrigen fast durchgängig dürftige, arme Leute, oder gar Bettler sind, die es sehr in der Gewohnheit haben, sich durch verstellte Krankheiten zu ernähren.

Weil sie aber wohl wissen, daß ein gemeines Fieber, ein dicker Arm, ein lahmes Bein u. s. w. bey jetzigen schlechten Zeiten fast gar nichts gelten, so legen sie sich auf solche Krankheiten, die besser im Preise sind, und worunter die fallende Sucht, und die Besitzung böser Geister, ihren Mann noch am besten ernähren. — Wie oft die fallende Sucht aufs künstlichste nachgemacht werde, ist fast unglaublich, und gleichwohl muß man gestehen, daß diese Rolle nicht leicht zu spielen sey. Die schwerste unter allen, aber auch die einträglichste, ist die von den Besitzungen. Diese Rolle erfordert etwas Wunderbares und Verschmitztes, dazu

nicht

nicht jeder Schelm geboren ist, und daher wird sie nur von den rechten großen Erzschelmen gespielt. Eben um deswillen ist es auch nicht allzuleicht, ihren Betrug zu entdecken, und man kommt desto weniger dahinter, je weniger man die Profession der Betrüger kennt. Eben darum wird mancher schwache Seelsorger von solchem Nichtswürdigen betrogen. Die Aerzte erkennen aus solchen nachgemachten Krankheiten, die nicht gehörig gespielt werden, einen solchen Betrug viel eher. Zum Glück verstehen diese Betrüger den Character des Satans mehrentheils so schlecht, daß sie ihn ganz ungeschickt nachahmen.

Will man aber die Betrüger nicht rechnen, so giebts dennoch viele natürlichere und gewissere Erklärungsarten, als die Besitzungen, woraus man die Zufälle solcher Leute herleiten kann. Die Hauptumstände, welche sich bey den sogenannten Besessenen äußern, sind die, daß sie zukünftige Dinge vorhersagen, verborgene Sachen entdecken, fremde und ihnen unbekannte Sprachen fertig reden, — und dabey am Leibe viel auszustehen haben. Die Glieder werden ihnen auf die entsetzlichste Art verdrehet; sie machen die seltsamsten und fürchterlichsten Geberden und Bewegungen, die wider die Natur zu laufen scheinen, und überhaupt scheinen alle diese Unruhen, nicht sowohl Handlungen, als vielmehr Leiden, solcher Elenden zu seyn, gleichsam als ob sie von einer fremden Gewalt gestoßen, geworfen, gepeinigt, in Freude und Lachen versetzt, und aus der Brust zu reden gezwungen würden, ohne die Lippen zu regen, daher es so aussiehet, als ob eine andere Person aus ihnen herausredete (*). Dieses letztere, welches doch durch die Bauchsprache allein bewerkstelliget werden kann, noch mehr aber das eigene Geständniß solcher Leute, daß sie einen

(*) Man sehe den Art. Leiden.

nen Teufel bey sich führen, veranlasset bey den Umstehenden mehrentheils den Argwohn von einer Besitzung.

Wie schön und wahr bemerkt nicht der verdiente Semler in seiner Abfertigung der neuern Geister, im 2ten Abschn. von der leiblichen Macht des Teufels, S. 183: „Daß Menschen über leibliche Besitzungen „kein Zeugniß ablegen können, weil der Geist nicht in „des Zeugen Sinne fallen kann. Daher nur Gott „es uns kann bezeugen lassen, daß in diesem oder jenem „Falle, ein Teufel jemand besessen habe, folglich sind nicht „einmahl alle Erzählungen der Evangelisten sichere „Anzeigen von wirklich Besessenen, sondern nur die, „von denen es Jesus selbst zu erkennen giebt. Die „Berichte von Zeugen beweisen also nichts weiter als „die Möglichkeit, nicht aber die Wirklichkeit einer ei„gentlich teuflischen Wirkung. Diese Möglichkeit „stehet neben der Möglichkeit der natürlichen, obgleich „seltenern Krankheit; des Betruges, entweder des vor„setzlichen oder unwissentlichen: also ist jetzt für die „Teufelsbesitzungen (sine petitione principii,) nie „ein Beweis für uns da."

Von allen jetzt angezeigten Zufällen ist keiner, der nicht bey andern ganz natürlichen Krankheiten auch vorfallen sollte. Wie fruchtbar sind nicht die Deliranten an Prophezeiungen, und es wäre gewiß nicht gut, wenn diese alle der Teufel verrichten sollte. Es giebt Leute, die die Stunde ihres Todes im Phantasiren angeben, die von ihren Anverwandten genaue Nachrichten zu geben wissen; tolle Leute, die die wunderbarsten Dinge vorher sagen, und deren Aussprachen zuweilen eintreffen, zuweilen aber fehlen, in welchem letztern Falle niemand weiter darauf achtet. Man findet solcher Geschichten die Menge, in allen Kasusbüchern. Eben so ist es mit der Entdeckung verborgener Sachen. In England ist ein unsinniger Mensch gewesen, der, so oft man ihn fragte, sagen konnte, welcher

cher Tag eines Monaths vorhanden war, ob er gleich in seinem Loche verschlossen, viele Jahre lang keinen Kalender gesehen hatte. Diese Wissenschaft verborgner Dinge, rührt öfters von Ahndungen (*), oft aber auch nur von der besondern Aufmerksamkeit her, womit die Kranken die Geberden und Reden der Umstehenden beobachten.

Was ein Gesunder nie würde hören können, daß vernimmt ein Kranker zuweilen mitten im Phantasiren, wenn es gleich in einem Winkel des Zimmers ganz leise gesprochen wird. Da dieses oft Leuten widerfährt, die mit den angeblichen bösen Geistern gewiß keine Gemeinschaft haben, so ist es keine besondere Eigenschaft der Besessenen. — Wenn nun die verdächtigen Kranken so etwas vernehmen, und hernach nach einer Weile darauf antworten, so heißt es: sie haben die Gedanken der Umstehenden durch den Teufel erfahren. Was die fremden Sprachen betrifft, welche Besessene reden, so sind sie nicht allein andern Kranken oft auch bekannt, sondern es sind auch in vielen Fällen, entweder nur ein Gemisch fremder Töne, die zu keiner Sprache gehören, oder zusammengestoppelte gemeine Sprichwörter, Sentenzen und Redensarten, die im gemeinen Leben oft genug vorkommen, daß sie auch einer gemeinen und ungelehrten Person geläufig geworden seyn können. Folgender Fall hat mir wenigstens in dieser Hinsicht zum unläugbaren Beweise gedient: Eine schon etwas bejahrte Tagelöhnersfrau auf dem Lande, wurde von einer sehr heftigen hitzigen Krankheit befallen, in welcher sie viel raſete, und in dieser Raſerey sprach sie nach dem Zeugnisse des Küsters viel Lateinisch — sogar ganze Perioden,

(*) Siehe den LXXIII Band der Encyklopädie, S. 397, fgg. im Art. Leichenanzeige; wie auch Unzers Arzt, 2ter B. 85 Stück.

den, und niemand konnte sichs zur Zeit erklären, woher dies kam. Von der Wahrheit dieses Factums überzeugten sich aber bey längerer Dauer der Raserey mehrere Personen. Es legte sich die Hitze und auch die Krankheit, aber die Frau wußte nicht, daß sie eine an ihr ungewöhnliche Sprache geredet hatte. Nach Verlauf einiger Zeit, da sie schon völlig hergestellt war, und wieder auf ihre Arbeit ausging, fand sichs gelegentlich, woher diese wunderbare Erscheinung entstanden. Sie hatte nähmlich in ihrer Jugend, bis zu ihrer Confirmation, in einer benachbarten Gemeine bey einem Prediger als Kindermädchen gedient, welcher seine Söhne selbst im Lateinischen unterrichtet hatte. Sie war sehr häufig mit dem kleinen Kinde, welches sie gewartet, in der Stube geblieben, wo er die übrigen Kinder unterrichtete, und wußte nun, da sie sich darauf besann, noch verschiedenes von diesem Unterrichte sowohl selbst, als auch von dem, was sie von den Lehren des Predigers und den Kindern, in Hinsicht mancher lateinischen Redensarten aufgeschnappt hatte, zu erzählen. Nichts war also jetzt natürlicher, als daß die unvergängliche Seele sich in diesem Krankheitszustande der ehemahligen Eindrücke erinnerte, und davon Beweise an den Tag legte. —

Wer nur ein wenig von den Krämpfen und Verzuckungen weiß; wer die Behendigkeit der Bewegungen aller und jeder, ja der kleinsten Gelenke in allen Theilen des Leibes kennt, die allen menschlichen Glauben übersteigt, wer die Geberden des Hundekrampfs, des St. Veitstanzes, und schon selbst einiger Wahnwitzigen gesehen hat, und wem die Gewalt der fallenden Sucht, und der Erstarrung bekannt ist, dem kann in Wahrheit der Teufel selbst keinen neuen Anblick mehr verschaffen, und er könnte an einem wahren Besessenen nichts neues mehr sehen. Solchergestalt ist es schlechterdings umsonst, auch aus den

seltsamen Geberden, aus den unnatürlichen Bewegungen, aus der übermenschlichen Kraft solcher Leute, auf eine wahre Besitzung zu schließen, und es ist also das Einzige nur noch übrig, wenn die Person selbst klagt, daß sie vom Satan angefochten werde, daß sie ihn im Leibe bey sich fühle, daß er oft lange mit ihr spräche, u. dgl. Auch dieses läßt sich beantworten: Ehe die heftigen Krämpfe, die fallende Sucht, die Erstarrung, und selbst der Wahnwitz ausbrechen, bemerkt man gemeiniglich, daß dergleichen Leute schon lange vorher tiefsinnig und melancholisch werden. (Man sehe den Art. Leiden.) In dieser Zeit sammeln sie den Vorrath zu ihren künftigen tollen Phantasien ein. Sie denken beständig nach, sie machen sich Gewissensscrupel; die Sprüche und allerley Geschichten von bösen Geistern, fallen ihnen ein, und ein Trauriger ist jederzeit verzagt. — Diese Feigheit bricht endlich in eine Verzweiflung aus, und wird von den heftigsten Krämpfen begleitet. Sobald mit diesen die Verrückung eintritt, so entzündet sich auf einmahl das ganze gesammlete Magazin des Schwermüthigen, um die Einbildungskraft des Wahnwitzigen, die schon in Flammen steht, noch mehr zu erhitzen. Hier giebt es, besonders bey einfältigen oder allzuabergläubigen Leuten, auch sogar bey guten frommen Christen, wenn sie ein wenig zur Schwärmerey geneigt, oder nicht die heitersten Köpfe sind, diese gräßliche Vorstellung vom Teufel, den aber viele im Schlafe, oder im unverdächtigen Delirio oft eben so lebhaft sehen, mit ihm sprechen, und sogar, wenn er verschwunden ist, seinen Gestank riechen. — —

Wer kennt nicht unser furchtsames stolzes Herz, das unter dem Joche seiner Leidenschaften erliegt, das von der Einbildungskraft gejagt und zerrissen wird, und das uns alles aufdringen will, was wir selbst mit guter Vernunft nicht für wahr halten können? — Sobald also solche Leute von ihren, im Anfalle gehabten

Erscheinungen erwachen, die sich allemahl, wie die Träume, nach dem Zustande des Körpers richten; sobald sie die Verdrehungen ihrer Glieder, die blauen Flecken, die sie sich geschlagen haben, und die seltsame Unordnung sehen, worin sich ihre Natur befindet, so ist es kein Wunder, wenn sie dieses alles für Wirkungen des Kampfes ansehen, den sie etwa in ihrer Phantasie mit dem Teufel gehabt haben, — daß sie selbst zu glauben anfangen, ihr Traum sey etwas mehr, als ein bloßes Gesicht. —

Es giebt aber Leute, die auf irgend eine Art einen Teufel — bey sich fühlen — und diese Sache ist gewiß. — Allein, alle die das Glück gehabt haben, daß ihnen dieser gefühlte Teufel ausgetrieben worden, haben gestehen müssen, daß es ein ganz anderer Teufel sey, als sie sich eingebildet haben. Würmer, von allerley Gestalten, ungeheure Bündel Schleim, Blutflüsse, die sich verstopft hatten u. dgl., waren die Sachen, die endlich zum Vorschein gekommen sind; und man hat gemerkt, daß auch das bloße Gespenst des Satans — zuletzt einen Gestank hinter sich läßt. — — — Dieses sind die gewöhnlichsten Ursachen der Epilepsie, der Convulsionen, und der heftigen Krämpfe überhaupt; und in der That ist die heut zu Tage manches Mahl noch vorfallende Besitzung weiter nichts, als eine Art convulsivischer, seltsamer Krämpfe, die sich in einer Person äußern, die über Religionsscrupel ohne Vernunft, zu lange nachgedacht hat, (denn solches geschieht nicht ohne stark angreifende Gewissensangst und schädliche Erschütterung,) und darüber tiefsinnig, oder thörigt, oder wahnwitzig geworden ist. Man hat solches an einigen neuern Beyspielen von sogenannten Besessenen, die genau geprüft und untersucht worden sind, überzeugend gesehen.

Wollte man nun die Gabe zu hexen, welche noch vom gemeinen Manne in vielen Gegenden nicht in Zweifel gezogen wird — natürlich, als eine Krankheit betrachten, so gehört sie mit zu den vermeintlichen Besitzungen. — Denn es ist noch keine Hexe so unverschämt gewesen, daß sie ihre Zaubereyen ihrer eignen Allmacht zugeschrieben hätte. Die Einfalt, Leichtgläubigkeit, und hieraus enstandener Aberglaube, hat ehedem viel alte Weiber verführt, sich selbst als Hexen anzugeben, und die damahligen klug seyn wollenden Obrigkeiten bewogen, solche elende Leute verbrennen zu lassen. Man trauete sogar auf unmündige Kindes Reden, wovon ich S. 376, in der Anmerkung schon etwas angeführt, und hier noch ein Fragment eines Protocolls anführen will (*).

Actum N. den 18ten April 1681.

Was die Kinder wegen Ludwig N. Sohn dahier in der Schule haben ausgesagt, was er vor Wort von wegen dem Teufel gegen sie hat hören lassen, und der Jung ist nicht älter als 7 Jahr.

Vors erste hat er gesagt, der Teufel sitzt auf des Heinrich N. Haus und hat einen Schwanz.

Vors zweyte hat er gesagt, der Teufel wäre ihm in seinen Haaren, und bliese ihm in die Ohren.

Vors dritte hat er gesagt, der Teufel hätte ihm seinen Finger entzwey gebrochen oder abgehauen, und auch wieder angesetzt. NB. Der Finger thue ihm noch weh, ist auch krumb.

Viertens: Der böse Geist schliefe die Nacht bey ihm im Bett.

Fünftens: Soll er etliche Kinder entblößt haben, und Unzucht mit ihnen treiben wollen.

(*) Hr. D. Vosselt hat dieses Stück in seinem wissenschaftlichen Magazin ꝛc. 3 B. 2 St. 1787, S. 226, unter der Aufschrift: Forschungsgeist, angeführt.

Sechstens: Das Kind hat den Herrn Pfarrer beym Examen nicht recht an, sondern unter sich gesehen.

Auf dieses haben der Herr Pfarrer und Schulteiß den Jungen noch einmahl in der Schul gefragt, und der Jung gestanden und gesagt: der Teufel hätte auf des N. Haus gesatzen. Der Herr Pfarrer fragt aber, wie er gesehen? Der Jung geantwort: er wäre schwarz und weiß, und hätte auch einen Schwanz gehabt; wie aber der Pfarrer weiter fragt, will der Jung nicht antworten, sagt, der Herr Pfarrer solls ihm allein sagen; drauf geht der Herr Pfarrer mit dem Jung hinter die Schul, und redt mit ihm; was er gesagt, weiß ich nicht.

Ludwig N.
Schulmeister.

Dieser Vorgang, (wahrscheinlich war es der leibliche Vater, der sein Kind der Inquisition übergab — ein Schulmeister —) wurde hierauf vom Beamten untersucht, allein, das amtliche Untersuchungsprotocoll befindet sich nicht bey den Acten.

Ueber diese reichhaltige Materie schreibt Herr Secretair Bertrand zu Könnern in der deutschen Monathsschrift vom May 1794, S. 28, fgg. sehr wahr und richtig, wie folgt:

Wenn wir uns in unsern traulichen Zirkeln, am Abend der Walpurgisnacht, mit der Lustkaravane nach dem Brocken belustigen, im voraus die dort erwartete Gesellschaft mustern, und beym Abschiede mit einem herzlichen Gelächter einander zur Fahrt Glück wünschen — fällt es vielleicht nur wenigen bey, ihren Blick nach der Gegenseite zu kehren, die einen ungleich stärkern Contrast darbietet — als das Blutgerüst neben der Bude eines Gauklers. — Es giebt Sachen im Himmel und auf Erden — sagt Hamlet — wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt! Wohl wahr! Aber mit eben der Wahrheit könnte mans umkehren. — Der Mensch kann Dinge glauben, wovon nie der Menschen

Ver-

Vernunft etwas träumte! Zwar — wer ist wohl, der nicht schier seit seinem Eintritte in die Ammenstube — von den Bündnissen der Zauberer und Hexen mit dem Teufel, von ihren Buhlschaften mit einem Sukkubus oder Inkubus, von Besen- und Bocksfahrten nach dem Brokken, von Wandlungen in Wolf, Hund und Katze, von Heckethalern, von Wettermachen (*), Todt- oder Lahmzaubern, — und was des Geschwärmes mehr ist, erzählen hörte? Und wem ists etwas Fremdes, daß jene geglaubten dämonischen Vertraulichkeiten zuletzt auf den Trutenheerd (**) führten? — Aber das wie? und warum? bleibt demjenigen noch immer ein Räthsel, der mit der Barbarey damahliger Zeiten weniger bekannt ist. Den Mann von Vernunft empört der Gedanke, daß eine Hexenreise nach dem Brocken mit allen Umständen — von der vielleicht einst seine Wärterinn mit einer zweifelnden Miene sprach — von Richtern über Leben und Todt für ungezweifelte Wahrheit genommen worden; wenigstens wähnt er zur Ehre der Menschheit, daß man nur da zum Scheiterhaufen verdammte, wo sich nebenbey Verbrechen angaben, die noch heut unsere Gesetze mit dem Leben büßen lassen. Thatsachen müssen hier sprechen — oder Schlüsse auf Thatsachen gebaut. Urkunden von der Art, als die hier beygefügte (diese folgt S. 35, am angeführten Orte), sind in dieser Rücksicht ein gemeinschaftliches Eigenthum des Vaterlandes, der Menschheit, und sollten aus dem verborgensten Winkel hervorgezogen werden; es sind Originalstücke voll lebendiger Darstellung — die eine ganze Gallerie hingestellter Hypothesen aufwiegen.

Hätten wir die damahligen Richter bloß von Seiten ihres Verstandes zu beurtheilen, — wir würden in Ungewißheit bleiben, ob sie mehr Mitleiden oder Unwillen verdienten. Erziehung, Religionsbegriffe, Unkunde der Natur, und Mangel an philosophischer Aufklärung, reden ihnen wenigstens so lange das Wort, bis wir sie mit

(*) Der Glaube der ersten christlichen Kaiser war in diesem Puncte stark genug. — l. 6. C. de malefic. et mathemat.

(**) — so nannte man die Fehmstätte oder den Platz, wo die Zauberer verbrannt wurden.

dem gemeinen Menschensinn zerfallen sehen. Es ist in unsern Tagen bekannt genug, was kranke Phantasie — besonders über die Natur des Weibes, (daher waren die mehresten weibliche Inquisiten,) vermag; war man aber damahls im Stande — Träume für Träume zu halten, wenn sie oft die schwärmende Mänade selbst mit der Wirklichkeit täuschten? Ein Weib in der Umarmung eines sichtbaren Teufels! — Freylich, die Geschichte ist etwas stark — aber man hatte ihn nun einmahl, und wer war so kühn, die Gränzen seiner Macht zu bestimmen? Besucht er aber wirklich — sey es unter irgend einer Gestalt — das Schlafgemach dieser Damen, so läßt es sich von einem so mächtigen Liebhaber ohne Inconsequenz erwarten — daß er nicht mit leerer Tasche kommen werde. Buhlschaften erzeugen Zusammenkünfte an Oertern des Vergnügens; — was war sonach natürlicher, als daß die Liebhaber mit dem Pferdefuße je und je ihren Huldinnen ein stattliches Banket gaben? Mußte man nicht endlich jeden Unfug, dessen genauerer Untersuchung Unwissenheit oder Gemächlichkeit im Wege stand, auf die Rechnung jener abentheuerlichen Galanterie schreiben? — Aber wenn es auch bedenklich schien, höre ich manchen meiner Leser einwenden — die Geheimnisse jener Schlafgemächer zu belauschen, so konnte man sich doch in den so berüchtigten Nächten (*) auf das leichteste von der Welt überzeugen — daß das ganze Truten-Bachanal ein Hirngespinst sey. Liebe Herren! euer Schluß würde gelten, wenn der Aberglaube nicht ohne Aufhören neue Nahrung aus sich selbst hervor zöge. Gesetzt, man hatte die Entdeckung gewagt, — würde man dadurch auch nur um einen Schritt weiter gekommen seyn? Selbst die Entdecker hätten vielleicht mit dem Ritter von Mancha darauf geantwortet: Die Verzauberten lassen sich von niemand sehen!

Jetzt aber kommen wir auf einen Punct — wo das Herz des Menschenfreundes blutet. Wahr ist es, es lag je und je menschliche Buhlschaft, Diebstahl, Giftmischerey, unter jenen Albernheiten versteckt, und es läßt sich keinen Augenblick läugnen, daß die letztere für die Gesellschaft

(*) Walpurgis- Johannis- Stephansnacht.

schaft das furchtbarste aller Verbrechen sey; aber wer will die Schlachtopfer zählen, von denen jene Laster so fern waren — als die Buhlschaft der Hölle! Um von den Gräueln des Hexen-Processes einen lebhaften Begriff zu haben — stelle man sich das scheußlichste Inquisitions-Gericht mit allen seinen Schrecken vor; — Richter mit dem Geiste eines Caligula, — Nachrichter, die mit ihnen wetteiferten, — und eine Justiz — die uns schier an der Menschenwürde verzweifeln läßt. Schönheit und Jugend (*) schützten so wenig vor diesen Tribunälen — als die Runzeln der Matronen; und das Beyspiel mehrerer Päpste (**) ist Beweis, daß hier keine menschliche Würde die Verläumder zurück zu scheuchen vermochte. Was war besseres zu erwarten — wenn Beichtväter vor den Ohren der Fürsten, Männer und Knaben von den Kanzeln herab, ein immerwährendes Anathema gegen die Zauberer donnerten, — wenn Inquisitoren (Trutenmeister) ins Land geschickt wurden, denen man die Köpfe der Hingerichteten, wie die Klauen eines erlegten Raubthieres, bezahlte (***), wenn Buben aus ihrem Troß selbst

(*) Der Verfasser macht hier folgende Anmerkung: Ich habe jetzt die Untersuchungs-Acten gegen ein — noch nicht völlig zehnjähriges Mädchen in Händen. — (s. die Schriften vom Unfug des Hexenprocesses, herausgegeben von Reiche, IV.) Eine aus dem Schnupftuche gemachte Maus — ein bekanntes Spielwerk, worin ein altes Weib sie unterrichtet hatte, — war das corpus delicti!!! Und der Antrag des Fiscals? — worauf denkt man wohl? . . . „Solchem allem nach bittet Fiscalis in Rechten zu erkennen und auszusprechen, das peinlich angeklagte zu Erkundigung der Wahrheit mit Ruthen stark gepeiniget, auch „auf erforderlichen Fall mit Ansetzung der Daumschrauben „und sonsten die tortur derselben zu schärfen, auch darauf „ferner ergehen solle, was Rechtens." Die Universität, an welche die Acten verschickt wurden, rettete noch dies unschuldige Kind. — Ja, sollte mans glauben, daß es Rechtslehrer gab, die unsinnig genug behaupteten, man müsse wegen dieses Verbrechens — selbst gegen Kinder von zwo Jahren inquiriren. — *Manz.* quaest. 87.

(**) *Gabr. Naudé* (zuletzt Bibliothekar an Christinens Hofe) Apologie pour les grands personnages, faussement, soupçonnez de Magie, Chap. 19.

(***) Anonymi (eines von Thomasius äußerst geschätzten Verfassers) Caut. criminal. seu de proc. contr. sagas. Dub.

an heiliger Stätte der Unschuld auflauerten, um jenen neue Beute zuzuführen, — wenn es Geistliche gab, welche Blutlisten entwarfen, und hingingen, um bey der Folter die ermüdete Grausamkeit zu reitzen (*)!! In dieser nun lag das ganze schreckliche Geheimniß einer willkürlichen Gewalt. Der hier bestimmende Artikel unserer peinlichen Gerichtsordnung (**) ist — freylich wider die Absicht des biedern Kaisers — so höchst unbestimmt (***), daß er jenen Menschen das weiteste Spiel ließ. Doch dies war noch wenig; — erst mußte man sich von andern Gesetzen los machen, welche auf eine weniger dunkle Art dem Richter Menschlichkeit befehlen; es gelang, und man erfand einen Grundsatz — worüber die Teufel jauchzen mußten. Magie war ein Verbrechen, wobey man den Richter nicht an die gewöhnliche Procedur gebunden glaubte (crimen exceptum); hieraus schuf die Logik unserer Herren die Gewalt — Gesetz und Menschenpflicht nach Gefallen mit Füßen treten zu können. — Edle Seelen, die ihr bey dem mindesten Schmerz eurer Brüder mitleidet — und ihr besonders, meine weibliche Leserinnen! — scheuet euch nicht, auf einige Augenblicke an meiner Hand die Stätte zu betreten — wo sie weinen die Unglücklichen, die keinen Tröster haben. Sehet sie hier in gräßlichen Gefängnissen der kommenden Marter zittern! — „Wie lange zögert der Retter meiner Unschuld!“ — Harre nicht Betrübte! der Mann, der deine Vertheidigung wagt — wagt den Scheiterhaufen! — Seht die Lechzende, vom Wachen und Durst ge-

Bub. 51. Meyfart, Erinnerung, wie das Laster der Hexerey auszurotten, Hauptstück 9, §. 11.

(*) Caut. crim. 19, 2. 8. 26. 4. Meyfart, 8, 10.

(**) C. C. C. art. 44. „Item, so jemandt sich erbeut andere „menschen zauberey zu lernen, oder jemandt zu bezaubern „bedrohet, und dem bedroheten dergleichen beschicht, auch „sonderlich gemeynschafft' mit zaubern oder zauberin hat, „oder mit solchen verdechtlichen dingen, geberden, worten „und weisen umbgeht, die zauberey auf sich tragen, und „dieselbig person desselben sonst auch beruchtigt, das gibt „eyn redlich anzeigung der zauberey, und gnugsam ursach „zu peinlicher frage.“

(***) *Thomasii* Dissert. de crim. magiae, §. 5 — 56.

geplagt, umringt von Barbaren, die ihre Seele mit Drohungen zermalmen! — Jetzt tritt der Diener der Religion ein. — „Mann, der du an Gottes Statt kommst! „ich bin unschuldig! Rette, wenn du kannst!“ — Aber dieser kam nicht zu trösten, — er sieht die geglaubte Teufelsbraut mit Wohlgefallen zur Pein führen. Begleitet sie an den unseligen Ort, wo man mit Frevel beginnt — wovor selbst die Buhlschwester zurück schaudern muß (*), — seht sie nun — wenn ihr stark genug seyd — Tag' und Nächt' — und wieder Tage unter den Qualen einer willkürlichen Folter; ihre Standhaftigkeit schärft sie mit jeder Stunde, nur dann fühlt man Erbarmen — wenn die Leidende ihr Todesurtheil gesprochen hat, — und beginnt von neuem bey jedem Widerrufe (**).

Hieraus wird mans nun auch ganz verstehen, was die Worte in den Urkunden sagen, wenn es heißt: nach der Tortur sterben; — werdens verstehen, wie man jedes Mährchen der Spinnstube zur rechtlichen Wahrheit zu machen wußte. Das traurigste bey diesem Unfuge war es noch, daß es äußerst selten ein Mann von Kopf und Herz wagte, dieses Ungeheuer zu bekämpfen. Um den Geruch der Ketzerey zu vermeiden, indem man den andern

(*) Man wähnte, die Hexen hätten irgendwo ein Mahl und könnten sich gegen die Schmerzen unempfindlich machen, — daher das Haarabschneiden und die Betastung des Nachrichters (investigatio stigmatis diabolici).

(**) Vernünftige Männer brauchen hier nicht an das a potiori fit denominatio erinnert zu werden. Es ist bekannt, wie wenig Zuverlässigkeit selbst das römische Recht in die Folter setzte — l. 1, §. 23. D. de quaest. — Sollte jedoch einer unserer Catonen vermeinen — ich hätte hier bloß als ein ästhetischer Seifensieder geplaudert, der lese den angeführten Anonym. 18, 4. 20. und f. und Meyfart, Hauptst. 17 — 27. nebst angehängtem Acten-Fragment; — aber man ist es dem zarten Menschengefühle schuldig, solche Gegenstände — wie ein scheußliches Gerippe hinter den Vorhang zu stellen. — Ein schändlicher Mißbrauch war es überdem noch, daß man gegen die klare Vorschrift der Gesetze — die unter der Marter Seufzende fragte: Ist nicht auch die B. die G. die N. auf dem Tanze gewesen? — Ein Ja war dann dem Unmenschen genug, auch diese zur Schlachtbank zu führen.

dern niederstürzte; — Beckers (*) Schicksal gab eine traurige Warnung, — und nur einem Thomasius war es vorbehalten, das Werk zu vollenden. Die Zahl der Hingerichteten ist Legion; und die Geschichte unseres Ortes (**), der gegenwärtig nicht über 1600 Einwohner zählt, mußte hier zu einer schaudervollen Berechnung Anlaß geben. Ließ nicht der Umstand — daß so wenig das Memorial, als die übrigen noch vorhandenen Bruchstücke der Stadt-Acten, irgend eines ähnlichen Vorfalls gedenken — nur auf ein ungewöhnliches Ereigniß den Schluß machen (***). Ihr aber, Mädchen und Jünglinge dieser Stadt! — Eben ist das zwote Jahrhundert über der traurigen Geschichte verflossen; ziehet hin mit Rosen bekränzt, wo einst der Trutenheerd loderte, — freuet euch unserer bessern Tage, laßt Greise und Mütter Theil nehmen, — und feyert hier ein würdiges Fest der Vernunft!

Die diesem Aufsatze beygefügte Urkunde folgt am angeführten Orte, S. 35, fgg.

Weit dürfen wir aber nicht suchen, so finden wir in diesem Jahrzehend noch eine mörderische Hexenprocedur, die im Peterkauischen Distrikt in Südpreußen im Jahre 1794 vorgefallen ist. Jagnika Dukloska, die

(*) Er war Prediger in den Niederlanden, zuletzt in Amsterdam, und Verfasser des bekannten Werks: De betoverde Wereld. Man entsetzte ihn seines Amts; doch ließ ihm der Senat der Stadt noch nach der Absetzung sein Gehalt fortzahlen.

(*) Könnern, oder Cönnern, eine Mediatstadt im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, im 2ten Districte, 3 Meilen von Halle, mit einer Poststation. Sie steht unter dem Amte Giebichenstein, hat aber wegen der Entfernung ihren eigenen Amts-Stadtvoigt.

(***) Zu Halle und Giebichenstein, wurden seit 1462 mehr nicht als 9 Personen wegen Zauberey verbrannt. — von Dreyhaupt Beschreibung des Saalkreises, Th. 2, S. 512, fgg. — ein Umstand, welcher sehr vortheilhaft für unsern Saalkreis beweisen würde, wenn man hier leider nicht die Vollständigkeit der Nachrichten in Zweifel ziehen müßte. Noch eine Inquisitinn dieser Art starb nach der Tortur im Gefängniß.

die Wittwe eines Hirten, achtzig Jahr alt, lebte im Dorfe Chersnica bey einer Tochter und nährte sich meistens vom Betteln. Alter, Ungestaltheit des Körpers, rothe Augen, Zudringlichkeit, welche man bey Personen von dieser Klasse häufig antrifft, und ein widriges Geschrey, welches sie zu Zeiten machte, gaben, nach den Vorurtheilen der Gegend, ihren Nachbarn schon Anlaß genug, sie für eine Hexe zu halten. Jede Krankheit an Menschen und Vieh, jede unglückliche Begebenheit, die sich im Dorfe zutrug, ward ihrer teuflischen Mitwirkung zugeschrieben. Einer warnte den andern vor ihrer Gemeinschaft; Verachtung und Haß begleiteten die Unglückliche, wo sie nur ging.

Einem Einwohner des Dorfs, Matth. Przisbisz, starb seine siebzigjährige Mutter an der Auszehrung; bald darauf auch sein Schwager; beyde sollten, oder vielmehr der böse Geist, von dem sie besessen gewesen wären, sollte kurz vor ihrem Tode ausgerufen haben: die Dukloska hat mich behext. Auch eine Schwester dieses Przisbisz legte sich, und sagte, sie sey von der Dukloska behext. Stanischewski, ein Soldat, im Dienste des Erzbischofs von Gnesen, der im Dorfe auf Execution lag, ein Mensch, der sich unter den Bauern des Orts ein großes Ansehen verschafft hatte, daß sie auch seine Winke ohne Widersetzlichkeit befolgten, wiegelte den gedachten Przisbisz auf, die Hexe aus dem Dorfe zu jagen. Beyde begaben sich zum Schulzen, der damit zufrieden war; daß sie fortgeschafft würde; nur sollte man sie nicht prügeln. Beyde gingen darauf zu der Kranken, die ihnen zurief, sie sollten die Dukloska ja nicht in ihre Nähe kommen lassen, sie würde sonst noch mehr behext werden; die Stücken Fleisch würden ihr vom Leibe fallen, wie vom Holze die Späne. Als sie von der Kranken weggingen, kam ihnen gerade die Dukloska im Dorfe entgegen

gegen, vermuthlich, (so sagte Przisbisz nachher aus,) um zu seiner Schwester zu gehen, und ihr einen neuen Teufel einzusetzen. Er überfiel also die Alte, und warf sie nieder; der Soldat trat ihr auf die Hände, und gab ihr mit einer zusammengebundenen Pferdepeitsche, wo er zutraf, auf den Hintern und Rücken wohl neunzig Hiebe; Przisbisz auch einige, mit einem einen Zoll dicken Stocke. Denn so sehr sie bat, so meinte er doch schlagen zu müssen, weil der Soldat es befahl. Die Alte ging in ihr Häuschen; das Blut lief ihr an den Füßen herunter; der linke Arm war ihr entzwey geschlagen.

Als Przisbisz seiner Schwester den Vorfall erzählte, rufte der Teufel aus ihr: O gut! gut! Habe sie tüchtig. Er bezeugte auch, daß er die Hexe geschlagen, gar nicht bereuet zu haben, weil er beständig ansehen müssen, daß durch sie seine Schwester so krank geworden sey. Am folgenden Tage sey der Soldat drey Mahl zu ihm gekommen, und habe ihn aufgefordert, die Canaille noch mehr zu schlagen; er habe sich endlich bereden lassen. Unterweges nahmen sie noch einen Einwohner mit, Nahmens Duza. Dieser bewaffnete sich mit einer Mistgabel; der Soldat hatte wieder seine Peitsche; Przisbisz aber nichts dergleichen, weil er nur die Absicht hatte, die Hexe zu halten. Sie trafen sie im Hemde auf Stroh liegend und stöhnend an. Auf Befehl des Soldaten ward sie ganz nackend herausgeschleppt. Er selbst gab ihr dies Mahl etwa 80 Schläge, und geboth ihr, zum Dorfe hinaus zu gehen. Da sie nicht wollte, (oder nicht konnte,) nahm Duza eine Egge, setzte sie darauf, und zog sie, mit einigen andern zum Dorfe hinaus an eine Lehmkuhle, worin etwa drey Fuß, (nach Duza's Angabe, eine halbe Elle,) Wasser stand. Die Egge ward umgekippt, um zu sehen, ob sie schwimmen werde. Sie schwamm auch auf dem Bauche, rührte sich, und

suchte ans Land zu kommen. Sie bekam aber noch einige Schläge mit einer Stange, womit Jungen aus dem Dorfe, die darauf zukamen, und auch mit Steinwürfen hülfreiche Hand leisteten, Sperlinge ausgenommen hatten. Wie sich die übrigen verlaufen hatten, kam Przisbisz zurück, fand die Person im Wasser auf dem Bauche liegen, gab ihr mit einem Knüppel noch einige Hiebe, um zu sehen, ob sie sich noch rühren würde; aber sie war völlig todt. Gegen Abend trug er sie heraus. Der Schulze brachte den Leichnam in das Haus der Tochter, und von da mit einem um den Hals gebundenen Strohseil in ein hinter dem Hause gegrabnes Loch, wo er verscharret, am folgenden Tage aber wieder ausgegraben, und obducirt wurde. Nach dem Obductions-Attest fanden sich am Körper mehrere absolut tödliche Kopf- und Brustwunden. An der linken Seite war die vierte, fünfte und sechste Rippe so sehr zerbrochen, als wenn man sie in einem Mörser zerstoßen hätte, und die Splittern davon waren bis in die Lunge gedrungen.

Dieser Mord war gleich nach der Besitznehmung von Südpreußen verübt, als die Gerichte noch nicht gehörig organisirt waren. Die Untersuchung geschah also durch das Regimentsgericht von Alt-Schwerin, mit Zuziehung eines der polnischen Sprache vollkommen kundigen und beeidigten Dollmetschers. Der bischöfliche Soldat hatte sich gleich fortgemacht, und auf keine Weise wieder entdeckt werden können. Von den übrigen Inquisiten, die insgesammt der katholischen Religion zugethan, und äußerst schlecht unterrichtet befunden, war der fast achtzigjährige Przisbisz, seinen eignen Geständnissen, und den Aussagen der übrigen zufolge, der Hauptthäter gewesen. Seiner Ueberzeugung nach, war die alte Bettlerinn eine Hexe, ein Wesen, das mit dem Teufel in Verbindung stand, Teufel einsetzen, Krankheiten machen, den Tod

befördern, und allerley Unglück über Menschen und Vieh bringen konnte. Seine Vorstellungen von diesen Undingen waren von ihm mit der Muttermilch eingesogen, und durch die Länge der Zeit in ihm wie versteinert worden. Die dortigen Geistlichen bringen den armen Leuten noch immer solche Vorstellungen bey, handeln größtentheils in ihren Predigten von Teufeleyen, und lehren, daß man sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und mit einem: Gott sey bey uns! dagegen verwahren müsse. Der unglückliche verblendete Mensch ward in seinem Aberglauben dadurch bestärkt, daß die Kranken in der Phantasie selbst sagten, die Dukloska habe sie behext, und der Teufel rede aus ihnen, und daß der Soldat, welchen das ganze Dorf für klüger als alle seine Bewohner hielt, dem es unbedingt glaubte und folgte, sein Gutachten dahin gab, die Hexe müsse fortgepeitscht werden, theils auch dadurch, daß man bey der Fortschleppung des Weibes auf den Schamtheilen desselben keine Haare entdeckt hatte. Man theilte sich hierüber im Dorfe die tiefgelehrte Bemerkung mit: die Hexen gäben diese Haare dem Teufel, und dieser machte sich daraus seine Handschuhe.

Als ein sehr alter Mann, war Przisbisz ohnehin empfänglicher, das Widersinnigste zu glauben. Er betrachtete seine Mordthat nicht als ein Verbrechen, sondern als ein verdienstliches Werk. In Hinsicht aller dieser Umstände ward nun auch von den Richtern dahin erkannt, daß er mit der ordentlichen Strafe des Todtschlages, dem Schwerdte, verschonet werden müßte, daß er aber doch nicht als ein gänzlich aller Freyheit und Ueberlegung beraubter, sondern als ein solcher Uebelthäter anzusehen sey, bey dem Schwärmerey und Aberglauben die Ueberlegung fruchtlos gemacht habe. Es ward auf zehnjährige Festungsarbeit für ihn erkannt. Von den übrigen Inquisiten ward

Duza,

Duza, 50 Jahr alt, von demselben Aberglauben angesteckt, zwar nicht des Todtschlages, aber doch einer thätigen Theilnehmung an der That schuldig befunden, und zur Festungsstrafe auf zwey Jahr verurtheilt. Der Schulze Albr. Zufla, dachte und handelte schon vernünftiger, als die übrigen Bauern; wider einen aufgebrachten Haufen konnte er nichts ausrichten; er würde sich selbst einer Verbindung mit der Hexe verdächtig gemacht haben, und selbst in Gefahr gerathen seyn, von dem Pöbel gemißhandelt zu werden. Ihm ist halbjährige Festungsarbeit zuerkannt worden.

Die weitere Ausführung dieser Erkenntnißgründe findet sich in dem von zwey berlinischen Rechtsgelehrten, Herrn Geheimenrath, Director und Stadtpräsidenten Eisenberg, und dem Herrn Hoffiscal und Justiz-Commissar Stengel, herausgegebenen Beyträgen zur Kenntniß der Justizverfassung und juristischen Litteratur in den preußischen Staaten, B. 1, S. 253. Aus dem hier mitgetheilten Gutachten der königlichen Südpreußischen Regierung zu Peterkau ist auch die vorhergehende Erzählung entlehnt. Ich für meinen Theil habe sie aber aus des Herrn D. Henke Archiv für die neueste Kirchengeschichte, 5 B. 1 St. S. 34, fgg. genommen. Die vorher angeführten Herren Herausgeber der Beyträge zur Kenntniß ꝛc., bringen bey Gelegenheit dieses Criminalfalles am rechten Orte die sehr richtige Bemerkung bey, daß gewisse Verbrechen endemisch zu seyn scheinen. Diese Endemie wird durch die größere oder geringere Cultur oder durch die besondere Richtung, welche die Cultur in dieser oder jener Gegend genommen hat, so oder anders bestimmt. In cultivirtern Ländern oder Provinzen sind vorzüglich diejenigen Verbrechen einheimisch, zu denen Raffinement gehört, z. B. alle Arten des Betrugs. In minder cultivirten Gegenden werden durch Aberglauben Verbrechen veranlaßt. Es

ließen sich aus einer fortgesetzten, sorgfältigen Beobachtung der seit mehreren Jahren in dieser oder jener Gegend begangenen Verbrechen sehr interessante, psychologische, moralische, politische, topographische Resultate ziehen. —

Jetzt Gottlob! findet man vielleicht keine Richter mehr, die sich die Angaben solcher Leute so sehr zu Herzen nehmen, daß sie sie verbrennen lassen; allein das Vorurtheil für die Hexe sitzt noch in dem Herzen des Pöbels so fest, daß es fürs erste nicht ausgerottet werden mag. Unzer war daher einst in Gefahr, für einen Atheisten gehalten zu werden, weil er lächelte, als ihm ein angesehener Mann von seinem Kinde sagte: „er glaube gewiß, daß es böse Leute unter hätten, „und, daß es dem Kinde angethan wäre.“ Dieses Unterhaben, dieses Anthun sind Schwärmereyen. Die bösen Leute sind unschuldig, und die guten, die es glauben, sind leichtgläubig, abergläubig und einfältig. Diejenigen Leute, welche im Volke für Berufer oder Beschwörerinnen gehalten werden, sind öfters nicht einmahl von den Nahmen der ihnen beschuldigten Sache unterrichtet. Aber häufiger sind die Ankläger die sogenannten Berufer. — Die Aeltern, die Ammen, die Wartfrauen, die Muhmen, Nichten, Tanten, u. s. w. verderben die sonst gesunden Kinder; und ihre Dürrsucht, welches die eigentliche Kinderkrankheit ist, von der man argwohnt, daß sie ihnen angethan werde, wird ihnen von diesen ihren Ernährern und Freunden theils durch die Ueberladung, theils durch schädliche Speisen; und überhaupt durch eine üble Erziehung allein beygebracht. Statt dessen, daß wir die Schuld der Verwahrlosung unserer Kinder auf fremde Leute schieben, denen wir weiter kein Zeichen der Gemeinschaft mit dem höllischen Fürsten beweisen können, als daß sie alt und häßlich aussehen, rothe triefende Augen haben, und in den Bart mur-

meln,

meln, sollten wir vielmehr unsere eigne unvorsichtige Liebe, und unsere Unwissenheit in der Kunst, Kinder moralisch und physisch zu erziehen, gerechtest anklagen.

Die sonderbarsten Gebräuche und Sitten, wie auch viele unerhörte Grausamkeiten, die begangen worden sind, und noch begangen werden, sind lediglich in der Leichtgläubigkeit und dem daraus entstehenden Aberglauben der Menschen zu suchen. Der unaufgeklärte Mensch sucht in den gewöhnlichsten Ereignissen immer etwas übernatürliches, und läßt die einfachsten Wirkungen durch die entferntesten und sonderbarsten Ursachen zu Stande kommen. Die Ursachen, woher eine Frau mit einem todtgebornen Kinde, oder mit Zwillingen niederkommen kann, lassen sich leicht begreifen, gleichwohl pflegen die Hottentotten, wenn der erste Fall eintritt, oder wenn das Kind (besonders wenn es ein Sohn ist,) während der Geburt stirbt, ihre Dorfschaft an einen andern Platz zu versetzen. Wenn Zwillinge geboren werden, so sind sie, im Fall es Söhne sind, außerordentlich vergnügt; sind es aber Töchter, so wird die schwächste getödtet; ist es ein Sohn und eine Tochter, so wird die letztere entweder auf einen Ast eines Baumes ausgesetzt, oder sie wird mit Bewilligung und auf Befehl des ganzen Kraal lebendig begraben. Wenn in Ardra eine Negresse mit Zwillingen niederkommt, so wird sie, wie Barbot berichtet, für eine Ehebrecherinn gehalten. Man kann dort nicht begreifen, daß derselbe Mann, zwey Kinder zugleich zeugen könne. Ob nun wohl im Königreiche Benin hingegen Zwillinge für eine gute Vorbedeutung gehalten werden, dergleichen Vorfälle man sogar dem Könige benachrichtiget, und weßhalb öffentliche Lustbarkeiten angestellt werden; so liegt indessen doch in eben diesem Königreiche eine Stadt, deren Einwohner die Mutter und die Zwillinge zur Ehre eines Dä-

mons hinrichten, der den benachbarten Wald bewohnen soll (*). —

Der Herr Professor Hißmann, als Herausgeber unten angeführten Werkes, sagt über den Kindermord am angeführten Orte, S. 167, weiter:

Die Wilden bringen bisweilen ihre Kinder gleich nach der Geburt um. Die Weiber am Onnoco waren so unglücklich, daß sie ihre Töchter dadurch tödteten, daß sie die Nabelschnur zu nahe abschnitten. Das Christenthum hat diese eingewurzelte böse Gewohnheit nicht ausrotten können. Die Taprobaner verdammten, nach Diodor (II. 31.) alle neugebornen Kinder zum Tode, oder sie verstümmelten sie; und im Königreiche Sopith erwürgte man alle ungestalteten Kinder ohne Gnade. Die Irokesinnen suchen durch Zusammenpressung des Bauches, oder durchs Kauen einer gewissen Pflanze, zu frühzeitige Geburten zu haben. Andre verlassen ihre Kinder. Die Madagaskarinnen setzen alle Kinder, welche am Dinstag, Donnerstag und Freytag geboren werden, in die Wälder aus, wo sie Hungers sterben, oder von wilden Thieren zerrissen werden. In Sparta wurde das neugeborne Kind gleich nach der Geburt vom Vater an einen öffentlichen Ort gebracht; hier wurde es von den verständigsten Männern untersucht; wenn es weder gesund, noch schön gestaltet befunden wurde, so stürzte man es in eine tiefe Höhle. Väter, die ihre Kinder nicht ernähren wollten, warfen sie auf den Schindanger; und Romulus verbot das Aussetzen der Söhne und der ersten Töchter, wofern sie nicht von den Nachbarn für sehr schwächlich erkläret worden waren. In den Gesetzen der zwölf Tafeln kommt eben diese Verordnung vor. Nichts war indessen unter den Imperatoren gemeiner, als das Aussetzen neugeborner Kinder beyderley Geschlechts, welches auch unter Constantin noch immer geduldet wurde (**).

Es

(*) Demeunier, über die Sitten der Völker, 1ster Band, S. 166, fgg.

(**) Daß dieser Gebrauch aber wohl nicht ganz allgemein gewesen, sondern vielleicht nur als Mißbrauch hin und wieder Statt fand, glaube ich vermittelst des königlichen Gesetzes bewei-

Es scheint, als wenn die alten Gesetzgeber gar keine Bedenklichkeit bey dem Recht, die Kinder dem Tode zu überantworten, gehabt, und daß sogar die Väter sich dieses Rechts bedient, ohne daß sich irgend jemand um ihr Verfahren bekümmerte. (Auch in dieser Hinsicht sehe man das Gegentheil im Art. Leichenöffnung.) Aristoteles bestimmt die Zahl der Bürger für einen Staat, und er giebt den Rath, man solle, ehe der Fötus lebe, den Weibern zu frühzeitige Geburten machen, sobald die Kinder die im Gesetze vorgeschriebene Zahl übersteigen (*). Diese von Enthusiasmus für das Vaterland befeuerten Republikaner, hatten keinen Begriff von Mitleiden und Erbarmen für das Individuum, den man bey den heutigen Nationen antrifft. Sie liebten ihre Kinder weniger als ihr Vaterland. Das gemeine Volk tödtete seine Kinder, weil man es überredete, daß sie im Leibe der Mutter, und selbst nach der Geburt, noch nicht menschliche Geschöpfe seyn. Die Barbarey fußte, wie man sich leicht vorstellen kann, auf diese Grundsätze, und ihre Raisonneurs suchten Argumente auf, um sie zu rechtfertigen. Der Pseudoplutarch (B. V.) berührt diese Frage; er hebt mit der Untersuchung an: ob der Fötus im Mutterleibe ein Thier sey? Plato antwortet, ja! weil er sich bewegt und nährt. Die Stoiker sagen, nein! sondern es verhält sich mit ihm, wie mit der Frucht eines Baumes, welche abfällt, wenn sie reif geworden. Empedocles behauptete, er werde nur dann erst zum Thier, wenn er bey der Geburt zu athmen anfange. Dem Diogenes zufolge, kommt er unbeseelt, aber mit einer natürlichen Wärme, zur Welt, welche die Luft in die Lunge zieht, und ihn alsobald beseelt. Herophilus hatte dasselbe System; er lehrte: die Nerven seyn die Ursachen von der Bewegung des Kindes im Mutterleibe, und es werde erst zum Thier, wenn es nach der Niederkunft Luft eingeathmet habe; woraus denn folgt, daß man keinen Mord begeht, wenn man die Kinder in dem Augenblicke ihrer Geburt umbringt. — —

beweisen zu können. *Digest.* lib. XI. Tit. VIII. de mortuo inferendo et sepulchro aedificando. Man sehe auch den Art. Leichenöffnung, S. 16.

(*) *Aristoteles*, de Republ. VII. 16.

Wenn man über Fragen der Politik und der Moral Untersuchungen anstellt, so scheint es, man wolle die Menschen verhindern, zu den wahren Grundsätzen zurück zu gehen, und sie durch Sophismen irre führen. Warum soll man bey der vorliegenden Materie nicht die Frage aufwerfen, ob die Obrigkeit der Bevölkerung Schranken setzen dürfe? wenn sie dem gemeinen Besten so viele Krieger aufopfern darf, warum sollte sie nicht auch die Kinder tödten dürfen? Ist dies etwa schrecklicher, als die Metzelungen der Krieger? u. s. w. — Der Philosoph würde diese Frage mit Recht mit vielen Unterscheidungen und Einschränkungen beantworten; aber der Gang der Gesetzgebung ist dreister und entscheidender. — —

Es würde eben kein großer Philosoph dazu gehören, diese kluge Frage — zu beantworten, zumahl wenn man, wie es vernünftig ist, annimmt, daß die Krieger, nicht um getödtet zu werden — sondern Siege und Eroberungen zu machen, ins Feld gestellet werden. Die Gesetze der alten, jetzt zum Theil schon gänzlich erloschenen Völker, allemahl aus dem Gesichtspuncte zu betrachten, aus welchem sie ehemahls angesehen, oder, weßhalb sie gegeben wurden, ist für uns heutiges Tages theils sehr schwer, theils aber auch ganz unmöglich. Ich habe im LXXIIIsten Bande der Encyklopädie, im Artikel Leiche, mich schon verschiedentlich über verschiedene ägyptische und römische Gebräuche und Gesetze, in Hinsicht des Begrabens der Todten, erklärt, und gezeigt, daß manche Ursache und Entstehung eines Gebrauches zuweilen sehr gut und zweckhaft, aber durch die Länge der Zeit, entweder unbekannt, oder in fabelhafte oder mystische Geheimnisse gewickelt werden kann. Leicht- und Aberglaube bilden alsdann die Sache bald um, geben derselben ein falsches Gewand — verstümmeln oder verdrehen sie, und machen sie allmählig bey verminderter Cultur des Volks zu Religionssätzen.

Hier-

Hieraus entstanden auch die ehemahligen, und bey einigen wilden Völkern noch gebräuchlichen unsinnigen und oft ganz widernatürlichen Proben der Unschuld. Das Schauspiel, Blödsinnige zu sehen, welche nicht begreifen können, daß die Gottheit einen Verbrecher in Schutz nehmen könne, und daher in jedem Augenblicke Mirakel zur Entdeckung der Wahrheit erwarten, ist nicht uninteressant. Die Wirkungen eines solchen Glaubens sind der Unschuld äußerst nachtheilig. Sehr oft muß dem Menschen freylich sehr daran gelegen seyn, die Wahrheit ausfündig zu machen. Da sie die Mittel dazu nicht immer in ihrer Gewalt haben, so nehmen sie, in ihrer Bestürzung, zur Gottheit ihre Zuflucht. Sie stellen sich dabey vor, das höchste Wesen müsse nothwendig, auf die zudringlichen Fragen der Sterblichen antworten; sie sind daher dreist genug, dies Wesen um die Umkehrung des Laufs der Natur und um Verhinderung ihrer Operation zu bitten. — Die ursprüngliche Entstehung dieser Erprobungen der Unschuld muß einer treuen Aufrichtigkeit und guten Absichten zugeschrieben werden; allein in der Folge führten Priester oder die Obrigkeiten gerade solche Proben ein, die zu ihren Planen am besten stimmen. — —

Alle Völker haben eine Epoche der Barbarey, in welcher sie dergleichen Proben annehmen. Bisweilen erhalten sie sich auch in aufgeklärtern Zeitaltern. Aus der Antigone des Sophokles und aus einigen andern alten Schriftstellern lernen wir, daß auch die Griechen sie eingeführt; und unter den mannigfaltigen Arten derselben zeichnen sich hauptsächlich die Feuer- und Wasserprobe und der Zweykampf aus. Diese sind von den europäischen Nationen am weitesten getrieben worden.

Es giebt Proben der Schuld und der Unschuld, bey welchen man keine Wunder von der Gottheit er-

wartet. Wenn ehedem einem Araber die Treue seiner Frau verdächtig war, und er eine Reise unternahm, so band er Zweige eines Baumes, Alratam genannt, zusammen; fand er sie, bey seiner Rückkunft, noch in derselben Lage, so schloß er daraus, daß seine Frau ihm treu seyn musse. Hierbey muß uns natürlich folgende Betrachtung beyfallen: Es hat vielleicht in diesen Proben eine Gradation der Narrheit gegeben; vielleicht hat man nicht gleich zu solchen seine Zuflucht genommen, die ein Mirakel voraussetzen. Da es mehrere derselben giebt, welche die Gesetze der Natur nicht ganz umkehren; so hat man in solchen Fällen ein natürliches Ereigniß für ein Zeugniß der Gottheit angesehen.

Moses gab an, man solle einer Frau, welche sich der Untreue verdächtig gemacht, mit vielen Ceremonien von einem gewissen Wasser zu trinken geben, — sey sie wirklich schuldig, so sollten ihre Hüften schwinden, und der Bauch aufschwellen (*). — Daß gewisse Getränke ein Aufschwellen des Leibes verursachen können, ist begreiflich; nur steht dieses mit Schuld und Unschuld in keiner natürlichen Verbindung. Wir wissen aber überhaupt vom Moses, daß er ein sehr einsichtsvoller Mann war, und dieses gehörte auch dazu, um ein sowohl dummes als tückisches Volk, wie die Israeliten damahls waren, zu regieren. Viele natürliche Dinge verbarg er ihnen sehr wahrscheinlich, wozu ihn die Politik schon antreiben mußte, um sich, und seine Anordnungen in Respect zu erhalten, die sie nicht verstanden, folglich für Wunder hielten, und dann aus Furcht und Glauben an seinen Reden, das thaten, was sie sollten.

Eine Anmerkung von ähnlicher Art wird von den Einwohnern der Insel Jamaica in Vergleich der Insel

(*) 4 Mos. Cap. 5, V. 12 — 28.

sel St. Antonio gemacht (*): Die Einwohner der afrikanischen Insel St. Antonio haben nähmlich das öffentliche Bekenntniß abgelegt: „Es ruhe ein Fluch „auf ihnen, daß sie ewig Unterthanen und Sclaven der „weißen Leute seyn sollten; das müßten diese weißen „Leute alle wissen, daß jene ihre von Gott bestimmte „Sclaven seyn, welches daher offenbar sey, weil die „weißen Männer, wie man ihnen erzählte, alle Jahr „nach Guinea kämen, und viele tausend Einwohner als „Sclaven wegführten (**).“ —

Ob nun gleich dieser Gedanke ihnen vermuthlich von den portugiesischen Priestern beygebracht seyn mag, um sie desto mehr in der Unterthänigkeit und Furcht zu erhalten; so ließe sich doch hierbey denken, ob nicht, wenn die Engländer sich einigermaßen Mühe geben wollten, ihren seufzenden Kreaturen auf Jamaica Begriffe von Gott und Religion beyzubringen, dadurch ein weit besserer Gehorsam zu erwarten wäre, als bey allen ihren unmenschlichen Zwangsmitteln, wenn sie auch gleich den Sonntag seinem rechten Herrn überlassen müßten. Wenigstens befinden sich die Portugiesen bey dem, jenen Schwarzen zu St. Anton eingeprägten Aberglauben, sehr wohl, indem diese guten Leute bey dem ihnen gelassenen Schein der Freyheit, jenen doch alle Sclavenarbeiten freywillig verrichten, weil sie Christen sind. Die Geschichte von Paraguay giebt uns ein anderes Beyspiel von der Macht der beygebrachten Meinungen auf die Seelen. Sollte man der Wahrheit und der reinen Religion in diesem Stücke nicht auch einige, und zwar große Wirkungen

(*) Beyträge zur Sittenlehre, Oekonomie, Arzeneywissenschaft, Naturlehre und Geschichte ꝛc. aus den westlichen Gegenden Deutschlandes, 1stes Stück, Mannheim, 1770, S. 109.

(**) Man sehe auch allgemeine Historie aller Reisen, IV Th. S. 360.

zutrauen dürfen? — Und sollte dieses auch nicht ohne beygebrachten Aberglauben geschehen können? — Indessen, in ältern Zeiten mußte wohl manches Mahl von klugen Leuten aus der Noth eine Tugend gemacht werden — und ihre Einrichtungen mußten sich nach den Verstandeskräften und Sitten ihres Volks richten, mit denen sie sich auch in Hinsicht der Feinheit, Scharfsinnigkeit und des Geschmacks im Verhältnisse befinden.

Um die Unschuld der Angeklagten ausfündig zu machen, bedienen sich die Negern in Loango eines giftigen Getränks, Bonda genannt. Es sind neun bis zehn Bedienten des Bonda, welche gewöhnlich auf den Hauptstraßen sitzen. Der Kläger sagt ihnen die Nahmen der Beklagten, und schwört bey dem Mokissos, daß seine Aussagen wahr seyn. Die Beklagten werden mit ihren Familien aufgefordert, weil die Anklage selten eine einzige Person, sondern mehrentheils die ganze Nachbarschaft trifft. Sie stellen sich vor den Staatsbedienten hin, der unterdessen von Zeit zu Zeit eine kleine Trommel rührt. Ein jeder empfängt seinen Theil von dem Getränke, und wenn er es zu sich genommen, so begiebt er sich wieder auf seinen vorigen Platz. Hierauf steht der Bediente auf, und berührt sie mit kleinen Stäben, wobey er sie auffordert, umzufallen, im Fall sie schuldig sind, oder, wenn sie es nicht sind, fest auf den Füßen zu stehen, und den Urin zu lassen. Alsdann hauet er eine von den Wurzeln entzwey, aus welchen das Getränk zusammen gesetzt ist; er wirft die Stückchen vor sie hin. Jetzt müssen alle Beklagte mit festen Schritten gehen. Hat einer von ihnen das Unglück zu fallen; so stimmt die ganze Gesellschaft ein lautes Geschrey an, und dankt dem Mokissos für die von ihnen erhaltene Aufklärung der Wahrheit. Derjenige wird nun für schuldig erklärt, der die wenigste Kraft besitzt, das

Gift

Gift zu ertragen; den übrigen wird sogleich Gegengift gereicht, und sie werden mit großen Lobeserhebungen wieder in ihre Hütten gebracht. Reiche Personen pflegen den Gifttrank einem von ihren Sclaven zu geben. Wenn dieser fällt, so muß der Herr ihn selbst trinken. Battel versichert, diese Probe der Unschuld würde in Loango alle Woche veranstaltet, und es kommt eine große Menge unschuldiger Menschen darüber um.

Diese unglücklichen Menschen von so schwachem Verstande, daß sie aufs Gewisse oder Ungewisse Gift trinken, um der Wahrheit die Ehre zu geben, würden gewiß auch auf andere Art aus Einfalt zum Bekenntniß zu bewegen seyn. Ich besinne mich, daß ein Pächter, dem ein silberner Löffel gestohlen war, den Diebstahl auf eine sehr einfache Art entdeckt haben soll. Er ließ nähmlich vier von seinen Leuten, die sich zuvor in weiße Laken einhüllen mußten, ein dergleichen weißes Laken, an dessen vier Zipfeln Knoten geschlagen worden, jeden an einen Knoten fassen, und so das Laken ausgebreitet halten. Auf die Mitte des Lakens legte er ein Buch und einen Degen. Er selbst hatte auch ein Laken umgehängt, und las aus einem lateinischen Buche unter vielen bedeutungsvollen Mienen und Wendungen. Da er dies vollendet hatte, rief er plötzlich: „Nun lasse der los, welcher „den Löffel hat!“ und — der ehrliche Dieb ließ auch den Knoten des Lakens fallen, und bekannte. — —

Statt jener vorhin erwähnten grausamen Unschuldsprobe, ist doch folgende lächerliche Methode der Siamer, die Streitigkeiten auszumachen, besser. Beyde Partheyen verschlucken abführende Pillen. Wer sie am längsten im Magen aufbewahrt, gewinnt den Proceß. —

Nyendal ist bey verschiedenen Unschuldsproben im Königreiche Benin zugegen gewesen, die dort die

Leicht-

Leichtgläubigkeit erfunden hat. Bey der ersten Art dieser Proben wird der Beschuldigte vor den Priester geführt, der eine Hahnenfeder beschmiert, und sie ihm in die Zunge bohrt. Geht die Feder leicht hinein, so ist dieses ein Beweis der Unschuld. — Wenn sie hingegen in der Zunge Widerstand findet, und den Priester verwirrt macht, so ist es ein so schlimmes Zeichen, daß das verübte Verbrechen keines weitern Beweises bedarf. — Bey der zwoten Probe knetet der Priester ein Stückchen Erde zusammen, und steckt in dieselbe sieben oder acht Hahnenfedern, die die verdächtige Person nach einander herausziehen muß. Folgen die Federn leicht nach, so ist dies ein Zeichen der Unschuld; hält es hingegen schwer, so ist man von der Verübung der Frevelthat überzeugt. — Bey der dritten Art von Probe wird dem Beschuldigten ein gewisser Saft von Pflanzen in die Augen gespien. Thut dieser ihm keinen Schaden, so wird er losgesprochen; werden aber die Augen roth und feurig, so muß er eine Geldbuße bezahlen. — Bey der vierten schlägt der Priester den Beklagten drey Mahl mit einem glühenden kupfernen Ringe auf die Zunge. Im Fall, daß er unschuldig ist, muß kein Zeichen von Brand auf der Zunge wahrgenommen werden können. —

Nach dem Berichte des Nyendal, wurden alle Inquisiten nach diesen Proben verurtheilt; und es ist solches natürlich, aber gleichwohl bleiben die Negern dabey, wenn sie gleich durch Vernunft und Erfahrung von der Nichtigkeit dieser albernen Proben überzeugt werden. Die erste und zwote Probe hangen offenbar vom Eigensinn der Priester ab, welche nach Belieben verdammen und lossprechen können. Das Volk dringt nicht auf den Grund dieser Erscheinungen; die Idee, die es sich von der Gerechtigkeit Got-

tes

tes macht, entfernt die einfachsten Reflectionen aus seinem Verstande.

Man mag nun mit natürlichen Mitteln den Anfang gemacht, und erst in der Folge von der Gottheit wunderthätige Beweise gefordert haben, so gehören doch gewiß die mehresten in die letztere Classe. Oft reicht ein einziger Irthum zu, und der Mensch verfällt in alle gedenkbare Ungereimtheiten. Hieraus entstanden die, selbst in Deutschland üblich gewesenen Feuer- und Wasserproben, deren ich oben erwähnt. Sie weichen indessen in der Art, sie anzuwenden, von einander sehr ab. Z. B. die Gangas, oder die Priester in Congo, bringen an die Haut des Beklagten ein glühendes Beil. Trifft die Anklage zwo Personen, so wird das Beil zwischen die Beine beyder gelegt, ohne daß sie indessen berührt werden. Wenn das Feuer gar keinen Eindruck zurück läßt, so ist es ein Beweis von Unschuld. — Die Galoffer lecken drey Mahl ein heißes Eisen. Die Insulaner auf Madagaskar legen die Zunge sieben Mahl an ein solches Eisen an. Wenn sie sich diese Probe gefallen lassen und sie aushalten können, so werden sie für unschuldig erklärt. — In Siam wird eine Grube, deren Länge fünf, und deren Breite eine Klafter beträgt, gemacht, und mit glühenden Kohlen angefüllt. Die Beklagten müssen barfuß von einem Ende bis zum andern derselben gehen, wessen Fußsohlen dem Feuer widerstehen, der gewinnt seinen Rechtshandel. La Loubere merkt hierbey an, daß die Fußsohle der Siamer, die keine Schuhe tragen, oft sehr hornartig sey, und daß das Feuer sie nicht beschädige, wenn sie gleich auf die Kohlen treten. Denn ihrer zwey nehmen den Beschuldigten in die Mitte, sie legen sich fest auf seine Schultern, um ihn dadurch zu verhindern, daß er nicht zu geschwinde mit der Probe fertig werde. Sonst ist in Siam auch der Gebrauch, daß die Beklagten

die Hände in siedendes Oel, oder in eine andere siedende Materie stecken müssen. Einstens wurde, sagt la Loubere, ein Franzose bestohlen, er klagte einen Siamer an; es hieß, sie müßten beyde geschmolzenes Zinn in die Hand nehmen; die Hand des Franzosen wurde durchaus verbrannt, die des Siamers aber nicht; daher er denn auch freygesprochen wurde. Eben dieser Reisebeschreiber macht folgende Anmerkung: „Die Landeseingebornen suchen sich, schon „in ihrer Jugend, mit Wasser und Feuer bekannt zu „machen; eine Vorsichtigkeit, die sehr natürlich ist."

Will eine Probe nicht helfen, so werden oft mehrere vorgenommen, oder, sie wird langweiliger gemacht. In Malabar wird auf die mit einem Bananas belegte Hand des Beklagten, eine im Feuer bis zur Röthe geglühete Axt gelegt; man läßt sie so lange auf der Hand liegen, bis sich die Röthe verliert, das ist ohngefähr drey Minuten. Alsdann wirft sich der Beschuldigte auf die Erde, er zeigt seine Hand vor, welche man ihm einwickelt und besiegelt. Nach acht Tagen werden die Binden abgenommen; ist keine Spur vom Brande zu sehen, so wird er frey gesprochen. Er wird hingegen sogleich hingerichtet, wenn man ein Zeichen vom Feuer an der Hand wahrnimmt. —

Die alten Britten stellten zwo glühende eiserne Stangen in einiger Entfernung von einander hin; dem Beklagten wurden die Augen verbunden; er mußte barfuß zwischen diesen Stangen einhergehen, und er wurde für unschuldig erklärt, wenn er sich gar nicht verbrannte. — Eben diese Probe ist auch in Frankreich lange üblich gewesen. Auch faßte der Beklagte ein heißes Eisen an; hierauf wurde seine Hand in einen Sack gesteckt, welchen man versiegelte, und nach drey Tagen wieder eröffnete. Der Beklagte wurde für schuldlos erklärt, wenn man keine Spur

vom

vom Brande an ihm entdeckte. — Die Proben mit siedendem Oele, Wasser und dergleichen Sachen, haben hiermit Aehnlichkeit, weil man unverletzt seyn mußte, wenn man unschuldig seyn wollte. Doch waren diese schrecklicher, weil die Wirkungen solcher siedenden Sachen, und besonders an mehreren Theilen des Körpers, heftiger waren, als bey manchen einzelnen, die vielleicht schon auf dergleichen geübt, oder abgehärtet waren. Was aber sonst die Wasserprobe, besonders in Hinsicht des Schwimmens oder Untersinkens betrifft, so habe ich davon schon beyläufig in diesem Artikel, und der sel. Dr. Krünitz, im Artikel Hexe gehandelt. (Encyklopädie, Th. XXIII, S. 508.)

Die Religion begünstigte und bestätigte sogar unter den Christen solche Proben. Denn im zehnten und eilften Jahrhundert suchten sich viele Abteyen das Recht, das Feuer zu weihen, und die Eisen und die Feuerpfannen aufzubewahren, ausschließend zuzueignen. Sie wurden übrigens anfänglich bloß als außerordentliche Nothmittel gebraucht; sie schlichen sich aber bald in die Jurisprudenz ein. Die Richter und Rechslehrer glaubten, diese Methode reiche allein zu, den Schuldigen vom Unschuldigen auszukennen, und in einem Processe zu entdecken, auf welcher Seite Recht und Wahrheit sey. Fast gewöhnlich waren diejenigen, welche sich solcher Proben unterwarfen, die unglücklichen Opfer der Elemente. Die Unschuld erwartete von Gott, jedoch vergebens, daß er, um sie zu retten, Wunder thun sollte.

In spätern Zeiten folgte die Probe des Zweykampfs, fast die schrecklichste unter allen. Ein Volk muß schon sehr ans Metzeln gewöhnt seyn, und die kriegerische Lebensart muß seine Begriffe schon sehr verdorben haben, wenn es sich einbilden soll, das höchste Wesen offenbare die Wahrheit durch Mordthaten, und der Unschuldige müsse immer ein glücklicher

Kämpfer seyn. Alle Völker bäten den Gott der Kriege an. Wenn zwo Armeen ausrücken, um die Erde mit Menschenblut zu beflecken, so ruft jede den Herrn der Welt um Hülfe an; und man stellt sich alsdann vor, der Besiegte müsse Unrecht haben.

Die Gallier haben seit den ältesten Zeiten durch den Zweykampf auszumachen gesucht, welcher von zweyen Mitwerbern den Vorzug haben sollte, sogar beym Tode des Oberdruiden war keine andere Methode, seinen Nachfolger zu erwählen, üblich, als diese. Es war natürlich, daß ein so kriegerisches Volk dem Tapfersten den Vorzug gab, und die Herzhaftigkeit, bey jeder Gelegenheit, für einen Vermuthungsbeweis von einer guten Sache hielt. Man führte dies fast bey allen Streitigkeiten ein. Gundebald, der König der Burgunder, machte im Jahre 501 folgendes Gesetz bekannt: Der Sieger solle sowohl in Civil- als Criminal-Processen Recht haben.

Von dieser Zeit an findet man an den europäischen Tribunälen nichts als Kämpfer, und Mörder. Das Verbrechen triumphirte, wenn es mit Kühnheit und Muth ausgerüstet war; der Unschuldige büßte sein Leben auf die schändlichste Weise ein, und nach seinem Tode wurde noch sein Andenken geschändet. Spuren dieser Proben findet man von Jahrhundert zu Jahrhundert; und unter diesen kommen große Ereignisse vor, welche allein den Geist und die Sitten der damahligen Zeit zu mahlen vermögen. Im Jahre 968 wurde die Streitfrage aufgeworfen, ob die Repräsentation in gerader Linie bey Erbfolgen Statt haben könne? Die Rechtslehrer waren darüber verschiedener Meinung. Der Kaiser Otto der Erste aber ernannte zween Kämpfer, welche sich in seiner Gegenwart schlagen mußten, um die Frage zu entscheiden. Derjenige, welcher für die Repräsentation fochte, trug den

Sieg

Sieg davon, und nun wurde festgesetzt, daß sie künftig Statt haben solle.

Im eilften Jahrhundert stellten die Weiber, die des Ehebruchs beschuldigt wurden, einen Kämpfer, welcher sich erbot, den Kläger auf dem Kampfplatze zu zwingen, daß er das Gewehr strecken mußte. Der Besiegte wurde lebendig oder todt, auf eine Flechte gelegt, und bey den Füßen aufgehangen. Unter der Regierung Ludwigs des Kindes, bewiesen die verschiedenen Gemeinen sehr oft durch ein Duell, daß ein gewisses Dorf ihnen unterthan sey. Ludwig der Heilige brachte eine Veränderung in den Sitten seines Jahrhunderts zu Stande, indem er unter andern auch die Probe durch den Zweykampf abzuschaffen suchte. Allein die Macht des Glaubens, der Gewohnheit und der Vorurtheile, war noch so groß, daß er sie in gewissen Fällen, z. B. bey Mordthaten, gestatten mußte. Nach seinem Tode wurden die alten Gebräuche wieder eingeführt. Philipp der Schöne, verbot das Duell bey Civilstreitigkeiten von neuem. Allein seine Verordnungen wurden nur bey seinen Lebzeiten befolgt; man hielt ihn für einen Gotteslästerer, der sich an die von der Gottheit bekräftigten Gebräuche wage. Die Tribunäle können überhaupt nur schwer verbessert werden, weil sie zu sehr an den alten Formen kleben; sie geben vor, die Staatsverfassung aufrecht zu halten, und vertheidigen daher die Mißbräuche (*). Nach Philipps Tode war also das Alte wieder da. Denn unter der Regierung Carl VI. verordnete das Parlement von Paris einen Zweykampf zweyer Edelleute, um

(*) In den Excorporationen, November, 1791, S. 1011, fgg. findet man ein Gespräch, zwischen einem guten Fürsten und einem schlechten Richter, mit verschiedenen Nebenumständen, in welchem der Fürst manche theure Wahrheit, in Hinsicht alter Mißbräuche, sagt.

um dadurch auszumachen, ob der eine die Frau des andern entführt habe. Eben dieses geschah im Jahre 1454, als Jean Picard von seinem Schwiegersohne angeklagt wurde, daß er mit seiner Tochter in einem zu vertraulichen Umgange gelebt habe. Diese Räserey der Zweykämpfe wurde so groß, daß, unter Heinrich dem Dritten, Quelus und Büssy nach einem bestimmten Orte hinreiseten, um sich zu schlagen; ihre Väter sollten dabey die Secundanten seyn.

Die Rechtsgelehrsamkeit rüstete die Gesetze, das Duell betreffend, mit allem aus, was Eindruck machen konnte. Die dabey üblichen Ceremonien waren verschieden und sonderbar, allein das Volk war mit dieser Gerichtsform zufrieden. Man findet in den alten Schriftstellern noch verschiedene Bittschriften an die Regenten, um Gestattung des Cartells. Sogar die Kirchen und Gemeinden schlugen sich; die Chambre des Comtes, und das Parlement schlugen sich in unserer lieben Frauen Kirche, über den Vorsitz.

Uebrigens hing der Zweykampf sowohl mit der Religion, als mit den Vorurtheilen zusammen; der Ermordete wurde nicht begraben; seine Niederlage wurde für eine Sentenz des Himmels gehalten; — kein Mensch zweifelte, daß sein Handel unrecht gewesen. Die Kämpfer wurden sogar durch Strafe angehalten, daß sie ihre Pflicht genau erfüllen mußten. Denn dem Ueberwundenen wurde der Daumen abgeschnitten, weil, sagte man, einer, welcher für eine schlechte Sache streitet, allerdings bestraft werden muß.

Die Priester, welche in Gundebalds Zeitalter das Duell bey Strafe des Kirchenbannes verboten hatten, führten es in der Folge bey ihren eignen geistlichen Gerichten ein, wobey es denn an religiösen Zurüstungen nicht mangelte. Die Kämpfer empfingen das Abendmahl, und verheirathete Männer enthielten sich acht

Tage

Tage lang der ehelichen Beywohnung. Diejenigen, welche sich am tapfersten hielten, wurden von ihnen belohnt; und der Tapfere, der sich drey Mahl geschlagen, das heißt, drey Menschen erlegt, wurde von ihnen losgesprochen. Dies ist sonderbar genug; denn in eben dem Zeitalter erklärten die Geistlichen diejenigen für ehrlos, die sich zum dritten Mahle verheiratheten. Alles dieses kam daher, daß die Menschen mehr nach ihren Systemen als nach ihrer Vernunft handelten. — Die Obrigkeiten und die Priester zogen von diesen Proben ihren Vortheil; sie konnten verdammen und lossprechen, und Gottesurtheil bestätigte ihren Richterspruch. — Sie konnten die Wirkungen dieser Proben, nach ihrem Belieben verhindern; keine Schlange z. B. verwundet eine Hand, wenn sie mit gewissen sie ermattenden oder betäubenden Sachen bestrichen worden. Agrippa behauptet, man könne ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, den Daumen in geschmolzenes Metall stecken, ja sich ganz ins Feuer werfen, ohne irgend einen Nachtheil zu empfinden. — — Der heilige Epiphanius berichtet, die ägyptischen Priester hätten sich das Gesicht mit gewissen Arzeneyen gerieben, und es nachher in siedendes Wasser gesteckt. — Cordan hat einen Menschen gesehen, welcher sich Hände und Füße mit geschmolzenem Bleye wusch (*). Man wird vermuthlich auch in diesem Zeitalter schon allerley Versuche gemacht ha-

(*) Dieses Kunststück verstehen noch jetzt unsere gemeinsten Taschenspieler, und schmelzen sogar Silbergeld in der Hand über ein Licht. — Die Masse, welche die Leute verleitet zu glauben, daß es dergleichen Geschmolzenes sey, besteht aus Queckſilber, und einem Zusatze von sehr fein zerriebenem Bleyweiß. Wenn nun eine solche Masse in einem eisernen Grapen, oder in einer Pfanne, auf Feuer steht, und noch nicht erhitzt ist, so läßt sichs immer ohne Schaden darin waschen, und keiner wagts mit eigenen Händen zu untersuchen, ob die Materie auch brennt? sondern man glaubt dafür lieber, und denkt und untersucht nicht. —

ben, theils um zu blenden, theils aber auch die Wirkungen der Elemente zu verhindern, und man hat ihrer auch vermuthlich mehrere entdeckt. Diese, dem gemeinen Manne unbekannten Mittel, gaben den Richtern eine um so viel größere Gewalt in die Hände, weil sie nun, nach den Wünschen des Publikums, verdammen oder lossprechen konnten. Ein solcher Betrug hat nothwendig zuweilen bekannt werden müssen; allein verblendete Menschen sehen die klarsten Thatsachen nicht, auch war ihnen eine jede die Gottheit und ihre Diener betreffende Untersuchung verboten.

Vielleicht existirt noch bis diese Stunde im Kirchenstaate dergleichen Einschränkung des Verstandes, und also auch des Glaubens. — Oeffentliche Blätter benachrichtigen uns von sonderbaren Wundern, die an heiligen Bildern im Jahre 1796 zu Ankona geschehen seyn sollen. — Da in dem 1sten Theile der Encyklopädie dieses Orts keine Erwähnung gethan, weil damahls der Plan des sel. Hrn. Dr. Krünitz sich so weit bis zur Geographie und Topographie noch nicht hinausstreckte, und auch die Supplementbände noch nicht bearbeitet werden können, so glaube ich die bis dahin vorkommenden Oerter, um dem Leser einen deutlichern Begriff von ihnen zu machen, vorläufig etwas näher beschreiben zu können.

Die Mark Ankona liegt im Kirchenstaate, und zwar am adriatischen Meere, an welchem alle halbe italiänische Meile ein Thurm steht, der mit einer oder zwey Kanonen versehen ist, um eine Landung der Seeräuber entweder anzuzeigen, oder selbst auch zu verhindern. Am Strande dieses Meeres, und besonders bey dem Monte Comero oder Conaro, zehn italiänische Meilen von Ankona, an dem seichten Ufer des Meeres, woselbst viel lehmigte Erde, und verschiedene Arten von schwammichten Steinen anzutreffen, findet man eine Art von Muscheln, die dort Ballani oder

Balla-

Ballari genannt werden. Sie sollen sich nach verschiedener Schriftsteller Angabe, lebendig in großen Steinen aufhalten, und weil sie etwas ähnliches mit den Dattelkörnern haben, nennt man sie auch: Dattili del Mare. Ihre inwendige Farbe sey weiß, und äußerlich wären sie roth. Manches Mahl sollen 20 bis 30 Stück in einem Steine sich befinden. An manchen Steinen bemerkt man an der Oberfläche kleine Oeffnungen, an manchen aber wieder gar nicht, und doch sollen die Muscheln wachsen und leben. Zu Ankona würden sie größer als bey Monte Conaro, daher sie von letztem Orte nach jenem in Kähnen geholt, und in den Hafen gelegt würden. Die größesten zu Ankona wären nicht viel über einen Finger lang. Sowohl die Muschel selbst, als auch der Saft, welchen sie von sich gebe, glänze im Finstern so hell, daß man gedruckte Schrift dabey lesen könne; und sogar das Wasser, darin eine solche Muschel zerdrückt worden, gebe in einem Glase einen Schein von sich, der 8 bis 12 Stunden anhalte.

Dieses ist aus Büschings Erdbeschreibung, Th. 4, S. 374, fgg. welches von ihm aus dem Keyßler genommen worden. Und eben dieser hat die Meinung, daß die ganz kleine Brut, oder schon die Eyerchen in die Löcher der gedachten schwammichten Steine kämen, worin sie wüchsen und fortkämen. Man soll sie viel nach Rom versenden, allein, es soll auch eine Gewohnheit dazu gehören, um sie gutschmeckend zu finden. Eben diese Muscheln werden auch bey Toulon gefunden. Wenn man nun annimmt, wie es die Erfahrung lehrt, daß die Austern sich auch an den Steinklippen, und dann an einander festsetzen, wo sie, wenn sie nie abgehauen würden, auch nie zum Theil an die reine Luft kommen, und doch leben — so ist dieses eben so leicht möglich, da die auch noch so kleinen Röhrchen des schwammichten Steines ihnen Luft

genug verschaffen, und daher wäre solches eben kein Wunder.

Sowohl die Stadt Ankona als ihr Gebieth, welches vor Alters Picenum hieß, hat zur Zeit der Longobarden einen Markgrafen zum Statthalter bekommen, daher der Nahme la Marca, oder die Mark von Ankona entstanden ist. In der folgenden Zeit setzte sie sich in Freyheit, in welcher sie bis 1532 blieb, da Ludwig Gonzaga, General des Papstes Clemens VIII, sie unter päpstliche Bothmäßigkeit brachte.

Unter mehreren Orten ist nun Ankona die Stadt, am Meere belegen, und zwar zwischen zweyen Bergen, auf deren einem eine Citadelle, und auf dem andern die Domkirche (von der hier besonders die Rede seyn wird), stehet. Es ist die Stadt nicht klein und zum Theil ziemlich gut gebauet, aber bey weitem so volkreich und vermögend nicht, als sie nach Beschaffenheit ihrer Lage, und ihres guten Hafens seyn könnte. Diesen Hafen hat der Kaiser Trajan ansehnlich verbessert; daher ihm vorn auf dem stärksten Damme, welcher ihn schützet, eine Ehrenpforte errichtet worden, die von schönem weißbläulichten Marmor, und noch von gutem Ansehen ist. Auch dem Papste Benedict XIV, ist hier ein Ehrenbogen gesetzt. Das Ende des gedachten Hafens ist befestigt, und mit 8 bis 12 Kanonen besetzt. Der Hafen ist zwar gut, aber man denkt noch immer auf seine Verbesserung.

Die in der Stadt befindliche Börse der Kaufleute, ist ein sehr schönes und großes Gebäude, und man läßt hier einen jeden, von welcher Religion er auch seyn mag, außer dem öffentlichen Gottesdienste, alle Freyheit genießen. Vielleicht könnte aber die Handlung, welche mehrentheils von dortigen Juden, deren Anzahl sich über 5000 befinden mag, betrieben wird, die in einem eignen Quartiere der Stadt wohnen, wo-

woselbst sie eine Synagoge haben, stärker und lebhafter betrieben werden. —

Die Juden unterscheiden sich dort von den Christen durch ein Stückchen hellrothen Tuchs, welches sie auf dem Huthe tragen müssen. Es ist hier ein großes Lazareth zur Quarantaine, welches theils an der See, theils in dieselbe gebauet ist. Der hiesige Bischof stehet unmittelbar unter dem Papste. Außer der Cathedral- oder Domkirche sind hier 10 Pfarrkirchen, darunter zwey Collegiat-Kirchen sind, 12 Mönchs- und 4 Nonnenklöster, nebst einem Hause der Priester des Oratorii.

Die Stadt hat ihren Nahmen von den Griechen, wegen ihrer Lage bekommen, die einem gekrümmten Ellenbogen gleichet. Sie kam, wie schon angeführt worden, 1532 unter die päpstliche Bothmäßigkeit; denn der Bischof von Carla, und Ludwig von Gonzaga, überredeten die Einwohner, daß sie die Anlegung einer Citadelle erlaubten, welche, dem Vorgeben nach, die Seeräuber abhalten sollte; als sie aber fertig war, wurde dieselbe wider sie gebraucht, und sie mußten sich unter die päpstliche Herrschaft bequemen.

Diese Stadt Ankona, welche in ihrem Kreise die vornehmste ist, von welcher der heil. Augustin, in seiner 323sten Rede über den heil. Stephan sagt: daß sie das Glück genieße, durch das Erkenntniß des Geheimnisses der Erlösung erleuchtet zu seyn — und den wahren Glauben immer beybehalten hat — ist, nach den Berichten von dort her, würdig geschätzt, Zeuge von einem in dortiger Domkirche geschehen seyn sollendem Wunder zu seyn, wovon man, wie die Ankoner mit Recht sagen können, in jetzigen Zeiten keine (wirkliche und durch That und Vernunft zu beweisende) Beyspiele hat. Herr D. Henke macht

hierüber die Anmerkung (*), daß schon im 4ten Bande des Archivs, S. 370, dergleichen erbaulicher und ominöser Erscheinungen, als wovon hier die Rede seyn wird, gedacht worden ist; welche Leute zu Ankona, die Glauben ihrer Aussagen verlangen, vor einiger Zeit schon wahrgenommen haben wollen. Zu Paderborn, wie auch in Dresden, sind ins Deutsche übersetzte Berichte hiervon herausgekommen, von welchen letztern die Berlinische Monathsschrift, 1796, Oct. S. 374, einen Auszug geliefert hat. Herr Henke sagt: obgleich die Sache nun wohl für „die Bürger in Ankona die Aufmunterungskraft zu „frohen Erwartungen verloren hat, welche vielmehr „gar sehr sind getäuscht worden, so ist doch damit „nicht zugleich für alle, die davon hören und lesen, die „Erbaulichkeit der Geschichte vertilgt, indem sich nun „aus dem Erfolge sehen läßt, daß die Augenbewegungen der Heiligen in Ankona, von den Betrachtern „bloß fälschlich gedeutet worden sind, und daß diese „Bilder nicht Freude und Entzückungen, sondern „zärtliches Mitleiden, zu erkennen geben, nicht Hoffnung, sondern Furcht haben erwecken wollen."

Damit man sich einen deutlichen Begriff von dem Vorgange der Sachen machen könne, und damit derjenige, welcher diese vorgegebenen Wunder als wahre Wunder — oder auch nur als Wahrheit zu glauben berufen seyn will, sehe, wie die frohlockenden Ankoner überrascht worden sind, so sollen die erbaulichen Begebenheiten nach der Uebersetzung hierselbst wörtlich folgen, und ich überlasse jedem Glaubensgenossen hiervon, was er will, zu beherzigen, nur möchte ich bloß rathen, die Vernunft nicht allzusehr unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. —

„Sam-

(*) Archiv für die neueste Kirchengeschichte, 5 B. 1 St. S. 144.

„Samstag den 29sten Jun. 1796, faßte das Volk, in „Ansehung der Bedrängnisse, womit die Stadt bedrohet „wurde, den Entschluß, seine Zuflucht zu Gott zu neh„men, um von ihm Hülfe und Schutz zu erflehen. Es „bat daher inständig, Se. Eminenz Renuzzi, Cardinal„Bischof dieser Stadt, möchte die Erlaubniß geben, den „Kasten zu eröffnen, worein man den noch unberührten „Leib des sel. Anton Fatati, aus Ankona gebürtig, „und im 15ten Jahrhundert daselbst gewesenen Bischof, „dessen Verehrung der jetzt regierende Pavst Pius gut „geheißen, vor kurzer Zeit gelegt hatte. Als vom Cardi„nal zugestanden war, was die Andacht des Volkes mit „vieler Inständigkeit und mit Zähren in den Augen be„gehret hatte, und der Kasten denselben Tag um halb „8 Uhr des Abends eröffnet war, begleitete man ihn mit lau„ter Stimme, mit unaussprechlichem Eifer und Seufzen „unterstützt, durch die Hoffnung, vom Himmel erhöret „zu werden. Um dieselbe Zeit, als man nach Gebrauch „am Samstage die Litaney von der Mutter Gottes zu be„ten pflegte, standen alle diejenigen auf, welche da gegen„wärtig waren, wo die Leiber der Seligen und unserer „andern heiligen Patronen sich befinden, und gingen in „die obern Theile der Kirche, um vor dem Bilde unse„rer lieben Frau, genannt Königinn aller Heiligen, auch „gemeiniglich unserer lieben Frau des heiligen Cyriac, „zu beten. Es steht auf einem majestätischem ihm gewid„meten Altare, und ist gemahlt auf Tuch, zwey eine halbe „Hand lang, und zwey Hand breit. In diesem Augen„blicke gossen die Herzen der Anwesenden sich aus, Zäh„ren wurden häufig vergossen; die Gebete, welche mehr „aus dem Herzen, als von den Lippen kamen, waren so „inbrünstig, daß man, so zu reden, der Mutter der „Barmherzigkeit Gewalt anthat. Auf einmahl sah man „auf dem Bilde, welches mit geschlossenen und ein wenig „zur Erde geneigten Augen gemahlt ist, daß sich die Au„gen verschiedene Mahl öffneten; die Augenlieder thaten „sich auf und zu, die Augäpfel der Glänzenden drehten „sich bald nach dieser, bald nach jener Seite hin. An„fangs beobachteten dieses Wunder nur wenig Leute, „vielleicht die mehr andächtigen und unschuldigen; aber „eine Zeitlang darnach, um halb 9 Uhr des Abends, wa„ren alle davon überzeugt, welche das heilige Bildniß an„

„sahen. Sobald die ganze Stadt vom Rufe dieses au„genscheinlichen Mirakels erfüllt war, welchem doch, wie „es pflegt zu geschehen, nicht ein jeder Glauben beymes„sen wollte, sondern was man davon erzählte, der Ver„läumdung oder sogenannten Zauberey zuschrieb, da lief „das Volk haufenweise eilig zu der Domkirche, und schier „niemand ging wieder hinaus, der nicht, voll der Ver„wunderung in sich selbst, Zeuge dieses Wunders wurde. „Ja die geringe Anzahl selbst derjenigen Leute, welche die „andern einer Leichtgläubigkeit beschuldigten, wurden zu „ihrem eigenen Erstaunen genöthiget, ihren Zweifel abzu„legen, und zu bekennen, daß die liebreichen Augen der „heiligen Maria sich auf eine deutliche und augenschein„liche Weise eröffneten und bewegten.

„Unterdessen vermehrte sich der Zulauf von Tag zu „Tag. Als nun der Cardinal, wie auch der Gouverneur „dieser Stadt, Herr Capparani, viele ansehnliche „Geistliche und Adliche, und eine unzählige Menge Per„sonen von Ansehen dazu gekommen waren, blieb die „Kirche die ganze Nacht offen, um den Andächtigen, wel„che immer ankamen, genug zu thun. Sie konnten sich „nicht enthalten, ihre Blicke auf die Augenlieder, welche „sich ohne Unterlaß bewegten, zu heften. Die Geistli„chen, welche im Zwischenraume die Psalmen und andere „Gebete sangen, wurden öfters gestört durch das Geschrey „des Volks, welches bey jeder Wiederholung der ange„nehmen Eröffnung der Augen das Freudengeschrey frey „ausstieß, sagend: Sehet hier! Sehet hier! Und „mit in Zähren schwimmenden Augen riefen sie: Hoch„gelobt sey Maria! und baten einmüthig um ihre „Barmherzigkeit und Hülfe.

„Am Sonntage war niemand, welcher nicht zu der „Domkirche eilte, um sein unterthäniges Gebet vor der „Königinn der Engel abzulegen, welche mit einer beson„dern Güte die Andacht unserer Einwohner aufnahm, und „nicht aufhörte, sie zu trösten, indem sich immer mehr „und mehr das Wunder offenbar und augenscheinlich „machte, wobey dann jederzeit ein Freudengeschrey und „eine lebhafte Herzensempfindung hervorbrach. Sehr „viele verlangten, um den Schutz Mariä der Stadt „immer mehr und mehr zuzuziehen, daß man das Bild in „einer Procession umtragen sollte. Der Cardinal-Bi-

„schof

„schof gab, jedoch mit Genehmhaltung des Capitels, und „Einverständniß des Magistrats, dazu die Erlaubniß (*). „Sie wurde des Morgens um halb 9 Uhr ausgeschrieben, „mit der Ankündigung, daß noch den nähmlichen Sonn„tag um 6 Uhr des Abends die Procession sollte gehalten „werden. Zahlreicher, regelmäßiger und auferbaulicher, „hätte sie nicht seyn können, wenn sie auch mehrere Tage „zuvor wäre angesetzt gewesen. Eine unendliche Menge „Leute vom Stande und Würde, welche in bester Ord„nung hervor gingen, auch die Brüderschaften, die Or„densgeistlichen, der Adel und die Klerisey, machten ei„nen rührenden Anblick; denn, über das, daß viele mit „brennenden Fackeln in den Händen, viele barfuß einher „gingen, so leuchtete auch hervor die größeste Eingezogen„heit, besondere Zeichen der ausdrucksvollen Andacht, „daß sie Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeteten. „Das heilige Bild ward unter einem Thron von vier „Canoniken getragen, welchen Se. Eminenz, der Cardi„nal-Bischof, der Gouverneur, die Magistratspersonen, „und wohl mehr als zehntausend andere Menschen bey„derley Geschlechts folgten. Da die heilige Jungfrau „von der Höhe des Thrones mit Vergnügen ansah den „Glauben der Einwohner von Ankona, und wie sie be„schäftiget waren, sie zu ehren und ihren Beystand zu er„flehen, unterließ sie nicht, an allen Orten, wohin sie „kam, ihre Gnaden auszuschütten. Nun, und dann ließ „sie sich öfters mit offenen Augen in der Stellung einer „Person sehen, welche ihr Volk mit einer besondern „Sanftmuth bewunderte; und unsere Stadt kann sich „wirklich mit Grund die Stadt Mariä nennen.

„Als die Ceremonien geendiget, und das Bild unter „Vergießung vieler Trost- und Zutrauensvollen Zähren „wieder auf seinen gewöhnlichen Platz hingesetzt war, be„gab man sich zu dem Reliquien-Kasten unsers Seligen, „um den Beystand dessen zu erhalten, den wir mit Grund „als den Vermittler der erhaltenen Gnade betrachten, „und der uns Hoffnung macht, daß unsere Bitte erhöret, „und

(*) In den Nachrichten von Neapel und Sicilien ꝛc. von D. Münter, Kopenh. 1790, S. 8, fgg. findet man, daß die Obrigkeiten in Italien vielen Aberglauben, um das Volk in Ruhe zu erhalten, gestatten müssen. J.

„und der gerechte Gott in Ansehung unserer nunmehr be„sänftiget sey. In dem Augenblick nun sahe man neue „Wunder: Ueber dem Reliquien-Kasten des heiligen „Antonii war ein steinernes Bild, welches Anna und „ihre Tochter Maria mit einem Buche in der Hand vor„stellt. Die eine sowohl als die andere, gleichfalls als „hätten sie sich dazu aufgemuntert, ließen ihre Augen mit „vielem Glanze über das Volk hergehen; dadurch ent„standen bey dem Volke neue Bestürzungen, neue Liebes„Affecten, und viele Zähren wurden vergossen. Eben „das nähmliche geschah auch an einem schmerzhaften Lieb„Frauen-Bilde, welches auf einem unterirdischen Altare „steht, genannt Confession, wie auch an dem Gemählde „unsers vornehmsten Patrons, des heiligen Cyriacs, „welches über dem ihm gewidmeten Altare, in einer klei„nen Höhle oder Gewölbe steht; auch dieses zeigte mit „Veränderung seiner Gestalt ein lächelndes Gesicht voll „der Güte, und so wurde es zur nähmlichen Zeit von ver„schiedenen Personen gesehen, wie sie davon Bericht abge„stattet haben. Man muthmaßte daraus, daß er in die„sen Umständen eine besondere Verehrung verlangte, und „beschloß, den Kasten, worin sein Leib schon lange Zeit „unberührt gelegen hatte, zu eröffnen. Es schien in diesem „Augenblicke, als wenn er in der Stellung, worin er lag, „sich bewegte, und sich zu seinem geliebten Volke wendete.

„In Ansehung so vieler und so wunderbarer Begeben„heiten, (zu welchen man noch hinzusetzen muß, jenes so „oft wiederholte Wunder, nähmlich das Eröffnen und „Zuthun der Augen, des in der Carmeliter-Kirche von „Wachs gemachten Brustbildes der schmerzhaften Jung„frau,) kann man sich leicht eine Vorstellung machen von „der Gemüthsbewegung des Volks, von der Zunahme „des Eifers, von den immerwährenden Besuchungen des „Bildes der Königinn aller Heiligen in der Domkirche, „von den Opfern an Wachs und Silber, und von der „Freude, womit das Volk überhäuft war. Unterdessen, „was höher zu schätzen ist, war dies: daß der wahre „Glaube in allen gleichsam neuauflebend, kräftig und „thätig wurde. Er wirkt schon Veränderung in den „Sitten, Sittsamkeit in den Kleidern, Anständigkeit im „Umgange, und unerwartete Versöhnungen, (die Meu„chelmörder haben ihre Dolche und Schießgewehre, wel„che

„che sie heimlich trugen, auf den Altar unserer lieben „Frau gelegt,) und endlich die Bekehrung solcher Perso„nen, die Gott schier ganz vergessen hatten. Man sah „sowohl bey Tage als bey Nacht, eine Menge Personen „beyderley Geschlechts aus allen Ständen, den öffentli„chen Processionen beywohnen, in den Kirchen den Ro„senkranz und Litaneyen aufrichtig beten; allenthalben „erscholl das Lob unserer lieben Frau dergestalt, daß man „unsere Stadt dem palästinischen oder gelobten Lande „vergleichen kann, wo man zu Zeiten des heiligen Hie„ronymus nichts hörte, als Gesänge der Psalmen und „heiliger Lieder. Einige Geistliche halten in der Dom„kirche die bündigsten Reden, andere beschäftigen sich mit „Beichthören. Die übrigen Christen mit ihren Geistlichen „vereinigt, halten, wie im ersten christlichen Jahrhun„dert, in obgemeldeter Kirche abwechselnd die heiligen „Nachtwachen mit Singen und andächtigen Gebeten.

„Seit zehn Tagen und Nächten haben die Religions„handlungen und Andachtsübungen gar nicht nachgelas„sen. Die heilige Jungfrau und die heilige Anna sah„ren immer fort, sich gegen unsere Stadt liebreich zu zei„gen. Sie eröffnen die Augen, und wenden dieselben „voll der Güte von Zeit zu Zeit nicht allein zu uns, son„dern auch zu den vielen Fremden, die so häufig von be„nachbarten Städten und Orten hierher gekommen, um „die Wunder zu sehen, welche die Vorsehung Gottes in „dieser Stadt hervor leuchten läßt. Nachdem sie diesel„ben klar gesehen, gingen sie fort, lobten Gott, der wun„derbar in seinen Heiligen ist, und in Verkündigung seiner „Werke. Wiewohl nun dieses Wunder schon genug in „dieser und andern Provinzen ausgebreitet ist, und ob „man es schon gesehen, und wirklich noch klar siehet, und „es nicht nur von einer kleinen Anzahl Menschen, son„dern auch von Tausenden, ihrer Würde und Wissen„schaften halber berühmten Zeugen, worunter einige von „verschiedenen Secten und Religionen waren, bestätigt „wird; so soll dennoch diese Sache sehr genau und sehr „strenge im geistlichen Gerichte untersucht werden, damit „ein authentisches und ewiges Andenken davon aufbe„wahret werde, und sich verbreite; und damit die Got„tesfurcht, auch die Andacht, zu der Königinn aller Hei„ligen und ihrer Mutter, der heiligen Anna, zunehme.

„Die-

„Diese kleine Nachricht ist beschrieben worden auf „Befehl und mit Gutheißen Sr. Eminenz des Cardinal„Bischofs dieser Stadt, um je mehr und mehr den Ruhm „Mariä, welche auf eine so augenscheinliche und beson„dere Weise über uns wachet, zu verbreiten; auch um „den immerwährenden Bitten und Anhalten genug zu „thun, womit man uns um einen aufrichtigen und wahren „Auszug der so ausgezeichneten Gnaden und Gunsten von „allen Seiten her ersuchet. Ankona, den 6ten Jul 1796.

„Dieser gegenwärtige Bericht war schon gedruckt und „bekannt worden. Eben zu der Zeit hat man durch re„gelmäßige Erkenntniß die Untersuchung der Sachen des „Bildes Unserer Lieben Frau, und zwar gerichtlich an„gefangen; und eben deswegen, um allen Argwohn des „Betruges und der List einem jeden zu benehmen, begab „sich der Herr General-Vicarius, begleitet vom bischöf„lichen Anwald, Notario und drey erfahrnen Mahlern, „den 6ten Jul. am hellen Tage zu der Domkirche. Man „nahm das Gemählde von seinem Platz, und als man in „Gegenwart glaubwürdiger Zeugen das Glas vor dem„selben fortgenommen hatte, machten die Mahler durch „nöthige Prüfungen die allergenauesten Beobachtungen. „Nun fand man nicht allein das Tuch überall ganz, das „Gemählde simpel und rein, auch ganz unanwendbar zu „irgend einer Verblendung oder Gaukeley, sondern man „sah auch noch mit größester Bestürzung, daß das Bild, „welches der General-Vicarius in Händen hielt, um es „näher zu untersuchen, von Zeit zu Zeit verschiedene „Mahl die Augen öffnete, und beym Eröffnen die Aug„äpfel dergestalt umdrehete, daß alle Anwesende bey der „sie überfallenden Bestürzung in sich eine unaussprechliche „Freude empfunden. Einer von diesen Anwesenden, „durch sehr anzügliche Andacht gerührt, gab ihr einen „Ring von vielem Werthe, welchen er selbst an die Kro„ne, so über diesem mirakulösen Bilde ist, ansetzte

„Nachdem man nun sorgfältig das Bild untersucht „hatte, ging man hinunter zu dem unterirdischen Orte, „genannt Confession, und machte in Gegenwart obbe„nannter Personen und der geschicktesten Werkverständi„gen, die genaueste Untersuchung über das marmorne „(die Anna vorstellende) Bild. Auch da fand man kei„ne Spur von einem zu dem Gesichtsorgan führenden

„listi-

„listigen Kunstwerke, welches eine Verblendung hätte „machen können. Man bemerkte ganz klar, daß die Au„gen sich bewegten, und sich zu verschiedenen Mahlen „dreheten, als wenn sie, so zu sagen, sich erfreuete, so„wohl über die Ehre, welche man unserm seligen Mit„bürger, als auch jene, die man der Königinn aller En„geln erwiese.

„Endlich ist es heut seit dem Anfange der Mirakeln, „der 16te Tag, und von Zeit zu Zeit sind wir noch zur „Verwunderung aller Menschen Zeugen davon. Sie er„halten, ja sie vermehren in uns die Empfindung der „Andacht und Erkenntlichkeit, wovon wir durchdrungen „sind, wegen der besondern Zuneigungen, welche der „Himmel unserer Stadt zu bezeugen, uns würdig ge„schätzt hat. Ankona, den 10ten Jul. 1796."

Archange Sartory
und Sohn.

Aehnliche Wunder hat man auch aus Rom gemeldet, die sich an vielen Bildern der Maria zu eben der Zeit sollen gezeigt haben, deren einige auf Tuch, andere an die Mauern gemahlet sind, und sich in den Kirchen und auf den Straßen befinden. Man hat dort zehn Tage lang geistliche Uebungen und drey große Processionen angestellt. So oft man dort die Litaney mit Andacht und Eifer gebetet, soll die heilige Jungfrau ebenfalls ihre Augen geöffnet haben. Diese angegebenen Wunder will man am 23sten Jul. 1796, noch immer wahrgenommen haben, von welcher Zeit an man sich dort im geistlichen Gerichte beschäftigte, davon authentische Zeugnisse zu ertheilen. — —

Ich will und kann über diese Vorfälle nicht weiter urtheilen, weil ich öffentlich und insgeheim den Meinungen, die in dieser Hinsicht im Kirchenstaate herrschen, nicht zugethan, und noch dazu sehr schwer zu bereden bin, dergleichen Mirakel zu glauben; — allein so viel erlaube ich mir zu sagen, welches mir auch alle Vernünftige aller Religionspartheyen, ohne

einen

einen Haß auf mich zu werfen, erlauben werden, daß wirklich ein eben so handgreiflicher Glaube — dazu gehört, vorstehende Berichte in der Art, als sie angegegeben sind, für wahr zu halten, als wirkliche künstliche Handgriffe dazu erfordert werden, um das Volk glaubend zu machen. —

Ich bin in den Geheimnissen dieser Religion nicht eingeweihet, (obwohl durchaus von einer Religion eigentlich verlangt werden müsse, daß sie gar keine Geheimnisse hätte — —) und kann folglich über die stärkere oder mindere Verbindung der Ankoner sowohl als der Römer mit den heiligen Geistern nicht urtheilen, weil ich bloß an Gott, den Unerschaffenen, Einzigen, Allwissenden und Ewigen allein in Glück und Unglück durch Vernunft und meine Religionsgesetze verwiesen bin; — allein, es macht mich jene, in eben dem Jahre erschienene Verordnung des Böhmischen Landesguberniums, über Abschaffung der seit einiger Zeit eingerißnen Mißbräuche der Processionen und nächtlichen Andachten, aufmerksam (*). Die verehrungswürdigen Stifter dieser gedachten weisen Verordnung wissen gewiß, was wahre, reine Religion Gottes und Jesu ist, ob sie sich wahrscheinlich auch zu der im Kirchenstaate herrschenden bekennen; und daher verdient sie hier wörtlich hergesetzt, und desto mehr bekannt gemacht zu werden. Sie lautet folgendermaßen:

Da man seit einer Zeit und besonders durch die heil. Wenzelsoctav bemerkt hat, daß verschiedene, die heil. Re-

(*) Diese Verordnung wurde im October 1796 an den Stadtrath von Prag, an die K. Stadthauptmannschaft oder Polizey-Direction, und an das Erzbischöfliche Consistorium erlassen, von woher sie zur Einschaltung ins Archiv für die neueste Kirchengeschichte, herausgegeben vom Herrn D. Henke, eingesandt ist; wo sie sich im 5ten Bande, 1sten St. S. 169, fgg. befindet.

Religion herabwürdigende Mißbräuche mit Processionen und abentheuerlichen Statuenandachten getrieben werden. bey denen man sich unmöglich connivendo benehmen kann, als z. B. wenn erstlich Prozessionen sich kreuzen, und dadurch zu Streitigkeiten und wohl gar Schlägereyen Anlaß gegeben wird, und wenn zweytens kindisch geputzte Statuen, oder wohl gar Figuren, die unsere heil. Religion lächerlich machen müssen, als z. B. die kleine Statue Mariens war, die in der einen Hand ein Crucifixbild, und in der andern einen großen Rosenkranz hielt, herum getragen werden, wie dies alles, und noch anderer mehrerer Unfug, durch die heil. Wenzelsoctav geschah, so wird anmit, um für die Zukunft zu verhüten, damit das Herumziehen mit Statuen bey dem Fest eines andern Landespatrons nicht zum Ekel vermehret, und dadurch die heil. Religion der Spötterey ausgesetzt werde, verordnet, daß

a) die Statuen, Fähne, und andere derley Kirchengeräthschaften und Zierrathen, mit denen man en parade herumzoh', nicht mehr ausgefolgt; —

b) die nächtlichen Beleuchtungen und besondern Verzierungen der Statuen, dann Musiken dabey, neuerdings verboten; — und daß

c) die Bewohner Prags über den Unterschied der nützlichen Processionen, die von dieser Landesstelle einstimmig mit der geistlichen Behörde, um entweder Gott für seine bereits erwiesenen Wohlthaten zu danken, oder ihn um seinen fernern Beystand zu bitten, genehmiget werden, von jenem eigenmächtigen Herumziehen, durch welches unsere heil. Religion ganz verunstaltet wird, durch ihre Seelsorger unterrichtet werden sollen.

Der Prager Stadtrath hat daher

I. allen Pfarrern, Glöcknern und Kirchendienern, unter schärfster Ahndung, und wohl auch angedroheter Amotion zu verbieten, Kirchengeräthschaften, als Statuen, Fähne, u. dgl. auszufolgen, außer die Partheyen, die solche verlangen, weisen sich mit der schriftlichen Erlaubniß, ent-

weder der K. Stadthauptmannschaft, oder des Prager Magistrats aus, die solche Erlaubniß auch gewiß nicht ertheilen werden, ohne zuvor die hierortige Genehmigung eingeholt zu haben.

II. Wird der K. Stadthauptmannschaft aufgetragen, daß sie in Zukunft keine nächtlichen Beleuchtungen, außer der, mit h. d. vom 4ten Januar 1794 bewilligten bey den h. Johann-Statuen auf der Prager Brücke, und vor den Gässen am Fest des heil. Johann von Nepomuck, keine besondere Verzierungen der Statuen, dann dabey abzuhaltende Musiken, die ohnehin nach den noch immer bestehenden höchsten Gesetzen verboten sind, zu dulden habe; und dies um so weniger, als bey den in der heil. Wenzels-Octav abgehaltenen Abendandachten, sehr viele Mißbräuche bemerkt worden sind. Nur könnte die Polizey-Direction im Falle, daß bey Statuen einige Menschen, wenn auch etwas lauter beteten, connivendo sich benehmen. Nebstbey wird der K. Stadthauptmannschaft auch aufgetragen, darauf zu sehen, daß ohne gehörige Bewilligung keine Collecten, sie mögen was immer für Andachten betreffen, vorgenommen werden, weil dabey allezeit die Collectanten eigennützige Absichten haben.

III. Wird dem Erzbischöflichen Consistorium die Weisung gegeben, an die Pfarrer der Prager Städte den Auftrag zu erlassen, daß sie ihren Pfarrkindern ächte Religionsbegriffe beyzubringen, und sie zu belehren, sich angelegen seyn lassen sollen, wie herabwürdigend es für unsere heil. Religion sey, wenn Christen mit Vernachlässigung des ordentlichen Gottesdienstes, wozu die Pfarrkirchen bestimmt sind, sich mit Nebenandachten abgeben, die nicht nur die Moralität der Menschen nicht befördern, sondern wohl gar zu Ausschweifungen Anlaß geben, wie es bey nächtlichen Statuen-Andachten geschieht, und die aus der heil. Religion, deren Hauptbestandtheil die innerliche Gemüthserhebung zu Gott, und Befolgung der Gesetze ist, ein Spielwerk für Kinder zu machen

scheinen; wovon das häufige, seit einiger Zeit bemerkte Herumziehen mit Fähnen und Statuen, die wegen ihres grotesken Anzuges wohl gar Aergerniß verursachen, hinlänglichen Beweis geben. Und da man überzeugt ist, daß Aberglauben und Andächteley nur dann bey dem Volke Platz greifen und überhand nehmen, wenn selbes von den wesentlichen Religionsgrundsätzen nicht behörig unterrichtet ist, und auch das Schädliche der frömmelnden Nebenandachten nicht einsieht; so haben die Seelsorger öfters in ihrem öffentlichen Unterrichte das Volk und die Gemeinde von dem schädlichen Unfug des Processionirens in den Straßen, und Herumziehens mit Fähnen und ganz sinnlos angekleideten Statuen zu überzeugen, welches um so mehr zu geschehen hat, als weniger es verzeihlich wäre, wenn Lehrer der Religion mit abergläubischen und die Religion Jesu ganz herabwürdigenden Andächteleyen ein schädliches Gewerbe treiben, und dabey zeitliche Vortheile suchen wollten.

Man hofft, daß durch diese der Geistlichkeit aufgetragene Volksbelehrung, und die beyden obigen ad primum & secundum erlassenen Verordnungen, den nach und nach einreißenden Religionsmißbräuchen für die Zukunft vorgebeugt, und das Beste der Religion und des Staats, so unzertrennbar ist, erzielet werden wird.

Schließlich will ich in diesem Artikel noch anführen, wie so viele unvernünftige Kreaturen durch die von Leichtgläubigkeit erwachsenen Vorurtheile der Menschen, ein Opfer deren Grausamkeit werden — bloß, weil sie glauben, die Thiere sind schädlich, und weil sie so wenig von ihrer Naturgeschichte, als ihrem allgemeinen Nutzen etwas wissen. Es ist schon längst durch Erfahrung bestätigt: Je ausgebreiteter und vollständiger unsere Kenntnisse im Felde der sichtbaren Natur werden — je tiefer unsere Blicke in diese große Haushaltung Gottes dringen — je mehr wir uns dem er-

reichenswerthen Ziele nähern, die vielgegliederte belebte und unbelebte Natur um uns her, ihren einzelnen Theilen, und deren vielseitigen Verbindungen nach, mit umfassendem Blicke, wie auf einer Charte zu überschauen — daß wir auch desto mehr finden werden, wie kein Glied in diesem großen freyen Naturstaate umsonst da sey — wie das alles stufenweise und wechelseitig auf einander wirke — wie alles dem großen schöpferischen Plane gemäß, und nicht nach Willkür in einander greife — und, wie alles auf diesem ihm einmahl vorgeschriebenen — einmahl festgesetzten Wege, unter diesem Streben und Gegenstreben zu einer großen allgemeinen Vollkommenheit hinwirke, die einmahl der Urheber der Natur so, und nicht anders ordnete, weil er sie für die einzige für diesen Erdball hielt.

Diese aus dem großen Buche der Natur abgezogne, und durch so viele über dasselbe commentirende Schriften bestätigte Wahrheit, soll und muß als Grundsatz denjenigen immer leiten, der den Werth der natürlichen Dinge untersuchen, und über dieselben urtheilen will. Dann wird er nicht bloß dabey stehen bleiben, jeden Naturgegenstand, als Symbol der Macht und Weisheit des Schöpfers, schon an und für sich zu achten und zu bewundern; sondern immer näher geführt werden, auf den großen, wenn immer nicht gleich ganz eingesehenen, und aufgedeckten Werth, den dieser Gegenstand auf seinem Standpuncte durch Beziehung und Einschränkung aufs Ganze, und dessen Theile, hat. — Dann wird er klar einsehen, daß eigentlich nichts in der Natur schlechthin unnütz und schädlich sey, und daß z. B. der Löwe, Adler, die Brillenschlange, der Hayfisch, Borkenkäfer und andere Thiere, die wir gewöhnlich Raubthiere und Ungeziefer nennen, nicht als überflüssige und schädliche Thiere, sondern als Räder in der großen Weltuhr an-

zu-

zusehen sind, durch deren Mangel die ganze Maschine, wo nicht stocken, doch unrichtig gehen würde.

Alle ehemahlige — vielleicht in manchen Orten noch jetzige Aufzählungen und Taxationen der schädlichen Thiere oder des sogenannten Raubzeuges, schreiben sich theils noch aus den Zeiten einer dürftigen Naturkunde her, theils scheinen sie, wenn sie auch neu sind, noch ohne Zuziehung der bessern und wahrern naturhistorischen Erfahrungen entworfen zu seyn. Es sind daher viele nützliche Thiere für schädlich erklärt, und mancher wirklich schädlicher Thiere ist gar nicht gedacht worden. Wenn aber hin und wieder auf der einen Seite durch unzulängliche Regulative über die Vertilgung der schädlichen, oder Raubthiere, viele nützliche andere Thiere mit verfolgt werden, so werden auf der andern Seite wieder andere, wo nicht gehägt, doch verschont, (hier rede ich von dem Jäger, oder Forstmann,) die doch vielmehr als jene, den Nachstellungen der Forstmänner empfohlen seyn sollten. Hierher könnte man die schädlichen Schlangenarten rechnen, die in kultivirten Gegenden weit nachtheiliger für das Menschenwohl werden, als die verwünschtesten Raubthiere. Der Bauer und auch sonst der Landmann tödtet sie, wenn er sie abreichen kann; der Jäger schonet ihrer aber, weil er bey Ablieferung des Kopfes kein Schießgeld erhält, so wie für den Fang mancher vermeinter Raubvögel. —

Weil in der Encyklopädie die Naturgeschichte eines jeden Thieres nach der Folge des Alphabets abgehandelt wird, so würde es hier überflüssig seyn, alle Geschöpfe nach ihren Trieben und Nahrungsmitteln zu beschreiben, ich will daher nur von einigen Arten der Thiere im Allgemeinen reden, und zeigen, daß die Verfolgung derselben aus Unkunde ihrer Naturgeschichte und aus Leichtgläubigkeit geschehe. Für alle Arten der Fledermäuse erhält der Jäger z. B.

kein Schießgeld — der Bauer und bäuerliche Bürger aber verfolgt und quält sie, wie eine jede andere Maus zu Tode, sobald er sie erhascht hat, weil er glaubt, daß sie unter allen Thieren die berüchtigsten Speckdiebe sind. — Dieser Meinung sind auch die gemeinen Jäger zugethan, und deshalb empfehlen sie ihren Lehrburschen, sich Abends an den Fledermäusen im Flugschießen zu üben, um dadurch auf dem Schnepfenzuge desto fertiger zu werden. Dieses ist aber eben so unrecht, als wenn man darauf bedacht seyn wollte, die Schwalben auszurotten; denn die Fledermäuse nähren sich mehrentheils bloß von schädlichen Insecten, die uns weit lästiger sind, als der vermeinte Speckdiebstahl; die meisten gehen gar nicht, und wenige nur im Nothfalle, nach Fettigkeiten, Speck, Talg u. dgl. Man braucht sie aber als für uns so nützliche Thiere nicht zu tödten, sondern man kann sie dadurch von solchen Dingen abhalten, daß man bey regnigter Witterung, wo die Insecten mangeln, ihnen den Weg dazu verschließt. Gegen eine zu starke Vermehrung derselben hat auch die Natur selbst schon Anstalten getroffen, indem eine abwechselnde Witterung sie zuweilen fast gänzlich aufreibt. Wer sie nicht in den Häusern haben will, darf nur keine Löcher in den Wänden und zwischen den Brettern leiden, und er ist auf diese Weise vor ihnen sicher. In den Wäldern aber müssen sie als sehr nützliche Thiere ohne alle Einschränkung geschonet werden, weil es schon längst durch Erfahrung bekannt ist, daß sie nicht allein eine ungeheure Menge Maykäfer und Borkenkäfer, sondern auch Kiefernschwärmer, Kiefern- und Fichtenspinner, Mücken u. dgl. zu ihrer Nahrung aufsuchen.

Dem weißen Wiesel stellt der Landmann gewöhnlich seines Balges wegen nach, nicht um ihn als ein gewöhnliches Rauchwerk zu gebrauchen, sondern, weil er glaubt, es könne eine jede Geschwulst, beym Rind-

viehe

viehe sowohl, als auch bey den Pferden, sobald man sie mit dem Balge bestreicht, gestillet und geheilet werden; ja man geht sogar soweit, den Pferden sowohl als Menschen, ein Läppchen von dem Balge einzugeben, um Bauchschmerzen dadurch zu vertreiben. Ich will hier nicht entscheiden, ob diese Cur unmittelbar, oder mittelbar, oder gar nicht wirksam sey, und also nur zufällig helfe; — sondern nur überhaupt von den Wieseln anführen, daß sie für die Laubhölzer unschätzbare Thiere sind, nach deren gänzlichen Vertilgung gewiß kein junger Schlag wieder entstehen würde. Sie sind dazu bestimmt, der großen Vermehrung der Wald- und Feldmäuse und der Maulwürfe, Gränzen zu setzen. Freylich wird ihnen auch wohl ein junger nützlicher Vogel, ein kleiner Hase, ja im Winter sogar (wiewohl doch selten) ein junges angeschossenes, im Schnee versunkenes Reh zu Theil. Allein, wie sehr verschwindet dieser Nachtheil, wenn man bedenkt, daß nach den genauesten Beobachtungen gewiß ein solches Wiesel 8000 schädliche Mäuse tödtet, ehe es ein nützliches Auerhennenen verzehrt. In Wäldern und auf dem Felde wären sie also vielmehr zu hägen, als zu verfolgen. Lassen sie sich aber in und bey den Wohnungen der Menschen nieder, so schaden sie freylich durch das Aussaufen der Hühnereyer, Tödten der Hühner und Tauben, und dergleichen mehr, um sich an ihrem Blute zu sättigen. Es würde daher billig dem Landmanne und Hausbesitzer, aber auch diesem nur allein gestattet werden müssen, sich dergleichen eben so, wie der Mäuse, durch Fallen zu entledigen.

Dem armen Igel bürdet die Leichtgläubigkeit mancher Leute auch vieles auf; denn man beschuldigt ihn, daß er Weintrauben abreiße, und die Beeren zerstreue, und sich mit seinem Rücken sowohl auf diesem als auf anderem unter dem Baume liegenden Obst herumwälze, bis davon an seinen Stacheln, so viel als er

haben will, hängen bleibt, womit er dann beladen seiner Wohnung zueilen soll; und in Hinsicht dieses vermeintlichen Raubes verfolgt man ihn als einen Obstdieb. Es kann seyn, daß jemand einmahl den Igel mit Weinbeeren oder Obst in seinen Stacheln hängend gesehen haben mag, so wie mans auch häufig findet, daß er Blätter, Moos, oder andere Sachen unwillkürlich von einem Orte zum andern, auf seinen Stacheln, trägt, weil sie in seinem Lager, oder auf seinen Gängen, wo er etwa manches Mahl ein Par Schritte rückwärts zu gehen, genöthiget wird, an ihm hängen bleiben; allein dieserhalb ist noch nicht ausgemacht, daß er sich so einen Vorrath zusammentrage. Wer ihn aus dieser Absicht in seinen Gärten und Feldern verfolgt, der thut unrecht, denn er ist in der Haushaltung der Natur ein äußerst nützliches Thier, und ein natürlicher und bestimmter Feind der Mäuse. Manche Landleute wissen dieses auch schon sehr wohl, tragen ihn in ihre Scheunen, und tränken ihn mit Milch, damit er ihnen die Mäuse wegfangen möge.

Unter den Vögeln verfolgt man ohne Ausnahme auch alle Arten von Eulen, unter den Nahmen der Raubvögel. Der Uhu ist der Verfolgung werth, und wenn die andern auch hin und wieder den Taubenschlag besuchen, welchen man sichern kann, oder wenn sie auch sonst wohl einen kleinen Vogel, ja sogar einen jungen Hasen erhaschen, so nähren sie sich doch fast allein von schädlichen Feldmäusen, und müssen verschont, ja gehägt werden, wenn wir nicht über lang oder kurz uns selbst die Feld- und Waldmäuse zur Landplage machen wollen. Außer den Mäusen und Ratzen fangen sie auch Maykäfer, die schädlichen Abend- und Nachtschmetterlinge, Frösche und dergleichen. Bechstein versichert, daß er in dem Magen der mittlern Ohreule (Horneule, Strinx Otus Linn.) immer fünf bis sechs Gerippe von den, den Gärten, Wiesen

und

und Aeckern verderblichen Wasseratten, gefunden habe; auch, daß ihr ausgespieenes Gewölle immer mit den Flügeldecken der Maykäfer angefüllt gewesen.

Eben so wird das Würger- oder Neuntödtergeschlecht ohne alles Erbarmen von manchem Landmanne und vielen einfältigen Jägern verfolgt, und es giebt sogar Gutsbesitzer, die leichtgläubig genug sind, dem Jäger für den Fang derselben zu bezahlen, ob wohl auch häufig manche andere Vogelklauen mit unterlaufen können. Jene alte Fabel, daß der Neuntödter täglich neun Vögel tödten soll — hat zu dieser Verfolgung wohl den ersten Grund gelegt. Man kann aber diese Vögel sehr füglich in schädliche Insecten und Würmer verwandeln. Die genauesten Erfahrungen und Beobachtungen beweisen nähmlich, daß sie eine Menge aller Art Käfer, Maulwurfsgrillen, (Waaren, Reißwürmer, oder böse Krebse genannt,) wegfangen. Einige haben auch wirklich die bewunderungswürdige Gewohnheit, daß sie erst eine Menge Insecten, auch wohl bey Regenwetter, wenn sich diese verkriechen, ein junges Feldmäuschen, ein kleines junges Vögelchen, oder eine Eydexe haschen, sie an Schwarz- oder Weißdornstacheln heften, hier bis zu einer großen Mahlzeit sammeln, und sie alsdann zusammen verzehren. Dies ist nun ihre eigne Art, ihren Vorrath zu verbergen, so wie das Rabengeschlecht seinen Vorrath in allerley Ritzen und Löcher steckt, und manche vierfüßige Thiere dergleichen verscharren, oder sonst verbergen. Man trifft aber aus dieser Ursache im Sommer allenthalben solche Sträucher, wo eine Menge Roß- und andere Käfer angespießt sind. Diese Vögel sind auch für diejenigen Gegenden eine Wohlthat, wo das Vieh Tag und Nacht im Sommer in Koppeln geht. Hier giebt es bekanntlich eine große Menge Mistkäfer, welche das Beste des Düngers davon tra-

gen, und in solcher Menge sind, daß man sich kaum bey ihrem Herumschwärmen die Augen in Acht nehmen kann.

Es ist wahr, der große graue Neuntödter (Lanius excubitor Linn.) welcher von dieser Vogelgattung allein nur den Winter über bey uns bleibt, hat im Winter keine Heuschrecken, Maulwurfsgrillen, Hirsch- Roß- und Maykäfer, und daher greift er in verzweifelter Hungersnoth kleine Vögel an, und sucht sie zu erlegen, ob er wohl auch oft unverichteter Sache wieder abziehen muß. Dieses kann aber bey weitem nicht gegen den Nutzen gerechnet werden, den er stiftet, und daher wäre es also sehr billig, ihn aus dem Register der schädlichen Vögel auszustreichen, und ihn als einen nützlichen Vogel zu schonen. Es ist eine gemeine Sage der Vogelsteller und Jäger, daß die kleinen grauen, und die rothköpfigen Würger, jeden Gesang der kleinen Sangvögel nachahmen sollen, um dadurch diese anzulocken, und in dieser Täuschung desto leichter zu fangen, und tödten zu können. — Daß der Würger oder Neuntödter viele Gesänge und Stimmen anderer Vögel nachahmet, hat seinen Grund, weil er nicht allein ein gelehriger, sondern auch ein immer unruhiger Vogel ist, er möchte denn etwas auf die Spur haben, wo er alsdann stille sitzt, und seine Sache absiehet. Auch kann es seyn, wenn er so recht satt und zufrieden ist, und alles was er nur hört nachsinget, besonders wenn er in der Gegend seines Nestes sich befindet, wo er sein Häuschen dann durch sein Weibchen bestellt weiß, daß auf diesen seinen Gesang andere Vögel herzugeflogen kommen, welche er aber dann nicht in der Gegend seiner Wohnung leiden will, und daß man ihn in solchem Verhältnisse sich oft mit andern Vögeln herumbeißen sieht. Ich habe bey meinem vormahligen vielfältigen Jagdgehen auch verschiedentlich und mit Vergnügen dergleichen bemerkt, und sogar, daß er sich mit verschiedenen Vögeln in

einem

einem Dornstrauche herumgejaget, die ihm gewachsen zu seyn schienen, allein, nie hab ich gesehen, daß er einen Vogel verfolgte, wenn er diesen Ort verließ. Auch weiß ich nicht, daß er die Nester anderer Vögel sollte geplündert haben; denn zu der Zeit, wenn diese beyden Arten Neuntödter in unsern Gegenden sind, giebts Insecten, Käfer und Gewürme genug für ihn, die er lieber und auch leichter erhascht, als andere Vögel, und, werden sie im Herbste sparsam, so zieht er, wie alle andere Zugvögel, weiter. Es sollte also billig diese Vogelart nicht verfolgt, sondern vielmehr verschont werden, man möchte sie denn essen, da sie alsdann eben so gut, als alle Finkenarten schmecken.

Ich für meinen Theil habe diese Vögel in meinen Universitätsjahren, nnd auch hernach, häufig gegessen. Wer das Bischen Bittere, welches alle Finken und die Stäre an sich haben, nicht mag, kann sie auf anderweitige Art, in den Gegenden, wo man sie manches Mahl in großer Menge antrifft, zurichten, damit sie solches gänzlich verlieren. Man wirft sie nähmlich gerupft und ausgenommen in siedendes Wasser, damit sie ein wenig anlaufen, trocknet sie wieder rein ab, spießt sie an hölzerne Spießchen, legt diese auf einen Rost über Kohlen, bestreicht sie ein wenig mit Butter, und läßt sie halb gar braten. Hierauf nimmt man ein kleines Fäßchen, in der Größe der Senffäßchen, legt unten auf den Boden erst Lorbeerblätter, Citronenschalen und ganze Würze, hierauf eine Schicht kalt gewordner Vögel, und dies so lange wechselsweise, bis das Fäßchen voll ist. Alsdann schlägt man das Fäßchen zu, bohrt oben Löcher hinein, läßt Essig sieden und wieder abkühlen, und gießt diesen zu den Löchern hinein, schlägt diese endlich fest zu, setzt die Fäßchen an einen kühlen Ort, und kehrt sie öfters um. Haben sie in dieser Lage nur einige Zeit zugebracht, so kann man sie entweder kalt, oder auch ein wenig in der

Pfanne

Pfanne aufgebraten, mit etwas Zucker bestreuet, und noch etwas Butter hinzu gethan, als ein wirklich wohlschmeckendes Essen verzehren.

Von der Raben- und Krähenart ists bekannt, welchen ungemeinen Nutzen sie für die Oekonomie stiftet, woher man den kleinen Raub der Gänse- und Hühnerküchlein nicht rechnen muß, wovor jeder bedachtsamer Hauswirth sich hüten kann, wenn in seiner Wirthschaft nur gehörige Ordnung herrscht, und er die Ordnung (wie es leider zu häufig geschieht) nicht bloß einzig und allein darein setzt, daß er das junge Vieh dieser Art des Morgens aus dem Stalle, und des Abends wieder in den Stall zählt — den ganzen Tag über sich aber darum nicht kümmert. — Ich will also nur bloß sagen, daß man diese Gattung der Vögel schonen, und nicht zu vertilgen suchen müsse, wie es noch an einigen Orten der leicht- und abergläubige Gebrauch ist. Wenn der gewöhnliche Forstmann erst dahin wäre, daß er die Naturgeschichte studierte, oder nur auf die Dinge, die in der Natur täglich vorgehen, achtete, so würde er schon längst erkannt haben, daß die vorzüglichsten Nahrungsmittel aller Raben- und Krähenarten, Feldmäuse, Schnecken, Engerlinge, Grillen u. dgl. sind, die sie hinter dem Pfluge des Ackermanns auffammeln; — er würde wissen, daß diejenigen Gegenden, wo diese Vögel in Schaaren wohnen; fast nie etwas von den Verwüstungen der Feldmäuse, Maykäfer u. dgl. leiden, und würde es ihnen gern gönnen, daß sie auch zuweilen einen jungen Fasan, ein Rebhuhn, oder einen jungen Hasen, als eine festliche Mahlzeit verzehrten.

Von dem Guckguck erzählen die alten Fabeln, daß er sich im Herbste in einen Raubvogel, nähmlich in einen Sperber verwandelte, und im Frühjahr erst wieder ein Guckguck werde, daß er die Eyer aus demjenigen Neste fresse, in welches er sein eignes zum Ausbrüten

brüten lege, und daß, zum Danke für die mütterliche Pflege, der junge Guckguck, wenn er erwachsen sey, seine Stiefmutter selbst verschlinge. Diese Fabeln erhalten noch jetzt diesen unschuldigen Vogel in der Liste der Raubvögel, und er wird verfolgt. Wer ihn aber einmahl mit Aufmerksamkeit in der Nähe betrachtet hat, und weiß auch weiter nichts von seiner Lebensart, der wird ihm in Rücksicht seines Schnabels und seiner Füße kaum zutrauen, daß er mit einem Hirschkäfer, geschweige mit einem Vogel fertig werden könne. Ueberdies ist er noch für die Forst- und Gartenökonomie von ungemeinem Nutzen; denn im Walde sammelt er alle schädlichen Käfer und Raupen von den Bäumen ab, und in Obstgärten vertilgt er zur Blüthezeit eine unzählige Menge der schädlichen Spann- und Wickelraupen.

Eben so ist die ganze Spechtgattung mit allen ihren Arten für die Wald- und Gartenökonomie von unbeschreiblicher Wichtigkeit; und dennoch sind diese guten Vögel noch allenthalben der leichtsinnigen Verfolgung der Jäger, und sogar der Knaben, ausgesetzt und preisgegeben, die entweder noch immer glauben, daß sie Löcher in gesunde Bäume hacken (*), oder deswegen auf sie zornig sind, weil sie, wenn sie auf dem Anstande sind, durch sie dem Wilde verrathen werden. Noch wissen die Forstverwalter kein einziges untrügliches Mittel gegen die Wurmtrockniß, die sich von Borkenkäfern (**) und andern schädlichen Insecten her-

(*) Wenn man sich beklagt, daß die Spechte mit ihrem harten Schnabel die Bäume beschädigen, und Löcher in dieselben hacken; so hat man nicht untersucht, daß es allemahl anbrüchige Bäume sind, in welchen ihnen ihr scharfer Geruch Insecten verräth.

(**) Von dem äußerst schädlichen Borkenkäfer (Bostrichus typographus, oder auch Dermestes typographus *Linn.* sehe man im XXXIIsten Theile der Encyklopädie, Art. Käfer,

herschreibt, als das Abhauen, Verkohlen, Verbrennen oder Ablohen der angesteckten Bäume — und dabey verfolgen sie doch noch oben darein diese nützlichen Vögel, die die Natur zur Vertilgung der Waldverwüster bestimmt hat. Hätten sie nur einmahl den Magen eines Spechtes mit Aufmerksamkeit untersucht, den sie in einem Fichtenwalde schossen, so würden sie eine Menge solcher schädlicher Insecten gefunden haben; aber — auch diese sind so vielen Jägern und Forstleuten nicht bekannt. — Von allen Spechtarten will ich hier nur unsern deutschen Grünspecht besonders nennen. Er ist einer der schönsten Vögel, und wetteifert in Hinsicht der Schönheit mit dem Eisvogel, (Alcedo ispida *Linn.*) und dem Bülow, (Oriolus galbula *Linn.*) und man kann ihn sonst nichts mit Recht beschuldigen, als daß er zuweilen im Winter die Bienenstöcke beschädigt, um zu den Bienen zu gelangen. Allein, dies kann man ihm durch vielerley Mittel leicht verwehren, ohne deswegen mit Pulver und Bley gegen ihn auszuziehen. Denn, was man auch sagen mag, daß er die gesunden Bäume durch Löcherhacken beschädige, ja sogar aus Muthwillen dies thue, so ist doch alles ungegründet. Denn er geht eines Theils nach den genauesten Beobachtungen, nichts als ungesunde, wurmfaule Bäume an, denen auch ein Spechtloch nichts schadet; andern Theils ist es freylich wahr, daß er mit der größesten Geschäftigkeit dieses Werk treibt, und alle acht bis zwölf Hiebe um den Baum herumläuft, nicht aber, wie die Jägerfabel sagt, um zu sehen, ob das Loch bald durchgehe, sondern, ob Maden oder Insecten durch sein Pochen zwi-

Käfer, S. 76; und Th. XXXVII, Artikel Kiefer, S. 272, fgg.; wie auch Bechstein, Kurze aber gründliche Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als schädlich geachteten und getödteten Thiere ꝛc. Gotha, 1792, 8. S. 153, fgg.

zwischen der Schale hervorgekrochen sind; denn diese fürchten sein Pochen eben so, wie die Regenwürmer das Graben des Maulwurfs, und suchen sich durch die Flucht zu retten. Er zerstört auch viele Raupennester, und sucht im Winter in Städten und Dörfern an den Thürmen und Häusern unter dem Gebälke in den Lehmwänden und Strohdächern Insectenklumpen ꝛc. auf. Wenn man diesen nützlichen Vogel also fängt oder tödtet, so dürfte es billig aus keiner andern Ursache geschehen, als bloß, um sein eßbares Fleisch zu genießen.

Noch ist der Haussperling als ein seit undenklichen Zeiten verschrieenes Thier vorhanden, und in verschiedenen Provinzen den immerwährenden Nachstellungen der Jäger und Oekonomen auf Befehl der Obrigkeit ausgesetzt, ob er gleich, wenn man seinen Nahrungszustand genauer untersucht, mehr nützlich als schädlich ist. Dieses wird man dort am besten erfahren, wo man es endlich so weit gebracht hat, diese Vogelart gänzlich vertilgt zu sehen. Es hat Gutsbesitzer gegeben, die die Haus- und Feldsperlinge auf ihren einzeln liegenden Gütern gänzlich ausgerottet hatten; diese konnten sich nun nicht erklären, warum sie niemahls Obst bekamen, wenn hingegen ihre Nachbarn dergleichen in Menge hatten, bis sie endlich auf die Verbannung der Vertilger der schädlichen Obstraupen und Insekten aufmerksam gemacht wurden, und mit vieler Mühe wieder Sperlinge ansetzten, um nur ihre Obstärnten, wie ehedem zu halten, welches denn auch geschehen ist. Sind diese Vögel in sehr großer Menge vorhanden, so werden sie freylich eben so schädlich, als sie sonst wohlthätig sind. (Ist aber nicht dies auch sogar der Fall mit jedem häuslichen Viehe, wenn ein Hauswirth sich davon zu viel auf den Hals ladet? —) Wohnen aber die Sperlinge nur in mäßiger Anzahl an einem Orte, so sind sie mehr nützlich als

schäd-

schädlich, welches jeder richtig beobachtende Oekonom auch bezeugen wird.

Im Frühjahr und Sommer suchen sie alle Obstbäume durch, lesen die Raupen von den Blüthen und Blättern, (besonders die grünen Wickelraupen) ab, und tödten eine außerordentliche Menge Maykäfer, Erbsenwürmer und Heuschrecken, womit sie besonders ihre Jungen füttern. Freylich thun sie auch auf der andern Seite einzelnen Personen, deren Aecker nahe an den Dörfern und Städten liegen, großen Schaden an dem reifenden und reifen Weizen und der Gerste. Auch gehen sie den jungen Zuckererbsen, den Kirschen, Weinbeeren und mehreren Früchten nach. Allein, allen diesen Uebeln kann man durch bekannte Verscheuchungsmittel vorbeugen; so wie auch vermittelst einiger wohl angebrachter Verminderungsmittel, vermöge welcher man das wohlschmeckende Fleisch derselben zum Genusse bekommt, ohne sich, wie es von leichtgläubigen Menschen geschieht, zu fürchten, daß man darnach vom Schlage gerührt werde, weil viele Sperlinge von diesem Uebel befallen seyn sollen. — Von diesen letztern will ich im Artikel Sperling weitläuftig handeln. Auch kann man Breidenstein Naturgeschichte des Sperlings deutscher Nation, Gießen, 1779, 8. nachsehen. Unter den Mitteln, den Sperling vom Getreide, Gartensämereyen, Bäumen, Fruchtböden und Scheuren abzuhalten, finden sich aber äußerst viele abergläubige Proceduren, die von leichtgläubigen Menschen vollführt werden, wovon ich hier einige anführen, und deren möglichen Erklärung, oder gänzlichen Ungrund zeigen will.

1. Wenn man Früchte mit aufgesperrtem Munde säet, so sollen sie sowohl von keinem Sperlinge, als andern Vogel gefressen werden. Es ist dieses ein ganz lächerliches Mittel, weil gar kein Zusammenhang zwischen der Ursache und dem vorgegebenen Erfolge

folge auch nur gedacht werden mag. Sonst haben zuweilen die lächerlichen sowohl als abergläubigen Mittel hin und wieder noch einen versteckten Grund, so daß Aberglaube und Wahrheit mit einander verknüpft sind, wie z. B. in jenem ökonomischen Kunststücke, wo man Zwiebeln zwar wachsend machen, aber nicht schossen lassen will. In dieser Hinsicht müssen sie ihre Feuchtigkeiten, die bey ihnen sehr groß sind, meist verloren haben. Deshalb hängt man sie in einem Sacke hinter den Ofen, und wendet den Sack zu einer gewissen Zeit um, damit die obern Zwiebeln der Hitze eben so lange nahe liegen, als die untern daran gelegen haben. Theilt man nun die Zeit vom Aufhangen, um Martini Tag, bis zum Stecken der Zwiebeln in zwey Hälften, so ist Weihnachten ohngefähr in der Mitte, und muß die Umwendung des Sacks also auch um diese Zeit geschehen. Weil man aber das nothwendige Stürzen der Zwiebeln vergessen möchte, so hat man die abergläubige wichtige Bedingung — hinzugefügt: daß dieses Wenden gerade in der ersten Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr geschehen müsse. — Es ist also dieser abergläubige Zusatz bloß daher entstanden, um leichtfertigen Haushaltern die Sache desto wichtiger zu machen, und es hatte also hier der Aberglaube noch einen ziemlich verzeihlichen Grund. Hieraus folgt, wie ichs auch verschiedentlich von sonstigen Fabeln, (besonders im Artikel Leichenstein,) schon dargethan habe, daß man viele abergläubige Dinge nicht allemahl eigentlich und wörtlich verstehen müsse, welches ich mit folgendem nach Aberglauben schmeckenden Satze beweise: Wer würde z. B. nicht lachen und es für den dummsten Aberglauben in der ganzen Welt halten, wenn er hörte: um einen Garten recht schön grünend und blühend zu machen, grabe man einen Eselskopf, oder nur Hirnschädel von einem Esel, mitten in den Garten

ein. — Versteht man diesen Satz nicht eigentlich, so bleibt die Sache ganz richtig. Denn, wenn man Fleiß und gute Einsicht zum Gartenwesen mit in den Garten bringt, so wird in aller Hinsicht das Characteristische des Esels begraben, und der Garten kann durch Fleiß blühend werden und in Wohlstand kommen. Dies wollten die lieben Alten durch Anrathen dieses Mittels zu verstehen geben, und ist also in diesem Verstande so wenig ein lächerlicher, als abergläubiger Rath.

2. Man läßt die zu säende Samenfrüchte, durch ein Astloch, und zwar welches in einem Brette von einem Todtensarge ist, hindurch laufen. — Dies ist offenbar lächerlich, und bedarf keiner Widerlegung, weil es auf den Sperling nicht den geringsten Bezug haben kann.

3. Man läßt die Saatfrucht durch einen gedörrten Habichtsschnabel laufen, und säet sie sogleich darauf aus; hiernach soll der Acker und alle darauf wachsende Frucht frey vom Sperlingfraße bleiben. — Auch dieser Vorschlag ist eben so abgeschmackt als der vorige. Zwar ist der Habicht ein Raubvogel, und also ein Verfolger vieler unter seiner Stärke sich befindenden Vögel; allein, so wie der allerfurchtsamste Hase über das Gerippe des Wolfs läuft, und die Maus eine erstarrte Katze verlacht, so wird auch kein gedörrter Schnabel von einem Habichte, den noch dazu der Sperling nicht siehet, und der den dadurch laufenden Früchten weder Geschmack noch Geruch mittheilen kann, eine solche Wirkung haben.

4. Man behauptet: Wer eine Kröte bey Nachtzeit, um seinen, Tages vorher mit Früchten und besonders mit Hirse besäeten Acker herumträgt, und solche nachmahls mitten in den Acker vergräbt, der macht, daß weder ein Sperling noch sonst ein Vogel, ja selbst kein Gewürm, den Früchten auf diesem Acker zu schaden

den vermag. Man muß aber, ehe die Früchte geschnitten werden, die Kröte wieder ausgraben. — Es halten sich sonst oft genug lebendige Kröten in den Aeckern auf, und diese halten keinen Vogel ab, daher ists ausgemacht, daß eine todte Kröte solches Wunder noch viel weniger verrichten würde. —

5. Eben so, und vielleicht noch abgeschmackter ist folgende Procedur: Man geht Morgens vor der Sonnen Aufgang, ohne daß man etwas gesprochen hat, oder vor Ausgang der Sache spricht, um seinen Fruchtacker, worauf die Früchte sich zur Zeitigung anlassen, herum, beißt an drey Ecken eine Aehre ab, an der vierten aber nicht. Diese Aehren nimmt man in der Hand mit fort, und wirft sie, im Gehen, nachlässig von sich, am besten hinter den Rücken. Von Stund an soll kein Sperling mehr auf diesen Acker kommen können. Man giebt sogar vor, daß sie zwar Anfälle wagen, den Acker aber nicht berühren können, sondern, sobald sie nahe hinzu kommen, so geschwinde wieder zurück müßten, als wenn Feuer vor ihnen wäre. — — Wer diese abgebissenen Aehren in einen andern Acker wirft, der soll machen, daß die Sperlinge, die er von dem seinigen durch diese Kunst vertrieben hat, alle in diesen Acker kommen. Dieses Mittel trägt das Gepräge des vorigen, und ist, gerade nach diesem Recepte vollführt, ganz Aberglauben, und es geben ihm diese Umstände: vor Sonnen Aufgang — ungesprochen — desgleichen, daß man die Aehren, und zwar nur an dreyen Ecken des Ackers abbeißen soll — solches Gepräge.

Herr Professor Breidenstein (*) sagt von diesem Mittel: „Ein recht erfahrner Landwirth hier zu Gie„ßen, und der in allem Betrachte auch Glauben ver„dient, hat mich dessen versichert, daß er es (dieses

(*) Am ang. O. S. 92.

„Mittel) zu jeder Stunde des Tages angewendet, also „verschiedene der gewöhnlichen Umstände weggelassen, „und doch allemahl den erwünschtesten Nutzen davon „verspürt habe. Ich weiß nicht, was ich hierzu sagen „soll." — — — Mich dünkt, es ist die Erklärung auf dieser Seite leicht. Ein erfahrner Landwirth wird auch wissen, daß er seinen Acker öfters besuchen, und besonders gegen die Zeit der Reife der Früchte, aus vielen ökonomischen Ursachen, die hier zu weitläuftig sind anzuführen, selbst untersuchen muß. Solche öftere Besuche leiden die Sperlinge nicht, und sie werden gewiß allemahl von den schmahlen Ackerstücken verjagt werden, wenn der Besitzer rings umher geht, und sich an den Ecken noch so lange aufhält, um dort eine Aehre abzubeißen. Geschieht dies aber auch nur einmahl, so ist der Wirth sonst doch öfters dort, und sieht zu, ob das Mittel geholfen hat — woher die Sperlinge lieber von selbst schon ein Stück eher wählen, wo sie von dem Hauswirthe weniger gestört werden, welches ganz natürlich ist, und in dieser Hinsicht kann es auch ein erwünschtes Mittel seyn, ohne sich die Zähne an den Aehren zu zerbeißen, oder die Lippen vermittelst der Schärfe der vertrockneten Blätter zerschneiden zu lassen, da schon allein die Gegenwart eines Menschen, besonders noch, wenn er einen Stock führt, ohne welchen selten der Oekonom auf seinem Felde geht, hinreichend ist, Vögel von einem Orte wegzuscheuchen.

Alle bisher in diesem Artikel abgehandelte, und sich auf die Leichtgläubigkeit der Menschen beziehende Fälle, sind mehrentheils als ursprünglich in der Unbekanntschaft mit den eigentlich dahin gehörenden Dingen zu suchen, wie auch dann in dem störrischen Willen der Menschen, nicht forschen, nicht beobachten, nicht lernen und nicht begreifen — sondern nur bloß glauben zu wollen, um der Mühe selbst zu denken,

über-

überhoben zu seyn. Aus diesem Grunde wurden weiter denkende Köpfe ehemahls und noch zuweilen verfolgt, weil sie den trägen Seelenkräften anderer einige Arbeit machten — sie aber zu sehr der Ruhe gewohnt, in ihrem einmahligen Nebel eingehüllt, sich nicht so weit in die Höhe zu richten, noch viel weniger dem Schwunge hellerer Köpfe zu folgen vermochten. — Hierdurch wurde Neid und Bosheit angefacht — und was diese boshaften Menschen nun nicht begreifen konnten, oder wenn sie auch ein Läppchen davon begriffen hatten, tückisch dem weniger Gelehrten zu begreifen nicht gönneten, weil es wider ihre bisherige Lehre stritt, und also ihre vermeintliche Ehre darunter leiden würde, sollte nun Unwahrheit, Betrügerey, ja manches Mahl sogar Ketzerey, Hexerey und Gotteslästerung seyn. Es durfte also oft in jenen barbarischen Zeiten ein Weiser nicht reden, vernünftig in vielen Fällen nicht handeln; die allgemeine natürliche Vernunft wurde in fast unzerreißbaren Ketten gelegt, und das große offene Buch der Natur bedeckte man mit einem undurchdringlichen Schleyer, an dessen Stelle Fabeln und Ungereimheiten in allen Tempeln der seyn sollenden Vernunft aufgethürmt, und dem Volke nach Belieben hiervon Portionen ausgetheilt wurden. — Dies ist die Ursache, woher die Kenntnisse der natürlichen Körper in und auf unserer Erde, ob sie wohl eine Wissenschaft von der allergrößesten Wichtigkeit ist, und die ihren unmittelbaren Nutzen im gemeinen Leben mehr, als irgend einige andere zeiget, so spät erst zur jetzigen Vollkommenheit gelangt ist.

Da wir alles, was wir zum Unterhalte des Lebens brauchen, alle Heilungsmittel, Kleidungen, Wohnungen, und andere unentbehrliche Bedürfnisse, einzig und allein aus dem reichen Schooße der Natur erhalten, so erfordert nicht nur eine Art von Dankbarkeit, diese mildthätige Mutter kennen zu lernen, sondern die

Nothwendigkeit selbst befiehlt uns, und die Vorsichtigkeit räth uns, allen nur möglichen Unterricht einzuziehen, wie und was von den sichtbaren Dingen zu urtheilen sey, damit wir im Stande sind, aus ihnen dasjenige herauszusuchen, was uns nützlich ist, um uns davon zulänglichen Vorrath verschaffen zu können, und alle Vortheile, die sie uns darbieten, zu erhalten wissen.

Die schon bisherige Erfahrung, und die darauf gegründete grosse Hochachtung für des Schöpfers, von unserer Seite nie zu durchdringende und unergründliche Weisheit, gebietet uns zu glauben, daß kein Stein, kein Erdklumpen so verächtlich, kein Gewächs so geringe, kein Ungeziefer so unansehnlich sey, daß es nicht zu einem gewissen bestimmten — entferntern oder nähern Nutzen für die menschliche Haushaltung selbst, beytragen sollte. Wüßten die Menschen dieses alles recht anzuwenden, so hätte die Wirthschaftskunst ihre größeste Höhe erreicht, und der Grund zur zeitlichen Glückseligkeit wäre solcher Gestalt gelegt worden, so groß als selbiger sterbliche Menschen fähig sind, wenn sie sich derselben nur selbst theilhaftig machen wollen; denn, wir können gewiß seyn, daß Gott nicht allein gehörige, sondern auch zulängliche Mittel, alle Noth zu kehren, und gegen alle besondere Mängel unsers Körpers, in die Natur gelegt hat. Es kann daher die Naturgeschichte und die Lehre von natürlichen Dingen, von keinem Stande zu sehr untersucht, befördert und ausgedehnt werden, denn sie beschaftigt nachher die übrigen Wissenschaften und giebt ihnen weitern Anlaß und Gelegenheit, auf alle Art zum menschlichen Nutzen höchst anwendbar zu werden.

Wenn uns von verschiedenen Dingen bisher auch noch der Nutzen für die Hauswirthschaft unbekannt ist, und wir auf der andern Seite wieder verschiedene finden, die uns schädlich zu seyn scheinen, so ist es den-

dennoch nöthig, sie alle zu kennen, weil man sonst die schädlichen nicht ausrotten, oder sich vor ihnen hüten kann, so daß auch derselben Kenntniß immer noch nützlich bleibt. Ueber dieses sehen wir ja täglich, daß der wirkliche Nutzen von verschiedenen Dingen durch neue Versuche nach und nach ist entdeckt worden, und daß wir oft solche Sachen zu hägen und hoch zu schätzen Ursache gewinnen, die wir zuvor aus Unwissenheit und Leichtgläubigkeit, bloß weil es andere eben so Unwissende lehrten, als schädliche Thiere, Unkraut oder dergleichen, zu verderben gesucht hatten.

Fast in allen andern Wissenschaften geht es eben so zu. Sie würden alle bald aufhören, wenigstens sehr langsam zunehmen, wenn man alles verwürfe und verachtete, was nicht sogleich einigen Nutzen zu versprechen schien. Wie viel Beweise haben wir nicht, daß eine Untersuchung, die im Anfange gänzlich fruchtlos schien, und nur für eine vergebliche Neugierde gehalten wurde, andern unvermuthet Anlaß zu herrlichen, einsichtsvollen, und vortheilbringenden Erfindungen gegeben hat? — Was nur Wahrheit ist, muß alles in den Wissenschaften unwiderstehlich Platz finden; denn Wahrheit ist allemahl an sich selbst nützlich, sie stärket und erheitert unsere Vernunft, und bahnt den Weg zu unzählbaren andern Wahrheiten.

Aber auch dieserhalb müssen alle Wahrheiten desto mehr hochgeschätzt werden, die wir im Buche der Natur aufgezeichnet finden, als welche nicht allein unfehlbar nützlich zu wissen sind, sondern uns auch unsers vorzüglichsten Vaters, des Schöpfers unendliche Macht, Weisheit, Größe und Güte auf die nachdrücklichste Art verehren lehren, welche große Eigenschaften oft so vortrefflich aus den kleinsten, als aus den größten Sachen, mit hellem Glanze strahlen. Die unglaubliche Menge von Thieren und Gewächsen, anderer natürlicher Sachen nicht einmahl zu ge-

denken, ihre Schönheit, ihre künstliche Zusammensetzung, sonderbare Eigenschaften und Gesetze ihrer Haushaltung, eines jeden in seiner Art, ihre Gleichheit in gewissen Absichten, und ihre Unähnlichkeiten oder fast gänzliche Abänderungen — und was das Vornehmste ist, die vollkommenste Einrichtung von diesem allen zu einem einzigen Hauptzwecke, müssen nothwendig jeden aufmerksamen Beobachter in die größte Verwunderung setzen. Es wäre so vermessen als undankbar, wenn wir uns einbilden wollten, dieses alles sey so prächtig, so schön und so weislich eingerichtet, nur bloß unser Wohlbehagen allein daran zu nehmen — aber nein! wir sind deswegen mit Vernunft und Sinnen begabt, daß wir zugleich die Wunder der Natur aufmerksam betrachten — zwar an dieser Betrachtung uns vergnügen, welches auch Gottes Freude ist — aber auch ihn den Herrn der Natur daraus näher erkennen und preisen sollen. Entziehen wir uns dieser Schuldigkeit, so erniedrigen wir uns selbst, und machen uns den unedleren Thieren gleich, die alles vorbey gehen, was ihren Sinnen nicht auffällt und für sie nicht wohlschmeckend ist.

Leichtigkeit; ist das Abstractum des Beywortes leicht, der Zustand, die Eigenschaft eines Dinges, da es leicht ist, sowohl im eigentlichen Verstande, als auch in allen figürlichen Bedeutungen des Beywortes; besonders der Zustand, da uns eine Sache leicht wird, oder wenig Mühe und Anstrengung erfordert. Daher: die Leichtigkeit eines Körpers; mit großer Leichtigkeit tanzen — sich bewegen; die Leichtigkeit, über alle Gefahren hinzuschlüpfen, oder sich mit Leichtigkeit über Ungemach hinwegzusetzen; die Leichtigkeit des Pinsels, Grabstichels, Meißels; die Leichtigkeit zu denken oder zu schreiben, u. s. w. Hier muß ich noch anführen, daß einige Gelehrte statt die Leichtigkeit, die Leichte, sagen wollen

wollten; — ob dieses aber angehen mag, will ich andern Gelehrten überlassen; ich wenigstens halte es für unrecht. Uebrigens sehe man den Art. Leicht.

Leichtigkeit im Heben der Lasten. Die Nothwendigkeit beym Heben schwerer Lasten, um sie an einen andern Ort zu bringen, sich so viel als möglich Erleichterung in Hinsicht darauf zu verwendender Zeit, Kraft und Kosten zu verschaffen, ist von jeher schon von allen Nationen eingesehen, und, um mehrere Vortheile zu erlangen, um den Zweck dieser Wünsche zu erreichen, hat man schon längst die Lehren der Mechanik zu Hülfe gezogen, und zu diesem Behufe viele Maschinen zu erfinden und anzuwenden gesucht. Die Hauptsache hierin beruhet lediglich darauf, die Lehre vom Hebel immer geschickter anzuwenden, so daß dadurch die Kräfte verdoppelt werden. Zu diesem Behufe sind die vielen Arten von Krahnen schon erfunden, und nach des Orts Lage angebracht worden, worüber man den XLVIsten Theil der Encyklopädie, S. 545, fgg. nachsehen kann.

Was aber das leichte und schnelle Beladen der Frachtwagen betrifft, welche an allen Orten, wo die Fracht sich befindet, geschieht, und welches oft viele Menschen und Mühe erfordert, so ist in dieser Absicht von einem gewissen Herrn Buschendorf in Leipzig, eine Maschine bekannt gemacht worden, die dies mühsame Geschäft sehr erleichtern soll; indem das gewöhnliche Beladen der Frachtwagen vermittelst der Schrotleiter und mehrerer Hände, etwas langsam von Statten geht, und auch zuweilen mit beträchtlicher Gefahr verknüpft ist. Der Herr Buschendorf meint daher, es wird in großen Handelsstädten, und wo überhaupt viele Fracht auf die Achse zu verladen ist, hier beschriebene Maschine, welche die ganze Ladung durch Kraftanwendung einiger weniger Menschen, auf einmahl empor hebt, sie in jeder beliebigen Höhe durch

sich selbst fest hält, und dann langsam auf den Wagen nieder läßt, gute Dienste leisten, und ihre Aufbauung und Anschaffung auf vielfache Art reichlich vergelten.

Die Figur 4323 zeigt diese Maschine von der Seite, und Figur 4324 stellt sie von der obern Ansicht dar. Sie besteht aus vier eichenen Säulen, welche unten Blockräder haben, und welche mit Rahmenstücken, Riegeln und Kehlbändern zusammengefügt und verbunden sind. In Figur 4325 sieht man sie von hinten mit empor gehobner Last; und in Figur 4326 hat sie diese Last auf den untergefahrnen Frachtwagen niedergelegt. Die ganze Fügung und Verbindung des Gerüstes wird aus dieser Zeichnung deutlich seyn; woher man hierüber nichts weiter anzuführen braucht.

Das Hebewerk besteht aus zwey Seilwellen a und b, (Figur 4323 und 4324,) davon der Durchmesser der ersten sich zum Durchmesser der zweyten, wie 3 zu 2 verhält. Diese Wellen haben an ihren Enden starke gezähnte eiserne Räder u, u, u, u, von einerley Größe und Zahnzahl, welche in die beyden Getriebe der Mittelwelle c eingreifen, und also durch Umdrehung dieser in Bewegung gesetzt werden. Dreht man die Mittelwelle, so bekommen jene Seilwellen, um welche die vier Enden von zwey starken Seilen geschlungen sind, eine Bewegung, die zwar gleich geschwind, aber verschieden gerichtet ist, so daß, wenn sich das Seil an der einen abwickelt, es sich bey der andern aufwickelt. Da nun der Umfang der einen Welle größer als der andern ist, so wird sich auch, nachdem nun die große Welle aufwindet, mehr Seil aufwickeln, oder mehr Seil abwickeln, wenn die kleine Welle abwickelt.

Die beyden Seile f, f, Figur 4323, welche von einer Welle zur andern gehen, und um jede von der inwendigen Seite oben herum gewunden sind, tragen

zwey

zwey Kloben, g, g, welche an einem starken Balken h, h, angefügt, und zwar so angefügt sind, daß sich ihre Gabeln drehen können, je nachdem nun die Richtung der Seile eine Wendung der Rollen verlangt. Verkürzen sich nun die beyden Seile durch Aufwickelung an der großen Welle, welche ein und einhalb Mahl so groß ist, als die Abwickelung an der kleinen Welle — denn die Peripherien der Wellen verhalten sich wie ihre Durchmesser — so wird der Balken empor gehoben; und verlängern sich die Seile, welches der Fall ist, wenn die große Welle abwindet, so wird jener Balken niedergelassen. Dieser Balken hat fünf eiserne Kappen i, i, i, i, i mit Haken auf beyden Seiten, in welche letztere starke Ketten, wie auf der Figur zu sehen ist, zur Umfassung der Fracht oder Last, welche empor gehoben werden soll, eingehängt werden.

Will man nun vermittelst dieser Maschine einen großen Fuhrmannswagen beladen, so bringt man die ganze Fracht zusammen, und legt sie so an, auf und neben einander, wie sie auf dem Wagen, dessen Länge und Breite man auszumessen hat, liegen soll, schiebt dann die Lademaschine darüber, läßt den Tragebalken nieder, zieht die Tragketten unter der Last an den schicklichen Orten durch, und hängt sie auf der andern Seite wieder in ihre Haken ein. Ist die Last auf diese Art sicher, und so kurz als möglich mit dem Tragebalken verbunden, so fängt man an, sie empor zu winden, und zwar so hoch, (s. Figur 4325,) daß der zu beladende Wagen, wenn die eine Sparrleiste weggenommen ist, gemächlich zwischen die Maschine hinein und unter sie geschoben werden kann.

Dieses Aufwinden geschieht nun folgender Gestalt. An der Mittelwelle c, sind auf beyden Enden starke sägeförmig gezahnte eiserne Räder d, d, befestigt, deren eines seine Zähne gegen die große Welle zu, das

ande-

andere aber von ihr abgekehrt hat. Ein gabelförmiger Hebel e, e, faßt mit seiner Schere dieses Rad, indem er selbst vermittelst eines großen Oehres x, x, (Figur 4325 und 4326,) mit dem Rade an der Spindel steckt, jedoch nicht fest wie dieses. Eine bewegliche Hakenkrampe m und y, welche an einem Ende an dem Hebel angehespet ist, greift mit dem Haken am andern Ende in die Zähne jenes Rades, und dreht es, wenn der Hebel auf und nieder gezogen wird, um, wo nähmlich bey jeder Hebelaufhebung eine Anzahl Zähne, da sie abwärts gerichtet sind, von der Krampe überlaufen, und bey der Niederziehung die überlaufenen Zähne von der eingehakten Krampe vorwärts gedrehet werden. Den Hebel hebt die Feder o, nach jedem Niederdrucke, wenn dieser nachläßt, wieder auf, damit die Krampe zurücklaufen und wieder neue Zähne auffassen kann. Durch diesen Hebel kann man nun schon mit einer sehr großen Kraft auf das Sägezahnrad d, und vermittelst desselben in fortgehender Vermehrung durch das Getriebe an der Mittelwelle c auf die Wellenräder u, u, u, u, und dann die Seile selbst wirken. Diese große Kraft wird aber durch einen zweyten Hebel k, (Figur 4325 und 4327) welcher mit jenem durch das Seil l und r, verbunden ist, und seine Achse an der einen Säule bey k, (Figur 4323) hat, verstärkt; und hier ist es eigentlich, wo die Kraft angebracht, und die ganze Last, die ganze Befrachtung eines Wagens von einem oder ein Par Menschen empor gehoben wird. Man hebe nun die jenseitige Hakenkrampe y, welche der Umdrehung der Mittelwelle entgegen seyn würde, durch Anziehung der Schnur g, (Figur 4325) auf, und halte sie in dieser Lage durch Anhängung der Schnur unten bey z, an den Hebel p. Nun bewege man den Hebel k mit hinlänglicher Kraft auf und nieder, so wird die Mittelwelle ruckweise umgedreht, und den Seilwellen a und

b,

b, wird eine solche Bewegung mitgetheilt, daß die große aufwindet, indessen die kleine abwindet; und man setze diese Hebelbewegung so lange fort, bis die Last hoch genug empor gehoben ist.

Diese beyden Wellen halten sich nun durch die zwischen liegende Mittelwelle das Gleichgewicht, so daß die aufgezogene Last, sey sie auch noch so groß, keine Rückbewegung bewirken kann, und daß folglich nicht die mindeste Sperrung, die nach jedem Hube einfiele, weiter nöthig ist. Nennen wir die lebendige Kraft am Ende des Hebels k = 1, so ist sie bey v (Fig. 4327), und folglich am Ende des Hebels e (Fig. 4325), = $2\frac{1}{2}$, bey d (Fig. 4323), = 10, bey u (Fig. 4324), = 25, und an der Peripherie der großen Welle, = $31\frac{1}{4}$, so daß also ein dort angebrachter Centner, welches noch lange nicht das Gewicht eines erwachsenen Menschen von gewöhnlicher Größe ist, hier bey a, auf 30 Centner und drüber, die Friction nicht mitgerechnet, vermag. Wäre nun die ganze Wagenladung 60 Centner, so trüge jede Welle 30 Centner, und nur 30 Centner wären, da bloß die große Welle hebt, empor zu heben. Nun drückt zugleich die kleine Welle mit dem halben Gewichte ihrer Last = 15 Centner, als wodurch eben das Stehen der Wellen bewirkt wird, gegen das Getriebe der Mittelwelle niederwärts, und durch dieses gegen das Rad der großen Welle aufwärts, wodurch denn jene Kraft noch einen beträchtlichen Zuwachs, der die Friction übertrifft, und die Hebung erleichtert, erhält. Man sieht also, daß man mit dieser Maschine eine unerwartet große Last mittelst einer kleinen, vermittelst des Gewichtes eines einzigen Menschen empor heben, und in jeder Höhe durch sich selbst schwebend erhalten kann, wodurch sie nicht allein zum Wagenbeladen, sondern auch noch zu vielem andern Gebrauche, wo große Lasten

sten zu heben und auf etwas niederzulassen sind, dienlich und anwendbar wird.

Ist die Fracht, um wieder zur eigentlichen Anwendung dieser Maschine zurück zu kehren, hoch genug, wie Figur 4325 zeigt, empor gehoben, so zieht man, wie auch schon gemeldet worden, den Wagen zwischen die Maschine hinein (Figur 4326) und rückt ihn an die gehörige Stelle unter die Last, so daß diese beym Niederlassen gerade so zu liegen kommt, wie sie liegen soll. Man setzt nun die Krampe m, auf die bereits angezeigte Art durch Abhängung bey w, außer Thätigkeit, und läßt dafür die Krampe y, durch Anhängung bey z, an. Man bewegt nun den zweyten Hebel p, welcher eine entgegengesetzte Drehung der Mittelwelle c, und folglich ein Abwinden des Seiles an der großen Welle a bewirkt, wodurch dann die Last sanft niedergelassen und auf den Wagen gelegt wird. Nachher zieht man die aufgehängten Trageketten unter ihr hervor, und läßt den Wagen fahren, oder man schiebt die Maschine zurück.

Um die Kraft zu vermehren, oder zu vermindern, kann man die Seile l und r, bey v, v, näher an den Ruhepunct, oder weiter davon abbringen. Das erste macht die Bewegung langsamer, und das zweyte beschleunigt sie.

Um auch den Stand der Maschine desto mehr zu sichern, kann man Streben t, t, (Figur 4327 und 4328) an die Säulen ansetzen.

Vielleicht möchten sich auch noch einfachere Maschinen erdenken lassen, die eben dies verrichten, besonders wenn man nicht darauf sieht, daß die ganze Fracht mit einem Mahle auf dem Wagen gesetzt werden soll, welches bey dieser Maschine doch auch in manchen Stücken Schwierigkeiten und Zeitverlust geben mag, wenn z. B., wie es doch oft genug der Fall ist, die Frachtgüter sich nicht so, wie Ballen und Fäs-

ser,

ser, paßlich zusammen packen lassen, und man sie doch vorher unter der Maschine schon so zusammen packen muß, wie sie auf dem Wagen liegen sollen. In den Kaufmannshäusern, wo man eine starke Winde hat, können vermittelst derselben ebenfalls große Lasten gehoben und mit Leichtigkeit auf den Wagen gesetzt werden. Und da man die Fracht unter die Maschine zusammenbringen muß, welche sich doch auch oft an verschiedenen Orten befindet, so kann derjenige, der eine Winde in solcher Lage hat, daß Wagen darunter fahren können, sich derselben vielfältig zu diesem Behufe bedienen, wie es auch häufig der Fall ist. Dessen ohngeachtet ist aber der Vortheil oben beschriebener Maschine nicht zu läugnen, und er wird sich besonders dann zeigen, wenn sie sich auf einem Packhofe, wo kein Krahn ist, oder überhaupt in einem großen Waarenraume befindet, da man sie alsdann nach Belieben von einer Ladung zur andern fortrücken kann.

Leichtlich; ist ein Adverbium, und bedeutet so viel, als: auf eine leichte Art, ohne Mühe, ohne Anstrengung, auch leicht, in den figürlichen Bedeutungen dieses Nebenwortes — oder was man im gemeinen Leben auch häufig nennen kann. Der biblische Sinn dieses Wortes ist bald — ohne viele Mühe, z. E. Wie er die Stadt leichtlich gewinnen möge, Judith 10, 14. — Die unsterbliche Speise, die doch wie ein Eis leichtlich zerschmolz, Weisheit 19, 20. — daraus man leichtlich spüren konnte, 2 Maccab. 3, 17. u. s. f. —.

Leichtsinn; dieser kann 1. derjenige Zustand des Gemüths seyn, da man Dinge aus vorsätzlicher Unterlassung der gehörigen Ueberlegung geringer schätzet, für unwichtiger hält, als sie wirklich sind. Daher ist die Redensart: Sein Glück aus Leichtsinn verscherzen; jemanden aus bloßem Leichtsinne beleidigen, u. s. w.

2. Man

2. Man versteht unter Leichtsinn auch denjenigen Zustand des Gemüthes, da man ohne gegründete Ursache, aus bloßer Willkür, von einer Vorstellung, oder von einem Grundsatze zum andern übergehet. In beyden Fälien wird es auch von der Fertigkeit dieses Zustandes gebraucht, welche aber eigentlich das Wort Leichtsinnigkeit ausdrückt. Im Plattdeutschen heißt dieses Wort Lichtmoot. Man sehe die Artikel Leichtfertig und Leichtfertigkeit, welche hiermit sehr genau verwandt sind.

Leichtsinnig; ist sowohl ein Adjectivum als Adverbium, und geht seine Grade: leichtsinniger und leichtsinnigste, durch, wo es so viel bedeutet, als Leichtsinn habend, weßhalb man dieses Wort verschiedentlich gebrauchet; z. E. ein leichtsinniger Mensch; eine leichtsinnige Handlung; leichtsinnige Reden, und dergleichen mehr. Im Plattdeutschen heißt es lichtmödig, oder lichthardig, (leichtherzig,) im Schwedischen lättsinnig.

Das Wort leichtsinnig kann auch in aller Rücksich relativisch betrachtet werden, je nachdem die Begriffe der Menschen und Nationen sind. Hierüber will ich nur einen Vergleich anstellen: Der noch ganz an die alten Satzungen hängende Jude hält es für eine der leichtsinnigsten Handlungen in seinem Volke, wenn seine Glaubensbrüder ohne bedecktes Haupt trinken; — der deutsche Bauer hingegen, und alle diejenigen, welche sich in Sitten und Begriffen noch nicht weit über ihn erhoben haben, halten es wiederum für sehr leichtsinnig, wenn jemand ihres Gelichters sich mit einer Mütze oder überhaupt mit bedecktem Haupte zum Essen setzt. Diese letzte Gewohnheit ist sehr alt, und scheint in einer wahren Gottesverehrung ihren Grund zu haben, indem man die Gabe Gottes nicht ohne Ehrerbietung annehmen wollte. Aber auch eben dieser Begriff fand bey den Juden Statt — und nur in

der Ausübung der Devotion gegen den gütigen Geber steckt die Verschiedenheit der Begriffe; und aus dieser Verschiedenheit entspringt auch die darnach eingerichtete Regel, die Gränzen zwischen dem Leichtsinne und wirklichem einmahl als richtig angenommenen Wahrheitssinn. —

Leichtsinnigkeit. Dieses Wort wird auf dreyerley Art gebraucht, denn es bedeutet 1) eben das was Leichtfertigkeit sagt, nähmlich die Fertigkeit leichtsinnig zu seyn, also den Leichtsinn selbst, und in dieser Hinsicht wäre es ohne Plural gebräuchlich; 2) den Zustand des Leichtsinnes selbst, ebenfalls ohne Plural, und 3) versteht man darunter leichtsinnige Handlungen.

Leichtsinnigkeit, Unbeständigkeit und Veränderlichkeit, bedeuten nach dem Stosch fast einerley. Ein leichtsinniger Mensch wird sich niemahls mit wahrem Ernste und Eifer auf eine Sache legen, es ist nichts, was er recht zu Herzen nehmen sollte. Ein Unbeständiger kann zwar im Anfange sehr hitzig und ernstlich eine Sache treiben, aber es währet nicht lange. Ein Veränderlicher fällt von einem auf das andere.

In der Freundschaft meinet es also ein leichtsinniger Mensch niemahls recht ernstlich, er ist kein wahrer Freund, und man kann ihm kein Geheimniß anvertrauen. Der Unbeständige, meinet es zwar anfangs ernstlich und gut, aber seine Gesinnung dauert nicht lange, nach und nach wird seine Freundschaft erkalten. Der Veränderliche ist zu einer Zeit recht hitzig in seiner Freundschaft, und zu einer andern ganz kaltsinnig. Heute wird er seinem Freunde alles zu Gefallen thun, und Morgen alles abschlagen, bis hernach eine Zeit kommt, da seine Freundschaft gleichsam von neuem erwachet.

Der leichtsinnige Mensch nimmt weder ein Glück noch ein Unglück sehr zu Herzen. Der Unbeständige

kann dabey eine große Freude oder Traurigkeit empfinden, allein sie dauert nicht lange. Der Veränderliche freuet sich einen Augenblick über ein Glück, daß ihm begegnet, und gleich darauf hat er es wieder vergessen, bis etwas vorfällt, welches ihm das zugestoßne Glück aufs neue wieder in Gedanken bringt, und also seine Freude erneuert. Eben so verhält er sich auch bey dem Unglücke, bald ist er traurig, bald giebt er sich wieder zufrieden.

Im Artikel **Leichtfertigkeit**, welcher im Ganzen eben das, was Leichtsinnigkeit, ausdrückt, habe ich schon verschiedenes hierher gehörige abgehandelt, und ich füge nur noch hinzu, daß der Leichtsinn, oder die Leichtsinnigkeit, sehr häufig schon in der gehabten Erziehung der Menschen liege. Der Leichtsinn verleitet zu Unrecht, Betrügerey und allen Arten menschlicher Bosheit, ja selbst die heutigen allenthalben angesponnenen Revolutionen, können häufig nichts weiter als Geburten von leichtsinnigen Menschen seyn. Hierbey fällt mir der vortreffliche Gedanke des Herrn Forstraths Enderling ein (*); er redet von dem beständigen Kriege der Menschen mit den Raubthieren und sagt: — — „es ist zu verwundern, daß der Hund das einzige „Raubthier ist, welches in diesem Kriege dem Men„schen gegen alle Thiere freywillig beysteht, als ob er „allein unter allen Raubthieren die Herrschaft des „Menschen anzuerkennen, für seine Schuldigkeit hielte. „Wahrhaftig, eine wunderbare liebenswürdige Eigen„schaft, eine Treue, die wohl verdient mit Gewogen„heit belohnt und nachgeahmt zu werden, besonders in „Rücksicht der Treue gegen den Landesherrn! — —

Leichtstein, ist ein etwas breites kleines Blech, welches die Bergleute beym Grubenlicht gebrauchen, den Tocht damit zu putzen, und vorwärts zu schieben.

Leich-

(*) Natürliche Cameral-Wissenschaft, 2 B. S. 71.

Leichzeit, ist diejenige Zeit, in welcher gewöhnlich die Fische zu leichen pflegen. Was Leich und Leichen heißt, ist schon in der Encyklopädie, Th. LXXIII, S. 86, beschrieben worden, nähmlich wenn in gewissen Jahrszeiten die Milchner und Rogner an seichten Orten, in Flüssen, Seen und Teichen, ihren Samen und die Brut von sich lassen, welche letztere hernach von der Sonnenwärme lebendig wird. Bey den Fischen weicht die thierische Oekonomie in Hinsicht der Fortpflanzung von der Einrichtung anderer Landthiere beträchtlich ab. Man hält dafür, daß keine wahre Begattung unter den Fischen geschehen könne, weil sie keine äußerlichen Geburtsglieder haben; indessen weiß man doch so viel, daß das männliche Geschlecht dem weiblichen zuweilen nachfolget, daß es sich sehr nahe an das Weibchen begiebt, und daß beyde Theile sich mit den Bäuchen an einander reiben; nachher läßt das Weibchen den Rogen von sich, das Männchen folgt diesem Striche sehr begierig nach, und läßt seinen Samen oder Milch auf diesen fließen, welches man für die Befruchtung hält. Die Fruchtbarkeit der Fische übertrifft die aller andern Thiere, so daß man 3 bis 4 Millionen Eyer bey einem Cabeljau gezählet haben will.

Viele von den Seefischen verlassen gegen ihre Leichzeit das Meer, und steigen in die Flüsse, um ihren Eyern eine bessere Stelle zu verschaffen; manche Gattungen aber, welche zu entfernt vom Gestade sind, können so weit nicht hin kommen, weßhalb sie ihre Eyer auf der Oberfläche der See schwimmen lassen, wo sie von den Sonnenstrahlen ausgebrütet werden. Unsre mehresten Fische in den Landseen suchen um diese Zeit überschwemmte Wiesen, Bäche, Gräben, ja sogar die unbeträchtlichsten Wasserläufe auf, und gehen stets gegen den Strom. Hier stehen sie, so wie auch am flachen sandigen Ufer zuweilen so hoch, daß man den

Rücken aus dem Wasser ragen siehet. Es würden die Fische, vermöge ihrer bewundernswürdigen Fruchtbarkeit, sich sehr vermehren, wenn nicht gerade in der Leichzeit die Menschen, (welches höchst unrecht ist, und wider alle Grundsätze der Haushaltung streitet,) ihnen am allerhäufigsten nachstellten, indem sie sich jetzt von befugten und unbefugten Fischern am leichtesten fangen lassen, wozu man alle nur ersinnliche Veranstaltungen trifft. Dann sind auch schon die Eyer so mancherley Gefahren unterworfen, und es werden ihrer viele Tausende von andern Fischen, Amphibien und Wasservögeln gefressen. Viele aber werden vom Winde und Wellen an allzu seichte Oerter verschlagen — manches Mahl läuft das Wasser überhaupt auch ab, oder es versieget dort, wo die Fische geleicht haben, und die Eyer vertrocknen und verfaulen. Zu den Wasservögeln, die besonders auch die Fischeyer gern fressen, gehören alle Arten von Taucher, Gänse, Enten und Schwäne.

Will man die Leichzeit der Fische nach den Monathen bestimmen, so kann es nach folgender Richtschnur geschehen, daß überhaupt alle Fische von Ostern bis Jacobi nur leichen, und da fangen besonders im Monath März die Hechte, Barsche, Lachse, Neunaugen, (Bricken,) Häßlinge und Gründlinge an. Im April streichen außer den vorhergenannten, die Weißfische, Rothaugen, Elritzen, Schmerlen und Alten oder Eltfische. Im May folgen Karpfen und Karauschen. Im Junius kommen nebst vorhergenannten die Schleihe. Im Julius leichen noch die in den beyden vorherigen Monathen genannten. Im August streichen die Karpfen zum vierten Mahle, weil aber diese Brut nicht sonderlich mehr ist, so pflegt man sie die Stoppelbrut zu nennen. Die Quappen oder Aalraupen machen in dieser Ordnung eine Ausnahme, denn sie streichen im December.

Was

Was übrigens bey dem Leichen eines jeden Fisches besonders zu merken ist, findet man auch bey jeder besondern Fischart angemerkt, im Allgemeinen aber kann man ein Mehreres hiervon im XIIIten Theile der Encyklopädie, S. 476, fgg. im Artikel Fisch, nachsehen.

Leid, ist ein Adverbium, welches aber ehedem in einem größern Umfange der Bedeutung üblich war, als jetzt, indem es einen jeden beträchtlichen Grad der unangenehmen Empfindung, und eine solche Eigenschaft der Dinge bedeutete, welche dieselbe verursacht. Man nahm es z. B. für häßlich, ekelhaft, beschwerlich, zornig, Abscheu empfindend, und dergl. mehr, von welchen Bedeutungen hin und wieder (denn es kam auch als ein Beywort vor), sowohl im Deutschen als in den verwandten Sprachen, noch Beyspiele vorkommen. Die leiden Gäste, die beschwerlichen, unangenehmen Gäste, beym Frisch. Das Schwedische led, Isländ. leidur, Angels. lath, bedeuten sowohl gering als häßlich, in Ansehung der äußern Gestalt. In Borhorns Glossen ist leidlich, abscheulich; leidlichen, verabscheuen; und leidsami, der Abscheu; so wie auch bey dem Kero leidsam, abscheulich ist.

Jetzt gebraucht man dieses Wort gewöhnlich nur in engerer Bedeutung, wo es einen geringern Grad von Gram, Unruhe, Furcht und Reue empfindend, anzeigt, in welchen Fällen es im gemeinen Leben noch am häufigsten als ein Nebenwort vorkommt; z. B. es ist mir leid, d. h. ich empfinde Gram, Kummer, es dauert mich. Daher die biblische Redensart: Darum lasset uns das leid seyn, und Gnade suchen mit Thränen, (Judith 8, 12.) welche weiter nichts sagt, als: lasset uns Reue empfinden. Jemanden eine Sache leid machen, heißt: einem einen Widerwillen gegen eine Sache einflößen, und die gute

Meinung, welche man sonst für sie hägte, untergraben; deswegen bedeutet die Redensart: Lassen Sie sich das nicht leid seyn, auch eben so viel als wenn man sagte: seyn Sie froh! die Sache ist besser, als Sie glauben (*).

Leid, (das) wird im gemeinen Leben für Gram, Trauer, Schmerz und Betrübniß, genommen, und findet sich jetzt am häufigsten in der vertraulichen Sprechart. Ottfried nimmt leid und leidlust in eben dieser Bedeutung, so wie Willeram leit dafür nimmt. Im Niedersächsischen heißt es Leed und Leid, auch Leers, oder vielmehr: wat Leers (daher wat Leers daun, oder leeds dohn, jemanden beleidigen); im Schwed. Led; im Wallis. Alaeth; im Dänisch. Lee, Leede; diese Wörter bedeuten aber auch zum Theil körperliche Krankheiten, allerley Arten von Unfällen und Widerwärtigkeiten. Daher scheint es, daß das Wort Leid zunächst entweder den lauten Ausbruch der Schmerzen des Leibes und des Gemüthes, oder auch den Ausdruck derselben in den Gesichtszügen, bedeute, und in diesem letzten Falle würde die im vorigen Artikel angeführte Bedeutung des Beywortes, da es für häßlich, widerwärtig, gebraucht wurde, die erste und eigentliche seyn. Auch kann es zu dem Worte laut und dessen Verwandtschaft gehören.

Untersucht man das Wort Leid aber weiter in substantivischer Bedeutung, so zeiget es, wiewohl in einigen nur noch wenigen Fällen des gemeinen Lebens, Haß und Widerwillen an. Z. E. man rede weder zu Liebe noch zu Leid, wie es in den Eidesformeln heißt, wo es aber auch die folgende Bedeutung der Beleidigung, der Kränkung, erträgt, also überhaupt unangenehmer Empfindungen, in so fern sie einem andern,

(*) Man kann hierüber Stosch Versuch in richtiger Bestimmung ꝛc. 3ter Th. S. 470, weiter nachsehen.

dern, und zwar unverschuldeter Weise, zugefügt worden. Daher sagt man: es soll dir kein Leides, oder nichts zu Leide geschehen. In einem alten Gedichte auf Carl den Großen, heißt es beym Schilter: Er hat mir vile ze Laithe getan. — Ditmar von Ast: Swas mir leides ist geschehen. — In Lieb und Leid, in guten und bösen Umständen. Daher: sich Leides thun, welches im gemeinen Leben, Hand an sich selbst legen, sich selbst ermorden, heißt.

In engerer Bedeutung wird durch Leid auch ein Wehklagen, und figürlich Gram, Kummer, Betrübniß und Traurigkeit verstanden; und es bedeuten diese Wörter überhaupt eine unangenehme Gemüthsbewegung, welche entweder durch den Verlust eines Guten, oder die Empfindung eines wirklichen Uebels erwecket wird. Das Wort Traurigkeit bezieht sich mehr auf die innerliche Gemüthsbeschaffenheit selbst, ja in gewissen Fällen kann die Traurigkeit bloß aus der Gemüthsbeschaffenheit des Menschen entstehen. Das Wort Betrübniß hat allemahl eine Beziehung auf die Sache, welche die Betrübniß erwecket. Es kann keine Betrübniß seyn, ohne daß sie durch ein zugestoßenes Unglück verursachet worden. Das Leid hat ein Unrecht oder Beleidigung zum Grunde. Dieses mit dem Worte Herz zusammengesetzt, also das Herzeleid, wird durch ein solches Unglück verursacht, welches wir an Personen erleben, die uns besonders nahe und zu Herzen gehen.

Wenn man sagt: dieser Mensch ist traurig, so siehet man bloß auf seine Gemüthsbeschaffenheit, oder auf die Traurigkeit selbst, die er empfindet, ohne dabey eben vorauszusetzen, daß ihm ein Unglück begegnet sey. Hingegen, wenn man sagt: dieser Mensch ist betrübt, so siehet man zugleich auf die Sache, welche ihn betrübt macht; man setzet voraus, daß

ihm etwas Widriges, oder Unglückliches, zugestoßen sey.

Wir haben Leid, sowohl, wenn wir uns selbst etwas Unrechtes gethan haben, da wir sagen: Es ist uns leid; als auch, wenn uns von einem andern ein Unrecht angethan worden ist, da wir sagen: Es hat uns leid gethan. Daher kommt auch das Wort beleidigen, jemanden Leid oder Unrecht anthun. Dieser Begriff scheint sogar in der Redensart übrig zu seyn: Leid tragen über einen Todten, weil man ehedem unter einigen heidnischen Völkern die Todten beschuldigte, daß sie unrecht gethan hätten, ihre Freunde zu verlassen, und sie daher bey dem Begräbnisse zu befragen pflegte, warum sie gestorben wären, da ihnen doch niemand etwas zuwider gethan, und sie alles Nöthige auf der Welt gehabt hätten? wie ich dergleichen verschiedene Beyspiele, Th. LXXIII, im Art. Leichenbegängniß angeführt habe.

Herzeleid erlebet man an solchen Personen, die uns besonders nahe angehen. Aeltern haben Herzeleid an ungerathenen Kindern. Es ist ein großes Herzeleid für sie, wenn ihnen erwachsene Kinder, von denen sie die beste Hoffnung hatten, durch den Tod entrissen werden. Ein großes Herzeleid für einen Ehegatten, wenn er des andern beraubet wird. —

Wir sehen also allemahl das uns begegnende Leid als ein Unglück an, und daher sind wir dabey sowohl traurig, als betrübt; daher die biblischen Redensarten: Ich werde mit Leide hinunter fahren in die Grube. (1 Mos. 37, 35.) Und ward aus dem Siege des Tages ein Leid unter dem ganzen Volk. (2 Sam. 19, 2.) Ich habe ihr Geschrey gehört — ich habe ihr Leid erkannt. (2 Mos. 3, 7.) Und so auch in andern Stellen mehr, wo auch die Redensart leid-

tra-

tragen, d. i. Gram, Kummer, Betrübniß überhaupt empfinden, häufig vorkommt.

Um jemand leidtragen, heißt also daher, eines Menschen Tod bedauern; hingegen, einem das Leid klagen, wie dieses noch in einigen Gegenden gebräuchlich ist, heißt: condoliren, oder ihm sein Beyleid bezeigen. Hieraus entsteht wieder die figürliche Bedeutung der Trauerkleidung, doch nur im gemeinen Leben, sowohl Ober- als Niederdeutschlands; ferner: im Leide gehen, trauern, oder die Trauerzeit, ja sogar die Trauerkleidung; woher das volle Leid, das Halbleid und das Kleinleid. Nicht weniger verstand man ehemahls, und versteht man zuweilen auch noch unter Leid, im figürlichen Verstande, das Leichenbegängniß, die Leichenbegleitung, — und in dieser Hinsicht bedeutet: im Leide gehen, in der Leichen-Procession — in der Nachfolge gehen. — Das Leid begleiten, heißt: die Leiche begleiten; folglich dehnt sich dieser Begriff sogar bis auf den Begriff von einer Leiche aus; also ein Männerleid, eine männliche Leiche — ein Weiberleid, eine weibliche Leiche. Hierher gehören auch die zusammengesetzten Wörter, welche in Ober- und Niederdeutschland hin und wieder noch im Gebrauche sind, als: Leidbitter, Leidbrief, Leidfrau, Leidhaus, Leidkleid, Leidflor, u. s. w. statt Leichenbitter, Trauerbrief, Klagefrau, Trauerhaus, Trauerkleid, Trauerflor, u. s. w.

Aus diesem allen wird man abnehmen, daß das hochdeutsche Wort Leid, für Sprachforscher nicht allein sehr wichtig, sondern an und für sich selbst auch von einem sehr großen Bedeutungsumfange sey, denn es zeiget Kummer, Gram, Reue, Haß, Widerwillen, Traurigkeit, Betrübniß, Beleidigung, ja sogar mit noch einigen andern Zusätzen verbunden, und dann figürlich genommen, die Trauerkleidung, den Trost in der Trauer, und — die Leiche selbst an.

Die plattdeutsche Sprache (*), welche man, als erwiesen, für älter als die hochdeutsche ansehen kann, drücket alle diese Bedeutungen, wie es schon angeführet worden, mit dem Worte Leed aus, und hierzu gesellet sich noch eine Hauptbedeutung, (vielleicht, weil diese Sprache ärmer als ihre Tochter war,) nähmlich der Begriff von einem Liede, Gesange, oder figürlich, weil Gesänge und Lieder Texte haben, von einem Gedichte, einer Ode, Romanze, oder Erzählung jeder Art in Versen. Der Plural dieses Wortes heißt Leeder, oder nach anderer Mundart Leerä, woher ein solcher Mann, der auf dem Lande mit Gedichten, Traumbüchern, u. dgl. herumgeht, een Leeräkiel, oder bey denen, die schon etwas feiner sprechen wollen, een Leedermann, genannt wird. Das Gesangbuch nennen viele von den wendischen Nachkommen in Niedersachsen: dat hilg Leeräbook, das heilige Liederbuch. —

Ich

(*) Es ist möglich, daß mancher Leser, der den Geist dieser Sprache nicht kennt, oder wenigstens ihn nicht für so wichtig, so überaus viel einfließend in unsere jetzige hochdeutsche Sprache hält, als er doch wirklich ist, und deshalb merke ich hier an, daß die plattdeutsche Sprache älter ist, als die hochdeutsche; ja sogar, daß es Schriftsteller gegeben, die die griechische Sprache für eine Tochter der celtischen, oder alten deutschen Sprache, erkläret, und sich dieses nicht haben ausreden lassen wollen. Davon zeuget Jac. Fr. Reimmann (Hist. litter. P. I. p. 170). Auch Joh. Gorop, mit dem Beynahmen Becanus, äußerte schon vorher solche Grundsätze, als ungezweifelte. Holland war in seinen Augen das ehemahlige Paradies — und eine alte plattdeutsche Mundart die Mutter aller übrigen Sprachen. (*H. Opit.* ogd. quaest. philolog. I. p. 5. Jen. 1672. 4. *H. Muhlii* dissert. de orig. var. *linguar.* p. 29. Kil. 1693. 8.) Wenn diese Meinungen nun zwar wohl zu weit getrieben, so hat ihnen vielleicht die sehr große Aehnlichkeit einiger griechischen Wörter mit einigen plattdeutschen, sowohl im Klange als in der Bedeutung selbst, Anlaß dazu gegeben. Man sehe Hannöverische gelehrte Anzeigen, aus dem Jahre 1750, St. 51.

Ich habe im Artikel Leichenbegängniß zu zeigen gesucht, daß von je her, so weit uns die Geschichte der Völker bekannt ist, das Klagen um die Todten nach gewissen Ordnungen eingerichtet worden, wobey man auch die Thaten und Tugenden des Verstorbenen, in gewissen geordneten Reden verfaßt, absang; aber auch nicht allein die Todtenklagen wurden gesungen, sondern es ist bekannt, daß die Propheten und Wahrsager ehedem ihre Prophezeiungen mit Gesang ausgesprochen haben. Als Bileam weissagen wollte, hub er seine Lieder an, und Mosis Abschiedsrede und Segen an das Volk bestand in einem Liede. Samuel sagte dem Saul: es werde ihm ein Haufen Propheten begegnen, und vor ihnen her ein Psalter und Pauken und Pfeifen und Harfen und sie weissagend. — Die Harfenspieler des Sauls haben wahrscheinlich nicht, ohne dabey Lieder zu singen, gespielt, welches sich schließen läßt, weil Elisa, wie er weissagen sollte, einen Spielmann forderte, und darauf erst, wie musicirt worden, heißt es, sey die Hand des Herrn auf ihn gekommen. Ohne Zweifel hat auch die Delphische Priesterinn mit Gesang geantwortet, indem sie ihre Antwort in Versen, welche zu der Zeit gesungen wurden, hervorgebracht. Daher auch sowohl Apollo eine Leyer, als die Musen musikalische Instrumente führen. Orpheus, welcher einen neuen Gottesdienst in Griechenland gebracht, wird zugleich als ein vortrefflicher Musicus beschrieben. Die Lehren und Geheimnisse der Religion, die Thaten berühmter Männer, Prophezeiungen — alle diese Dinge waren mit der Dichtkunst in genauer Verbindung, wurden von den Priestern aufbewahrt, und unter Gesang publicirt, wovon auch Vates sowohl einen Dichter als Wahrsager bedeutet.

Wenn wir nun zwar den Inhalt unserer alten Bardenlieder, die ebenfalls Religionsgeheimnisse, Heldenthaten, Prophezeiungen und Geschichte im Allgemeinen in sich enthielten, nicht mehr vollständig haben, so wissen wir doch so viel, daß sie gesungen, folglich musikalisch vorgetragen worden, und in dieser Rücksicht bedeutet das alte deutsche Wort Leed eine jede in feyerlicher Gemüthsstimmung verfaßte und abgemeßne Rede. Solche Lieder sind auch das hohe Lied Solomonis, und die Klagelieder Jeremiä, in welchen letztern besonders (C. 3, v. 63,) noch bewiesen ist, daß bey allen Gelegenheiten Lieder gesungen worden.

Die Deutschen verfaßten noch nach den Zeiten Heinrichs des Vogelstellers, ihre Chroniken nach dieser uralten Sitte in Versen, wovon ich hier das Fragment aus einer solchen Chronik anführen will:

Eyne alde Kroniken
Hore we jen (Hören wir sagen. Je, ja; jen, jahen, bejahen.)
Dat de Förste dogentrich (Tugendreich)
Neme to Wibe herlich
Eyne Frowen de heit Mechtild
De was van Ringelheim, also men wilt.
Grewen Imathes Suster,
De gewan dem Konige rich
Dre Sone herlich,
Otto, Brun unde Henrich,
Van den ek hierna spreken wil.

Dieses ist die Stelle, (Chronicon Rhythmicum Principum Brunsuicensium Tom. III. Scriptorum Rerum Brunsvic. *Leibnitii*, pag. 18, seq.) woraus einige Geschichtschreiber haben beweisen wollen, daß die Königinn Mechtild, Heinrich des Vogelstellers Gemahlinn, die Tochter eines Grafen von Ringelmi, oder

oder Ringelheim, gewesen seyn solle. Was die historisch = genealogische Richtigkeit dieses Liedes betrifft, soll hier nicht entschieden werden, wohl aber so viel, daß auch dergleichen Materien Lieder (Leeder) waren, um sie faßlicher und eindrücklicher zu machen.

Bey dieser Gelegenheit kann ich eine Anmerkung nicht vorbey lassen, die mir vielleicht in der Folge nicht so lebhaft als jetzt seyn möchte, worauf mich aber das plattdeutsche Wort Leed führet. Es existirt eine alte Sage, fast unter allen Nationen, daß der Schwan vor seinem Ende singe, und hierdurch seinen nahen Tod anzeige. In wiefern schon Plinius, Apulejus und Cicero diese Sage für eine Fabel halten, und sie erklären, will ich hier, als bekannt, nicht anführen, allein eine mir nicht unwahrscheinliche Muthmaßung äußern, (weil ich darüber noch nichts Bestimmtes gelesen habe,) daß das altdeutsche Wort Swanen Leed, welches wir im Hochdeutschen Schwanengesang übersetzen, und damit den Begriff jener ehemahligen Sage verbinden, nicht diese vermeinte Bedeutung — oder wenigstens nur sehr entfernt figürlich habe; — daß vielmehr die Bedeutung des Ausdrucks Swanen Leed in denjenigen Zeiten des grauen Alterthums aufzusuchen sey, in welchen die Religionslehren der verschiedenen Völker noch fast überall einerley, und nur von Mund zu Mund den Nachkommen, also durch mündliche Traditionen, übertragen worden sind — und daß alle Völker der Vorzeit, bey denen diese Sage, selbst auch in ihren verschiedenen Sprachen, bekannt und geltend gewesen, selbige aus einer Urquelle geschöpft haben können. Vielleicht haben andere Völker durch Veranlassung ihrer Sprache schon bald die eigentliche Bedeutung dieses Wortes oder Begriffes verloren, und nur die alten Deutschen behielten ihn rein, bis sich die Sprache änderte, und sie ihn dann wörtlich nahm, und sich aus der Naturgeschichte des Schwans über=

überzeugte, daß der Vogel Schwan nicht singe, und die Sage, in der Art verstanden, eine Fabel sey.

Cicero (*) erzählt eine Rede des Socrates, welche er bey Herannahung seines Todes geführt, und bedienet sich hier des Gleichnisses, daß nähmlich, wie die Schwäne, welche nicht ohne Ursache dem Apollo gewidmet sind, weil man glaube, daß sie die Weissagungskraft von ihm haben, das Gute in dem Tode vorher sehen, und daher mit Gesang und Vergnügen sterben sollen — es also auch alle gelehrte und rechtschaffene Männer machen müssen. Wenn nun gleich Cicero und Socrates wußten, daß die Sage vom Schwanengesange ihren ersten Ursprung in der allerältesten Bilderwissenschaft hatte — daß unter lauter Hieroglyphen die Wahrheit von den Priestern und damahligen Verwahrern der Wahrheit (die das Volk nicht kannte, und von mehrern andern Völkern hernach zu Fabeln gemacht,) geheim gehalten, und den Laien nur das mitgetheilt wurde, was man für gut befand; — so läßt sich leicht denken, wie ein ehemahliger klarer Urbegriff, mit der Zeit ganz verschroben worden. Ich will mich hier nur bloß auf die deutsche Sprache einlassen, um nicht weitläuftiger zu seyn: Schwanen, wahnen, und ahnen, (in der platteſten Sprache: swanen oder zwanen, waynn und aynn,) haben ursprünglich eine Hauptbedeutung, und jeder, der die Sprache kennt, muß mit mir darin übereinkommen, daß solches ein gewisses Denken zum voraus — ein gewisses Ahnden, eine Selbstprophezeiung; oder in Beziehung auf äußere Dinge: eine Vorhersage, Lehre, oder Prophezeiung im Allgemeinen, bedeute. Man sagt sogar noch: es schwanet, ahndet, oder wahnet mir dieses oder jenes ꝛc. — Auch ists allen wirklichen Gelehrten bekannt, welche gehei-

(*) Tuscul. Quaest. L. I. C. 30.

geheime, gewaltige und heilige Eigenschaften man dem Wasser, vermöge der in demselben wohnenden, und mit ihm verbundenen Geistern, zuschrieb. Die Griechen und Römer hatten Haupt- und Untergötter des Meeres, und fast jeder Fluß und Quelle hatte ihren besondern Geist oder Gott, woher uns auch die in dem Sitze der Geister befindlichen fünf Flüsse: Cocytus, Acheron, Lethe, Phlegethon und Styx, bekannt genug sind. Die allerältesten Libationen geschahen mit Wasser (*), und die delphische Priesterinn mußte sich vor einer Antwort in dem castalischen Brunnen gewaschen haben, von welchem es bekannt ist, daß er dem Gotte des Orakels, Apollo und den Musen geweihet gewesen. Von den deutschen Wahrsagerinnen berichtet Plutarch in seinem Cäsar, daß sie die Wirbel, Kreisel und Geräusche der Bäche beobachtet, und darnach zukünftige Dinge vorher gesaget haben. Die Allmannen, oder Alemannier, haben nach dem Agathias Scholasticus, die Fälle der Flüsse zu versöhnen gesucht, und ihnen geopfert; — es hatten aber auch die mitternächtlichen Völker einen Haupt-Wassergott, oder Neptun, welchen sie Norca, Nicken, Nikur, Neccus, und Neccis, nannten, und ihren Wassernymphen oder Nixen gaben sie den Nahmen Nehen (**). Die Seeländische Göttinn Nehalennia, deren schon im Art. Leichenverbrennen gedacht worden, sollte wohl eigentlich den Neumond bedeuten; allein, sie wird aber auch zugleich, weil man schon in den ältesten Zeiten vielleicht der Gewalt des Mondes die Ebben und Fluthen zuschrieb, als Herrscherinn über das Meer, auch auf dem Vordertheil eines Schiffes stehend, (oder auch gar

(*) *Porphyr.* de abstin. 11, 20.

(**) *Keysler*, Ant. septentr. p. 260, seqq. Encyklopädie, Th. LXXIII, S. 170.

gar den Neptun mit seinem Dreyzack und einem Delphin zur Seite habend,) wie eine Amphitrite, vorgestellt (*). Zu ihren Altären oder heiligen Oertern wurden allemahl solche Gegenden oder Oerter erwählet, wo ein lebendiger Brunnen oder Quelle vorhanden war; bey welchen auch, weil man glaubte, daß die dahin gehörigen Geister dort vorzüglich hauseten, so wie gewöhnlich, den Göttern des Wassers geopfert wurde (**). Von diesem ehemahligen Aberglauben rühret es auch ohne Zweifel her, daß das sogenannte göttliche Gericht des kalten und heißen Wassers (judicium Dei aquae ferventis & frigidae), oder, im Allgemeinen, die Wasserprobe (s. Hexe und Leichtgläubigkeit), auch nach schon längst eingeführter christlichen Religion, noch so lange Zeit in Deutschland Unglück angerichtet hat (***).

Die Ursache dieses Aberglaubens kann nichts anders gewesen seyn, als: da das fließende Wasser und die Quellen den fortgehenden Fluß gleichsam als einen Hauch aus dem Innern des Berges oder der Erde hervorbringen — ihre Fluthen durch eine gewisse in ihnen verborgene Kraft, (denn man kannte damahls die Theorie der Schwere noch nicht so als jetzt,) fort bewegen, zu Zeiten erheben, zu Zeiten aber die obere Fläche, als Lippen öffnen, auch ein Geräusch von sich geben, und dane-

(*) *Keysler*, loc. cit. p. 239. 244.

(**) Eben daselbst, S. 15. 17. 47. 63. 70. und 72.

(***) Bey den Negern von Whidah ist der dritte allgemeine Fetisch oder Gott das Meer, und sie verehren dasselbe unter dem Bilde einer Schlange. Ist das Meer stürmisch, daß die Einwohner nicht fischen, oder die Europäer ihre Waaren nicht aussetzen können, so bringen sie ihm große Opfer, indem sie allerhand Arten von Güter hinein werfen. Man schlachtet sogar am Ufer einen Ochsen und ein Schaf, deren Blut man in das Wasser fließen läßt, und wirft alsdann einen goldenen Ring, so weit ein Mann werfen kann, in das Meer. Sammlung aller Reisebeschreibungen, 4ter Th. S. 328, fgg.

daneben sonst mannigfaltigen Nutzen den Erdbewohner verschaffen; so hat man in verschiedenen Sprachen das Wasser auch nach diesen verschiedenen Eigenschaften nicht nur genannt, sondern sich in der Meinung auch bestärkt, daß besonders in dem sich bewegenden, oder fließenden Wasser, ein gewisses geistiges und göttliches Wesen verborgen sey. Nichts war in den Zeiten nun natürlicher, als daß diejenigen Thiere, welche besonders das Wasser als ihr Hauptelement liebten, dafür angesehen wurden, daß sie mit den Geistern des Wassers in naher Verbindung stehen müßten. (Von den Fischen hab ich im Artikel Leichenverbrennen geredet.) Und, wenn die alten Deutschen alle jetzt bekannte Taucherarten nicht kannten, oder wenigstens für sie keinen besondern Nahmen hatten, so kannten sie doch gewiß Enten, Gänse und Schwäne.

Wenn ich nun zwar nicht glaube, daß eine der alten deutschen, oder wie wir sie nun nennen, platten Sprachen, die Mutter aller übrigen sey, so glaube ich doch davon überzeugt zu seyn, daß die obotritische, altdeutsche, oder wendische Sprache, wovon die Holländische, Englische, Plattdeutsche und Wendische noch Ueberbleibsel sind, eine Ur- oder Muttersprache sey, in welcher einer jeden Sache, von ihrem Volke, eine ihrer Beschaffenheit gemäße Benennung beygelegt wurde, die aber nur mit der Zeit durch Mundart und darnach erwachsene Begriffe verändert worden. Die alt-plattdeutsche Benennung der Ente ist Aynt oder Aynn, wovon man zuerst im Hochdeutschen Ant oder Antvogel machte, ohne vielleicht auf die Urbedeutung des Wortes selbst zu sehen. Das Wort Aynt oder Aynn, führt aber auch den Begriff von Ahnden, sich selbst prophezeien, mit sich, und — vielleicht hatte man dieser Art Vögel nicht ohne Ursache solchen bedeutenden deutschen Nahmen gegeben, weil sie mit den Geistern des Wassers immer so ver-

traut umgingen. Die Gans heißt in der altdeutschen Sprache Gos und Gus, im Holländischen Goes; ja sogar weiß man, daß sie auch Hus genannt worden, woher die Prophezeiung des J. Huß noch herrühret, der gesagt haben soll: Nu bratet jy en Gans, um hundert Jahr en Zwan, den solt jy wol gebraten lan; in welcher er Anspielung auf seinen und Luthers Nahmen macht. So bekannt als es ist, daß die Alten das T und S ehedem häufig verwechselten, wodurch die Wörter Gos und Gus, God und Gut, werden können; eben so bekannt ist es auch, daß die Wörter God, Gut, Gad und Gott, in der genauesten Verbindung stehen, und zum allerwenigsten ein großes wohlthätiges Wesen bedeuten, wie ich solches in den vorigen Artikeln schon bewiesen. Es hat daher die erste deutsche Benennung der Gans, nähmlich Gus oder Gos, aller Wahrscheinlichkeit nach auch Bezug auf ihre vermeinte Connectionen mit den sich eingebildeten wohlthätigen Wassergeistern, und ihr wurde deshalb ein Nahme beygelegt, den man allenfalls auch einem von den guten Geistern gab.

Was aber den Schwan betrifft, wovon hier eigentlich die Rede seyn sollte, und ist, (indem ich nur zuvor mir einen schicklichen Weg bis hieher bahnen zu müssen glaubte,) so heißt dieser in der alten Plattdeutschen Sprache Swan, auch Zwan, und im Holländischen Swane, oder Swaen. Wachter leitet das Wort Schwan von dem alten deutschen Worte gwynn her, welches weiß bedeuten soll, läugnet aber auch nicht, daß man diesen Vogel Elbsch, Ylfete, Alpitz, und Alfr, genannt habe, welches von Alp abstammet (*), und auch dieses bedeutet nicht allein weiß, sondern auch einen Geist, eine Wahrsagerinn, oder Zauberinn. Im Art. Leichenopfer hab ich in einer An-

(*) Siehe Wachters Glossarium.

Anmerkung, S. 50, fgg. dargethan, daß das alte Wort itz allemahl eine Tiefe, etwas Unergründliches und dergleichen anzeige; diesemnach würde Alpitz ein unergründlicher Geist übersetzt werden können.

Daß diese Benennung des Schwanes nicht von ohngefähr entstanden, sondern daß sie in Beziehung auf die von ihm gesagten hohen Eigenschaften ihm beygelegt worden, glaube ich für unbezweifelt halten zu können.

Der weiße Schwan an sich, ohne auf die Bedeutung seines Nahmens in andern Sprachen zu sehen, stellte die Seele oder den Geist in einem reinen lichten Gewande vor; und da, wie ich schon gezeigt, man in dem Wasser ein geistiges göttliches Wesen zu finden glaubte, so hat man auch die Eigenschaft eines sich beständig reinigenden Wasservogels, den Schwan, zum Bilde eines edlen und reinen Geistes gemacht. Es hielt daher in jenen Zeiten, als noch die Götter mit den Schönen der Erde Buhlschaften trieben — das Volk jene Verstellung des Jupiters in einen Schwan, da er die Leda etwas zu laut küssete, für keine ihm unanständige Erscheinung; wiewohl man aber Ursache zu glauben hat, daß der Vater des Castor und Pollux kein anderer, als ein Priester gewesen sey, der weiß gekleidet war. Der schönen Mutter der Liebe, Venus, hat man nicht allein weiße Tauben, sondern auch Schwäne vor ihrem Wagen gegeben. Was die Tauben betrifft, so ists bekannt genug, daß sie in der Bildersprache das Bild des Geistes und der Weissagung waren; hiervon überzeugt uns außer der Mythologie noch hin und wieder die Bibel, und nachher auch noch das Vorgeben Mahomeds, der seinen Anhängern diese ihnen bekannte Meinung vermittelst abgerichteter Tauben anschaulicher zu machen suchte. Unter den Schwänen, welche man der Venus beylegte, wurde nicht allein die Kraft zu weissagen verstanden, welche

man der Venus eben so wie andern Göttern zuschrieb, sondern auch gereinigte edle Geister, welche man der Venus um so viel lieber zueignete, als man von ihr glaubte, daß sie aus dem Schaume des Meeres entstanden, wovon auch der griechische Nahme ἀφροδίτη hergeleitet wird.

Besonders ist aber in dieser Hinsicht merkwürdig, was in des Plato Schriften von dem Orpheus berichtet wird. Dieser war in damahligen Zeiten ein großer Gottesgelehrter, und hatte die ägyptische Theologie und Geheimnisse zuerst nach Griechenland gebracht, und daselbst auch viele neue gottesdienstliche Gebräuche eingeführet. Da vorhin aber die Griechen ihre Gebräuche von den Thraciern entlehnt, und besonders die alten Weiber als Priesterinnen und Wahrsagerinnen, (wie auch selbst bey den alten Deutschen,) in großem Ansehen standen, so wurden solche Neuerungen des Orpheus natürlich nicht mit gleichgültigen Augen angesehen, daher erzählt man, daß diese thracischen Weiber den Orpheus zerrissen haben sollen. Weil aber die Hochachtung für ihn, und sein Andenken dadurch nicht vermindert wurde, so soll er nach des Plato Bericht in einen Schwan verwandelt worden seyn, allem Vermuthen nach, um die edle Reinheit seines Geistes anzuzeigen.

Daß aber auch der Schwan das Bild eines in allem Betrachte frommen, heiligen und gerechten Priesters gewesen, oder eines eben so heiligen Wahrsagers oder Propheten, ist außer allem Zweifel (*). Wenigstens

(*) Wenn auch wirklich der Nahme Luther nicht in strengster Bedeutung ein Schwan heißt, so ist doch so viel gewiß, daß das Wort so viel als rein bedeute; daher sagt man auch noch von einer sehr gereinigten Sache: sie ist lutter und rein, welches lauter (sauber) und rein anzeigen soll.

Stosch

stens wurden diese Leute für göttlich, und also für völlig gereinigt vom unwissenden Volke gehalten, und trugen auch bey den heiligen Handlungen weiße Kleider. Plinius bemerkt selbst von den altdeutschen Priestern, daß sie beym Abnehmen des geweiheten Mistels, weiß gekleidet gewesen; und Strabo beschreibt die Alirunen oder Allrunen, (welches letztere so viel heißt als: alles sagen, entdecken, weissagen — woher noch unser Wort raunen, ins Ohr raunen, Geheimnisse entdecken, kommt,) mit weißer Kleidung und greisen Haaren, weil die weiße Farbe der Weissagung geweihet war. Aus dieser Ursache sind auch die Schwäne dem Apollo, als dem Gotte der Weissagung und der Musen, gewidmet gewesen; und Lycophron nennet den Calchas aus keiner andern Ursache einen Schwan, als, weil er nach Isaac Tzetzes Anmerkung,

Stosch erklärt sich in seinem Versuch in richtiger Bestimmung ꝛc. Th. 1, der neuen Ausgabe, S. 255, über die Wörter rein und lauter, welches man daselbst weiter nachlesen kann. Letzteres heißt in der alten deutschen Sprache lutter, und weil vielleicht unser redliche Vater Luther davon überzeugt war, daß sein Nahme eine solche Reinheit des Geistes anzeige, als man in der Bildersprache vermittelst eines Schwans auszudrücken pflegte, so nahm er nicht allein einen Schwan in sein Wapen, sondern die gelehrten Künstler und Bildner, welche die Bedeutung solcher Hieroglyphen kannten, stellten den sel. Dr. Luther nachher auch so vor, daß ein Schwan ihm zur Seite stand, und nach seiner Hand (womit er seine Lehren aufzeichnete) mit dem Schnabel langte. Solche bildliche Vorstellungen des reinen Geistes Luthers, finden wir nicht allein zum Titelblatte einiger mecklenburgischen Kirchen-Agenden, soudern auch sogar in einigen Evangelienbüchern für Kinder; woher ich mich jetzt in meinen männlichen Jahren noch erinnere, daß mir es ein unauflösliches Räthsel in meiner ersten Kindheit gewesen: warum man beym Luther einen Schwan (oder wofür ichs damahls hielt, eine Gans,) stellte; weil ich doch schon wußte, daß man die Gänse für dumm hielt. Mein damahliger Lehrer, ein wohlbestallter Candidatus S. S. Theologiae, wies mich aber auf mein Befragen dieser Sache wegen in der Art ziemlich nachdrücklich zur Ruhe, daß ich nur das, was in dem Buche stehe, erst lernen sollte. — —

kung, sehr alt und ein Wahrsager gewesen seyn soll (*). Man hatte die Idee, je älter die Menschen würden, und besonders, wenn sie dabey weiße Haare erhielten, desto reiner würden sie von allem Irdischen, und ihr Körper bereitete sich nach gerade zu dem Zustande, der dem Lichte des Geistes ähnlich sey (**), und dieses ist es, was das Alterthum bewog, die edelsten reinsten Geister sowohl, als die verehrungswürdigsten im Volke, unter dem Bilde des Schwans mit Beylegung aller der hier angeführten Eigenschaften und wirkenden Kräfte, vorzustellen.

Daß die altdeutsche Sprache vielen Veränderungen unterworfen gewesen, kann keiner läugnen — auch entstanden unter den alten Deutschen allmählich mehrere Begriffe von einer Sache, die sie vorher nicht entwickelt hatten. In dieser Hinsicht blieb das Wort Alp für eine gewisse Art vermeintlicher Geister, die junge schwermüthige Frauenzimmer vom niedern Stande noch zu kennen glauben (wovon ich aber im Art. Leichtgläubigkeit auch schon geredet); die Wörter Elbisch, Ylfete, Alpitz und Alfr, erloschen, weil die nun schon reicher gewordene Sprache ein anderes Wort für diesen Vogel vorräthig hatte, und dies war das Wort Zwan oder Swan, welches vielleicht lange nach Ankunft der Sachsen erst so wie jetzt Schwan geschrieben wurde (dergleichen ähnliches Schicksal viele deutsche Wörter hatten); und es war, wie ich vorher schon angeführt, mit dem Worte Wan (oder Wahn, wie wirs jetzt schreiben, welches aber in der Urbedeutung nicht närrisch, sondern prophezeiend oder lehrend heißt,) einerley; denn vor dem W wurde in der altdeutschen Sprache häufig ein *f* oder *z* gesetzt, woher was, wes, wie

(*) Aldrov. Ornithol. L. 19.

(**) Origenes wider Celsus, 2 B. §. 7. und Mosheims Anmerk. daselbst.

wie und wo, auch swas, swes, swie und swo, geschrieben wurde (*). Dieses hat die alte sächsische mit der angelsächsischen Sprache gemein, obgleich beyde Sprachen verschieden waren und noch sind. Z. B. in dem 21sten Artikel des sächsischen Landrechts, (welches dem Jun. Prov. Alem. Edit. *Schitler*, c. 278, einverleibet worden,) heißt es No. 5. und 6: und ist den umbsezzen nit *geuuizzen* so sol *ez* schaiden ain *wazzer* urtail; (es ist hier die Rede von der Wasserprobe,) und *suuer* (wer) da behalt den sol der richter uuisen (weisen, anweisen) uf sin gut und dem yeman *daz* dem gat *ez* an die hant oder loese si mit zehen pfunden &c. In dem alten sächsischen Lehnrechte, findet man wieder das *S* und *Z* mit *T* verwechselt, und überhaupt die Sprache viel platter; (Art. 44. cod. Oldenburg.) auch wird hier statt welche, swelike gesagt, und statt wazzer, water; z. B. *Swelike* were men nicht bescheden ne mach dor de twiunghe (Zeuge) der ummeseten eder dor ir unwitschup &c. — — — — *Swar* se si beyde to segghet uude ghelike uppen hilighen behalt sal men ene likn delen edder mit *Water ordel* se bescheden &c. — Die Angelsachsen sagten aber gar statt etwa, entweder, oder, und der eben dies bedeutenden Wörter, bloß Swa. Z. B. (In LL. Inae, n. 77. in der Klausel, da den Verbrechern die Wahl gelassen wird, die Wasserurthel oder Eisenurthel anzutreten) (**) — and haebbe se teond (im Plattdeutschen teme, temen, betemen, freygestellt, freystellen,

(*) Man kann hier Dithmar von Ast, und die Ritterlieder des Philander von Sittewald sehen, die nebst vielen andern dies bezeugen.

(**) Von den Ordaleen oder Ordalien kann man nachsehen *Fresn.* Gloss. Latin. in Ordaleum, und *Wachter.* Gloss. German. in Ordalium.

sich selbst überlassen,) cyre (Kör, die Wahl) *swa* waetner ordal *swa* ysen ordal &c.

Aus diesem bisher Angeführten wird wenigstens so viel erhellen, daß unsere alten Vorfahren überhaupt die Verwechselung, das Hinzusetzen oder Wegwerfen eines oder des andern Buchstaben eben nicht für so große Sünde gehalten, als es jetzt bey uns geschieht; auch erhellet hieraus, daß die Wörter Schwan (Swan) und Wahn (wayn) von einerley Bedeutung gewesen seyn können, folglich auch die Verba Schwanen und Wahnen, welche ursprünglich ein Vorausdenken, Prophezeien, Belehren von der Zukunft — aber auch erinnern, eine aufbehaltene Erinnerung denkwürdiger Sachen bedeuten, einen Sinn haben, wie ich schon oben angeführet, weil man noch sagt: Es schwanet oder wahnet mir dieses oder jenes. Die Benennungen des Vogels Schwan, Elbsch, Alpitz u. s. w. erloschen mit der Sprachveränderung, allein, weil diese Nahmen (wenn auch nur vermeinte) hohe Eigenschaften des Vogels anzeigten, und er in der Bildersprache noch immer geltend blieb, so wurde ihm das neuere Wort Schwan zum Nahmen beygelegt; und ich vermuthe daher, daß unser deutsches Wort schwanen, nicht von dem Vogel Schwan herkomme, (wie es einige Gelehrte wollen, und daher den Ausdruck Schwanenlied erklären,) sondern daß dieser, aus oben angeführten Gründen, von dem Worte schwanen benannt worden ist. Die Sage von dem Swanenleede, (Schwanenliede,) ist daher mit dem Vogel Schwan zwar verwandt, weil beyde von einer Vorbedeutung ihre Benennung haben; allein, es stammet erstere nicht von dem Nahmen des letztern ab, und es kann die Erklärung des deutschen Wortes Schwanenlied (Swanenleed), wenn man sie auf den vermeinten letzten Trauergesang eines Schwanes bauen will, daher nicht anders als falsch und unrich-

tig

tig seyn. Was Leed heißt, ist oben schon erklärt worden; daher muß Swanenleed, und, wie wir jetzt hochdeutsch sagen, Schwanengesang, eine zum Absingen verfaßte, oder abgesungene Prophezeiung, eine Weissagung, oder überhaupt eine von den Weisen, Priestern oder Wahrsagern im Volke, abstammende Lehre, zum Absingen, heißen.

Das deutsche Wort Leid, soll nach verschiedener Sprachkenner Meinung, auch die Mutter des französischen Wortes Laid oder Lait seyn. Hierüber sagt *Menage* (*): *Laid*, ne vient ni de *Laesus*, ni de *illautus*, mais de l'allemand Leid, qui signifie, affliction, douleur &c. et tout ce qui est hâissable. De la l'expression ancienne: Faire laidr à quelq'un. In dieser Formel wurde es bey den Franzosen ehemahls das Wort, wenn bey einem Verbrechen, ehe zu den Ordalien geschritten wurde, der Ankläger zuvor das juramentum calumniae schwören, und darthun mußte, daß seine Anklage keinem zu Leide geschehe, oder, daß er nicht die boshafte Absicht häge, vermittelst seiner Anklage irgend jemand unschuldig zu beleidigen. Dieses war auch bey andern Völkern gebräuchlich; z. B. in Charta *Ildefonsi* Regis Arragon. (**), hieß es sacramentum calumniae.

Leidbitter, ist die veraltete Benennung eines Leichenbitters. Siehe Th. LXXIII der Encyklopädie, S. 682.

In einigen Provinzen ists unter den gemeinen Bürgern Gebrauch, daß die eigentlichen Leidtragenden aus der Verwandtschaft nicht durch den gewöhnlichen Leichenbitter, wie die übrige Folge, sondern durch eine andere Person, entweder aus der Familie, oder der Nachbarschaft, eingeladen werden. In den Artikeln

(*) *Menage*, Diction. Etym.

(**) Man sehe *du Change*, Aquae judicium.

Leichenbegleitung und Leichenfolge ist von denen Personen, die im Leide gehen, schon gehandelt worden, und ich führe hier nur noch an, daß es zwischen einem Leichenbitter und einem Leidbitter ein Unterschied sey, so wie auch ein Unterschied zwischen denen Personen ist, die im Leide gehen, und die als Leichenbegleiter oder Folger die Leiche begleiten. Bey solchen Vorfällen, wo keine Blutsverwandten vorhanden sind, werden gewöhnlich dann die beyden nächsten Nachbarn zur Rechten und Linken, und der, welcher gerade über wohnt, zu der Ehre im Leide zu gehen, ausersehen, und von dem Leidbitter besonders dazu eingeladen, damit sie, als wenn die Leiche nahe Verwandte hätte, mit langen Flören und überhaupt in tiefster Trauer unmittelbar hinter der Leiche gehen.

Leide, Laire, Leite, Leede, siehe Th. LX, S. 47, im Art. Lehde.

Leiden, ist so viel als dulden, ausstehen, und da es ein verb. irregul. ist, so hat es im Imperf. ich litte, welches in etwas härterer Aussprache: ich litt, gegeben wird. Im Imperativ heißt es leide. Man braucht dieses Wort in doppelter Gestalt, und zwar

I. als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, und hier bedeutet es wiederum

1. eigentlich ein Uebel, welches man nicht verhindern kann, mit Unlust empfinden. Es ist dieses Wort also auch mit ausdrücklicher Benennung des Uebels sowohl verbunden, z. E. große Schmerzen leiden. Hunger und Durst, Frost und Hitze leiden. Mangel und Noth leiden. Gewalt, Verfolgung, Verspottung und Verachtung leiden. Unrecht leiden. Seine verdiente Strafe leiden, u. s. f. als auch mit absoluter Verschweigung des Uebels; daher sagt man: Der Kranke leidet sehr. Wer leidet, muß verzeihen. Der leidende Theil. Christus hat

für

für uns gelitten. Von andern viel leiden müssen, u. s. w.

2. In weiterer Bedeutung, doch nur in einigen Fällen, mit Verschwindung des Nebenbegriffes der Unlust, so daß bloß der Begriff der Verursachung des Uebels von außen, übrig bleibt, wie: Schiffbruch leiden. Schaden, Verlust, Nachtheil leiden. Imgleichen absolute: Dein Bruder würde bey diesem Handel leiden, d. i. zu kurz kommen, Nachtheil leiden, u. s. w.

3. Etwas ohne Verlust, ohne Widerwillen empfinden. Hier würde es wieder genommen werden

a) eigentlich. Z. B. Das kann ich leiden. So warm du es leiden kannst. Ich kanns leiden. Das Schreyen kann ich unmöglich leiden. Er kann diesen Menschen nicht vor Augen leiden. Jemanden um sich leiden können. In welcher Bedeutung auch das Mittelwort gelitten mit dem Zeitworte seyn gebraucht wird. Z. B. Er ist in diesem Hause wohl gelitten. Das macht bey aller Welt gelitten.

b) Figürlich wird Leiden auch in der Stelle des Wortes verstatten gebraucht, wo es, der Sache selbst, den Umständen, und den Absichten gemäß seyn, heißen kann. Daher: Dieser Wein leidet kein Wasser. So viel die Umstände leiden. Die Sache leidet keinen Verzug. Wenn Zeit und Umstände es so gelitten hätten, u. s. w.

4. Im weitesten Verstande leidet dasjenige Ding, oder ist dasjenige Ding der leidende Theil, in welchem eine Veränderung von einem andern hervorgebracht wird; da alsdann Leiden dem Thun entgegen gesetzt ist. So ist das Eisen auf dem Amboße, oder auch der Amboß selbst der leidende Theil, im Gegensatze des Hammers. Und in dieser Bedeutung ist in der Sprachkunst das Passivum oder die leidende Gattung der Zeitwörter, diejenige Gattung, da sie das

Ver-

Verhältniß bey einer von andern hervorgebrachten Veränderung bezeichnen, im Gegensatze der thätigen oder des Activi. Der leidende Gehorsam, in der Theologie, welcher gegen den beschließenden Willen Gottes, so wie der thätige gegen den befehlenden, geübt wird.

II. Als ein Activum.

1. Geschehen lassen, daß etwas sey oder geschehe, es nicht hindern; eine Fortsetzung der vorigen ersten und dritten Bedeutung. In diesem Lande wird kein Wucher gelitten. Dieses kann nicht gelitten werden. Sollte ich das von ihm leiden? u. s. w.

2. Sich leiden, geduldig seyn; aber es ist dieses schon eine unter uns im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, und wir finden sie nur noch in der Bibel; z. E. Halt fest und leide dich, Sirach 2, 2. Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi, 2 Timoth. 2, 3.

Ueberhaupt braucht man das Wort Leiden, in so fern es mit dulden gleiche Bedeutung hat, von der Zulassung oder Gestattung einer Sache. Will man aber eine genauere Vergleichung dieser Wörter anstellen, so scheinet das Wort Leiden bloß zu erkennen zu geben, daß man sich einer Sache nicht widersetze; dulden aber, daß man sie zugleich erlaube, oder doch gewisser Ursachen halber es nicht für gut finde, sie zu verhindern; folglich drücket es eine gewisse Geduld und Nachsicht aus, welche man gegen eine Sache hat. Z. B. Wenn man sagt: In diesem Lande werden alle Religionen gelitten, so zeiget man nur an, daß niemand, von welcher Religion er auch seyn möge, verhindert werde, sich in dem Lande nieder zu lassen, und keine Gesetze vorhanden sind, welche irgend eine Religion darin verbiethen. In diesem Lande werden alle Religionen geduldet, giebt zugleich

gleich zu erkennen, daß man aus einer Menschenliebe, einem jeden seine Gewissensfreyheit erlaube, und darum niemand in dem Lande zu wohnen verhindere, weil wir als Menschen unter uns einander lieben, und auch mit den irrigen Meinungen anderer Geduld haben müssen.

Auf gleiche Weise, wenn man sagt: An einigen Oertern werden zur Carnevalszeit allerley Ausschweifungen gelitten, so zeiget man nur bloß an, daß die Obrigkeit sie nicht verhindere, und keine Gesetze da sind, welche dieselben ausdrücklich verbieten. Sagt man aber: Es werden in großen Städten die Hurenhäuser geduldet, so giebt solches zugleich zu verstehen, daß die Obrigkeit gewisse Ursachen habe, oder zu haben vermeine, warum sie dergleichen nicht verhindern oder verbieten will, sondern sie mit Nachsicht trage, und Geduld damit habe, u. s. w. Wenn man aber sagt: Ich kann dieses nicht leiden, das ist, ich kann es nicht gestatten, ich werde mich dawider setzen. Ich kann dieses nicht dulden, will so viel sagen: Es ist so beschaffen, daß ich es um guter Ursachen willen nicht mit Geduld ertragen kann, sondern es verhindern muß.

Dieses Zeitwort Leiden heißt bey dem Willeram lidan; in einem alten Gedichte auf den heil. Anno (*)

lidin;

(*) Es sind drey Heilige unter dem Nahmen Anno bekannt. Der erste war Erzbischof zu Cölln. Er hat 5 Klöster zu Cölln erbauet, und zu Siegeberg, zu Grascof in Westphalen, und zu Saalfeld in Thüringen ebenfalls, doch nur an jedem Orte eins. Die Einwohner zu Cölln jagten ihn aus der Stadt; allein von den Provinzialen wurde er wieder zurück berufen, und die Verbrecher baten um Verzeihung. Sein Tod erfolgte 1075. Die ihm zur Feyer gewidmeten Tage sind der 24ste May und 4te December.

Der andere dieses Nahmens war zu Verona gebürtig, und auch daselbst Bischof. Sein Tod erfolgte zu Verona um das Jahr 780, und der ihm geweihete Tag ist der 23ste May.

Der

lidin; im Niedersächsischen liden, im Schwed. lida, im Dänischen lide. (Ihre bemerket, daß das lateinische Suffixum latum des Zeitwortes fero, hierher gehöret, so wie das Perfectum tuli, von dulden, ehedem dolen, ist, und fero, ferre, das plattdeutsche Wort bären, tragen, heben, seyn soll.)

Leiden, (das) ist ein Hauptwort, welches statt des sonstigen Wortes Leid, in der ersten Bedeutung nunmehr häufig gebraucht wird, und zeigt einen merklichen Grad der Unlust eines Uebels wegen, welches man nicht zu hindern vermag, an. Es ist also das Leiden dem Frohsinn, so wie die Traurigkeit der Freude, entgegen gesetzt; daher begreift man unter dem Worte Leiden alle diejenigen Dinge, die in Betreff unseres Gefühls nicht allein unsern Frohsinn, unsere natürliche sanfte Ruhe stören, sondern uns dabey auf irgend eine Art solche Schmerzen verursachen, die unser ganzes Ich so beschäftigen, daß zu der Zeit, und so lange sie dauern, keine Freude in unserm Herzen aufkeimen kann. Man kann die Leiden auf verschiedene Art in Hauptclassen bringen, man kann sie theilen in wahre und falsche, vernünftige und unvernünftige, verdiente und unverdiente, körperliche und geistige, heimliche und öffentliche, und dergleichen mehr; ja man kann sagen, sie sind relativ zu betrachten, und dann folgen alle die hiernach zu ordnenden Begriffe, da doch gewiß ein König, vermöge seiner Lage und seines Geistes, andere Leiden haben kann, als der Privatmann, wenn sie auch gleich in ihrer ersten Entstehung von einer Art Bedrängnissen, die nur bey dem einen wichtig, bey dem andern minder wich-

tig

Der dritte heilige Anno, oder auch Hanno genannt, war 26ster Bischof zu Minden. Er suchte die Reliquien der Heiligen sehr fleißig zusammen, und starb 1185. Der ihm geweihete Tag ist der 15te Februar.

tig (aber auch relative Begriffe) sind. Auch sind die Leiden des Geistes oder der Seele nur nach Verhältniß derer, die sie betreffen, stark oder schwach zu nennen. Ein moralisch und physisch abgehärteter Bauer, kann z. B. beym Tode seines in aller Hinsicht für ihn liebenswürdigsten Weibes so gleichgültig seyn, daß er nicht allein ohne die mindeste Rührung dem Prediger den Tod anzeigt, sondern, er kann auch noch auf die zu bezahlenden Gebühren handeln — und sich, wenn die Leiche zum Kirchdorfe hingefahren wird, auf den Sarg selbst setzen, um nicht gehen zu dürfen; — er steigt gleichgültig ab, ergreift hernach den ersten Spaten, um den Sarg verscharren zu helfen, und hört am Abend schon neue Vorschläge zu anderweitigen Verbindungen mit einem gewissen Behagen an. Dies kann nicht ein jeder. Wäre aber ein solcher Bauer als ein Philosoph bekannt, so möchte man diese seine Kaltblütigkeit auf die wahre Philosophie schieben können. Aus allem diesen erhellet, daß das Leiden von vielen Seiten betrachtet werden kann — daß die Art der Leiden von unserer derzeitigen Lage abhange, und die Stärke und Schwäche derselben in unsern erlernten oder angewohnten Gefühlen — so wie auch die Ursache der von uns entweder körperlich oder geistig empfundenen Leiden, nicht allein die von Jugend auf gehabte Erziehung, sondern auch die hieraus entsprungene Lage, und die damit verbundenen Empfindungen ist, in so fern wir aus Liebe zu uns selbst alles Wehe zu entfernen geneigt sind, und das, was uns mehr behagt, mehr Ruhe, Freude und Frohsinn giebt, zu wählen und zu befördern, uns aus natürlichem Instinct angetrieben, bewogen finden.

Hieraus wird sich ergeben, daß man die Leiden füglich nehmen könne:

In Hinsicht der Person, welche sie betreffen. Es würde hier zu weitläuftig seyn, alle Stände des

Men-

Menschen durchzugehen; allein doch so viel will ich sagen, daß das Relative, welches sich bey dem menschlichen Leiden findet — das Glück und Unglück, und besonders letzteres, in so fern es mit einem gewissen Schmerz empfunden wird, nicht allein in der gehabten Erziehung liege, sondern auch in der Lage, worin wir uns durch Stand, Geburt, Verdienste, Erbschaft oder wahre Tugend befinden, zu suchen sey. Die Erziehung, sowohl die Mutter der Vorurtheile, als auch die Zerstörerinn derselben, hat fast an allen unsern künftigen Handlungen, selbst noch in den letzten Tagen als Greis, so vielen Antheil, daß man auf dasjenige, was sie erfordert, um nicht noch mehr Unglückliche und Leidende herum treiben zu sehen, nicht aufmerksam genug seyn kann. Sein ganzes Leben hindurch empfindet ein Jüngling der weise und wohl erzogen ist, die Sorgfalt, welche an ihm gewandt worden. Eben dieses trifft auch das Mädchen, dem man gesucht hat, weise Festigkeit im Charakter, und Begriffe von wahrem Wohl und Wehe, vom wahren Glücke und Unglücke, beyzubringen.

Das Alterthum errichtete ehemahls dem Glücke Altäre, um dadurch die Leiden entfernen zu wollen; weil nicht allein der Mensch, sondern sogar auch ein jedes unvernünftiges Thier ein inneres Bestreben fühlt, das Unangenehme zu entfernen, und das Angenehme herzustellen, zu erhalten und zu vervollkommnen; und wenn der Mensch, der Weise, durch ein Leiden in der Seele nicht so sehr zerrüttet wird, als mancher andere, so ist dieses nicht immer die Folge, daß die Leiden ihn nicht anzugreifen vermögen, wie einen Menschen der wenige moralische Gefühle hat, wie ich oben von einem Bauer erwähnte — sondern, daß er vermöge seiner Weisheit Wehr und Waffen besitze, sich wider die Stärke derselben mit Gründen der Vernunft zu vertheidigen. Der Weise weiß, daß es unter den

wir-

wirkenden Ursachen einige giebt, die man bestimmt nennen kann, und die daher nothwendig wirken müssen; andere hingegen, die nicht so bestimmt, sondern mehr zufällig sind, die handeln und nicht handeln können, und die ihre Wirkungen nur bloß durch eine andere Kraft hervorbringen, denen man sich auf mancherley Art vernünftig widersetzen kann. Die ersten nennt man nothwendige, und die andern zufällige Ursachen.

Beyde Arten von Ursachen können aber Mütter der menschlichen Leiden seyn; und Alte und Junge, sowohl als Männer und Weiber, können Leidende, Traurige, Kummervolle und Betrübte seyn. Denn, bey aller menschlichen Klugheit, bey der nach menschlicher Art geläutertsten Weisheit, kann selbst der geprüfteste Weise, wenn er auch gleich einem Leiden zu widerstehen, und es in der Art zu überwältigen vermag, daß es ihn nicht außer aller Fassung bringt, doch oft nicht verhindern, daß es entsteht und ihn trifft. Unsere Erkenntnisse sind bey aller unserer Klugheit im Ganzen dennoch sehr eingeschränkt und dunkel, wenn es die Zukunft der uns betreffenden Dinge gilt; und sie haben Gränzen, die sich nach dem Verhältnisse der moralischen oder physischen Stärke richten, folglich (wenigstens —) sehr selten überschritten werden können. Nach Verhältniß der Erkenntnisse, und der damit sehr häufig vergesellschafteten Gefühle, streben wir Menschen alle nach Glück, so relativ dieses auch in Betreff eines jeden einzelnen Menschen seyn mag. Dieses mag nun in Ehre, Macht, Reichthum, Schönheit, Vergnügen, Wollust, Ruhe u. s. w. bestehen, so ist die Erlangung eines dieser Dinge die Triebfeder unserer Handlungen, und die fehlgeschlagenen Hoffnungen oder Wünsche in Betreff dieses, die Quelle unserer Unruhe.

Diese Glücksgüter nur allein, ohne irgend auf beyden Seiten uns umzusehen, stellen wir Menschen uns oft als das einzige Ziel aller unserer Hoffnungen vor; wir jagen demselben oft ohne weitere Ueberlegungen mit großer Hitze nach, und bemerken nicht, daß die Mittel, zu unserm Zwecke zu gelangen, eben so mühsam als ungewiß sind, denn unser ganzes Wesen hat sich nur einzig für diese Laufbahn bestimmt, ließ daher vielleicht auf allen Seiten bequemere Wege zu einem besseren Glücke liegen. Man kann zwey Ursachen dieser Erscheinungen beym Menschen annehmen. Die erste ist, daß man zu viel für seine Kräfte unternimmt, und die zweyte, daß man eine Sache nicht auf die rechte Art anfängt. Ersteres rührt von übertriebenem Stolz und Eigenliebe, von allzugroßem Vertrauen auf sich selbst her, wodurch falsche Ideen in dem vom Hochmuthe verschrobenen Verstande gebildet, und die eigentlichen Kenntnisse von seiner Stärke und Schwäche nicht allein unterdrückt, sondern auch gänzlich gehindert werden. Hoffen und Harren unter Unruhe ist solcher Leute Theil fast bis ans Ende ihres Lebens, ohne jene ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen. Werden sie am Abend ihrer Tage zuweilen durch endliche Erfahrung und so vielen Schaden klüger, dann kommt oft die Reue zu spät, und so manche Leiden nehmen ihren Anfang, oder sind auch schon wirklich vorhanden. Was die zweyte Ursache betrifft, so wird eine Sache zum glücklichen Zwecke zu gelangen, nicht auf die rechte Art angefangen. Wenn diese Art Menschen auch zwar ihre Kräfte nicht überspannen, um zum Glück zu gelangen, so trügen sie sich häufig doch in der Wahl ihrer dazu anzuwendenden Mittel; es fehlet ihnen manches Mahl an Muth, manches Mahl an gehöriger Einsicht, wenn auch sonst der beste Wille vorhanden ist; sie suchen abgeschmackte, kleinliche Wege, die zum Theil auch zu

weit um sind; sie wagen nicht am rechten Orte, und wo sie wieder wagen, da vermögen sie nichts, und schleppen allgemach ihr Leben unter Wünschen und Verlangen dahin, bis sie nun auch den Muth verlieren, ferner zu streben, und sich Leiden mancher Art einfinden, die man nun erst, da die Hoffnungen verschwunden sind, zu fühlen anfängt.

Beyde Theile, wovon hier die Rede war, können aber am Ende sich auch eben so glücklich finden, wenn sie von körperlichen Drangsalen verschont bleiben, und die Erfahrung ihren Verstand und ihr Herz mehr gebildet hat; denn es ist ausgemacht, daß das Glück und Unglück größtentheils von unserer Meinung abhängt, und daß die sich auf uns beziehenden Sachen immer nur dasjenige sind, wofür wir uns gestimmt fühlen, sie zu halten. Die Begriffe mögen aber so verschieden seyn, als sie wollen, so sind und bleiben auch immer gewisse Güter für diesen oder jenen zum Leben nothwendig, wornach er entweder willkürlich oder zwangsweise zu streben sich verbunden sieht. Die Armuth und der Mangel an denen Dingen, die wir für unser Wohl erkennen, ist die Mutter unendlich vieler Unbequemlichkeiten und Unruhen — sie ist die Feindinn und Zerstörerinn großer Handlungen, und hält immer Kraft und Muth niedergebeugt, bringt alle sonstigen guten Eigenschaften oft ins äußerste Gedränge — zieht uns vielfältig in die Versammlung solcher Menschen, die uns nicht allein unsere Tugend nehmen können, sondern uns auch verhindern, dasjenige Gute, was wirklich noch an uns ist, womit wir dem Staate, unsern Mitbrüdern und uns auf vielfältige Art nützen könnten, nicht so an den Tag zu legen, daß wir dort bemerkt werden, wo wir unsere irdische Hülfe und unser zeitliches Glück hernehmen. Dies sind große, schwer zu überwindende Leiden, und dem, der einen Begriff davon hat, verdenkt mans nicht, wenn er die-

ses Drangsal auf alle nur erlaubte und ersinnliche Art fliehet.

Zwar hat Gott allen lebenden Geschöpfen das Leben gegeben, folglich auch uns, so daß wir es nicht von uns selbst haben; in Hinsicht der übrigen Glücksgüter aber, und in Erlangung der Freuden, und Vermeidung der Leiden, kann wohl nicht immer eine absolute Bestimmung von Seiten Gottes, sondern vielmehr nur eine Zulassung angenommen werden; und aus diesem Grunde kann man behaupten, daß der Mensch an einem Theil seiner Schicksale, und vorzüglich der widrigen, selbst entweder wissentlich oder unwissend Schuld sey. Hat er die Gabe — die Verläugnung, ihn mag betreffen, was da will, auf die Rechnung des Schicksals zu schreiben; kann er sich auf alle Weise damit beruhigen, daß sein Schicksal es nicht anders gewollt, o! wohl ihm dann in seinem Traume! und wenn er nur nicht sträflich träumt, so störe und wecke ihn niemand aus solchem Traume, er sey weise oder albern.

Es fließet also hieraus, daß man das menschliche Leiden ferner betrachten kann:

Als ein sich selbst zugezogenes Leiden. Ein schnelles und großes Glück ist oft dem Gehirne eines nicht weisen Menschen eben das, was ein scharfes Messer in den Händen eines kleinen Kindes ist. Die Freude, sich von den Großen der Erde geachtet und geschmeichelt, und vor andern seines Gleichen erhoben zu sehen, vergiftet insgemein zum unheilbaren Verderben. Das Wohlbehagen, und die Süßigkeit des Gefühls, stündlich schmecken zu können, wie viel man nun über andre seines sonstigen Gleichen erhaben sey, macht ihm jenen Esel in der Fabel öfters gleich, der eine Göttinn auf seinen Rücken trug, und die Opfer und den Weihrauch, welche man der Göttinn brachte, so ansah, als obs ihm zu Ehren geschähe. — Eben

diese

dieſe Leute aber bedenken nicht, was ſchon Ovid einſt ſagte:

Cum fueris felix multos numerabis amicos,
Tempora ſi fuerint nubila, ſolus eris. —

und haben gar keinen Sinn für den Gedanken: daß die Zeiten ſchlechter werden können; — ihr ganz hirnloſer Stolz, und ihre unkluge Eigenliebe vermag ſie auch dahin, zu glauben, daß, nicht allein hofmäßig Erzogne — ſondern überhaupt das Volk ihnen um der Verdienſte ihrer eignen Perſon willen, den ſo gern geſehenen Weihrauch ſtreuet — ſie ſind weit entfernt zu glauben, daß ſie nur unter die mittelmäßigen, noch viel weniger unter die ſchlechten Menſchen gehören — ſondern blähen ſich lediglich in dem auf ſie herabſchieſſenden Strahl des Großen, und glauben in unausſprechlicher Dummheit: der Glanz rühre von ihnen ſelbſt her. In dieſem Paroxismus von vermeinter Selbſtgenügſamkeit, verachten und ſchaden, beſonders die verruchteſten ſolcher Menſchenklaſſe, allen den guten, redlichen und treuen Individuen im Staate, welche nicht mit ihnen ſind, oder ihnen keinen Weihrauch ſtreuen; und, weil ſie Macht, in dieſer Epoche, zu ſchaden haben, ſo wird ihnen auch von allen kleinen Geiſtern, allen Niederträchtigen, allen Verbrechern, und allen Dummſtolzen, die nicht eigne Talente beſitzen, ſich im Staate geltend zu machen, geopfert, ſo lange die Glorie noch um ſie ſchwebt. Auch hier ſind ſie weit entfernt, Schmeicheleyen der Falſchen und Dümmſten im Volke für das zu halten, wofür ſie ſonſt jeder hält, ſie vergeſſen nun ſo ganz, daß ſie in einer Welt voll Unbeſtandes leben, und träumen ſich den Himmel. Aber — es zerfalle nur die Gunſt des Großen, oder ſeine wirkende Kraft — wie bald verſchwindet dann das Glück ſolcher Narren, die die Grundfeſte ihres Wohls nicht auf reine Redlichkeit

und wahre Tugend bauen! Die Schmeichler treten frostig zurück, denn sie brauchen des Menschen nicht mehr; die Falschen und Undankbaren lachen satanisch, denn sie, (die verschlagen waren,) brauchten gerade solche Einfältige, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und zahlten sie ab, womit es denn auch geschah — Und die Redlichen? Ja diese hatten sich schon immer entfernt gehalten, sind daher auch jetzt nicht mit ihnen bekannt — nicht weiter als mit jedem andern Verbrecher, über den Natur, Gesetze und Billigkeit das Urtheil sprechen, — und, nun wechseln sich die wonnigen Freuden in nahmlose Leiden. — —

Allen Menschen steht der Gebrauch der Vernunft frey, und sogar auch, noch mehr als uns, den Wilden, weßhalb sie ihre eigne Politik haben. Ihre Lage, in so fern sie noch mit keinem Joche belegt sind, halten sie für die glücklichste, denn sie kennen keine bessere. Ihnen gefällt ihre Armuth, denn sie wissen, weil sie wenige Bedürfnisse haben, nichts vom Gebrauche des Reichthums. Aber, wie sehr sind wir von ihnen verschieden: ihr Glück ist, des Reichthums zu entbehren, und das unsrige, dessen zu genießen. — Auf beyden Seiten sind Gründe, sowohl für die eine als die andere Parthey, und hier handelt jedes Individuum von beyden Seiten weise und recht, wenn es sich möglichst nach den Maximen seiner Nation richtet, um auch nicht als ein Sonderling zu leiden.

Bey uns wird gewöhnlich ein Mensch glücklich gepriesen, dem die Geburt schon verschiedene Güter beygesellet, die entweder in der Geburt vom Range, oder in der Ererbung eines beträchtlichen Vermögens bestehen. Diese Art Menschen, unter welchen nach Menschenart auch die Edelsten und Schlechtesten seyn können, werden entweder vermittelst ihres Standes vor der übrigen Menschenklasse empor gehoben, oder das ihnen zugefallene kostbare Metall hilft ihnen vermit-

mittelst schlechter Kreaturen auf, die gerade ihre fortdauernde Consistenz auf diese Weise zu befestigen suchen müssen, weil sie keinen innern Werth haben, und also auf alle mögliche Weise scharren, und einzusammeln suchen, damit, wenns einmahl schief ginge, sie etwas im Vorrath hätten. Hier kann nach dem Laufe der Dinge der Fall seyn, daß die Kräfte der Mäcene sinken, und diese schon zu leiden anfangen; — auch daß das angewandte Vermögen alles war, was einen nur bloß geltend im Staate machen konnte — und daß die hohe Geburt ohne Kenntnisse, die doch nur dem Staate nützen können, mit entblößtem Vermögen nun nichts vermag — — und — man denkt sichs leicht, da man bloß von Rang und Titel nicht essen, und keine Familie versorgen kann, was darauf erfolgen mag. — Hier rede ich nicht von den rechten Wegen glücklich und nützlich zu werden, die jeder einschlagen muß.

Allerdings ists eine Wohlthat mit den sogenannten Glücksgütern versehen zu seyn — aber, soll diese Wohlthat zu einer wirklichen Wohlthat des Menschen werden, so muß sie auch mit demjenigen Bestreben von Seiten des Besitzers derselben verbunden seyn, sie gerade so, wie es der reine, derzeitige geläuterte Gang der Natur derselben erfordert, anzuwenden. Dieses kann am füglichsten angehen, wenn wir während unsre reine lautere Vernunft uns dasjenige sagt, was wir eigentlich sind, und in unserm Wirkungskreise gelten, unsern stürmischen Leidenschaften kein Gehör geben. Wenn solche Betrachtungen schon in der Jugend angestellt, und auf diese Weise die Regeln der Vernunft schon ausgeübt werden, so schützt man sich dadurch schon aufs Alter im voraus wider manche Leiden; denn die eingesammleten Lehren der Jugend sind häufig von unauslöschlichem Eindrucke. Trauet man aber seiner eignen Vernunft nicht, so ist die Welt nicht so ruchlos, daß

man nicht einen wahren und redlichen Freund finden sollte, wenn man nur selbst will und sich darnach beträgt, an dessen vernünftigen Rath man sich halten könnte. Er ist oft gesunder, als der unsrige, weil er von Seiten des Freundes aus einem freyen und nicht so bedrängten Herzen, und ohne Vorurtheil entspringt.

Die menschliche Klugheit hat wider die ohngefähren Zufälle des Lebens fast keine größere Behutsamkeit, als diese gefunden; und wenn manches Mahl ihre Gränzen nur enge sind, wenn sie auch oft von einer natürlichen Schwäche begleitet wird, so thut sie doch stets das, was sie thun soll, wenn sie unternimmt, was sie kann. Die Vorsicht vollendet das Uebrige so wie es ihr gefällt; sie hat Triebfedern, die sie ohne uns wirken läßt, weil sie sieht, daß wir das von ihr erhaltene Kleinod, die Vernunft, nach allen Kräften und zweckmäßig anwenden. In dieser Hinsicht regiert sie unser Schicksal mit unendlicher Weisheit, und thut nichts von ohngefähr. Eben deshalb erwartet auch ein weiser Mann mit standhaftem Muthe alles dasjenige, was sie zu seinem Glücke beschlossen hat, und wickelt sich in seine Tugend und Grundsätze ein, wenn der Himmel über ihm trübe wird; und da seine Aufführung ihm keine Fehler vorzuwerfen vermag, so tröstet sie ihn in unglücklichen Erfolgen, und lehret ihn eben so geduldig als weise im Leiden zu seyn. Denn, gerade alles dasjenige, was in solcher Lage die Hoffnungen verringert, befördert auf der andern Seite auch wieder die Ruhe des Herzens, wenn sichs selbst bewußt ist, alle Kräfte nach Vermögen gespannt zu haben. Unendlich schwerer wird aber das widrige Schicksal, wenn man seine Leichtsinnigkeit, Nachlässigkeit, und überhaupt seine begangenen Fehler noch dazu bereuen muß.

Der Trunkenbold, der Verschwender, der Wollüstling, und andere zu einer ähnlichen Menschen-

klasse

klasse gehörende, müssen ohnstreitig von einem größern Leiden, bey herannahenden Drangsalen und sich einstellender Armuth, ergriffen werden, als derjenige, der durch Gewitterschaden, reißende Wasserfluth oder durch Verheerung des Krieges, alles des Seinigen beraubt worden ist. Ich habe oben schon der Armuth erwähnet, und, in Wahrheit, sie ist an und für sich, ohne das traurige Bewußtseyn, sie sich selbst zugezogen zu haben, wenn man in dieses Unglück verfällt, schon hinreichend, dem Tapfersten den Muth zu benehmen. Die gewöhnlichen Gründe, welche die Philosophen über die Verachtung der zeitlichen und vergänglichen Dinge anbringen, sind in dieser Hinsicht nicht hinreichend, denn sie sind keine Münze, womit man seine Schulden abtragen, und den elend gemachten Menschen, welche ihr zeitliches Wohl und Vermögen durch mich verloren, deren Jammer nun von allen Wänden in meine Ohren hallet, wieder aufhelfen zu können. Der Mensch muß der verstockteste Bösewicht seyn, der hier nicht mit ganzer Fülle seines Herzens die Größe seines sich selbst und andern angerichteten Unglücks fühlt! der hier zur Linderung seines Leidens nicht wenigstens angstvoll und seufzend wünscht: nur die unglücklich gemachten wieder aufrichten zu können, um von dieser Anklage in seinem Jammer befreyet zu werden.

Derjenige, welcher hier über die Nichtigkeit der irdischen Güter philosophiren will, scheint zweckwidrige Waffen zu ergreiffen, und einen Feind bekämpfen zu wollen, der sich eben so wenig vor ihm fürchtet, als der reißende Wolf vor dem Fußstampfen des wolligen Hammels. Aus eben dieser Ursache kann ich mich auch nicht überreden, daß Dionysius mit eben dem Vergnügen seine nachmahligen Schüler regieret habe, als er zuvor in Syrakus regierte. Es ist schwer von einer Höhe herabzustürzen, und sich nicht zu beschädigen. — Aber,

Vermögen im Hinterhalt zu haben, ist hier noch Trost, wenn einen auch die Freunde verlassen. Es ist es allein, daß uns so vielen unerträglichen Unbequemlichkeiten entreißt, worein die Armuth uns stürzt, und welches uns die Verachtung unsers Gleichen, und oft das Mitleiden unserer Obern vermeiden läßt. Das größeste Verdienst der Welt, das in der Dürftigkeit vergraben ist, dürfte wohl eine Goldgrube seyn, welche bisher noch unentdeckt geblieben.

Die Grausamkeit des Kaisers Justinian würde den Belisarius nicht zum äußersten gebracht haben, wenn er, nachdem er ihm die Ehre so vieler Siege genommen hatte, ihn nicht zugleich genöthigt hätte, an eben dem Thore von Rom um Almosen zu bitten, durch welches er oft im Triumphe mit gefangenen Königen, die an seinem Wagen befestiget waren, eingezogen war. Aber eben dieses deutschen Kaisers hernachmahliges bedenkliches Schicksal muß unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und es könnte die Frage entstehen, welches seiner Leiden ihm das größeste gewesen: daß er seiner Würde entsetzt und aus seinem Reiche vertrieben wurde — oder, daß er sich hernach gezwungen sahe, in einem Walde in Schwaben Bündchen Holz zu sammeln, um sein elendes Leben zu erhalten? —

So wie die Gesinnungen der Menschen verschieden sind, so sind es auch die Gefühle — so die Begierden nach einem Glücke, und eben so die Zufriedenheit, woher auch die Laune bey Widerwärtigkeiten sich bestimmen läßt. Nero hatte z. B. seine Lust an schwärmenden Ergötzlichkeiten. Er stellte die Person eines Schauspielers vor, und brachte ganze Tage zu, vor seinen Unterthanen auf der Leyer oder andern Saitenspielen zu klimpern, auch wohl mit einem Wagen auf der Rennbahn des Turnierplatzes die Geschicklichkeit eines Kutschers zu zeigen. Domitian vergnügte sich hin-

hingegen, sein Gemach zu verriegeln, und, anstatt einen Anschlag rühmlicher Eroberungen für das römische Volk zu entwerfen, war er mit einem Kriege zufrieden, den er wider die Fliegen anstellte. Wenn man nun dasjenige bey Seite setzen will, was in diesem beyderley Zeitvertreibe für einen Kaiser sehr unanständig ist, so wird man doch auch wahrnehmen, daß die Wahl der Ergötzlichkeiten der Menschen sich nach dem Hange in dieser oder jener Art glücklich zu seyn, richte. Man würde aber auch finden, daß vielleicht ein Temperament, wie das des Domitians geduldiger bey Kränkungen an der Ehre seyn könnte, folglich ein Leiden der Art mit mehrerer Gelassenheit ertrage, als die rauschenden Begierden eines Nero im ähnlichen Falle.

Der Geist eines weisen Mannes verliert zwar seine Gelassenheit nicht, wenn er sich gleich auch nicht zu denen Ehrenstellen erheben kann, die er glaubt, auf seine wahre Verdienste erlangen zu müssen — ja, er wird auch noch dann gelassen seyn, wenn die oberste Gewalt glaubt berechtigt zu seyn, ihn seiner Würden entsetzen zu müssen, wenn er auch tief den Schmerz eines erlittenen Unrechts fühlet; — allein, mit welcher Regel der Philosophie soll und wird er seine Seele beruhigen, wenn er gerade hierdurch in alle die Unbequemlichkeiten versinkt, die die größeste Armuth mit sich führt! Das würde eine sonderbare Vernunft seyn, die mir zu beweisen gedächte, daß ein sehr schlechtes, dünnes und durchlöchertes Kleid mich wider die alles erstarrende Kälte schützen werde, und daß ich ohne alle Unruhe seyn müßte, wenn ich beym unerträglichen Hunger nichts zu essen hätte. — Diese Art Leiden überwiegen alle andere, und sind dem (vielleicht zu spät weise gewordenen) Menschen um desto schrecklicher, wenn er sich selbst anklagen, und gestehen muß, daß er sie hätte vermeiden, und glücklicher seyn können.

nen. Ich bin daher sehr geneigt zu glauben, daß jene vortreffliche biblische Stelle (Matth. 17, v. 24 bis 27.) welche unsere Religionslehrer mehrentheils nur zum Beweise dessen anführen, daß Christus sich auch freywillig als Unterthan des Staats bekannt habe — hauptsächlich darauf abziele, um die Unbequemlichkeiten und aus der Armuth fließenden Leiden zu entfernen; daß er diesen Gegenstand für so wichtig hielte, um ihn mit einem Wunder zu begleiten. Sein deutlicher Grund ist: „auf daß aber wir sie nicht ärgern," ꝛc. welches nicht anders ausgelegt werden kann, als: damit sie nicht aufgebracht wider uns werden, und wir, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, nicht diejenigen Unannehmlichkeiten erfahren, welche die Armuth begleitet, wenn sie nicht das Gesetzmäßige zahlen kann.

Es lassen sich die Leiden der Menschen auch betrachten, in so fern sie von andern zugefüget werden. Es hält nicht schwer, mit denjenigen gut zu leben, die uns lieben; sowohl die Natur, als auch die Klugheit führt uns dazu an. Aber, wie wir uns mit unsern Neidern und Feinden verhalten sollen; dazu gehört noch etwas mehr. Um die erstern zur Verzweiflung zu bringen, ist das beste Mittel, daß man ihnen eine große Redlichkeit entgegen setzt, ihnen niemahls mit Stolz begegnet, und ihnen wohl gar zuweilen Gefälligkeiten erweiset. Die Wohlthaten verändern nicht selten die Herzen. Die Nacheiferung kann sich in der Seele eines ehrlichen Mannes befinden, ohne eben in ihr den Samen der Tugend zu ersticken. Zwischen ihr und dem Neide ist nur dieser Unterschied, daß die Nacheiferung ein heftiges Verlangen ist, eben das an Verdienst und Glück zu seyn, was die andern sind; welche also bloß auf unsern Nutzen allein siehet; da hingegen der Neid das Besondere hat, daß uns dieses Verlangen über das Vermögen des andern Schmerz

em-

empfinden läßt, und daß es uns antreibt, nun solches, so sehr als es uns immer möglich ist, zu verringern. Dieses Laster ist ein Schatten, der fast allezeit der Tugend nachfolget; es wünscht gemeiniglich mehr Uebel, als es dessen wirklich bezeigt, und derjenige, der dessen schuldig ist, leidet eben dadurch am meisten. Das ist ein sehr schlechter Wirth, der in seinem eignen Hause Feuer anlegt, und der, wenn er wider einen andern nichts ausrichten kann, sich selbst zu Grunde richtet.

Die andern Feinde sind noch weit mehr zu fürchten. Es giebt deren zwey Arten: die offenbaren, und heimlichen. Die erstern müssen mit Großmuth zurückgetrieben werden; sie haben nicht mehr Recht uns anzugreifen, als wir dessen haben, uns zu vertheidigen. Und, ob wir gleich zu leiden (nach einigen besonders ausgelegten Lehren der Religion,) verbunden sind, so kann uns doch dieses nicht dahin vermögen, zu unserm und unserer Familie Unglück, uns schmähen und öffentlich beschimpfen zu lassen. Die Natur lehret uns unser Leben zu beschützen, und die Vernunft sagt uns, daß wir unsere Ehre, worauf alles Fortkommen beruhet, erhalten müssen. In dieser Hinsicht wäre die Regel des Cäsars nicht so ganz zwecklos (*): nähmlich, keinen beleidigen, und nichts ertragen — — aber es würde hier mancher, der gewohnt ist Moral zu predigen, ohne sie selbst beherzigt zu haben, und also nur predigt — — sagen: Christus habe befohlen, nach erhaltenem Streiche auf der einen Backe, auch die andere darzugeben. Dies ist die gewöhnliche Beweisart derer, die statt Gründe sich der Sprichwörter bedienen, und also nichts weiter denken, folglich auch nicht im Stande sind, den Sinn dieser Worte dahin zu erklären, daß Christus haupt-

sächlich

(*) Nec inferre, nec perpeti. *Sueton.*

sächlich hier von der Geduld im Leiden der Art rede, welches wir nicht wehren können, und durch unvernünftige Widersetzlichkeit nur vergrößern.

Im gemeinen Leben bedarf ein herzhafter Mensch in Hinsicht der Worte Cäsars keiner Unterweisung; um seine Pflicht zu thun, hat er nur nöthig, sein Gemüth um Rath zu fragen; wenn er seine Ehre lieb hat, so wird er es niemahls leiden, daß man ihn ungerochen beleidige; denn, es kann die Nachsicht der Rache noch größere Folgen, als die bloße fortgesetzte Beleidigung haben, die sich nicht allein auf den Beleidigten, sondern auf viele Mitglieder im Staate beziehen. Ich bediene mich hier des Wortes Rache; ich weiß aber diesen Augenblick kein schicklicheres, denn sie soll das zu ergreifende Mittel anzeigen, welches dem Feinde die fernere Lust und Macht benimmt, mich zu beleidigen, ihn strafet und bessert, und zugleich auch bekannt macht, daß man unschuldig und fälschlich angegriffen war, damit der zertretene gute Nahme im Volke, wovon so vieles Wohl abhängt, wieder aufgerichtet werde. Dieses ist ein Punct, bey welchem Leute von Stande allezeit empfindlich seyn müssen; denn wenn man einmahl daran verletzt ist, so hält es sehr schwer, solches wieder gut zu machen. Man kann seine Ehre aus Schwachheit verlieren, und hundert gute Handlungen sind kaum im Stande, sie wieder herzustellen.

Um die heimlichen Feinde zurück zu halten, hat man schon mehreres anzuwenden. Hier ist es, wo sich der Staatsmann der feinsten Klugheitsregeln zu bedienen hat, und nichts, was das Interesse seines Herrn, das Wohl des Staats, und seine Ehre betrifft, versäumen muß. Da die Art des Angriffes der heimlichen Feinde sehr verschieden ist, so muß man sich ihnen auf eine ganz außerordentliche Art widersetzen, um nicht, ehe man es sich versieht, vom

Glücke

Glücke zum Leiden herabgestürzt zu werden; weil ihre Waffen List und Verstellung sind; und eben dies sind die beyden Schlangen, die gewöhnlich unter Blumen verborgen liegen. Das beste Mittel ist, sich zu bemühen, sie zu entdecken, um sie zu vermeiden; allein sie sind auch um desto mehr zu fürchten, je schwerer es fällt, sie zu erkennen. Es giebt nichts in der Welt, was einem wahren Freunde ähnlicher sehe, als ein geschickter Schmeichler! — Der eine sowohl als der andere, bedienet sich eben der Mittel um unsere Gunst zu erhalten, und sie sind nur bloß in ihrer Absicht von einander unterschieden. — Der eine sowohl als der andere versichert uns seiner herzlichen Ergebenheit, bietet uns seine Dienste an, und will uns von seiner Treue und Aufrichtigkeit überzeugen. Man erkennet sie bloß vermittelst der Probe, so wie man das Gold von dem schlechtern Metalle unterscheidet. Warten wir bey allen mit unserer Vorsicht so lange, bis sie erst durch wirkliche schändliche Handlungen sich öffentlich wider uns erklärt haben, dann ists oft zu spät, weil sie häufig auch durch allzugroße Zutraulichkeit von unserer Seite, da wir uns von der verstellten Freundschaft täuschen ließen — unser eignes Schwerdt in Händen haben.

Die Klugheit sagt uns, daß wir uns bemühen müssen unsere Feinde zu entdecken, um ihnen zuvor zu kommen; und hierzu ist das beste Mittel, daß wir die Aufführung derjenigen, die sich uns nahen, und unsere Freundschaft suchen, wohl prüfen. Haben sie alle nur mögliche Kennzeichen ehrlicher Leute, so sind sie zwar nicht sehr zu fürchten, aber dennoch ist ihnen nicht sogleich zu trauen. Aber wenn man bemerkt, daß sie sich nur irgend gewissenloser, trüglicher Handlungen, sie bestehen auch worin sie wollen, schuldig machen, wenn sie frey und ruchlos leben, und man an ihnen sowohl Geiz als Ehrgeiz bemerkt; — alsdann

dann ists Rath sich vor ihnen zu hüten. Man erwiedert ihre Höflichkeit mit Höflichkeit, und durch eine sehr erlaubte Verstellung in diesem Stücke, die nur nicht zu des Nächsten Schaden angewandt werden darf, wo man nicht selbst ein Verräther dieser Art werden will, ziehet man sie allmählig in eben dasselbe Netz, welches sie uns gestellet hatten.

In diesem Puncte gehen manche Italiäner, die sich doch dem Hauptsitze des Christenthums und der apostolischen Lehre rühmen wollen, zu weit. Es heißt: wenn unser Feind bis an die Hüfte im Wasser steckt, so müssen wir ihm helfen, und ob er sich hier wohl ohne unsere Hülfe herausarbeitete, so sey er doch Dankbarkeit schuldig; — wenn er aber bis ans Kinn im Wasser wäre, so rathen sie, daß man ihm auf den Kopf stoßen solle, um ihn vollends zu ersäufen, damit er einem nicht ferner schade.

Dies ist in aller Hinsicht eine traurige Lehre, und wenn sie geltend gemacht werden sollte, so wäre jeder rechtschaffene Mann vor keinem Schurken in der Welt mehr sicher. Es ist wahr, wenn wir eine ruhige Seele haben, so sehen wir viel heller, als derjenige, dessen Seele durch Leidenschaften herumgetrieben wird, und es wird uns auch bey ruhigem Gemüthe viel leichter werden, nicht allein die Feinde selbst, sondern auch die Art und Größe ihrer Vergehen wider uns zu entdecken; ja wir können bey einer gesetzten Gemüthsruhe uns auch ehe vor ihnen verbergen, und die uns von ihrer Seite zubereiteten Leiden abwehren. Dieses streitet dem Grundsatze von der Liebe des Nächsten nicht zuwider, denn diese Liebe ist uns nicht anbefohlen, um uns selbst zu Grunde zu richten. Wir sind uns selbst am nächsten, und das Gesetz, welches uns verbiethet, keine Mörder an uns selbst zu werden, gebietet uns auch unser Leben gegen die Grausamkeit unserer Feinde in Sicherheit zu setzen. Hätten unsere Feinde das Recht, alles un-

gestraft gegen uns zu unternehmen, so würden sich die allergottlosesten unter dem Deckmantel der Frömmigkeit verbergen, um ihre Ungerechtigkeiten desto besser ausüben zu können.

Auf eine andere Art entspinnen sich für viele Menschen Leiden in zahlloser Menge, wenn Aeltern, Vormünder oder in der Familie viel geltende Verwandte allein die Ehen für die Jünglinge und Mädchen bestimmen. Zwar hängt das höchste Glück der Ehe von so vielen Uebereinstimmungen ab, daß es eine Thorheit ist, sie alle beysammen verlangen zu wollen. Man muß sich anfänglich nur der wichtigsten versichern; finden sich die andern dabey, so nimmt mans mit Dank an, fehlen sie, so muß man sie zu entbehren wissen. Das vollkommenste Glück ist nicht auf Erden; aber das größeste Unglück, und dem man nimmer entgehen kann, ist, wenn man durch seine Schuld sich unglücklich sieht.

Es giebt natürliche Uebereinstimmungen, es giebt welche, die es uns durch die Gewohnheit sind; es giebt aber auch welche, die bloß auf Meinungen beruhen. Die Aeltern sind Richter über die beyden letztern Arten; über die ersteren sind es die Kinder allein. In den Ehen, die das Ansehen der Aeltern schließt, wird bloß auf die Uebereinstimmungen der Gewohnheit und der Meinung gesehen; man verheirathet nicht die Personen, sondern verbindet die Stände und das Vermögen. — Aber, das alles kann sich ändern; die Personen allein bleiben immer; sie haben sich überall bey sich; und dem Glücke zum Trotze kann nur durch die persönlichen Verhältnisse eine Ehe glücklich oder unglücklich seyn. Rousseau äußert daher in Hinsicht der zu stiftenden Ehen (*) folgende Grundsätze:

„Ich

(*) In seinem Emil, übersetzt von Crämer; befindlich in der allgemeinen Revision ꝛc. von Campe, Th. 15, S. 232, fgg.

„Ich hatte mir erst vorgenommen, von fern die Ge„fährtinn Emils zu bilden, und jedes von ihnen beyden „für den andern und mit dem andern zu erziehen. Indem „ich aber darüber weiter nachgedacht, habe ich gefunden, „daß alle diese zu frühzeitigen Veranstaltungen übel ver„standen werden, und daß es abgeschmackt sey, die Ver„bindung zweyer Kinder voraus zu bestimmen, ehe man „erkennen kann, ob diese Verbindung in der Ordnung „der Natur sey, und ob sich unter ihnen die Uebereinstim„mungen finden werden, die schicklich wären, jene zu bil„den. Man muß dasjenige, was dem wilden Zustande „natürlich ist, nicht mit dem verwechseln, was dem bür„gerlichen Zustande natürlich ist. In dem erstern schicken „sich alle Weiber für alle Männer; weil jene und diese „nichts als die primitive und gemeinschaftliche Form ha„ben; in dem letztern, wo jeder Charakter durch die gesell„schaftlichen Einrichtungen entwickelt werden, und jeder „Geist seine ihm eigenthümliche und bestimmte Form er„halten, nicht allein durch die Erziehung, sondern auch „durch das wohl oder übel geordnete Zusammentreffen „der natürlichen Anlage und der Erziehung, kann man „sie nicht anders paren, als daß man sie eins dem an„dern nahe bringt, um zu sehen, ob sie sich in allem Be„tracht für einander schicken, oder daß man wenigstens „der Wahl den Vorzug giebt, durch die man die meisten „dieser Uebereinstimmungen erhält.

„Das Uebel ist, daß der gesellschaftliche Zustand, in„dem er die Charaktere entwickelt, einen Unterschied zwi„schen dem Range macht, und, da die eine dieser Ord„nung der andern nicht ähnlich ist, man, je mehr man „die Stände unterscheidet, desto mehr die Charaktere ver„wirret. Daher die übel geparten Ehen, und alle die „Unordnungen, die daraus herstammen; woraus man „denn nach einer augenscheinlichen Folge sieht, daß, je „mehr man sich von der Gleichheit entfernt, desto mehr „die natürlichen Empfindungen gestört werden, daß, je „größer der Abstand wird, der die größern und kleinern „sondert, desto schlaffer das eheliche Band wird; daß, je „mehr es Reiche und Arme giebt, es desto weniger Väter „und Mütter geben kann. Der Herr und der Knecht ha„ben keine Familie mehr; jeder von beyden sieht nur sei„nen Stand.

„Wollt

„Wollt ihr den Mißbräuchen zuvor kommen, und „glückliche Ehen bilden? Erstickt die Vorurtheile, ver„geßt die menschlichen Einrichtungen, und berathet euch „mit der Natur. Verbindet nicht Leute, die sich nicht an„ders als in einem gegebenen Stande für einander schicken, „und die sich nicht mehr für einander schicken werden, „wenns geschieht, daß dieser Stand sich verändert, son„dern Leute, die sich in jedem Stande für einander schik„ken werden, in dem sie sich befinden; in jedem Lande, „das sie bewohnen; in jedem Range, der ihnen zufallen „kann. Ich sage nicht, daß die Verhältnisse der Ueber„einkunft in der Ehe gleichgültig sind, aber ich sage, daß der „Einfluß der natürlichen Verhältnisse so sehr viel wichtiger „ist, als jener, daß er allein über die Schicksale des Lebens „entscheidet, und daß es dergleichen Uebereinstimmungen „des Geschmacks, der Laune, der Empfindung und des „Charakters giebt, die einen weisen Vater, wär er auch „ein Fürst, ein Monarch, bewegen müßten, ohne anzu„stehen, seinem Sohne das Mädchen zu geben, mit dem „er alle diese Uebereinstimmungen hätte (*). — — — „Ja, ich behaupte, daß, sollte auch alles erdenkliche Un„glück auf zwey wohlverdiente Gatten hineinbrechen, sie „eines wahren Glücks genießen werden, mit einander zu „weinen, als sie genossen haben würden, bey allem Glücke „der Erde, das durch die Mißhelligkeit ihrer Herzen ver„giftet worden wäre.

„Anstatt also von der Kindheit an meinem Emil eine „Gattinn zu bestimmen, habe ich gearbeitet, diejenige zu „erkennen, die sich für ihn schickt. Ich bins nicht, der „diese Bestimmung macht; die Natur ists; meine Sache „ist nur, die Wahl zu finden, die sie gemacht hat. Meine „Sache! ich sage meine, und nicht des Vaters; denn, „indem er mir seinen Sohn anvertrauet, tritt er mir sei„nen Platz ab, er setzt mein Recht an die Stelle des seini„nigen; ich bins, der der wahre Vater Emils ist, ich „bins, der ihn zum Menschen gemacht hat. Ich würde „mich geweigert haben, ihn zu erziehen, wenns mir nicht „überlassen worden wäre, ihn für seine, das heißt, für

 „meine

(*) Hier geht Rousseau in aller Hinsicht zu weit auf der einen Seite, worüber ich mich in der Folge erklären werde. Ich habe deshalb die Stelle ausgelassen.

„meine Wahl zu erziehen. Nur das Vergnügen einen „Glücklichen zu machen, kann dasjenige bezahlen, was es „kostet, einen Menschen in den Stand zu setzen, es zu „werden.

„Glaubt nun aber auch nicht, daß ich gewartet habe, „die Gattinn für Emil zu finden, bis ich ihn in den Stand „der Pflicht gesetzt, sie zu suchen. Dieses verstellte Su„chen, ist nichts als ein Vorwand, ihn die Weiber ken„nen zu lehren, damit er den Werth derjenigen fühle, die „sich für ihn schickt. Längst ist schon so viel gefunden; „vielleicht hat Emil sie schon gesehen; aber er wird sie „nicht ehe erkennen, als bis es Zeit ist.

„Obwohl die Gleichheit der Stände in der Ehe nicht „nöthig ist, so giebt doch diese Gleichheit, wenn sie sich „bey den andern Uebereinstimmungen trifft, ihnen einen „neuen Werth; sie kommt nicht mit einer von ihnen in „die Wageschale, aber sie ertheilt ihr, wenn alles gleich „ist, das Uebergewicht.

„Ein Mann, falls er nicht ein Monarch ist, kann sich „nicht eine Frau in allen Ständen suchen, denn die Vor„urtheile, die er selbst nicht haben wird, wird er bey an„dern finden, und dieses oder jenes Mädchen, dürfte sich „vielleicht für ihn schicken, die er doch darum nicht er„hielte. Es giebt also Klugheitsgrundsätze, die das Su„chen eines verständigen Vaters einschränken müssen. „Er muß seinen Zögling nicht über seinen Rang erheben „wollen, denn das hängt nicht von ihm ab. Wenn er es „auch könnte, müßte er es doch nicht wollen; denn was „liegt dem jungen Menschen, wenigstens meinem, am „Stande? Und erhebt er sich, so setzt er sich allemahl „wirklichen Uebeln aus, die er zeitlebens fühlen wird. Ich „sage sogar, daß er nicht einmahl Güter von verschiedener „Natur mit einander sich muß aufzwingen lassen wollen, „als: den Adel und das Geld, weil jedes von beyden we„niger Werth dem andern beylegt, als es dadurch gestört „wird; weil ferner man sich nie über die gemeinschaftliche „Würdigung eins wird; und endlich, weil der Vorzug, „den jedes seinem Einsatze giebt, Unordnungen zwischen „zwey Familien, und oft zwischen zwey Gatten, bereitet.

„Es ist weiter, in Absicht der Ehe, sehr verschieden, „ob der Mann sich über sich, oder unter sich verbinde. „Der erste Fall ist der Vernunft ganz und gar zuwider;

„der

„der zweyte näher mit ihr verträglich. Da die Familie „mit der Gesellschaft nur durch ihr Haupt zusammenhängt, „so ist es der Stand dieses Hauptes, was den der ganzen „Familie ordnet. Wenn er sich in einem niedrigern „Stande verbindet, so steigt er nicht hinab, er erhebt sei„ne Gattinn; gegentheils, wenn er eine Frau höheren „Standes nimmt, so erniedrigt er sie, ohne sich zu erhe„ben: also giebt es im erstern Falle Gutes ohne Uebels, „im letztern aber nur Uebels ohne Gutes. Ferner ist es „in der Ordnung der Natur, daß das Weib dem Mann „gehorche. Wenn er sie mithin von einem untern Range „nimmt, so stimmt die natürliche Ordnung und die bür„gerliche Ordnung überein, und alles geht gut. Das „Gegentheil aber geschieht, wenn der Mann durch eine „Verbindung über sich, sich in die Alternative setzt, sein „Recht, oder seine Erkenntlichkeit zu verletzen, und un„dankbar oder verachtet zu seyn. Alsdann macht die „Frau Ansprüche auf das Ansehen, und sich zur Tyran„ninn ihres Hauptes; und der Mann, der zum Knechte „geworden, siehet sich zum lächerlichsten und elendesten „Geschöpfe herabgewürdigt. So sind die unglücklichen „Günstlinge, die die Könige Asiens mit ihrer Verbindung „ehren und quälen, und die, sagt man, wenn sie bey ih„ren Frauen schlafen wollen, nicht anders als zu den Fü„ßen des Bettes einkriechen dürfen."

Der Abt von Bellegarde (*) äußert in seinem Erziehungs-Systeme, unter den Rubriken: Ob man, um sich zu verheirathen, verliebt seyn müsse? und, ob das Vermögen der Geburt vorzuziehen ist? verschiedene Grundsätze, die einseitig betrachtet, auch sehr gut sind, um Leiden der Menschen, die aus Ehebündnissen herrühren, vorbeugen zu können. Indessen, die Grundsätze der Menschen sind oft so verschieden, als selbst auch die Leiden derselben seyn können, so wie auch dieser Satz umgekehrt wahr seyn kann; — denn es ist bekannt, daß manches Landfräulein in der

(*) Die vollkommene Erziehung. Aus dem Französischen. Danzig, 1763.

finsterſten Ecke eines Staats, welches nothleidende dürftige Aeltern hat, und kaum ſich anſtändig bedecken kann, dennoch im Stande iſt, ohne irgend eine leidliche Ausſicht in die Zukunft zu haben, und dabey auch des Kloſters entbehret, die Hand eines braven Mannes bürgerlichen Standes auszuſchlagen, wenn er auch gleich Vermögen beſitzt, eine anſtändige Bedienung hat, und gewiß zum allerwenigſten eben ſo gut wie ſie erzogen iſt, und ſie beſſer und anſtändiger halten kann, als ſie es je würde vermögend ſeyn; — und dieſes geſchieht aus keiner andern Urſache, als nur nicht dem Adel zu entſagen, der doch in dieſer Hinſicht für ſie durchaus vor Gott und Menſchen keinen Werth mehr haben konnte. Mehrentheils ſind dieſe Subjecte im Alter, wenn ſie ſich bey den Verwandten herum treiben, oder von ſonſtigen mitleidigen Herzen ihres Standes aufgenommen werden, der Vorwurf des Spaßes junger Leute, und dann, es mag gewiß nicht ſelten geſchehen, dann erſt kommen ſie zur Beſinnung. Sie ſehen, wie glücklich der Mann, den ſie ſo weit unter ſich hielten, noch immer in den Armen ſeiner Gattinn lebt, ſie finden ſelbſt, daß ihre Aeltern oder Angehörigen eine große Thorheit begangen, ihnen ſolche zum lebenslangen Unglücke bringende Grundſätze beygebracht zu haben, oder gar, indem ſie ſolche Verbindung ſelbſt zu hintertreiben ſuchten, und nun fluchen ſie in ihrem Leiden den Urhebern ihrer, wer weiß wie lange noch dauernden Marter.

Auf dieſe Art Fälle können aber Bellegards hier geäußerte Grundſätze nicht paſſen; denn er redet hauptſächlich vom männlichen Geſchlechte, und ſagt: „Sobald man die Geburt ſeiner Geliebten erwogen, muß „man auch auf ihre Perſon ſehen. Denn da die Heirath „ein unzertrennliches Band iſt, ſo halte ich denjenigen „Menſchen für ſehr glücklich, der eine Frau heirathet, „die ſowohl dem Geiſte als dem Körper nach ſchön iſt.

„Es hält sehr schwer, daß ich der Meinung derjenigen „beytrete, die da behaupten, es sey nicht nöthig, daß „die Liebe solchen wichtigen Kauf schließe, weil es ge„fährlich sey, sagen sie, da von der Beförderung un„serer Ruhe und unseres Glücks die Rede ist, alsdann „eine Leidenschaft anzuhören, die mit solcher Gewalt „über uns herrscht, und uns zu gleicher Zeit blind „macht; und da sie eine Feindinn der Weisheit ist, so „könne sie uns auch weder einen vernünftigen Rath „geben, noch uns Vergnügen versprechen, das eben so „lange, wie unsere Heirath dauert; weil sich diese „Leidenschaft durch den Genuß verringert, und wohl „gar auslöscht, und weil uns die Erfahrung lehret, „daß der Besitz, die Zeit, und die genaue Bekannt„schaft den Werth der allervortrefflichsten Sachen nach „unserer Einbildung verringert. Sie fügen noch hin„zu, daß alles sich vereinige, um uns von dieser Lei„denschaft los zu machen, daß die Jahre die Schön„heit, die wir anbeten, auslöschen, und daß derjenige, „der sein Mädchen zuvor für so schön, wie ein Göt„tinn, und für so weise, wie eine Heilige hielt, sich „nachher mit einer Frau belästiget siehet, die ihm eben „so häßlich als der Teufel, und eben so wild und zor„nig, als eine Priesterinn des Bacchus vorkommt. „Hieraus schließen sie, daß diejenige Gewohnheit sehr „vernünftig sey, die die Wahl und die Genehmhaltung „bey unserer Heirath unsern Anverwandten und un„sern Vormündern überläßt, und daß solche um desto „vernünftiger und richtiger davon urtheilten, weil „sie von der Leidenschaft der Liebe gar nicht eingenom„men wären, und weil sie auf unser Glück und auf „unsern Nutzen sähen.

„Aber, um auf diese Schlüsse zu antworten, kann „man sich wohl etwas so tyrannisches denken, als daß „man alle Augenblicke seines Lebens, alle unsre Uebel „und alle unsere Vergnügungen mit einer Person thei„len

„len solle, die uns unbekannt und sogar gleichgültig „ist? Wenn es wahr ist, daß der Genuß die Liebe „auslösche, kann man also nicht daraus schließen, daß „eben dieser Genuß unsere Gleichgültigkeit in Haß ver„wandeln, und daß uns diese letztere Leidenschaft, in „einen Abgrund voller Mißvergnügen und Betrübnisse „stürzen werde? Wenn wir also eine Person heira„then, die nur andere für uns gesehen haben, so ist es „nicht anders möglich, als daß sie uns mißfallen muß, „und daß wir uns, gleichsam wie Blinde dem größten „Mißvergnügen, und vielleicht noch etwas Aergern „überlassen werden. Und, verfährt man auf diese „Weise mit uns, so heißt man uns in ein Gefängniß „gehen, das uns nichts anders als Ketten darbietet, „und wovon wir nicht ehe, als wenn wir sterben, be„freyet werden.

„Es ist also sehr unvernünftig, wenn man unsern „Willen, der bey der Heirath so nothwendig ist, es „sey durch die Wahl oder die Gewalt unserer Aeltern „zwingen will. Denn unsere Seele ist von Natur so „frey, daß die grausamsten Tyrannen der Erde ihr sol„ches nicht nehmen können. Wenn ein schönes Mäd„chen gar bald alle ihre Reize verliert, und eine häß„liche Frau wird, so ist es noch ausgemachter, daß „ein häßliches Mädchen in der Heirath nicht verschö„nert wird, und daß ihre Bosheit und ihr übles Ge„müth ehe schlimmer als besser werden wird. Doch, „es ist dies eine Sache, die sehr zweifelhaft ist, und „die man auf beyden Seiten bestreiten kann; des„wegen ist es besser, hierbey mein Urtheil zurückzuhal„ten, als solches zu äußern. Die erstere Meinung „scheinet mir zur Beförderung seines Glücks ver„nünftiger, aber in Ansehung seiner Ruhe viel gefähr„licher zu seyn. Die letztere hingegen, wenn sie uns „auch weniger Vermögen verschafft, verspricht uns

„doch

„doch viel mehr Vergnügen, und eine weit bessere Be„friedigung.

„Das Vermögen ist der letzte Umstand, den man „bey der Heirath untersuchen muß. Man streitet „nicht über die Größe desselben, denn es kann wohl „keiner läugnen, daß nicht das größeste am meisten zu „wünschen sey. Allein, ich halte dafür, daß man auch „wohl darauf sehen müsse, wo es herrühre. Ich bin „nicht der Meinung des Kaisers Vespasians, welcher „sagte, daß das Geld, welches er aus dem menschlichen „Unflath zöge, eben so gut rieche, als dasjenige, welches „aus Blumen und Kräutern gezogen würde (*). Wenn „man eine Verbindung mit einem geringen Mädchen „eingehet, bloß darum, weil sie uns viel Geld mit„bringt, so muß man beständig die Augen aufs Geld „haben, und sie niemahls auf die Familie richten. „Dergleichen Verbindungen sind für alle diejenigen „Häuser zu entschuldigen, die in sehr großen Schulden „stecken; denn, da dieses die größesten und äußersten „Uebel sind, so entschließt man sich auch leicht, die „äußersten Mittel dagegen anzuwenden.

Ob aber ein Mittel, welches man, um einem Unglücke zu entgehen, fast aus Verzweiflung ergreift, oder, welches unsre Angehörigen für uns, entweder in eben dieser Absicht, oder auch selbst in der guten Meinung, unser Glück zu befördern, ergreifen, allemahl zur Be-

(*) Dieser Grundsatz des Verfassers zeigt von ganz besondern Begriffen in Hinsicht des Finanzwesens. Dem Regenten muß das Geld, welches aus den verpachteten Frohnereyen fällt, eben so lieb seyn, und eben die Dinge thun, als das, welches seine Beamte bezahlen. Eben diese Bewandtniß hat es auch mit den Einnahmen eines jeden Staatsbürgers. Der, welcher z. B. seinen Mist verkauft, erhält für sein Geld eben das, was derjenige erhält, der seine Gärten verpachtet. Ueberhaupt aber paßt das angeführte Gleichniß hier nicht, weil die Ehen noch anderweitige Verbindungen, als bloß die Annahme des Vermögens, voraussetzen. —

ruhigung und nach Wünschen ausfällt, so daß hernach die größesten Leiden daraus erwachsen, wird noch immer zweifelhaft bleiben. Der Grundsatz mancher Alten, daß Liebe und Verträglichkeit sich von selbst wohl finden werde, wenn nur erst die Verbindung getroffen, ist nicht auf alle menschliche Gemüther anwendbar. Zwar beruhet die moralische und physische Vollkommenheit des Menschen auf gewissen sehr simpeln Grundsätzen, die von dem Wesen der Natur überhaupt und von ihren mannigfaltigen Verhältnissen gegen die übrigen geschaffnen Dinge abgezogen sind, oder vielmehr jedem unbefangenen Auge aus derselben entgegen springen. Die menschliche Natur hat einen eingepflanzten Trieb, sich auszubilden, sich zu erhalten, und sich fortzupflanzen. Aus diesem Grundtriebe entwickelt sich alles, was an, in und aus dem Menschen handelt, und die richtige Leitung desselben, bereitet die moralische und physische Vollkommenheit des Menschen. Die Regeln, diesen Trieb zu leiten, sind alle aus der Erfahrung abgezogen, daher unfehlbar und faßlich; allein, der von vielen andern Zufällen geleitete menschliche Wille, so wie auch die Richtung des Verstandes selbst, bestimmen sehr häufig die Regeln zur Befriedigung der Naturtriebe, sie mögen denn manches Mahl auch so abgeschmackt seyn, als sie wollen. Zuweilen glückt es solchen, zuweilen aber auch nicht, und in diesem letztern Falle erzeugen sie allerley Ungemächlichkeiten, die nicht anders als Leiden genannt werden können.

Vorzüglich ist der Neid der Nebenmenschen die größeste und böseste Leidenschaft, wodurch vielen Unschuldigen ein oft unerträgliches Leiden bereitet wird. Das menschliche Leben giebt hiervon unzählige Beyspiele, und selbst im Innern der Familien, wenn man Gelegenheit hat, die Tagesgeschichte derselben zu erfahren, findet man so unzählig viele Vorfälle, die

nichts

nichts mehr und nichts weniger bedeuten, als daß immer einer dem andern das Grab zu graben gedenkt. Solches können Brüder und Schwestern thun, entweder durch Verführung und Ueberredung sowohl ihrer Gatten als fremder eben so elender Personen, oder durch eignen Neid des verdorbnen Herzens angetrieben — und man giebt dann oft seinen Handlungen einen frommen und heiligen Schein, um sie vor allen Rechtschaffenen rechtfertigen zu wollen.

Ich weiß zur Erläuterung dieses Satzes einen Vorfall in einer Familie, der hinlänglich beweisen wird, wie einer in seiner Familie sich oft bestrebt, des andern Teufel zu seyn: In einer Provinz, die nicht unter dem Zepter unsers allgeliebtesten Königs von Preußen steht, befand sich ein kurzsichtiger Geistlicher auf dem Lande, der auf keine Weise, aus verschiedenen in ihm und seiner Frau sehr natürlich liegenden Ursachen, mit seiner Landwirthschaft fertig werden, folglich auch nicht subsistiren konnte. Sein unverheiratheter Bruder, der in einer benachbarten Stadt die Advokatur trieb, aber auch gerade deshalb sich mit den Weltkindern mehr abgeben mußte, weil er nicht allein eben so wenig älterliches Vermögen als sein geistlicher Herr Bruder besaß, sondern auch durchaus keine weiteren Einkünfte hatte, als ihm seine Arbeiten einbrachten, sahe schon längst ein, daß sein Bruder, wenn er seine Revenüen von seinem Fleiße und seiner Klugheit in der Landwirthschaft hernehmen müßte, zu Grunde gehen würde. Er war daher bey einer, in dieser Stadt entstehenden Vakanz einer Pfarre, von ganzer Seele darauf bedacht, seinem auf dem Lande schmachtenden Bruder mit allen Kräften zu diesem Posten zu verhelfen. Hier ists zu weitläuftig zu erzählen, wie solches geschah, und wie er, der im Grunde nur wenigen Einfluß bey Hofe hatte, doch solches binnen Kurzem durch Andere ins Werk richtete. Es geschah aber, und

der

der Bruder sowohl als dessen Frau geriethen in entzückter Freude darüber, und versprachen ihrem ehrlichen weltlichen Bruder, nicht allein, daß er, so lange er unverheiratet wäre, bey ihnen speisen sondern auch wohnen solle.

Der weltliche Bruder nahm anfänglich keines von beyden an, weil er sich noch halten konnte. Als aber hernach seine Umstände etwas zerrüttet wurden, fand er sich bewogen, wenigstens den Mittagstisch anzunehmen. Als dies geschah, hatten aber Bruder und Schwiegerinn Dankbarkeit und Pflicht schon vergessen, sie machten also auf alle Art Anstalten, und suchten alle mögliche Gelegenheit des weltlichen Bruders auf eine schickliche Weise los zu werden. Die Gelegenheit fand sich auch bald. Der weltliche Bruder hatte mit einem Manne in der Stadt, der vielleicht nicht ganz exemplarisch lebte, um seines Vortheils willen, viel Verkehr. Dieser Mann war oft bey ihm, und auch eines Tages da er nicht stets bey ihm seyn konnte. Während des macht sich dieser verliebte Mann an eine bey dem Advokaten kommende Klientinn, mit welcher er schon vorher in Verbindung stand. Die Hauswirthinn, mit welcher keiner von diesen in Verbindung stand, wurde doch von einer ganz unklugen Eifersucht hingerissen, um zu untersuchen, was das fremde Frauenzimmer bey ihrem Miethsmanne oben mache. Beym Eintritte ins Zimmer glaubt sie den fremden Mann mit dem Frauenzimmer in verdächtigen Verwickelungen anzutreffen, und schlägt daher einen Lärm, daß alle Nachbarn zur Thüre kommen. Hieraus entspann sich nun ein Weibergewäsch in der Stadt, und der Herr Pfarrer, der dieses auch bald darauf von seiner theuren Ehehälfte mit manchen liebolosen Noten begleitet, als ein neues Stadtmährchen erfuhr, hatte nicht sobald solchen Greuel gehört, als er auf dieses Gerücht seinen Bruder auch schon für einen Hurenwirth erklärte, und da dieser darauf zum Essen bey ihm gehen will, kündigte er

ihm,

ihn, froh, nun die gesuchte Gelegenheit gefunden zu haben, brüderliche Liebe und den Tisch (unter dem Vorwande, daß sein Gewissen beym fernern Umgange mit ihm litte, unter Schimfworten) mit einem Mahle auf, und der Bruder sah sich nun für seine Treue mit Schmach und Noth belohnet, und wurde noch dazu in der ganzen Stadt als ein verachtungswürdiger Mensch geschildert. Da er aber durch immerwährende Klatschereyen verfolgt ward, so stieg hierdurch sein Leiden, (indem er nun eigentlich keinen besonders, sondern die ganze Stadt hätte angreifen müssen, wenn er gegen jemand klagbar hätte werden wollen,) so hoch, daß er nicht allein die äußerste Armuth, sondern auch selbst Hunger und Durst litt. Seinen Posten legte er nieder, und sah sich gezwungen, da sein guter Nahme von seinem Bruder selbst auf die schändlichste Art war gemißhandelt worden, fast nackt und bloß einen andern Staat zu suchen. Er floh daher, mit auf allen Seiten verwundetem Herzen, zum Lande hinaus; und nun zuckte der fromme Geistliche barmherzig die Achseln, und bedauerte mit kaltem Herzen das Schicksal seines ungerathenen Bruders. — —

Solcher Beyspiele von dem, einzelnen Menschen oder einzelnen Familien zugefügten Leiden, giebt es unzählige, und auch von eben so verschiedener Art, daß es unmöglich ist, alle die hierher gehörigen Fälle zu beschreiben. Es giebt aber auch ausgebreitetere Leiden, die ganze Provinzen und Königreiche betreffen, wohin man mit völligem Rechte die heutigen Revolutionen und darauf erfolgenden innern und äußern Kriege rechnen kann; und, wenn auch einige Familien im Staate dadurch einigen Nutzen ziehen möchten, so wird dieser Nutzen, da so viele tausend Menschen auf der andern Seite wiederum ins größeste Unglück gestürzt werden, nie gerechnet werden können — denn ich bin nicht der Meinung zugethan, daß man

ein

ein von allen Seiten betrachtet wahres Glück auf den Gerippen, aus dieser Ursache erschlagener Nebenmenschen, und mit dem Blute der Unschuldigen gefärbt, dauerhaft aufrichten könne, wenn noch dazu die Seufzer der Unschuldigen und unglücklich gewordenen von keiner folgenden Zeit erstickt und erlöscht werden mögen. Nimmt man alle Facta einzeln, und betrachtet man sie nach einem gewissen Zwecke, so ists wohl wahr, daß es einige gebe, die nicht zu verwerfen sind — aber auch diese einige könnten bestehen, ohne eine allgemeine Revolution und gänzliche Umwälzung aller Verbindungen. Z. B. Wir werden noch keine zwanzig Jahre weiter hin seyn, so wirds schon viele Menschen geben, die sich nie ihres Lebens hätten freuen können, wenn zugleich mit der Revolution auch nicht viele von den klösterlichen Gelübden der Keuschheit wären entbunden worden — vielleicht hätte ihre Entstehung nie angefangen, oder ihr Werden möchte auch wohl in der allerersten Consistenz, oder im noch völlig tauben Embryonenstande unterdrückt worden seyn. — Dieses und viele andere Dinge bedürfen aber keiner allgemeinen Revolution, davon uns die Regierung Josephs des Zweyten zur Genüge überzeugt.

Wie die Revolutionen ganze Länder umbilden, wie sie vermittelst so mancher Leiden und Drangsale der Unterthanen, andere Gestalten zwar, aber nicht immer dauerhaftes Glück gewinnen können, ist in einer kleinen Abhandlung, betitelt: Aegypten und Italien. Eine Revolutions-Parallele (*), sehr gut gesagt worden, wo es heißt:

Das alte Reich des Sesostris hatte frappante Aehnlichkeiten mit dem neuern Italien. Beherrscht dem Schei-

ne

(*) Politisches Journal, Jahrg. 1798, 1sten Bandes 1stes St. S. 18, fgg.

ne nach von Monarchen, war in der That ein Oberprieſter ein Herr der öffentlichen Meinung, durch die Macht der Religionsgeſetze. Die Staaten Aegyptens hatten Pracht und Schwäche. Man ſahe daſelbſt die herrlichſten Ruinen, die Reſte der alten Kunſtwerke, welche der Barbarey der Hirtenkönige (Hycſos), die ſo wie die Vandalen und Gothen in Italien, in ihrem Einbruche die Kunſtwerke der Aegypter verwüſtet hatten, entgangen waren. Man ſahe die Wiſſenſchaften bey einigen, die Unwiſſenheit bey allen übrigen. Aus Indien waren die höheren Kenntniſſe nach Aegypten, wie aus der Türkey nach Italien entflohen. Die Philoſophen des Alterthums ſchöpften ihre Weisheit an den Ufern des Nils: ſo wurde unter dem ſchönen Himmel von Florenz die Fackel der Wiſſenſchaften wieder angezündet (*).

In beyden Ländern wurden die Wiſſenſchaften in einer fremden gelehrten Sprache fortgeſetzt und bearbeitet; — dort in der Hieroglyphiſchen, hier in der Lateiniſchen. Beyde waren der Maſſe des Volks unbekannt. Es war auch das Loos beyder Länder, in ihren reſpectiven Zeitaltern die Canäle zu ſeyn, durch welche die Reichthümer Indiens zu den andern Völkern gebracht wurden. Wer kennet nicht die Handlung Alexandriens? Wer erinnert ſich nicht, wie Aegypten, Florenz, Venedig, Genua, vor der Entdeckung der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das ganze Commerz von ganz Europa hatten.

Bey ſo vielen Gleichförmigkeiten ſollten Aegypten und Italien auch beynahe einerley Schickſal erfahren, jenes bey den Unruhen Griechenlandes, dieſes bey der gegenwärtigen Revolution. Wider ihren Willen, durch den Zwang einer andern Macht, ſahen ſich beyde Länder in einen verderblichen Krieg verwickelt. Aegypten, als Provinz des großen perſiſchen Reichs; Italien, zum Theil dem deutſchen Reiche unterworfen, mußten für die Sachen fremder Nationen Schlachten liefern, und ſich durch die Kriegsübel erſchöpfen laſſen, an deren Veranlaſſungen ſie

(*) Die Griechen, Lykurg, Pythagoras, und andere, holten ihre Kenntniſſe aus Aegypten. Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occidente, hatte ihre Wiege unter den Fürſten aus dem Hauſe der Medicis.

sie keinen Antheil hatten (*). Die siegenden Feinde kehrten in einem Lande, wie in dem andern, ihre Waffen, und ihre noch gefährlichern Intriguen gegen die Völker dieser Länder selbst (**). Sie empörten den Ehrgeiz einiger Privatpersonen, und das Land der Künste und der Wissenschaften wurde durch Barbaren verwüstet. Die Perser brachten es doch endlich dahin, Aegypten den Händen der Athenienser und ihren Alliirten zu entreißen, aber erst nach sechs Jahren voller Drangsale. — Endlich fiel doch Aegypten, wieder auf einige Zeit, in die Hände der Griechen, unter dem Eroberer Alexander, u. s. w.

Eine weitläuftigere Ausführung dieser Materie gehört nicht hierher; allein, man wird hieraus ersehen, besonders wenn man selbst nachdenkt, und die täglich bekannt werdenden Familien-Anecdoten mit denen vergleicht, die ganze Reiche und Nationen angehen, daß diese Art Leiden an sich von einerley Art, und nur darin von einander unterschieden seyn können, daß jene einzelne Menschen oder Familien ergreifen, und diese den ganzen Staat mit allen Familien zusammen.

Wenn wir die menschlichen Leiden ihrer Natur, ihrem eigentlichen Wesen nach, betrachten, so sind sie in dieser Rücksicht sowohl

Körperliche als geistige Leiden, und bestehen daher nicht allein aus allerley Drangsalen, die hauptsächlich auch den Körper angreifen, als Armuth, Hunger, Durst, und dergleichen, wovon im Vorhergehenden schon gehandelt worden, sondern auch be-

son-

(*) Dieses traurige Schicksal trifft auch jetzt manche Rheingegenden, die gewiß unschuldig genug sind.

(**) Man vergleiche das, was im vorigen Jahre in Italien vorging, mit dem, was Thucydides erzählt (lib. 1, cap. 102): Inarus brachte Aegypten gegen den persischen König Artaxerxes in Insurrection, so wie die Franzosen, in Genua, Mailand, Turin, Rom, Venedig, Insurrectionen anstifteten.

sonders noch in Krankheiten aller Art. Diese können uns zum Theil angeerbt werden; zum Theil können sie die Folge unserer dürftigen, und unserm Körper widernatürlichen Lage seyn; zum Theil aber, und noch häufiger, haben sie ihren Grund in unserer eigenen Unachtsamkeit, indem wir nicht gehörige Sorge für die Erhaltung des Körpers tragen; oder sie sind die unausbleibliche Folge unserer ungestümen und zwanglosen Befriedigung der Wünsche aller Art. Was in der Encyklopädie von Krankheiten gesagt worden ist, sehe man im XLVIIsten Th. S. 30, fgg.

Eine andere Art der Leiden sind geistige, oder solche, die hauptsächlich den geistigen Theil des Menschen angreifen, und in dieser Rücksicht würde das, was hier gesagt wird, sich schon auf den hernach folgenden Artikel Leidenschaft beziehen, und als eine Art von Einleitung in denselben angesehen werden können. Die geistigen Leiden entstehen aus unserm Begehrungsvermögen, welches entweder noch fortdauert, oder aufgehöret, und unangenehme Empfindungen nachgelassen hat. Der Weise bemühet sich beständig in Hinsicht der Lenkung seines immer regen Begehrungsvermögens, eine wohlgesuchte Mittellinie, welche das Ziel aller Dinge ist, zu finden, und jene Mäßigung sich eigen zu machen, bey der man weder Gefahr läuft, vor Kälte zu erstarren, oder von aufbrausender Hitze auf der Stelle sich, und was man erreichen kann, zu verderben.

Es liegt uns vieles daran, etwas zu unternehmen, damit gesunde Begriffe über den Werth und Unwerth des leidenschaftlichen Eifers bekannter und bestimmter unter uns werden, als sie es waren — denn, noch verwirft in einem Staate, und in einer Religion und in einer Familie, immer ein Theil alles das, was nur irgend das Ansehen einer Leidenschaft haben kann, indeß der andere Theil wiederum alles dieses rechtfer-

tiget — woher bey der häuslichen Erziehung, und bey der öffentlichen Bildung, die Grundsätze der Empfindungslosigkeit und der Schwärmerey, wechselsweise die Oberhand behalten, und durch schlimme, nicht selten unersetzliche Folgen, manche junge Seele voll der besten Anlagen verunstalten und auf immer trübe machen.

Das in Bewegung gesetzte menschliche Begehrungsvermögen ist das herrschende Verlangen, sich einer Sache, die man als ein Gut erkannt und lieb gewonnen hat, zu bemächtigen, und solches würde eine Leidenschaft seyn. Aus dieser Erklärung läßt sich für jeden, was jeder nöthig hat, oder zu haben glaubt, abziehen, und es kommt in dieser Hinsicht fast bey jedem Dinge darauf an, aus welchem Gesichtspuncte man es zu sehen bekommt, da falsche Begriffe, verderbliche Beyspiele, oft aller Ueberlegung zuvor kommen, und etwas als ein Gut empfehlen, das keines ist, da die groben Gefühle der Sinnlichkeit, der Eigenliebe, u. s. w. die Einbildungskraft verfälschen und entkräften, und dem gleichsam betäubten Geist alle Ruhe und Besinnung, und die Kraft, wider sich selbst für sein eigenes besseres Wohl zu streiten, verwüsten; so folgt hieraus, daß es auch böse, lasterhafte Leidenschaften gebe, welche, wie ich nicht zu erweisen brauche, mit eben der Sorgfalt zu vermeiden und auszurotten, wie hingegen die guten und wohlthätigen anzufachen und zu pflegen sind.

Ein wiederholtes Gefühl des Vergnügens, dessen man sich bey einer Handlung bewußt wird (*), eine wie-

(*) Es giebt Philosophen, die behaupten, daß man zu bloßen Ideen und Vorstellungen keine Leidenschaften bekommen könne. Es ist mir aber diese Meinung um deswillen nicht einleuchtend, weil man nicht läugnen kann, daß die Leidenschaften auch sehr häufig bloß auf Befriedigung gewisser Gefühle idealischer Vorstellungen, oder des Bewußtseyns gerichtet sind, wovon uns so manche Weise und Schwärmer überzeugen.

wiederholte Vorstellung der Vollkommenheiten und des Vergnügens darüber, welches man von ferne erblickt, und zu erreichen gereizt wird, bildet bald jenes Eigenthümliche, jenes Herrschende im Character des Menschen, das mit ihm wächst, sich mit ihm verwebt, und so zu sagen, in ihm zu Fleisch und Blut wird. Große feurige Seelen empfinden gar bald, oft ohne alles Befehlen und Anweisen, ein unaussprechliches Behagen im Bewußtseyn großmüthiger Gefühle, und ihre Neigungen heben sich empor, um im Reiche der Unternehmungen irgend ein edles Geschäft sich eigen zu machen. Bey vielen verräth sich die innere Anlage durch ungestümere Bewegungen, bey vielen durch eine edele Traurigkeit, wenn man sie von dem Kreise wegführt, worin sie zu wirken vorzüglich bestimmt sind. Andere erhalten durch Unterricht, der tief ins Herz gelegt wird, durch fortgesetzte Ausübungen, welche zur Fertigkeit erwachsen, diejenige Neigung, den befestigten Hang nach Handlungen, den man Leidenschaft nennt. Diesem Hange sind alle übrigen Begierden in dem Herzen des Menschen gleichsam untergeordnet und unterthan, und alle Gegenstände der Schöpfung erhalten auf gewisse Art hiernach seine Farbe. Er ist seine eigene Ermunterung, und nicht selten seine eigene Belohnung. Er ist stark, und in Beschwerden abgehärtet, und oft auch unüberwindlich. Je nachdem er einer guten und tugendhaften, oder einer bösen Natur ist; je nachdem er das Herz erweitert oder verenget: ist er im äußersten Grade großmüthig, oder auf eine thierische Weise eigennützig. Eine bloße Gewohnheit ist daher an und für sich noch keine Leidenschaft, so wie ein Geschäft, daß weder schlimmer noch merklich besser wird, nicht fähig ist, etwas Leidenschaftliches zu erwecken. Daher führen viele Stände oder Beschäftigungen die Eigenschaft mit sich, die Seele kalt und unthätig zu machen. Was

soll z. B. einen Copisten in Feuer setzen? — Und so ist es überhaupt eine Regel, wo bey Verrichtung eines Amts alle Seelenkräfte gleichsam einschlafen, und keine Begierden, sich und seine Sache zu veredeln, geweckt werden, da hat dasselbe seinen Geist verloren. In manchem Lande ist noch jetzt dieses das Schicksal der Juristen und Sachwalter — — in andern Ländern wieder der Geistlichen, wo sie gezwungen sind, nicht selbst zu denken, sondern nur Meinungen in der Jugend zu erlernen, und diese fortzupflanzen. — —

Außerdem, wenn ein Geschäft beseelt, wenn es an sich nahrhaft und gut, und einer Verbesserung fähig ist; so ist es ganz der Natur des Menschen gemäß, daß er anfange, selbiges mit mehrerem Eifer zu lieben; und darin, wie in seinem Eigenthum, mit partheyischem Eifer zu wirken. Je größer und uneingeschränkter das Herz eines Menschen ist, desto mehrere Gegenstände umfaßt und pflegt er mit stärkerem Eifer, und desto mehr wird die Aufnahme und der Wohlstand derselben zum Bedürfnisse seiner Ruhe und Zufriedenheit. So wie uns in Hinsicht vieler Dinge ein außerordentliches Gefühl von Schmerzen oder Vergnügen gegeben ist, das die nothwendige Sorge um dieselbe, aufmuntert und stärket: so ist mit den Fähigkeiten und Bemühungen um geistreiche, oder besonders nützliche Dinge, ein belebender Trieb verwandtschaftlicher Neigungen verbunden, welcher den Geist sinnreich, thätig und unermüdet macht, die Glückseligkeit, die Ausbreitung und Vervollkommnung derselben, wie seine einzige Angelegenheit zu besorgen, und, wo der Besitz und ein Eigenthum Statt findet, sich im Genusse desselben unendlich glücklich zu achten. Nach meinen Begriffen, sagt Sallust, lebt allein derjenige, genießt allein derjenige seines Geistes, der mit Eifer nach einem gewissen Geschäfte strebt, und sich

nach

nach dem Ruhme einer herrlichen That, oder nützlichen Arbeit sehnt.

Wer an den Beruf seines Lebens nicht mit leidenschaftlicher Liebe geht, wird nie etwas Großes hervorbringen. Die Schwierigkeiten, welche er dabey antrifft, werden ihn bald ermüden, oder die vielen Hindernisse werden ihn, ehe er anfängt, verlegen und zaghaft machen. Was soll den einzelnen aufmuntern, zu hoffen, daß er durch seine Stimme schlummernde Gemüther wecken, daß er eine vergessene Sache in Bewegung setzen, und für eine andere, gänzlich mißgekannte, Achtung einflößen werde? — Was soll den Einzelnen bey einer allgemeinen Trägheit eines gefühllosen Zeitalters befeuern, was bey einer allgemeinen Geschmacklosigkeit ihn aufrecht halten, ihn wider alles Beyspiel in dem Zutrauen, daß er Recht habe, fest erhalten? Was soll den Einzelnen, dem seine Glücksumstände, auch bey aller Gemächlichkeit des Lebens, Ruhe und Vergnügen verschaffen würden, dahin vermögen, sich anzustrengen, sich es bey freywilligen Bemühungen, wofür ihn vielleicht bey seiner Lebenszeit niemand lohnt, hart werden zu lassen, besonders, wenn er es an den Fingern abzählen kann, daß die Nachfolger im Genusse eben so wenig mit seinem Blute verwandt sind, als solches je mit nur irgend einiger Achtung und Dank annehmen und genießen werden? — Was sollen alle die außerordentlichen Unternehmungen, und die Werke einer langwierigen Arbeit, die Werke eines unermüdeten Erfindungsgeistes, welche durch keine Befehle erhalten werden können, hervorbringen, wenn nicht in dem Innersten des Herzens jene Wärme, welche immer wirken und hervorbringen will, lebt, und es bey aller fremden Gleichgültigkeit schadlos hält.

Bey guten Erziehungen soll die erste und letzte Sorge seyn, die Art der leidenschaftlichen Triebe,

welche sich in den jungen Seelen frühzeitig äußern, zu beobachten, und das Ungestüm derselben nach Bemühungen um nützliche Dinge zu lenken. Wo man dies vernachlässigt, übel verstanden oder mißbraucht hat: da war fast immer alles übrige, was man für die Bildung, und den Unterricht gethan hat, verloren. Die leidenschaftliche Neigung schlich indessen heimlich in allen Adern herum, und kaum ward sie sich selbst überlassen, wurde sie in vollen Flammen sichtbar. So wurde der unruhige und kriegerische Geist, die Eroberungssucht, die übertriebene Jagdlust, und alle die viel bedeutenden Leidenschaften in den Gemüthern der Fürsten reif, wodurch nachmahls die Schicksale ganzer Länder bestimmt wurden. Die meisten derjenigen, welche Provinzen durch unselige Kriege, oder auf eine langsame Art durch zügellose Ausschweifungen verwüsteten, würden mit eben der lebenslänglichen Hitze das Gute befördert, die Talente und die Industrie ihrer Unterthanen ermuntert, und an dem Wohlseyn derselben gearbeitet haben, wenn ihre Erzieher die Kunst verstanden hätten, die Spuren künftiger Leidenschaften wahrzunehmen, und denselben durch die gehörigen Mittel an bessern Dingen Nahrung zu geben.

So besteht hierin auch ein vorzüglicher Rath, den die Vernunft kranken Gemüthern ertheilt, den Rath, nähmlich, schmerzhaften Empfindungen andere entgegen zu setzen, und schädliche Leidenschaften durch andere und bessere zu entkräften, und auszulöschen. Wo zuweilen weder die Entfernung, noch eine ganze Sammlung von Gründen etwas vermag: da ist dies Mittel hinreichend, fesselnde Eindrücke zu zerstreuen, der Einbildungskraft aufzuhelfen, und der Ueberlegung Platz zu machen. Aber, wessen Herz von irgend einer so ruhmwürdigen Sache so eingenommen, und angefüllt ist, daß sie seine Sorge, und gleichsam die Bedingniß seiner Ruhe und Zufriedenheit ausmacht, der

wird

wird selten Gefahr laufen, von einer schwachen Leidenschaft niedergedrückt, und seiner Lust und Kraft, zu handeln beraubt zu werden. Er wird die Anfälle, bey deren Anblick unbeschäftigte Herzen unterliegen, nicht fühlen, und die Pfeile abstreifen, mit denen ihn die Ueppigkeit und das Beyspiel seines Zeitalters zu verwunden suchen wird.

Wie sichs bey einzelnen Menschen verhält, so bey ganzen Nationen. Wo eine Regierung auf Grundsätze gegründet ist, da wird man sich immer angelegen seyn lassen, große Leidenschaften, durch welche große Thaten gezeugt werden, zu wecken, und der Menge etwas Characteristisches, wodurch man zu ihr reden kann, zu geben. Auch werden alle öffentliche Verordnungen, die diese Seite berühren, und wo man immer etwas, wozu eigne Unternehmung gehört, erhalten will, durch solche Mittel zu erzielen bemüht seyn. Die Reden großer Staatsmänner, des Demosthenes und Cicero, die Anreden großer Feldherren an ihre Heere, sind von Meisterzügen dieser Art voll. Sie belehren uns, was man voraussetzen müsse, Menschen nach großen Absichten zu lenken. Und dies ist wahre Staatsklugheit.

Wenn ich indessen guten Leidenschaften das Wort rede, so geschieht es nicht ohne Einschränkung. Es gilt hier jenes, was überall beobachtet werden muß, daß nichts sein Maß überschreite. Eine gänzliche Windstille ist schädlich; aber ein wüthender Sturm ist es nicht minder. Bey jenen ist die Seele unthätig und handelt nichts, bey diesem raset sie, und begehet, gleich einem Menschen, der im hitzigen Fieber krank liegt, mächtige Thorheiten. Man nennt dies letztere die Schwärmerey, und sie ist von dem, was den Nahmen einer leidenschaftlichen und gesunden Wärme verdient, gänzlich verschieden. Bey der Schwärmerey ist Schwäche des Geistes und Mangel an Rath und Ueberlegung. Sie ist eine Krankheit,

und ergreift nicht selten die seichtesten Köpfe. Sie verursacht in dem Gehirne des Menschen gewaltige Zerrüttungen, und treibt den Unglücklichen an, in überspannten Dingen, und im dunkeln, unordentlichen Wesen seine Glückseligkeit zu suchen. Sie sieht nicht was vor ihr liegt, und jagt Schattenbildern nach, und ruft immer nach Welten ihrer Phantasie. Sie gleicht der Stärke im Schrecken, und ist keiner Dauer noch Anstrengung fähig. Auch die übrigen Eigenschaften, welche zur Ausführung eines großen Geschäftes unentbehrlich sind, fehlen ihr. Sie läuft, auch wenn sie niemand sehen wollte, mit brennenden Fackeln durch die Gasse, und schreyet: Das bin ich!

Nie hat ein Schwärmer (oder es that der Zufall das meiste) eine wahrhaftig edle That verrichtet; wohl aber hat mancher ganze Zeitalter angesteckt, und Menschen, wie Heerden, vor sich hergetrieben. Wo sich die gesunde Vernunft weigerte, Dienste zu thun, und Absichten auszuführen, da haben Verrückungen des Kopfs, und der Fanatismus große Werke der Zerstörung, wie in einem Augenblicke, vollendet, aber niemahls Werke des Lebens und der Wohlthätigkeit. Verheerende Kriege, nächtlichen Ueberschwemmungen ähnlich, hat diese Wuth aufgewühlt, aber niemahls hat sie weise Staatssysteme, Plane vollendeter Regierungen hergestellt, und in Dingen, wozu Ruhe und Tiefsinn des Geistes gehöret, richtige Erfindungen gemacht.

Indessen ist nicht alles Schwärmerey zu nennen, was dem Kalten und Empfindungslosen, oder was der Seele des Sünders so däucht. Ich sah, wie hektische Männer mit ausgelöschtem Herzen jede Emporhebung der Seele über das Gemeine und jede Empfindung höhneten, und dem Eifer, dem Guten überall das Wort zu reden, übertrieben und schwärmerisch nannten. So sah ich auch Männer, welche

jedem

jedem, an dem sie keine gewaltsamen, gleichsam convulsivischen Bewegungen, sondern Gelassenheit und Gesundheit der Seele wahrnahmen, alles leidenschaftliche Gefühl absprachen, und ihn unfähig für alles, was in ihren Augen groß war, erklärten. Die Linie, wie die Trockenheit und Langweile des Herzens, von der durch wahre Weisheit gemäßigten und geordneten Empfindung, und wie die ungewöhnlichere Erhebung dieser letzteren von den Anfällen einer schwärmerischen Hitze abgehe, ist freylich manches Mahl auch dem Dichter schwer, zu bestimmen, aber desto leichter ist es, sobald man auf Thaten sieht, sich dessen zu versichern. Der gesunde Enthusiasmus begleitet den Menschen, wie die wahre Freundschaft, durch alle Stufen des Lebens, und er wird nie müde, die Aufnahme dessen, wofür er glühet, zu befördern. Ihm haben wir die ersten und nützlichsten der menschlichen Erfindungen, die großen und wichtigen Werke der Gelehrsamkeit, und die Ausbildung der Künste zu danken. Er läßt sich durch seine Beharrlichkeit auf dem Wege guter Unternehmungen und durch die Uneigennützigkeit seines Verfahrens erkennen, und durch die edelsten Beweggründe zu großen Opfern ermuntern.

Und endlich kommt, wie man sieht, alles auf die Wahl, und auf Mäßigung an. Wohin jeder taugt, und wo jeder zu wirken vermögend ist, dafür soll sich jeder befleißigen sein Herz zu gewinnen, und mit Begeisterung zu erfüllen. Wehe dem, der sich mit Begierden nach einem Gute vertraut macht, das er nicht zu erreichen vermag! Es ist thörigt, seine Aussichten nach einer Glückseligkeit zu richten, die einem nie werden wird, oder nach einem entfernten Ziele hinan zu laufen, wo über Abgründen keine Brücke gebaut ist. Aber auch da, wo ein höherer und leidenschaftlicher Trieb wahrhaftig nützlich und wohlthätig ist, ist es

aus eben dem Grunde nicht minder thörigt, alle Schranken hinten anzusetzen, und von den Grundsätzen, welche eine weise Mäßigung anrathen, nichts hören zu wollen. Und leider ist die Zahl derjenigen, welche durch Mangel an Maß und Klugheit des Eifers fehlen, eben so groß, als die Menge der Eiferlosen; und es geschieht eben darum, daß die Kälte dem Unthätigen, oft auch der eifrigsten, aber unzeitigen Thätigkeit das Gleichgewicht hält. Die besten Grundsätze des Verhaltens suchte die alte Tragödie zu erzählen, indem sie durch Hülfe zweckmäßiger Vorstellungen in dem menschlichen Herzen Leidenschaften erwecken, und sie dann reinigen, oder, welches eben so viel ist, zur wahren Mäßigung zurück führen wollte. Auch ist der hohe Styl der Kunst an dem Gepräge dieser Weisheit zu erkennen. Bey einem äußerst empfindsamen Bau erscheint in den Geberden und dem Umrisse dieser Bilder eine Ruhe, wie man sie an Weisen, die sich vollkommen in ihrer Gewalt haben, zu sehen gewohnt ist. Wer über alles in Flammen geräth, und alles, statt es zu erwärmen, verzehrt, schadet sich und seinem Geschäfte; aber wer sich nie in seinem Eifer bis zur Leidenschaft erhebt, der wird es nicht einmahl bis dahin bringen, ein großes Geschäft zu veranlassen.

Gerade aber diejenigen, welche über alles in Flammen gerathen, laufen am ehesten Gefahr, von den Leiden des Geistes ergriffen zu werden. Ihre Eigenliebe umfaßt alles mit schwärmerischem Entzükken, was sich nur auf sie und ihre Erhebung über andern, beziehen kann; aber richtige Selbsterkenntniß, und daraus fließende wahre Bescheidenheit gegen sich selbst, können nicht wurzeln, denn das Feuer des Stolzes verzehrt jede vernünftige Betrachtung schon in der Geburt, woher eine unerlaubte allzuhohe Selbstachtung entsteht, und die unglückliche Lage des Menschen, von einem jedem bey der geringsten Gelegenheit beleidigt

digt werden zu können. Oft findet ein solcher Mensch in keiner Gesellschaft, und nur unter sehr wenigen, im Umgange seine Rechnung, denn seine falsche Selbstkenntniß flößet ihm gegen sehr wenige eine wahre Achtung ein, welche Gemüthsbeschaffenhrit ihn aber auch vor aller Welt wieder verächtlich macht, und ihn bey herannahenden Widerwärtigkeiten wenig Trost und Unterstützung von Seiten Anderer hoffen läßt. Dies ist aber die schreckliche Epoche, in welcher er stets schon am Rande eines Abgrundes herumtaumelt, in welchen er ohne Rettung über lang oder kurz hinabschießen wird. Sein dummer Stolz erlaubt ihm nicht einzusehen, daß sein eigenes schlechtes Betragen gegen alle Welt, Schuld daran sey, daß ihn niemand tröften, retten und ihm beystehen wolle. Wie Gewitterwolken, so drängen von allen Seiten immer mehrere Verlegenheiten herein, und mancher, vielleicht eben so bewundernswürdige Mensch, der aber noch nicht vollends so tief, wie er, hinabgesunken, nimmt nun allenfalls seinen hülflosen Zustand wahr, um sich grausam an ihm zu rächen. Die Pfeile der Rache verwunden tief, und das Gefühl und die endliche Ueberzeugung, überwunden, verhöhnet und verlacht zu seyn, erschüttert immerwährend alle seine Gebeine, verstimmet die Nerven vollends, vergället den Nahrungssaft, und verdirbt gänzlich das Blut.

Jetzt fängt die Seele an, auf eine andere Art zu leiden, und diesen Zustand kann man mit dem allgemeinen Nahmen Schwermuth belegen. Ich weiß sehr wohl, daß es Schwermüthige — Wahnsinnige — Rasende giebt, die, wenigstens allem menschlichen Ansehen nach, ihren eignen traurigen Zustand nicht in dem Maße zu fühlen scheinen, als ihn die Umstehenden bemerken. — Auch weiß ich, daß wiederum manches scheinbare Seelenleiden, lediglich durch körperliche Heilmittel gehoben werden kann; und in dieser

Hin-

Hinsicht giebt es also verschiedene Arten der Schwermuth. Allein, sie sey auch von welcher Art sie wolle, so ist sie ein Leiden der Seele, sobald diese nicht im Stande ist, richtig und gehörig ihren Körper zu vernünftigen Aeußerungen antreiben zu können.

Nach den Lehrsätzen der Arzneykunst ist die Schwermuth eine Art von Wahnsinn ohne Fieber; und man sieht oft äußerlich keine Ursache dieser Erscheinung, weil man, wenn es erst so weit gekommen ist, keine Furcht, keine Beklemmung und keinen Kummer wahrnimmt. Einige beschreiben wiederum diese Krankheit so: sie bestehe in einer Verwirrung, oder in einem Fehler der Einbildungskraft, wodurch die Kranken verhindert werden, sich einen so ordentlichen und bestimmten Begriff von den Dingen zu machen, als zu andern Zeiten; so, daß die gehörigen Verrichtungen derselben unterbrochen werden, und sich oft eine Menge Nebenbegriffe häufen, welche mit jenen nicht in Verbindung stehen, und worauf Handlungen folgen, die ganz und gar nicht mit dem ersten Begriffe übereinstimmen, und daher unregelmäßig sind.

Die Alten schrieben diese Krankheit schwarzen trüben Geistern zu, welche als Dünste aus einer überflüssigen schwarzen Galle aufsteigen.

Einige der Neuern suchen sie in der unregelmäßigen Bewegung der Geister, und in einer zur Säure geneigten Leibesbeschaffenheit, — und noch andere, in einem zu zähen und zu schwerem Blute, welches nicht erlaubt, daß es sich im Gehirne absondere, um die Nerven und Muskeln zu beleben; und endlich schreiben wieder andere, sie einer Trockniß der Gehirnhäute zu.

Einige zählen zwey Arten von Schwermuth, die herumwandernde (erratica), und die schlagflüssige. Die herumwandernde Schwermuth ist diejenige Art von Krankheit, welche, (wie es in England besonders an-

angemerkt zu seyn scheint,) die Kranken insgemein im Monathe Februar befällt. Ob aber diese Bemerkung im Allgemeinen ganz richtig sey, und ob nicht in jedem andern Monathe dieses Unglück beym Menschen eben so gut ausbrechen könne, will ich hier nicht untersuchen. — Sie wird deswegen die herumwandernde Schwermuth genannt, weil diejenigen, welche damit behaftet sind, nicht eine Stunde lang auf einer Stelle bleiben können, sondern beständig herumwandern, und nicht wissen, wo sie hingehen. Sie heißt bey den Arabern Kutubuth, von einem Thiere, welches sich, wie sie erzählen, beständig über stehenden Wassern auf und nieder bewegt.

Die schlagflüssige Schwermuth, welche der herumwandernden entgegen gesetzt ist, zeiget ihr Charakteristisches dadurch, daß die Kranken dieser Art ganz dumm zu seyn scheinen, und auch, als ob sie des Vermögens von einem Orte zum andern sich willkürlich zu bewegen, beraubt wären; daher sitzen und bleiben sie an einem Orte stille, und haben ein trübes und trauriges Ansehen.

Wiederum giebt es Gelehrte, welche die Schwermuth in drey Arten abtheilen; in die traurige, die fröhliche, und gemischte, welche letztere aus den beyden ersten zusammengesetzt ist. Aber, in allen diesen ist die Ursache eben dieselbe, und man muß den Unterschied nur dem herrschenden Temperamente und der Leibesbeschaffenheit des Kranken zuschreiben.

Diese Krankheit hat jedoch ihre wesentlichsten Unterschiede in Betracht der Ursachen, von denen sie zuwege gebracht wird. Bey einigen scheint sie von einer falschen Vorstellung und Beurtheilung der Dinge in der Seele abzuhängen; und in diesem Falle ist sie gewöhnlich eingewurzelt und unheilbar. Bey andern entsteht sie von Verletzungen des Körpers, und bey diesen bemerkt man allemahl, daß sie mit der Verletzung,

leßung, oder der Schwäche der Theile im Verhältnisse steht. Diese besondere Art nennt man die hypochondrische Schwermuth, worüber man in der Encyklopädie den XXVIIsten Theil, S. 566, fgg. nachsehen kann. Noch bey andern scheint sie gemischter Natur zu seyn, so, als wenn sie ihren ersten Ursprung von Verleßungen in dem Körper genommen hätte, aber durch Gemüthsunordnungen nachher so sehr verstärkt ist, daß selbst nach der gänzlichen Wegschaffung der körperlichen Fehler sie doch noch mit ihrer ganzen Kraft auf die Seele wirkt. Diese Art ist sehr gemein, aber auch ein sehr unglückliches Uebel; und wenn es auch die Person selbst, welche es betroffen hat, nicht so sehr zu fühlen scheint, so fühlen es desto mehr die hierdurch leidenden Angehörigen.

Diese Krankheit ist auf unzählige Art verschieden, nach Beschaffenheit des Temperaments und der Begriffe der damit behafteten Person. Sie ist wahrer Wahnsinn, und unterscheidet sich von einer wahren Wuth nur dem Grade nach.

Die Kennzeichen derselben sind eine beständige Seelenangst, ohne eine vernünftige Ursache davon angeben zu können. Es findet sich bey ihnen ein allgemeines Mißbehagen, ein Widerwille gegen alles, es sey was es wolle, und wenn es ihnen auch nicht vor Augen ist, oder sogar, wenn sie es auch nie gesehen, und ein unaussprechlicher Ueberdruß, der sich bis aufs eigene Leben erstreckt. Oft weinen diese Kranken eingebildeter Ursachen wegen, oft aber auch siehet man ein Weinen, wovon man nie eine Ursache entdecken kann. Vielen kommt es vor, als wenn es diesen Leuten in diesem Falle an Luft fehlte; sie öffnen alle Fenster, und laufen auf die Straßen oder aufs Feld, weil sie glauben, allenthalben eingesperrt zu seyn. — Andere laufen aus ihren Häusern, und suchen sich vor Gefangennehmung zu ret-

retten, wegen tödtlicher Verbrechen, wenn sie sich dergleichen auch nie schuldig gemacht haben. Ben einigen sind diese Gemüthskrankheiten offenbar mit andern im Körper verbunden, wie z. B. Herzklopfen, tiefen Seufzern, beschwerlichen Athemholen, Einschränkungen der tonischen Bewegungen der Theile, Zittern, Blässe im Gesicht, und Abmattung des Körpers. Zuweilen sind statt dieser gehemmten tonischen Bewegungen öftere Nachlassungen eben derselben da, woraus dann plötzlich Röthe im Gesicht, ungewisse Hitze im Körper, und eine allgemeine Müdigkeit und Verlust der Kräfte entsteht. In den meisten Fällen dieser Art ist eine hartnäckige Leibesverstopfung da, und die Gemüthsbewegungen werden durch eine schreckliche Schlaflosigkeit verstärkt; und wenn die Kranken ein wenig schlafen, so werden sie diese ganze Zeit durch unruhige Träume erschreckt; wenn sie sanguinischen Temperaments sind, so träumen sie beständig von Blutvergießen, von Schlachten, und von Feuer; oder, wenn sie phlegmatisch sind, von Wasser und Ersäufen. Es ereignen sich auch schreckliche Vorstellungen zwischen Schlafen und Wachen, und sie erwachen gewöhnlich in Todesängsten, mit heftigem Zittern und beschwerlichem Athemholen. In der muntern Schwermuth beschäftigt sich der verrückte Verstand der Kranken mit fröhlichen und oft die Schamhaftigkeit beleidigenden Begriffen; und zuweilen erhöhet sie ihre Einbildung zu dem Range der Könige und Fürsten.

Personen, welche der Schwermuth unterworfen sind, sind oft auch solche Leute, die eine sitzende Lebensart führen, die zur Hypochondrie geneigt, und solche, die mit Krankheiten der Milz behaftet sind; und zu diesen muß man noch solche Frauenzimmer hinzusetzen, welche die Mutterbeschwerungen haben.

Ich habe oben gezeigt, wie äußerst heftige Menschen von der Schwärmerey in Schwermuth verfallen können. Die Schwärmerey ist ein Fehler der Seele, aber, er hat auch Einfluß auf den Körper, vermittelst der uns noch immer unbekannten eigentlichen Verbindung zwischen Seele und Leib, und letzterer leidet daher oft sehr sichtbar, so daß diese Leiden in vielen Fällen geistige und körperliche zugleich genannt werden können. Man findet daher bey diesen Krankheiten hauptsächlich ein dickes Blut, und eine Verhaltung desselben in der Gegend der Pfortader; eine krankhafte Beschaffenheit der innern Theile, wie z. B. ein Scirrhus, eine Neigung zur Vereiterung, oder ein wirklich vereiterter Zustand. Leute, welche mit Schwermuth aus diesen Ursachen behaftet sind, waren schon vorher insgemein sehr unordentlichen Leidenschaften ausgesetzt, und zwar von allerhand Art; Liebe, Furcht, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung und Zorn, waren und sind oft sehr herrschend bey ihnen. Eine Verstopfung des Goldaderflusses bey Mannspersonen, und des monathlichen Geblüts bey Frauenzimmern, wird ihnen auch oft diese Krankheit zuziehen; so wie auch ein zu großer Hang zum Studieren, insonderheit über dunkle Gegenstände; Gewissensbisse wegen begangener Verbrechen; beständige betrogne Erwartungen; und zuweilen eine furchtsame Gesinnung, welche durch die Thorheit der Wärterinnen oft schon den Kindern eingepflanzt wird.

Diejenige Art von Schwermuth, welche durch unmaterielle Ursachen allein zuwege gebracht wird, wie z. B. diejenige, welche aus einem zu anhaltenden Studieren, oder aus andern Vorstellungen oder Gemüthsleidenschaften entsteht, ist allemahl hartnäckiger und schwerer zu heilen, als diejenige, so von materiellen Ursachen abhängt, und ihren Ursprung in einem krankhaften Zustande des Körpers hat. Die hypochon-

chondrische Schwermuth ist die leichteste unter allen zu heilen, besonders, wenn man den Goldaderfluß regelmäßig wieder herstellen kann. Auch selbst in solchen Fällen muß man bey Zeiten helfen, denn, wenn die Schwermuth auch von solchen Ursachen tiefe Wurzeln gefaßt hat, so wird sie doch noch zurück bleiben, wenn auch gleich die Ursache aus dem Wege geräumt ist, welche Anlaß dazu gab. Man kann hierüber in der Encyklopädie, Th. XX, S. 647, fgg. auch den Artikel Hämorrhoiden nachsehen.

Wenn das Leiden der Schwermuth von unmateriellen Ursachen herrühret, so wird hier ehe für die Seele, als für den Körper Arzney erfordert; und der häufige Umgang mit einem guten Freunde, der eine heitere und ruhige Gemüthsart besitzt, thut zur Heilung mehr, als tausend Arzneyen. Indessen alle die unmateriellen Ursachen haben einen so wesentlichen Einfluß auf den Körper selbst, der auf die eine oder andere Weise nie aus der Acht gelassen werden muß, und hier sagen uns schon immerher die Bemerkungen der weisesten Aerzte, daß die Operationen des Magens und der Seele sich in einem genauen Zusammenhange befinden, woher man natürlicher Weise auf die Vermuthung gerathen muß, daß die Leiden der Seele — die Krankheiten des Gemüths, auf eine entfernte Art von dem Verderben der Verdauungskräfte herrühren. Würde also der Umgang mit einem heitern Freunde die Gemüthskrankheit eines Menschen heben, so geschähe es nur lediglich auf diese Weise, daß durch diesen Umgang die traurigen Gedanken entfernt werden, welche allemahl einer ordentlichen Verdauung zuwider sind.

Wir wissen es an uns selbst, daß uns ein heftiger Zorn, eine heftige Freude, eine plötzliche Traurigkeit u. dgl. selbst auch wenn wir vorher Hunger hatten, augenblicklich den Appetit benehmen. Ferner, so

wird jeder, der auf sich selbst nur irgend aufmerksam ist, gestehen müssen, daß er öfters des Vormittags, ehe er etwas genossen hat, gewisse Entschließungen faßt, oder Meinungen bey sich fest stellt, die er wieder verwirft, und von einer ganz andern Seite betrachtet, sobald er gegessen hat. Man versuche es mit einer Ausarbeitung, die man des Vormittags mit einem Eifer fortsetzt, der nie erlöschen zu können scheint. Man speise darauf mit dem besten Appetite, und erneuere unter der Mahlzeit den Eifer, gleich nach Tische in dieser Arbeit fortzufahren. Man wird sich wundern, wie der Eifer erkaltet seyn wird, wenn man aufsteht, um fortzufahren. Die Gedanken fehlen, die Einfälle stocken, der Witz ist gelähmt und die Hitze verflogen. Nicht ehe als nach einigen Stunden kommt die Lust und das Vermögen zur Arbeit wieder, das ist, nicht ehe, als bis die stärkste Verdauung vorbey ist. Gesetzt aber, die Nothwendigkeit zwänge uns, gleichwohl nach Tische fortzuarbeiten, so wird nicht allein alles viel mühsamer von Statten gehen, und schlechter gerathen, sondern man wird auch in dieser ganzen Zeit, da man den Verstand angestrengt hat, die Speisen so wenig verdauen, daß man sich bloß durch ein solches Studieren, den Magen weit ärger verderben kann, als wenn man sich mit einem Schmause verdorben hätte.

Dieser Zusammenhang der Verdauung mit den Gemüthskräften ist zuverlässig, und selbst Boerhaave hat ihn durch eben dieselbe Beobachtung bestätigt. „Ich wundre mich," sagt er, „wenn ich aus den Schrif„ten und Gesprächen der Gelehrten vernehme, daß sie „der Meinung sind, es stehe in ihrer Gewalt, was sie „denken wollten. Die Speise allein kann dieses himm„lische Vermögen vernichten. Ein Geometer, der vor „der Mahlzeit die schwersten Aufgaben aufzulösen im „Stande gewesen, wird nach einer starken Mahlzeit

stumpf

„stumpf und schläfrig.“ Unzer sagt hierüber (*): daß eben so, wie der Magen in den Verstand wirke, er auch sein Regiment über die Triebe und Leidenschaften ausübe. Shaw erzählt von den Löwen, daß sie nach einer starken Mahlzeit so unmuthig und furchtsam werden, daß sie die Mägde mit Prügeln und Schimpfwörtern fortjagen können. — Allen Thieren und Menschen wird in den Stunden der Verdauung aus Mangel der Triebe, die Arbeit sauer und beschwerlich. Da aber bey guten Verdauungskräften ein ledіger Magen natürlicher Weise Appetit erregt, so müssen nothwendig diese Leidenschaften die Verdauungskräfte in Unordnung bringen; und dieses erhellet noch deutlicher aus dem Beyspiele der Traurigkeit zwoer Frauenzimmer, welches Junker erzählt, welche, so oft sie die Sterbelieder gehört, die beym Begräbnisse ihrer geliebten Brüder gesungen worden, ein Erbrechen bekommen, welches den ganzen Gesang hindurch gedauert hat.

Nimmermehr könnten die Leidenschaften so in die Verdauungsgliedmaßen wirken, wenn nicht diese wieder in sie zurückwirkten. Der Ekel erklärt dieses noch mehr. Man esse die leichteste und gesundeste Speise mit dem besten Behagen, und lasse sich inzwischen etwas Ekelhaftes erzählen; so wird diese Speise zurückkehren, als ob sie in dem Magen ein Gift wäre. Ja, man mache denselben Versuch außer der Mahlzeit, wenn an nichts weniger, als an Speisen gedacht wird; gleichwohl wird der Ekel zu allen Zeiten und bey allen Menschen diese unterscheidende Wirkung haben, daß er den Magen krampfhaft zusammenzieht, und die Bewegung der Gedärme umkehrt. Der Zorn wirkt eben so unterscheidend in den einen Verdauungssaft, die Galle, und in den andern, den Speichel, den

(*) Der Arzt, 150stes Stück, S. 585.

er vergiftet. Die Furcht erregt den Durchlauf u. s. w. Auf diesen Grundsätzen baut Unzer (*), und zeigt, daß Unsinn, Schwermuth oder Melancholie, der Wahnwitz und die Tollheit, in Hinsicht des Körpers zuerst im Magen aufgesucht werden müssen.

Wenn man die Behältnisse, wo die unglücklichen Menschen dieser Art aufbewahret werden, besucht, so wird gewiß auch die flüchtigste Seele nicht ohne traurige Empfindungen wieder weggehen können. Es muß einen jeden, der nur einigermaßen zu reflectiren weiß, nothwendig in Erstaunen setzen; eine ganze Versammlung von lauter solchen Leuten beysammen zu sehen, die schlechterdings keinen von den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß respectiren; die nach utopischen Gründen denken, und mit eben denselben Werkzeugen der Sinnlichkeit, alle Dinge in der Welt anders empfinden, denken und beurtheilen, als andere, ja, als sie selbst, im Zustande ihrer Gesundheit. Dieses Erstaunen vermehrt sich, wenn man den Ursachen nachforscht, die eine menschliche Seele dergestalt zerrütten können, daß sie, um ihrer Art zu denken willen, aus aller menschlichen Gesellschaft weggestoßen, und für vernichtet geachtet werden muß. Diese Ursachen sind außerhalb der Seele in der Maschine (**). Ein Stein, eine Verhärtung im Gehirne, eine Ueberhäufung seiner Gefäße mit Blut, ein Fehler des Magens und Zwergfells, kann unsere denkende Kraft wider ihre eignen Grundsätze aufwiegeln, unsere ganze Vernunft in den Grund der Seele versenken, und unsere Menschheit endigen, ohne doch die Maschine zu entseelen, deren Triebfeder die Seele ist.

Die

(*) Der Arzt, 151stes Stück.

(**) Quae ratio mali? (sagt der Herr von Haller) Corporea certe, vincitur enim saepe purgationibus validissimis.

Die Seele eines Unsinnigen geräth in ein Feuer, das bey der Einbildungskraft anfängt, und von hieraus das ganze Gebieth der Erkenntniß verwüstet. Die Vernunft, das Bewußtseyn, der Witz, das Gedächtniß, ja die Sinne selbst leiden nur mit, weil die Einbildungskraft in Flammen steht; aber die Kraft des Uebels ist nicht in ihnen. Die Vorstellungen der Einbildungskraft werden nicht allein so lebhaft als die Empfindungen, sondern sie übertreffen sie sogar. Wenn eine solche Hitze der Einbildungskraft zur Gewohnheit und zur Natur wird, so gerathen wir, wie ich schon vorher gezeigt, in diesen unglücklichen Zustand, wo wir nicht einmahl das, was wir empfinden, von dem, was wir uns einbilden, noch viel weniger von den viel schwächern Vorstellungen der Vernunft, des Gedächtnisses und aller übrigen Seelenkräfte, unterscheiden können, und dies ist der Zustand der Verrückung. Alles was die Einbildungskraft erhitzt, herrscht über die ganze Seele und über den völligen Charakter der Menschheit.

Ein auffallendes Beyspiel, wie die Seele gejaget, gepreßt, geängstigt, und zu sonderbaren Aeußerungen gezwungen werden kann, kann man hier von Menschen nehmen, die sich in starken Getränken berauscht haben; und gleichwohl thut der Rausch, bey dem die Seele gewiß viel leidet, nichts anders, als daß er die Einbildungskraft zu sehr erhitzt. Fast möchte man sich des Vergleichs bedienen, daß er der Einbildungskraft das wäre, was ein allzustarkes Feuer unter einem Kessel mit Oel sey. — Treibt es das Feuer zum Ueberkochen, so wird auch Feuer überall, und das ganze Haus ist in Gefahr. So auch mit der zu erhitzten Einbildungskraft: kaum ist dieses geschehen, so schmiegen sich die Vermögen der Seele, nach Maßgabe ihrer natürlichen Schwäche, allmählig unter ihr Joch. Die Vernunft wankt; das Ge-

dächtniß stößt an; die Beurtheilungskraft irrt; der Geschmack sinkt, und verliert den Leitfaden des Witzes, der ihm entläuft, und bey der Einbildungskraft Muthwillen treibt. Endlich kommen auch die Sinne selbst an die Reihe. Die Seele glaubt nicht mehr, was die Augen sehen, sondern die Augen fangen an zu sehen, was der Seele in der Täuschung vorgestellt wird, und daher müssen nun alle Sinne trügen, weil es die Phantasie will; ja, sie müssen fast verschwinden, wie beym Damocles Hippocraticus, der sichs im Unsinne von niemanden ausreden ließ, daß er nicht stockblind wäre. —

Da nun die Phantasie so genau in die Sinnlichkeit verwebt ist, daß sie die äußern Gegenstände fast eben so nahe berühren können, als die Sinne; so ist es nothwendig, daß die menschliche Vernunft von so viel geringen Dingen abhängen, und sich wie ein Thermometer, nach allen richten muß, was in die Nerven, die Werkzeuge der Sinnlichkeit wirkt. Die Gährung flüchtiger Säfte der Trauben macht die Vernunft der Philosophen so stumm, daß sie kaum mehr sagen kann, als: ich denke, darum bin ich. Eine verächtliche Pflanze, ein kleines Samenkorn hat etwas in sich, das jedem Menschen, der es genießt, die Vernunft raubt. Ein wenig Kampher kann ihm aber auch oft die verlorne Vernunft wieder geben. Ein Wurm im Unterleibe nimmt sie ihm nochmahls, und auf ein Brechmittel kommt sie abermahl zurück. Ich weiß nicht, ob in der ganzen Natur etwas so Bewundernswürdiges ist, welches diesem gleich käme.

Es giebt aber auch Verrückungen der Einbildungskraft, in welchem die kalten Vernunftschlüsse nicht immer von den Flammen der zu sehr entbrannten Einbildungskraft versehrt werden, und wobey viele Seelenkräfte in ihrer Lage vorhanden bleiben, und so wenig in Absicht wichtiger, gewöhnlicher Vorhersehungen,

gen, als auch der sogenannten Ahndungen, in so fern sie von der Vernunft anderer, die ihrer Vernunft mächtig sind, gebilligt werden können, nicht zu verwerfen sind. So ist ja auch bekannt, daß es Verrückte giebt, welche in vielen Jahren keinen Kalender mehr gesehen, dennoch allezeit ohne Irrthum den Tag, in welchem sie leben, angeben können. Entweder war dieses ein Rest von Vernunft, oder vom Gedächtnisse, welche beyde nur schwache Arten von Vorstellungen erzeugen, die sich sonst mit unter den ersten befinden, und die vor der wilden Wuth der Phantasie, wie ein Wassertropfen am glühenden Eisen, vor der schrecklichen Hitze fliehen. Die Vorhersehungen sind noch schwächer, und erheben sich oft bey Unsinnigen dennoch so, daß sie über die Sinne hinwegragen. Junker erzählt hiervon ein merkwürdiges Beyspiel: Ein junger Mensch, der acht Tage über Trägheit klagte, gleichwohl aber aß und trank, und schlief, und bey dem sich am neunten Tage der weiße Friesel zeigte, aß am eilften, durch einen Zufall eine doppelte Portion Speise, worauf er sich eine Streu bringen ließ, und sagte, daß er darauf sterben wollte, welches er auch alsbald bewerkstelligte.

Welcher Arzt hätte diesen Erfolg vorher sagen können, wenn er ihn auch gleich selbst betroffen hätte, ohne, wie dieser Mensch, im Delirio zu seyn? — Wie oft verkündigen nicht die Unsinnigen, besonders in hitzigen Krankheiten, bald in dürren Worten, bald in den deutlichsten Allegorien, den Ausgang ihrer Krankheiten, ihr Leben oder ihren Tod, ohne sich jemahls zu irren, wenn auch gleich ihre Aerzte anderer Meinung sind. Ob ich zwar kein Arzt bin, so finde ich doch Gründe zu glauben, daß man oft die Vorhersehungen der Kranken nicht verwerfen müsse; — daß sie, besonders in hitzigen Phantasien, oft den Aerzten viel Licht zu geben im Stande sind, — und

ihr in gewisser Hinsicht prophetischer Geist, (welcher ganz natürlich entsteht,) nicht immer so ganz zu verwerfen sey, weil man sehr oft bemerkt, daß sie in vielen Fällen zuverlässig sind.

So lange, als ein solcher Kranker bey Verstande bleibt, sagt Unzer (*), kann man sich auf seine Vermuthungen nie mehr, und oft noch weniger, als auf des Arztes seine, verlassen. Sobald er aber in den Unsinn verfällt, so entscheidet er den Ausgang viel zuverlässiger, als der geschickteste Arzt. Ich gestehe gern, daß ich dieses alles nicht begreife, und daher kann ich auch weiter nichts daraus schließen, als daß wir die verrückte Seele noch weniger kennen, als die vernünftige.

Nichts beweiset dieses unstreitiger als die erstaunliche und allen Glauben übersteigende Unempfindlichkeit verrückter Leute, wovon ich einige Beobachtungen erzählen will, um meinen nachdenkenden Lesern Stoff zu Meditationen zu geben.

Eine mehr als sechzigjährige Frau war, ich weiß nicht warum? närrisch geworden, und hatte schon einige Jahre in einer stillen Manie hingebracht, bis sie endlich toll wurde, und heftig tobte. In diesem Zustande that man alles an ihr, was ein solcher Zustand erfordert. Es ward ihr binnen wenig Tagen einige Mahl die Ader geöffnet; man gab ihr starke Purganzen und Brechmittel, und ich weiß nicht, was sonst noch, ein: aber sie blieb immer in einerley elenden Umständen. Sie ward nie wieder hergestellt; und ich führe ihre Krankheit hier nur um deswillen an, weil sie darin Proben von einer Unempfindlichkeit gezeigt hat, die außerordentlich sind. Man hat ihr Purganzen eingegeben, als ob sie ein Pferd wäre, und das alte unsinnige Weib hat nicht allein fast gar keine Wirkung davon gehabt, sondern auch nicht einmahl merken lassen, daß sie die geringste Leibschmerzen davon empfinde. Man giebt sonst einem starken gesunden Menschen, sieben bis acht Gran vom Jalappenharze, welche schon ziemlich starke Wirkung zu thun pflegen. Dieser Frau hat man davon 28 Gran auf ein Mahl gegeben, worauf sich der Leib

(*) Der Arzt, 190stes Stück, S. 442, fgg.

Leib ohne alle geklagte Schmerzen, nur zwey Mahl eröffnet hat.

Eben so hat Garnier einem tollen Menschen, der Mauerkalk gefressen hatte, und 14 Tage verstopft gewesen war, 40 Gran Coloquintenküchlein beybringen müssen, um ihm Oeffnung zu schaffen. Vielleicht giebt es jemand, der dieses leicht erklären zu können glaubt. Das alte Weib wird so vielen zähen Schleim im Magen und in den Gedärmen gehabt haben, daß die Arzney darin sitzen geblieben, und die empfindlichen Häute der Gedärme nicht hat berühren können. Es mag so seyn; ich will aus dieser Sache kein Wunder machen; aber, wie wird sich diese Erklärung auf die folgende Erfahrung passen?

Weil man schon Proben hatte, daß bey dieser Person alle menschliche Empfindlichkeit beynahe erloschen wäre, so bereitete man ihr eine Cur zu, die diesem Zustande gemäß war. Man wollte ihr ein Par Pflaster von spanischen Fliegen an die Waden legen. Zu dem Ende rieb man ihr erst die Waden mit wollenen Tüchern, und hernach mit steifen Bürsten von ganz kurzen Borsten, so heftig, daß die Haut meistentheils herunter ging. Diese Stellen wusch man nicht gelinde mit dem schärfsten Essig. Man nahm stark gesalzenen Sauerteig mit Essig vermischt, und legte ihr davon alle zwo Stunden einen neuen Umschlag auf. Es wurden noch andre stark ziehende Mittel von allen Arten aufgelegt; und als dieses alles zur Vorbereitung geschehen war, wurden die Waden nochmahls wohl gebürstet, eingesalzen, wieder mit scharfen Weinessig ausgewaschen, und endlich mit den Pflastern, worauf das Pulver der spanischen Fliegen reichlich aufgestreuet war, dergestalt belegt, daß sie den größesten Theil des Fußes bedeckten. Alle acht Stunden wurde das Aufstreuen der spanischen Fliege erneuert, und so drey Tage fortgefahren. Was erfolgte aber auf alle diese Anstalten? Es wäre noch der Mühe werth gewesen, wenn sich nur die kleinste Blase gezeigt hätte. Allein, beyde Waden waren so gesund, so weiß und unbeschädigt — als wenn sie mit seidenen Strümpfen bekleidet gewesen. Hier konnte nun die Arzeney unmittelbar in die unempfindlichen Theile wirken, und jedermann weiß, wie zuverlässig die spanischen Fliegen ihre Wirkung zu thun pflegen. Es konnte an der Zubereitung der Pflaster der Fehler nicht liegen;

denn, man legte dieselben drey andern nicht unsinnigen Personen ohne alle die vielen Vorbereitungen an, und sie thaten ihre Wirkungen aufs beste.

Weil es immer Leute giebt, die die allerschwersten Fragen am leichtesten beantworten, so ist kein Zweifel, daß sich nicht einige finden sollten, die diese Unempfindlichkeit daraus werden begreiflich machen wollen, daß irgend ein Fehler des Gehirnes bey dieser Frau die Werkstatt der Empfindungen zerrüttet, und ihre Eindrücke in die Seele werden gehindert haben. Allein, wenn dem also ist, warum empfinden es eben diese so fühllosen Nerven, wenn man sie nur mit dem Finger berührt? Man mache den Versuch, und ergreife eine solche unsinnige Person beym Fuße, ohne daß sie sich dessen versieht, so wird sie erschrecken und auffahren. Man lege an diese Stelle, die das sanfte Berühren der Hand so lebhaft empfand, das Pflaster von spanischen Fliegen, und es wird nicht ziehen. Wie ist hier bey so vieler Empfindlichkeit so viel Unempfindlichkeit möglich? Und geht nicht diese Erscheinung im Triumph über allen Witz unserer Theorien hinweg?

Von einem ähnlichen Vorfalle war ich 1781 Augenzeuge. Es befand sich zu Groß-Zecher im Lauenburgischen an der Schaalsee ein Frauenzimmer, welches ohngefähr 42 Jahr alt, und mit einer periodischen Raserey behaftet war. Gewöhnlich trat dieses Uebel mit ihrer Reinigung ein, und hielt auch diese Zeit hindurch an. Sie wußte also auch immer schon die unglückliche Zeit, und ein oder zwey Tage vorher wurde sie von einer nahmenlosen Angst gefoltert; dann ging sie von selbst in das Haus des Gerichtsdieners, bat, daß man sie nur einsperren möchte, und auch bald fieng sie an zu toben. Ihr Kerker war sehr verwahret, indessen versuchte sie doch oft, mit bloßen Händen das Fachwerk von der Mauer einzuschlagen, wobey sie keine Beulen und Wunden scheuete, auch dem Anscheine nach durchaus keinen Schmerz von Schlägen fühlte. Denn da sie auch dieses Mahl, als ich sie beobachtete,

tete, das Fachwerk eingeschlagen hatte, um zu entspringen, war es gerade in der Aernte, wo der Gerichtsdiener keine Hülfe hatte, er nahm also eine starke Hundepeitsche, stellte sich auswärts vorm Hause, und hieb mit aller Gewalt auf sie ein, ohne zu sehen wohin es traf. Hier bemerkte ich mit Erstaunen, daß sie nicht einmahl eine Gesichtsverzukkung blicken ließ, wenn sie auch den schrecklichsten Hieb ins Gesicht erhielt. Ihre Hände blieben auch in eben der Beschäftigung, um die Steine auszubrechen, ohne im mindesten damit zu zucken, und nur dann erst verzogen sich die Gesichtsmuskeln anderweitig zur freudigen Rachsucht, wann sie einen Stein gelöset und in den Händen hatte, um damit nach dem Gerichtsdiener, oder andern Zuschauern zu werfen. Hier fand derselbe Fall Statt, wovon Unzer sagt. Kurz zuvor, ehe sie so weit war, schon herausspringen zu wollen, erhielte der Gerichtsdiener Hülfe. Diese Leute stürzten mit ein Mahl in die Thüre des Gefängnisses, rissen sie, doch mit vieler Mühe nieder, und sie mußte nun so lange in Ketten gelegt werden, bis das Gefängniß wieder hergestellt war. Hiebey wurde sie, wie es natürlich war, so behandelt, als wäre sie ein wüthendes Thier, weil sie biß, kratzte, stieß, und überhaupt ihre Bändiger in große Gefahr setzte. Sie fühlte aber keine Schläge, und stellte sich dabey auch nicht anders; allein das fühlte sie gleich, als, nachdem sie darauf etwas zum Schlafe gekommen zu seyn schien, des Gerichtsdieners Frau sie mit einem Sacke bedecken wollte. So frostig sie sonst war, so wenig empfindlich war sie in diesem Zustande gegen Kälte. Wenn der Paroxismus vorüber war, dann erst fühlte sie schreckliche Schmerzen, und brauchte oft beynahe so lange Zeit sich wieder zu erholen, bis der Paroxismus von neuem eintrat. Man wollte mir verschiedentlich versichern, daß ihre Reinigung allemahl so

stark die Zeit über gewesen, um sie beynahe für einen Blutsturz halten zu können.

Daß rasende Menschen eine grimmige Kälte ausstehen können, ohne sich darüber zu beschweren, beweiset Unzer mit einem älteren Beyspiele: In den allerkältesten Tagen des Winters vom Jahre 1740, hat eine gewisse vornehme Person, die rasend war, nicht allein in einem ungeheitzten Zimmer fast nackend, weil sie alle Kleider zerrissen, gesessen; sondern sie setzte sich auch noch dazu ins offne Fenster, und steckte die nakkenden Füße zwischen den eisernen Gittern hindurch, daß es lustig darauf schneiete. Sie nahm mit bloßen Händen den Schnee, der sich vor dem Fenster gesammelt hatte, legte ihn auf das unbedeckte Haupt, und trug ihn statt einer Mütze; wobey sie sich so wohl befand, daß sie vor Freuden jauchzete. Wenn man bedenkt, in wie kurzer Zeit damahls das kochend heiße Wasser zu Eis ward, so läßt man sichs kaum einfallen, was doch wirklich geschah, daß dieser Person nicht einmahl eine Zehe erfror. noch viel weniger sonst den geringsten Schaden bekommen haben sollte. Es ist freylich wohl wahr, daß die außerordentliche Hitze des Blutes dieses verhindert haben müsse. Allein, eben diese Hitze übersteigt die Natur, und eben das ist zu bewundern, wie eine lebhafte Einbildungskraft sogleich die Nerven tödten, und das Geblüt wider die gewaltigsten Anfälle des Frostes beschützen kann.

Ein Rasender kann sich schneiden, stoßen, schinden, ohne ein Merkmahl menschlicher Empfindung an sich spüren zu lassen. Gleichwohl behält er in demselben Zustande eine gewisse Art von Empfindlichkeit, die sehr subtil ist, und von der man nicht begreift, wie sie sich mit jener Unempfindlichkeit mit einerley Person und einerley Nerven vereinbaren können. Welcher Eindruck ist wohl feiner und unmerklicher, als den die bevorstehenden Witterungen in den menschlichen Kör-

per

per haben? Gleichwohl ist es eine gemeine Erfahrung, daß rasende Leute diesen Einfluß sehr lebhaft empfinden, weil sich ihre Tobsucht in ihren Ausbrüchen genau darnach richtet. (Man sehe Th. LXXIII, der Encykl. Art. Leichenhuhn, wo von der Wirkung der Witterung auf den thierischen Körper schon vorläufig gehandelt ist.)

Man wird sich leicht erinnern, daß eben eine solche Unempfindlichkeit auch bey Personen angetroffen werde, die vom Schlage gerührt sind. Kein Feuer, keine Marter kann einen Eindruck in ihr Gemüth machen (*). Allein, hier findet nicht sogleich die besondere Empfindlichkeit in eben denselben Nerven Statt, die man bey Rasenden wahrnimmt. Ein vom Schlage gerührter ist gleichsam in seiner Seele vernichtet; sein Körper, der sonst das Werkzeug war, womit sie die Welt fühlte, scheidet sich jetzt schlechterdings von derselben, und sie verbirgt sich in ihm, als in einem dunkeln Gefängnisse. Alle Empfindungen, alle Phantasien, alle Kräfte der Seele verlöschen, wie ein Licht, und eine allgemeine Finsterniß begräbt sie. Ein Rasender hingegen empfindet so fein, als er es im Stande der Gesundheit nicht würde können; er hat die lebhaftesten Einbildungen, er zeigt einen ausschweifenden Witz, eine recht speculativische Scharfsinnigkeit und Verschlagenheit, eine sehr beschäftigte, obgleich unrichtige Beurtheilungskraft, eine gewaltige Stärke der Triebe und Leidenschaften, und bey dem allen diesen Zustand des Todes, diese Unempfindlichkeit gegen das Heftigste in der Natur, was die Sinne beleidigen kann, gegen Feuer, gegen den Schnitt, gegen die brennen

(*) Boerhaave sagt: Quando duae unciae aquae in ventriculos cerebri effunduntur, homo nihil quidquam sentit, neque fragorem maximi tormenti, neque lucem vividissimam, neque penetrantissimum ab ustione dolorem.

nenden Schmerzen der fressenden Arzeneyen, wohin ihn nur die Leichname und die vom Schlage gerührten Personen beykommen. Man kann auch in Hinsicht dieses die Artikel Leiche und Leichenöffnung nachsehen.

Der Doctor Mead hat die erstaunliche Gleichgültigkeit der Unsinnigen gegen die allerärgsten Schmerzen mit vieler Bewunderung beobachtet. Sie thun sich selbst das größeste Leid an, ohne nur im geringsten darauf zu achten. Wenn sie gleich schon fast verhungert sind, so verabscheuen sie doch zuweilen alle Speisen, als ob sie Gift wären. Sie halten ganze Tage, und noch länger mit der äußersten Marter den Urin zurück. In dergleichen Fällen scheint das Gemüth gewissermaßen von den Sinnen abgezogen zu werden, ob sie gleich unterdeß den Schmerz nothwendig empfinden müssen. Solche Leute achten auf das nicht, was in ihrem Körper vorgeht, und stehen vermuthlich in der Einbildung, daß sie noch viel ärgere Marter auszustehen haben würden, wenn sie sich von denen befreyen wollten, die sie vorsätzlich dulden.

Diese Muthmaßung des gelehrten Mannes könnte bey den freywilligen Martern, welche die Rasenden leiden, zur Erklärung dienen. Sie erklärt uns aber nicht die Unempfindlichkeit der Nerven gegen alles, was vernünftigen Leuten sonst unausstehlich seyn würde.

Der Herr van Swieten ist übrigens derselben Meinung. „Die Ideen der Einbildungskraft," sagt er, „beschäftigen das Gemüth solcher Leute einzig und „so lebhaft, daß selbst die Empfindungen dagegen nicht „aufkommen können; daher sie einen Hunger und „Durst und eine Kälte ausstehen können, die allen „Glauben übersteigt. Ich habe einen Unsinnigen ge„sehen," sagt er, „der im allerheftigsten Winter viele „Wochen lang auf der Streu über Steinpflaster lag; „zuweilen hat er in acht Tagen nichts gegessen, und „hiernächst wieder alles, was ihm gereicht worden; ja,

statt

„statt der besten Speisen, seine eignen Excremente ver-
„schlungen. Er schlief ganze Wochen lang keinen
„Augenblick, und erfüllte die Nachbarschaft mit seinem
„Geschrey; und dennoch lebte er viele Jahre nachher,
„zwar nicht mehr wüthend, aber stets albern."

Hieraus könnte folgen, daß unstreitig bey verrückten Leuten, gewisse Verrichtungen des Gehirns nicht gehörig von Statten gehen müssen. Gleichwohl erhellet aus ihrem Beyspiele, daß nicht jeder solcher Fehler des Gehirnes die ganze Vorstellungskraft verderbe. Einige Sinne bleiben bey ihnen ganz unversehrt, ja, sie sind schärfer als im gesunden Zustande, z. B. das Gehör, das Gesicht. Ihr Witz erhält sich zuweilen vollkommen gut, ihre Einbildungskraft ist zwar sehr lebhaft, aber oft richtig. Zuweilen ist ihr Gedächtniß außerordentlich scharf und genau. Selbst die Unordnung ihrer Sinnen ist nicht allgemein, wie ich gezeigt habe. Einige ihrer Nerven empfinden aufs genaueste, andere scheinen verstorben zu seyn. Sollten wohl bey solchen Personen gewisse Nerven, die an dem Fehler des Gehirns den nächsten Antheil nehmen, in so fern ihre Empfindlichkeit verlieren, daß die in ihnen gemachten Eindrücke keine Empfindung in der Seele hervorbringen? Ein Fehler im Gehirne kann hierzu hinlänglich seyn, denn, obgleich das ganze System der Nerven unverdorben bleibt, so wird doch ein Eindruck in sie keine Empfindung in der Seele hervorbringen können, wenn das Gehirn in seinen Verrichtungen gehindert ist (*).

Die-

(*) Der Pater de la Torre zu Neapel, welcher vermittelst seiner außerordentlichen Vergrößerungsgläser in der Physik schon viele neue Entdeckungen gemacht hat, liefert auch über die Nerven und das Gehirn folgende Bemerkungen: Sie wären nähmlich aus vielen geraden Fäden zusammengesetzt, die nicht durchsichtig, aber von einer unglaublichen Feinheit sind, ohne irgend eine Röhre in der Mitte. Zwischen diesen feinen Fäden lägen viele kleine runde Kügelchen, die durchsichtig sind, neben einander. Drückt man aber

Dieser Fehler des Gehirns kann gleichwohl von einer Ursache außer ihm hervor gebracht werden; denn, wir sehen an der Wirkung der Galle und der Gifte in die Nerven des Magens, daß davon eine völlige Verrückung des Verstandes und die grausamste Wuth entstehen kann, ohne daß davon etwas ins Gehirn kommt. Dennoch aber scheint es, als ob manche Nerven in dieser Krankheit auch ihre übrige Sinnlichkeit verlören, und gar keinen sinnlichen Eindruck annehmen; da hingegen einige ihre Sinnlichkeit behalten, ob sie gleich der Seele keine Empfindung mehr geben. Dieses letztere scheint von den Nerven des Magens und der Gedärme zu gelten. Denn, obgleich die stärksten Purganzen ihnen keine Empfindung von Schmerzen verursachen, so thun sie doch ihre Wirkung wie gewöhnlich, und ihr Reiz vermehret die peristaltische Bewegung.

Hingegen sind in einigen Nerven der Haut die stärksten sinnlichen Eindrücke nicht vermögend weder in der Seele eine Empfindung zu erregen, noch auch nur diejenige Bewegung hervor zu bringen, die sonst der

aber diese feinen Fäden, so geht in großer Menge ein durchsichtiges Wasser heraus, welches vermuthlich das Vehikel der Kugeln sey. Das Gehirn bestehe aus ganz kleinen Kugeln, und nicht aus Malpighis Drüsen, eben so wenig aus Fasern, Adern oder andern Gefäßen. Hieraus erklärt er die menschlichen Gedanken, Begriffe, Gedächtniß, dessen ungleiche Stufen u. dgl. nähmlich wie diese Kügelchen sich mit mehr oder weniger Trägheit oder Leichtigkeit bewegen, und in welcher Richtung sie getrieben werden, entweder in gerader oder krummer Linie; so ist der z. B. wahnsinnig, dem diese Kugeln rund, oder in Wirbeln herum gehen, u. s. w. Björnstähl's Briefe ꝛc. 1 Band, S. 346.

Wäre diese Entdeckung gegründet, so möchten unsere Aerzte vielleicht auch bald auf ein Medicament kommen, welches die kleinen rund laufenden Kügelchen im Gehirne der Wahnwitzigen in ihre gehörige Ordnung wieder brächte. —

der bloße sinnliche Eindruck auch sogar bey enthaupteten Thieren wirkt. So machten in einem obigen Beyspiele die stärksten Reizungen der Haut, und die Pflaster der spanischen Fliegen nicht einmahl die Haut roth, und Eisen und Feuer thun oft eben so wenig Wirkung. Diese Nerven scheinen allerdings ihrer ganzen Sinnlichkeit beraubt zu seyn.

Von solchen Leuten kann man mit Wahrheit sagen, daß sie außer sich selbst sind. Wir sind gezwungen sie noch für eben dieselben Personen zu halten, die sie vorher waren. Sie selbst aber sind diese Personen nicht mehr; sie verwandeln sich in was sie wollen, und finden sich, wo sie belieben, nur nicht in sich selbst. Sie glauben von sich, daß sie Hunde, Hähne, Katzen, Wölfe, Leichname, Holz, Steine und Metall sind, und handeln dieser unsinigen Einbildung in allen Stücken so gemäß, als wenn sie von je her nichts anders gewesen wären. Da alle Schriften der Aerzte von solchen Beyspielen voll sind, so kann man ihnen die Glaubwürdigkeit desto weniger absprechen. Unzer giebt ein Beyspiel von einem Schwindsüchtigen, der eine geraume Zeit, so oft er ihn sahe, den besten Verstand blicken ließ. Eines Tages aber, als er ihn besuchte, empfing er ihn auf eine ganz besondere Art. Er hatte in der Nacht angefangen zu deliriren, indem er aus einem leichten Schlummer erwacht war, und zu den Umstehenden gesagt, daß Gott ihn nunmehr aufgelöset hätte, und er schon im Himmel angelangt wäre. Als Unzer kam, dankte der Kranke ihm für seine Mühe, und sagte, daß seine Frau wohl Richtigkeit mit ihm machen würde, weil er selbst nicht mehr vorhanden, sondern bey Gott wäre. Unzer antwortete ihm nicht, weil er schon Bescheid wußte. Als Unzer nach dem Pulse fuhlen wollte, lächelte der Kranke, und sagte: „Ich weiß wohl, was sie irre „macht. Sie können nur immer den Puls an dieser Hand

„fühlen; allein, Sie betrügen sich, wenn Sie glau„ben, daß der arme kranke Bettler, welchen man nach „mir in dieses Bett gelegt hat, noch der Mann sey, „den Sie bisher hier besucht haben. Es soll noch „heute Anstalt gemacht werden, daß er ins Lazareth „kommt, und morgen werden sie ihn nicht mehr fin„den.“ Als Unzer den folgenden Tag wieder kam, sah er verdrießlich aus und sagte: Es thäte ihm leid, daß Unzer wiederkommen müsse, denn er hätte den Lumpenkerl noch nicht wegschaffen lassen können. Diese Rede führte der Kranke drey Wochen, bis er starb, und alles, was er in dieser langen Zeit sprach, kam vollkommen mit dem Systeme überein, welches er sich einmahl in den Kopf gesetzt hatte.

Man betrachte dies Gemisch von Bewußtseyn und Thorheit; einen Menschen, der von sich selbst redet, als ob er todt wäre, der sich für eine fremde Person zugleich hält, und alles dieses widersprechende Zeug so leicht mit einander vereinigt, daß er drey Wochen lang keinen Augenblick daran denkt, wie ungereimt es sey. Er hütete sich in dieser Zeit niemahls zu sagen, daß er etwas bedürfe, sondern forderte alles in der dritten Person: Er will essen, er muß auf den Stuhl, Gott wird ihn erlösen, u. s. w. Wo sinken doch bey solchen Menschen die ersten Gründe der menschlichen Erkenntnisse hin? Wo bleibt der Satz des Widerspruchs, der Identität, des zureichenden Grundes? Wo die Kraft der Persönlichkeit? Kann eine allzulebhafte Einbildungskraft dieses alles in uns verrichten? Das ist bis zum Erstaunen! — Kann eine Stockung im Gehirne, ein Schleim in den Gedärmen, ein Körnchen Gift in dem Magen, die Einbildungskraft dergestalt in Flammen setzen? Auch dieses ist unbegreiflich, und gleichwohl ist nichts gewisser als alles beydes. Es hat Philosophen gegeben, die ein gewisser Schwung des Verstandes zur

Ueberzeugung gebracht hat, daß alles, was sie empfanden, nichts sey. — — Ein Par Samenkörner vom Bilsenkraute geben der Einbildungskraft einen Schwung (*), und sie überzeugt uns alsdann, daß wir selbst nichts sind. Unzer sagt daher: „ein „wenig Philosophie und ein wenig Verrückung können machen, daß von dem ganzen All nichts bleibt, „als die Stelle." —

Es kann wohl niemand läugnen, daß alles dergleichen, wovon hier die Rede war, nicht Leiden des Geistes oder der Seele seyn sollten, und doch — wohin sollen wir mit unsern Erklärungen, da wir wissen, daß auch solchen Leiden der Seele — solchen Gebrechen oder Mängeln oft vermittelst körperlicher Dinge abgeholfen werden könne? Unsere gelehrtesten Untersucher sind noch nicht weit gekommen, nachdem man zwar Jahrhunderte lang die Naturlehre, die Mechanik, und die Chemie aufgeboten, und dabey jedes Mahl die Geisterwelt zu Hülfe genommen hatte, um die Kräfte in der organisirten Natur zu ergründen; nachdem bald den Gesetzen der Hydraulik, bald den Lebensgeistern und dem Nervensafte, bald gespannten Saiten und ihren Oscillationen, bald einem Princip der Reizbarkeit unter einer Menge von Nahmen, bald einer unbekannten Lebens- Nerven- und Muskelnkraft, bald nach einem andern Deus in machina, das Recht ertheilt worden war, der Empfindung und Bewegung in Thieren und Pflanzen vorzustehen; nachdem die Büchermenge über alle diese Gegenstände auch dem fleißigsten Litterator kaum noch übersehbar geblieben ist; — so könnte man doch am Ende des achtzehnten

(*) Man sehe den Art. Leichtgläubigkeit, S. 333, fgg. wo von der Zubereitung der Hexensalbe beygehends gehandelt, und der Bilsenkörner gedacht wird. Auch S. 403, fgg. wird vom Anfange des Wahnsinns gehandelt.

Jahrhunderts unsere ganze Kenntniß von den Kräften in der organisirten Natur in den Worten zusammenfassen: Wir wissen von dem Grunde der Erscheinungen in der belebten Körperwelt sehr wenig, und das wenige, was wir wissen, ist noch sehr ungewiß und zweifelhaft.

Außer dem Gefühle unserer Armuth an Kenntnissen von den organischen Kräften, daß der Reichthum an hierher gehörigen Schriften nur um so lebhafter gemacht zu haben scheint, trafen in unsern Tagen vier übrigens von einander ganz unabhängige Umstände zusammen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Kräfte erregten, und die es wirklich dahin gebracht haben, daß jetzt die ersten und scharfsinnigsten Naturforscher mehrerer Nationen ganz vorzüglich mit Untersuchung derselben beschäftigt sind:

1. Die allgemeinen und lauten Klagen über die Unvollkommenheit und die Ungewißheit der Medicin, über den Mangel an wissenschaftlichen Grundsätzen derselben, und die Ueberzeugung, daß diesem Uebel hauptsächlich nur durch nähere Kenntniß der Kräfte, die den Erscheinungen in der thierischen und vegetabilischen Oekonomie zum Grunde liegen, abgeholfen werden könne, und abgeholfen werden müsse.

2. Die großen Fortschritte in der Naturlehre und der Chemie, die sich selbst bis auf die belebte Natur erstreckt haben, und gewissen wirkenden Stoffen in derselben auf die Spur gekommen sind, also uns zu der Hoffnung berechtigen, auf diesem Wege noch große Entdeckungen zu machen.

3. Die Galvanische Entdeckung nebst allen nachmahligen Erweiterungen derselben, durch die Bemühung der Herren Pfaff, von Humboldt, Creve, u. a. m. Auch durch diese Entdeckung sind einige Vorgänge in den mit Vitalität begabten Körpern zu unserer näheren Kenntniß gekommen, die die gespannte-

ste

ste Erwartung noch größerer Aufklärungen rege gemacht haben.

4. Das Brownsche System, dessen praktischer Werth oder Unwerth hier indessen nicht völlig untersucht werden soll. Genug, dieses ganze System gründet sich auf das Verhalten der organischen Kraft, gegen die Einwirkung der äußern Dinge, welchen sie ausgesetzt ist, und der Urheber des Systems hat sowohl jene Kraft selbst, als auch die Abänderungen derselben, welche er annimmt, mit neuen Ausdrükken bezeichnet, die nach der Meinung einer gewissen Parthey ein großes Licht über bisherige Dunkelheit verbreitet haben sollen.

Die Vorstellungsart, welche Herr Reil von dem Grunde der Erscheinungen in der organischen Natur, in seinen neuesten Schriften geäußert hat, sind durchaus chemisch. „Wir werden," sagt er, „weniger „die Lebenskraft von einer unbekannten Ursache, die „wir Seele nennen, ableiten, als welche Meinung auf „einmahl allen unsern Forschungen Thor und Thüre „verriegelt, und mehr ihren Grund in Form und Mi„schung der Materie suchen, auf welchem Wege al„lein es uns noch Fortschritte zu machen erlaubt ist (*)". Diese wenigen Worte characterisiren ganz den Geist der Untersuchungen des Herrn Reil; in einem andern Jahrhundert wären sie mehr als hinlänglich gewesen, ihren Urheber des Materialismus, oder wohl gar des Atheismus verdächtig zu machen.

Wer in der Geschichte der Medicin nicht fremd ist, weiß, daß es schon die Secte des Epikur war, die den Grund aller Erscheinungen in der organisirten Natur, in der Mischung und Form der Materie suchte. Den Epikuräern waren nur die Ausdrücke unserer Chemi-

(*) In der Vorrede zu de la Roche Zergliederung der Verrichtungen des Nervensystems ꝛc. 1 B. Halle, 1794, 8.

ſten, Anziehung, Verwandtſchaft, Wahlverwandtſchaft, Kryſtalliſation u. ſ. w. fremd, ſie ließen alſo die Materie im leeren Raume umherſchweifen, und das Ohngefähr mußte ſie zu belebten Organen vereinigen. Strato von Lampſakus ſchrieb der Materie Leben zu. Die Lehren des Asklepiades und das ſpäter ſich ausbreitende Syſtem der Methodiker waren auf Miſchung und Form der Materie gegründet; die paſſende oder nicht paſſende Geſtalt der Atome machte, daß ſie ſich vereinigten oder trennten. Nach unſerer Sprache würden ſie von Wahlanziehung, Verwandtſchaft u. dgl. geſprochen haben.

Die nächſten Jahrhunderte vor uns hatten es lieber mit Geiſtern, die ſie nicht ſahen, als mit Materien, die ihnen vor Augen lagen, zu thun. Es war gefährliche Kühnheit, der Seele die Rechte zu ſchmählern, oder gar ſtreitig zu machen, die man ihr als einziger belebende Urſache der thieriſchen Körper ſo freygebig eingeräumet hatte. Der Unterſchied zwiſchen Menſchen- und Thierſeelen, und die Verlegenheit, was nach dem Tode mit den letztern anzufangen ſeyn möchte, machten damahls manchen Philoſophen die meiſte Sorge. Nur ein ſcharfſinniger Mann des vorigen Jahrhunderts, Franz Gliſſon, wagte es, noch dazu in einem dem Materialismus ſehr ungünſtigen Zeitpuncte, der Materie Leben zuzuſchreiben; aber dafür hatte er auch das Schickſal, unter die Atheiſten gezählt zu werden. Freylich, wer in Unterſuchungen dieſer Art bey Pflanzen und Thieren nicht ſtehen blieb, ſondern ſie auch auf die Geiſter, die Engel, die Teufel und die vernünftige Seele ausdehnte, (Loco hiſtoriae praeſentiae, plantas et animalia, in quibus vita materialis potiſſimum relucet, quin et affinitatis gratia, ipſos ſpiritus, Angelos, Daemones, Animam rationalem, huic contemplatio-

ni

ni subjicio (*), sind seine Worte); wer von vita substantialis der Geister, von einer essentia energetica der Substanz der Engel, von einer anima materialis u. dgl. sprach, der konnte alles Aufwandes metaphysischer Spitzfindigkeiten ohngeachtet, diesem Schicksale wohl nicht entgehen.

Glisson bekam zu seiner Zeit keinen sonderlichen Anhang. Die Chemie war damahls weit entfernt, einen Einfluß auf die Untersuchungen der organischen Kräfte zu haben; auch verbreitete sich nun der Stahlianismus, der bey allen solchen Untersuchungen immer zuerst auf die Seele hinwies. Wer einmahl diese ins Auge gefaßt hatte, ließ die Materie weit zur Seite liegen.

Die neuere Chemie machte aber wieder die Physiologen auf die chemischen Processe aufmerksamer, die beständig in den Pflanzen und Thieren vorgehen. Man sah, wie bey dem Athemholen, bey der Verdauung, bey manchen Absonderungen u. dgl. die Natur chemischen Gesetzen folgte, und nun erhielten mehrere Kapitel in der Physiologie ein völlig chemisches Ansehen; indessen blieb man noch beym Einzelnen stehen. Brandis (**) ging nun ins Allgemeine, und stellte die physiologische Grundlehre von der Lebenskraft von chemischer Seite dar. Er läßt die Lebenskraft einen beständigen Wechsel der thierischen Materie, einen phlogistischen Proceß in derselben unterhalten, der ununterbrochen geendigt und wieder erneuert wird, und bey welchem eine Verbindung des Säurestoffes mit dem Kohlenstoffe geschieht.

(*) Tractatus de natura substantiae energetica, seu de vita naturae etc. Authore *Francisco Glissonio*. Lond. 1672, 4.

(**) Versuch über die Lebenskraft, von J. D. Brandis, Hannover, 1795, 8.

Ich habe im Vorhergehenden schon gezeigt, daß dieser Artikel mir gleichsam zum Eingange in dem Artikel von den Leidenschaften dienen soll. Da aber bey alphabetischen Werken sehr häufig der Fall eintritt, daß die Materien durch anderweitige Artikel unterbrochen werden, so trifft solches gerade auch hier ein, welches nicht zu vermeiden ist. Weil aber die verschiedenen Systeme und Lehren von der Lebenskraft und den daher entstehenden Erscheinungen, auch verschiedene Behandlungsarten der an der Seele leidenden Menschen bewirken, so sehe ich mich genöthiget, auch hiervon etwas weiteres anzuführen. Herr Reil (*) folgt so wie Herr Brandis den Glissonschen Grundsätzen, und behauptet, daß die Erscheinungen belebter Körper vorzüglich in der Materie ihren Grund haben, und folgender Fundamentalsatz trägt seine Lehre, wenn er sagt: „Ich werde den Grund aller Erschei„nungen thierischer Körper, die nicht Vorstellungen „sind, oder nicht mit Vorstellungen als Ursache oder „Wirkung in Verbindung stehen, in der thierischen „Materie, in der ursprünglichen Verschiedenheit ihrer „Grundstoffe, und in der Mischung und Form derselben suchen.“ — Ich kann hierüber nicht gründlicher nach der Verfassung der Encyklopädie handeln, als wenn ich den Grundsätzen der Herren Verfasser des neuen Journals der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und Arzeneywissenschaft (**) folge, und zeige, wie diese hierüber denken, damit ich nicht allein vieler im Art. Leidenschaft vorkommenden Erklärungen dann überhoben, sondern auch zugleich in den Stand gesetzt werde, zu zeigen, nach wel-

(*) Archiv für die Physiologie, 1 B. 1 Heft.

(**) Erstes Stück, Intelligenzblatt, N. 1. Gotha, 1798. Es ist die Fortsetzung dieses beliebten Journals, und wäre daher eigentlich das 25ste Stück desselben.

welchen Grundsätzen ich hier vorzüglich zu denken geneigt bin, und für nothwendig halte. Und, da diese Materie einen so wichtigen Einfluß auf die Erklärungen der Leiden der Seele sowohl als auch auf die menschlichen Leidenschaften hat, so werde ich den Grundsätzen, Erklärungen und Widerlegungen der Herren Verfasser des genannten Journals folgen, und glaube hierdurch vielleicht manchem Leser, dem dieses, gewiß empfehlungswerthe Journal nicht bekannt ist, meine Encyklopädie noch werther zu machen.

Es setzet demnach Herr Reil

1. Die Entstehung aller Erscheinungen belebter Körper in der sämmtlichen Verfassung der Materie fest. Allgemein haben sie ihren Grund entweder in Vorstellungen, oder in der Materie; diese nehmen wir durch unsere Sinne wahr, jene müssen wir aber als Kräfte in der Kette der Naturkräfte betrachten, die für uns in der Erfahrung keinen weitern absoluten Grund haben, und die wir also auch nicht als einen Erklärungsgrund, oder als eine Ursache thierischer Erscheinungen annehmen dürfen. Thierische Erscheinungen, die ohne Vorstellungen wirklich sind, oder mit Vorstellungen in keiner Verbindung stehen, können nicht in Vorstellungen gegründet seyn; sie müßten in der Materie ihren Grund haben. Von einer Seele, als einer übersinnlichen, unerwiesenen Substanz, dürfen wir gar keine thierischen Erscheinungen herleiten. Materie, sagt man zwar, sey so weit wir sie aus Erfahrung kennen, ein todtes Wesen, von welchem wir kein Leben ableiten können. Gegen diesen Einwurf erinnert Herr Reil: die tägliche Erfahrung lehre, daß es eine Materie — die thierische — giebt, die Leben hat; die Materie sey nicht zu berechnender Grade von Veredlung fähig, und ihre Energie nehme mit dem Grade ihrer Veredlung zu.

2. Methode, die Erscheinungen der materiellen Welt zu untersuchen. Alle unsere Untersuchungen erstrecken sich auf Mischung und Form der Materie. An den Elementen unterscheiden wir weiter nichts als eine verschiedene Natur, und eine einzige wesentliche, ihnen allen gemeinschaftliche Eigenschaft, die Wahlanziehung, verbindet sie mit einander zu einer Materie eigener Art, die keinem der Elemente mehr gleich ist. Darin liegt der Grund der unendlichen Verschiedenheit der Materie. Das Vermögen der Materie, eigenthümliche Erscheinungen hervorzubringen, die mit der Beschaffenheit ihrer Form und Mischung in einer unzertrennlichen Verbindung stehen, heißt ihre Eigenschaft (qualitas, proprietas). Die Eigenschaften der Materie sind uns so unbegreiflich, als ihr Daseyn. Der Grund der Erscheinungen liegt vorzüglich in der Mischung der Materie, nähmlich in der Natur ihrer Grundstoffe und in der Art der Verbindung derselben. Wir legen der Materie, in so fern sie die Eigenschaft hat, durch Erscheinungen unseren Sinnen bemerkbar zu werden, Kraft bey, und bezeichnen mit diesem Ausdrucke das Verhältniß, welches zwischen Ursache und Wirkung, oder zwischen den Eigenschaften der Materie und ihren Erscheinungen vorhanden ist.

3. Naturlehre und ihre Abtheilung. Naturlehre ist die Wissenschaft der Eigenschaften der Dinge in der Sinnenwelt, und der von ihren Eigenschaften abhängenden Erscheinungen. Sie muß von den allgemeinsten Eigenschaften bis zu den speciellen und individuellen herabsteigen.

4. Thierischer Stoff. Die körperlichen Erscheinungen der Thiere sind eigenthümlich; auch die Materie muß eigenthümlich seyn, die diese Erscheinungen hervorbringt. Die Erfahrung bestätigt dieses. Die Composition der thierischen Materie ist von den einfach=

fachsten Elementen an, bis zu den vollkommensten Organen, höchst eigenthümlich. Ihre Bestandtheile sind nicht allein nach verschiedenen Verhältnissen mit einander gemischt, sondern auch zusammen gemengt. Die Uranfänge der thierischen Materie liegen gewiß sämmtlich schon in dem Schooße der todten Natur vorräthig. Es kommt nur auf ein Mittel, sie in einer zweckmäßigen Ordnung zusammenzufügen, nähmlich auf einen Kern oder Stock eines organischen Wesens an, an welchen sich die rohen Stoffe anhängen können. Die Pflanzen werden aus Stoffen der todten Natur gezeugt, und sind gleichsam die erste Stufe der Veredlung der Materie zu organischen Wesen. Aus Pflanzen und Thieren wird das neue Thier zusammengesetzt, dessen Bestandtheile endlich wieder in das Mineralreich ausgetheilt werden.

5. Unterschied der feinen und groben thierischen Materie. Es ist wahrscheinlich, daß außer der Materie, die wir durch unsere Sinne wahrnehmen und chemisch behandeln können, noch andere feine, vielleicht ganz unbekannte Stoffe in dem thierischen Körper vorhanden sind, die durch ihre Zumischung zur sichtbaren thierischen Materie, dieselbe erst vollenden. Sie ist nicht an die Nerven gebunden, sondern gewiß überall in alle Theile verbreitet; auch ist die grobe thierische Materie nicht weniger wichtig als sie. Die feine thierische Materie muß subtil, leicht beweglich und flüchtig seyn, sich schnell entfernen, zuströmen und in diese und jene Theile sich anhäufen können. Sie muß daher dem sichtbaren Stoffe nicht sowohl zugemischt, als vielmehr zugemenget seyn. Ueber die Natur derselben, über ihren Ursprung, u. s. w. entscheidet Hr. Reil nichts, sondern läßt es bey der Angabe vieler Möglichkeiten bewenden; doch macht er auf den entschiedenen großen Einfluß aufmerksam, den der Wärmestoff, das Licht, die Luft, die Electri-

ctricität und das Oxygen in der thierischen Oekonomie haben. Außerdem, meint er, sind gewiß noch mehrere andere vorhanden, die entweder unverändert oder zersetzt, mit der groben Materie thierischer Körper sich verbinden, und ihre Erscheinungen ändern; er bestimmt darüber aber gar nichts. — Endlich warnt er noch vor dem Irrthum, daß man nicht glauben müsse: diese feinen Stoffe seyn allein die Kraft, oder wenigstens das Substrat der Kraft der organischen Wesen. Der Grund des Lebens liegt in der sämmtlichen Materie, in der Mischung und Form alles dessen, was sichtbar und unsichtbar ist. —

6. Organ und Organisation. Der Grund der regelmäßigen Bildung thierischer Körper liegt ursprünglich in der Natur der thierischen Materie; Bildung und Organisation ist also schon Erscheinung und Wirkung der Materie.

7. Was ist Kraft in der Natur? Das Verhältniß der Erscheinungen zu den Eigenschaften der Materie, durch welche sie erzeugt werden. Kraft ist also etwas von der Materie unzertrennliches, eine Eigenschaft derselben, durch welche sie Erscheinungen hervorbringt. Um Mißverständnisse zu vermeiden, solle man lieber anstatt Kraft, Eigenschaft der Materie sagen. Die Kräfte bestimmen wir nach der mehreren oder mindern Allgemeinheit der Erscheinungen; nach dieser Bestimmung haben wir: 1) Physische Kraft; die allgemeineren Eigenschaften der Materie, sowohl in der todten als in der belebten Natur. 2) Lebenskraft; deutet das Verhältniß mehr individualisirter Erscheinungen zu einer besonderen Art von Materie an, die wir nur in der belebten Natur bey Pflanzen und Thieren antreffen. Das allgemeinste Attribut dieser eigenthümlichen Art von Materie, ist eine besondere Art von Krystallisirung. So lange uns die Chymie nicht genauer mit den Grundstoffen der organischen

nischen Materie und ihren Eigenschaften bekannt gemacht hat, ist uns eine nähere Kenntniß der Lebenskraft unmöglich. 3) Vegetative Kraft; und ihr Product, Pflanzenleben, ist Eigenschaft der besonderen Materie, aus welcher die Pflanzen bestehen. 4) Animalische Kraft; zeiget die Eigenschaften einer mehr individualisirten Materie an, wie wir sie im Thierreiche antreffen, das sich durch eine eigene Erscheinung, nähmlich durch Muskelbewegung, characterisirt. Wir können uns diese Kraft so oft individualisirt denken, als die Materie sich individualisiren läßt. 5) Endlich das dem Menschen eigene Vernunftvermögen. — Die Kräfte des menschlichen Körpers sind also Eigenschaften seiner Materie, und seine besonderen Kräfte Resultate seiner eigenthümlichen Materie. —

8. Von den todten Kräften im thierischen Körper. Die Cohärenz, die Schwere, die Elasticität, die chemische Verwandtschaft, sind eigenthümlich (specifik) im thierischen Körper, weil sie in einer eigenthümlichen und specifiken Materie Statt finden. Man solle nicht sagen, daß jene todten Kräfte im lebenden Körper der Lebenskraft untergeordnet wären; denn eine solche Herrschaft und Subordination finde in der Natur nicht Statt, sondern die Körper seyn concret, und bringen ihre Erscheinungen nach Maßgabe ihrer Materie hervor. Andere chemische Gesetze gelten in der lebenden, andere in der todten Materie.

9. Unterschied der belebten Natur von der todten. Das allgemeinste Merkmahl, durch welches sich die organische Natur characterisirt, scheint Hrn. Reil die Fähigkeit derselben zu einer eigenthümlichen Bildung zu seyn. In dieser Eigenschaft der organischen Materie liegt der Grund der Zeugung, des Wachsthums, der Ernährung und Reproduction. Diesem Merkmahle setzt er noch eins zu: daß nähmlich die organi-

ganischen Wesen beständig sich selbst durch äußere Reize und durch ihre eigene Wirkungen abändern, — und sich zerstören.

10. Unterschied der Pflanzen und Thiere. Dieser Unterschied liegt eigentlich in der Materie; die vegetabilische Materie hat eine andere Art von Krystallisation, als die thierische. Da wir diesen Unterschied aber aus Unkunde nicht angeben können, so müssen wir das Thier von der Pflanze nach äußeren Merkmahlen unterscheiden; diese sind: das Thier hat Muskeln und Artikulationen, und das Resultat davon, zufällige Bewegung.

11. Zeugung, Wachsthum, Ernährung und Reproduction organischer Körper. Alles dieses sind modificirte Erscheinungen einer Eigenschaft, und zwar derjenigen Eigenschaft der thierischen Materie, vermöge welcher sie sich auf eine eigenthümliche Art krystallisirt. Der thierische Körper macht fremde Stoffe sich zu eigen, wobey wir dreyerley unterscheiden: 1) Verähnlichung fremder Stoffe; 2) Anziehung oder Verbindung fremder, aber ihm ähnlicher Materien mit seinen eigenen; 3) Endlich Mittheilung einer zweckmäßigen Form. Der Zusatz einer fremden Materie zu einem thierischen Körper, und die zweckmäßige Bildung der zugesetzten Materie, ist eine eigenthümliche, thierische, Krystallisation des thierischen Stoffs. Die thierische Materie schießt in Gefäße, Nerven, Häute, Muskelfasern, u. s. w. an, wie das Kochsalz in einen würflichten Krystall. Die chemische Wahlanziehung, nach welcher dieses geschiehet, ist uns übrigens aus der Natur der thierischen Materie unbegreiflich. — So wie Hr. Reil hier den Wachsthum, die Ernährung und die Reproduction, zu chemischen Prozessen macht, so erhalten wir hier auch eine pur chemische Zeugungstheorie, nach der die Bildung des neuen Geschöpfes lediglich auf der Wahlanziehung

ziehung der thierischen Materie und auf einer davon abhängenden thierischen Krystallisation beruhet. Die Hauptsätze dieser chemischen Generations-Theorie sind folgende: 1) Außer einer zum Anschießen fähigen Materie, die nicht anders als durch ein organisches Wesen bereitet werden kann, wird zur thierischen Krystallisation noch ein Stock oder Kern (basis. nucleus) erfordert, an welchen die fremde Materie anschießen und sich demselben zusetzen kann. Dieser Stock muß ein organischer Theil eines organischen Wesens seyn, das eine specifike Verwandtschaft mit der vorbereiteten Materie hat. Bey dem selbstständigen Thiere ist dieser Stock der eigene Körper des Thieres, und die verschiedenen Theile, Nerven, Knochen, Gefäße, Fasern, u. s. w. desselben (*). Diese Nothwendigkeit des Stocks, an welchen sich die vorbereitete Materie anhängen kann, ist eine Ursache, warum ein organisches Wesen nur durch sich selbst sich nähren, und durch ein anderes organisches Wesen hervorgebracht werden kann. — 2) Das organische Individuum dauert nicht ewig fort; es muß also, wenn die Gattung nicht verloren gehen soll, einen Stock (nucleum) von sich abtrennen, der nach seinem Untergange die Anziehung fremder Materie fortsetzen kann. Diese Abtrennung des neuen Stocks von dem alten, ist mehr

oder

(*) Nach dieser Theorie ließe sich die Zeugung lebender Thiere sehr deutlich erklären, und auch die Ursache, woher eins dem andern ähnlich sey: Der Stock oder Kern hängt mit der Mutter auf genaueste zusammen, von ihr strömt das Blut in denselben, und bahnt sich in den anschießenden neuen Theilen auch immer neue Wege — das zuströmende Blut kann nichts anders als Lebenskraft und Leben mitbringen. Diese Wirkung dauert so lange, bis die kleine Maschine, die Frucht, im Gange und reif ist, und das Uhrwerk in derselben schon von selbst geht — dann reißt sie sich los — und die Nahrungsmittel sind die Gewichte, wodurch die Maschine im Gange erhalten wird. —

F.

oder weniger verwickelt; sehr einfach bey dem zerschnittenen Polyp, oder bey dem fortwachsenden abgeschnittenen Ast einer Pflanze. Bey vollkommenern Thieren kann die Generation in mehrere Theile abgesondert werden: a) Entstehung des Keims in den Eyerstöcken der Mutter; b) Zeugung, bey der der Vater die thierische Kraft des schlummernden Keims durch Zusatz des Samens erhöht; c) fernere Entwikkelung des belebten Keims nach der Zeugung, indem nun der Keim durch seine eigene Kraft die thierische Krystallisation bewirkt, durch die Affinität seiner Bestandtheile mit dem Stoffe, der ihm zugeführt wird. — 3) Ein organisches Wesen wird in der Natur nicht wirklich, als durch ein anderes organisches Wesen. 4) Eine Gattung zeugt dieselbe Gattung, und nie eine andere. Der Grund von beydem liegt in der Nothwendigkeit einer eigenthümlichen Materie und eines Stockes. — 5) Der Haupt-Typus der Krystallisation thierischer Materie, scheint die Faser, woraus nachher das übrige gebildet wird. So scheint der Original-Typus der Kochsalz-Krystallisation ein Würfel zu seyn; kleine Würfel bilden den großen.

12. Reizbarkeit, Erregbarkeit (Irritabilitas, Incitabilitas). Die Eigenschaft thierischer Organe, daß sie sich durch eine äußere Ursache bestimmen lassen, ihren gegenwärtigen Zustand durch sich selbst zu verändern, heißt Reizbarkeit. Der Grund dieser Eigenschaft liegt in der eigenthümlichen Mischung und Form der Materie. Sie ist specifisch in jeder besonderen Gattung von Organen, denn jede Gattung von Organen hat eine eigenthümliche Mischung und Bildung der Materie.

13. Nervenreizbarkeit. Sie ist specifisch, wegen der eigenthümlichen Mischung der Materie. Die Ner-

Nerven sind eigentlich nur Reizungsmittel anderer Organe, nähmlich der Muskeln und des Seelen-Organs. Nur dieses letztere empfindet, die Nerven an sich aber nicht.

14. Reize. Die Reize wirken auf eine doppelte Art, nähmlich auf eine mechanische, oder auf eine chemisch-physische. Auf eine mechanische Art wirken sie durch Stoß; dadurch leiden die Organe in ihrer Mischung und Form eine Aenderung, die den Grund ihres veränderten Zustandes, nähmlich ihrer Action enthält. Bey der physisch-chemischen Wirkungsart der Reize, findet zwischen dem Körper der reizt, und dem der gereizt wird, eine wechselseitige Mittheilung eines feinen Stoffes statt.

15. Von dem Wirkungsvermögen thierischer Organe. Es liege in einer Art von Zusammenziehung ihrer Materie, auch in den Nerven, wo wir diese Zusammenziehung nicht wahrnehmen. Die Zusammenziehung thierischer Organe sey ein Resultat einer veränderten Cohärenz ihrer Materie.

16. Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Organe von einander. Ein jedes Organ ist unabhängig und selbstständig, es wirkt für sich und durch sich, durch die Energie seiner eigenen Kräfte; und der nächste Grund aller Erscheinungen, die es hervorbringt, ist in ihm selbst unmittelbar enthalten. Durch seine eigene Kräfte lebt es, erhält sich, nährt sich, wächst und bringt die Erscheinungen hervor, zu welchen es, vermöge seiner Einrichtung, fähig ist. Freylich können die eigenthümlichen Kräfte eines Organs nur unter der Bedingung fortdauern und wirken: daß es mit dem ganzen Körper zusammenhängt, und insbesondere Blutgefäße und Nerven erhält. Das unabhängige und selbstständige Organ, hängt sich nur an die andern an, ist ein Parasit derselben, und dient wieder zum Parasiten der übrigen. Ein jeder Theil

wirkt durch seine eigenen Kräfte, und besitzt seine eigenen Vollkommenheiten, Fehler und Gebrechen, unabhängig von den übrigen Gliedern des Körpers. — Aus dieser Lehre von der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Organe, zieht Hr. Reil zwey wichtige practische Folgerungen. Erstens müsse die Semiologie dadurch verbessert werden, daß wir jedes Symptom mehr studieren, und es genau auf den Zustand des Organs beziehen, durch welchen es veranlaßt wird; in der Geschichte einer Krankheit müsse dem Arzte das specielle Leiden der einzelnen Organe abgesondert, und die Wirkung dieser abgesonderten Leiden in ihrer Verbindung mit dem Ganzen, im Zusammenhange vor Augen liegen. — Zweytens behauptet er, daß jedes Organ, so wie seine eigene Reizbarkeit, seine eigenen Reize, sein eigenthümliches Leben, seine ihm eigene Energie und unabhängige Kraft habe, so auch seine eigenen Affectionen, Krankheiten und Heilmittel. — — Die Fragen: Haben die Muskelfasern eine eigene Kraft, oder wird ihnen die Kraft durch die Nerven zugeführt? Ist die Lebenskraft an die Nerven gebunden? Sind die Nerven Leiter der Lebenskraft? — nennt Hr. Reil possirlich. Ein jeder Theil, sagt er, wirkt durch seine eigene Kraft, die eine Eigenschaft der Mischung und Form seiner Materie ist. Allein die Mischung und Form seiner Materie wird verändert, erhalten, zerstört, durch den Einfluß der verbundenen Organe; die Kraft der einzelnen Organe kann nicht ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, besonders mit den Nerven und Blutgefäßen, bestehen. Also der Muskel auch nicht ohne seine Nerven. —

17. Sympathie (consensus). Von dieser stellt Hr. Reil folgende sechs Gesetze auf: 1) So lange die inneren Kräfte der Nerven unverändert bleiben, und sich dieselben in ihrem natürlichen Zustande befin-

den

den, so lange folgt auch der Consens dem Ursprunge, der Lage, Vertheilung, Verbindung und Endigung der Nerven. 2) Wird die Natur der Nerven und ihre Kraft verändert, so erleiden die consensuellen Wirkungen gleichfalls eine verhältnißmäßige Veränderung. Ist die Reizbarkeit in irgend einem Theile vorzüglich erhöhet, so äußern sich die consensuellen Wirkungen eines Reizes vorzüglich an dem hervorstechend reizbaren Theile, ohne sich an die stätige Lage, Verbindung und den Lauf der Nerven zu binden. 3) Aehnlichkeit im Bau und in der Mischung der Organe, kann Ursache seyn, daß sympathische Erscheinungen entstehen, und die Wirkungen der Reize von dem Organ, auf welches sie angewandt sind, sich weiter auf entfernte Organe derselben Gattung fortpflanzen. 4) Ein Hauptgesetz, durch welches die sympathischen Wirkungen bestimmt werden, ist die Gewohnheit und Association unserer Bewegungen und Vorstellungen. 5) Durch eine heftige Anstrengung wird die Congestion des feinen Stoffs nach dem angestrengten Theil geleitet, und von den übrigen Theilen abgeleitet. 6) Endlich ist es möglich, daß sich feine Stoffe von einem Organe zum andern fortpflanzen können, bloß nach den Gesetzen der Affinität, ohne daß ein organisches Verbindungsmittel zwischen ihnen Statt findet.

18. Gesetze, nach welchen thierische Körper wirken. Die Bestimmungen der Verhältnisse, die zwischen concreten Wirkungen der Körper, und den concreten Eigenschaften (Form und Mischung) ihrer Materie Statt finden, nennt man Naturgesetze. Allein, da wir die Eigenschaften der Materie nicht an und für sich, sondern nur aus ihren Erscheinungen erkennen: so können wir auch die Naturgesetze der Körper nicht anders als durch Beobachtungen und Vergleichung ihrer Erscheinungen auffinden. Aus

den Verhältnissen der beobachteten Erscheinungen, schließen wir auf die Natur der Materie, durch welche sie bewirkt werden. Die Gesetze, nach welchen thierische Körper wirken, sind entweder allgemeine oder besondere. Jedes Organ, jede Faser, wirkt nach besonderen Gesetzen. Die allgemeinen Naturgesetze der thierischen Körper sind:

19. Erstes Naturgesetz. Die Kräfte des Thieres (Form und Mischung seiner Materie) ändern sich immerhin selbst durch ihre eigenen Thätigkeiten ab. Sie sind in der Progression der Zeit sich niemahls gleich, sondern in jedem Moment etwas anderes; und eben so veränderlich sind auch ihre Wirkungen. Es ist wahrscheinlich, daß durch Zumischung und Entziehung eines feinen Stoffs, meistentheils die Modification der Kraft bewirkt wird. Die sichtbare Materie ist zu stätig und träge, daß wir aus ihrer Veränderung schwerlich eine so schnelle Aenderung in der Mischung des thierischen Stoffs erklären können. Von dem hohen Grade jener Veränderlichkeit, besonders im Gehirn, hängt größtentheils die Vollkommenheit des Menschen ab.

20. Zweytes Gesetz. Es giebt gewisse Regeln, nach welchen die Veränderungen der Lebenskraft, sowohl im ganzen Körper, als in seinen einzelnen Organen erfolgen. Diese Regeln werden durch die Ursachen bestimmt, durch welche die Lebenskraft verändert wird. Nach diesen Regeln stehen die Veränderungen der Lebenskraft mit der Zeit in einem gewissen Verhältniß, und ereignen sich in bestimmten Perioden, deren Zwischenräume eine mehr oder weniger abgemessene Dauer haben. — Die Kraft verändert sich entweder dem Grade oder der Natur nach. Den natürlichen Grad der Lebenskraft, so wie er der Erhaltung des Individuums angemessen ist, nennt Hr. Reil die Stimmung (temperies), und einen widernatürlichen

chen Grad derselben, Mißstimmung (intemperies). — Uebrigens zählt er hier eine lange Reihe von periodischen Veränderungen des menschlichen Körpers auf, wovon wir nur das als hieher gehörig bemerken wollen, daß er diese Veränderungen von Congestionen seiner Stoffe herleitet, die zu bestimmten Perioden nach diesem oder jenem Theile geschehen, wodurch die Reizbarkeit dieser Theile erhöht, und die periodische Erscheinung hervorgebracht wird. — Auch der Satz ist hier nicht zu übergehen, daß das Seelen-Organ die Reizbarkeit gewisser Theile erhöhen und erniedrigen, folglich die Mischung und Form der Materie derselben abändern kann.

21. Drittes Gesetz. Wenn mehrere thierische Organe, die mit einander in Gemeinschaft stehen, in einer gewissen Ordnung, nähmlich zu gleicher Zeit, oder in einer unmittelbaren Folge zusammen wirken, und diese vereinigten Wirkungen in derselben Ordnung oft wiederholt werden; so werden dadurch diese Organe so mit einander verbunden, daß wenn eins aus der verbundenen Menge durch eine zufällige Ursache in Thätigkeit gesetzt wird, die andern eine Neigung haben, wieder mitzuwirken. Ihre Thätigkeit begleitet oder folgt gern auf die Thätigkeit des gereizten Organs. Uebrigens ist es einerley, ob die Thätigkeiten durch Vorstellungen oder durch Bewegungen sichtbar werden, nur müssen die Organe, deren Thätigkeiten sich gegenseitig erregen sollen, eine gewisse Gemeinschaft mit einander haben. Diese Eigenschaft thierischer Organe, daß sie eine Neigung behalten, gesellschaftlich wieder zusammen zu wirken, wenn sie ehemahls so gewirkt haben, heißt das Associations-Vermögen. Hr. Reil sagt uns von Haufen, Gruppen, Zügen und Zirkeln der Associationen, je nachdem sie gleichzeitig oder auf einander erfolgen, oder Vorstellungen mit Bewegungen, und Bewegungen wieder

mit Vorstellungen abwechseln. Mischung und Bau der Organe, Mittheilung und Entziehung eines feinen Stoffes, thun wieder bey den Associationen das ihrige.

22. Viertes Gesetz. Die Thätigkeit der Lebenskraft und die Veränderung ihrer Temperatur, kann nach Art einer Congestion durch allerhand innere oder äußere Ursachen zu gewissen Theilen des Körpers hingeleitet, oder von denselben abgeleitet werden. — Abermahls Zuströmen und Abströmen einer feinen Materie, und Capacität der sichtbaren thierischen Materie zur Aufnahme des feinen Stoffes.

23. Fünftes Gesetz. Die Reizbarkeit und das Wirkungsvermögen der Organe, wird durch Anstrengung und Reiz vermindert, und durch Ruhe wieder erhöht.

24. Krankheiten des thierischen Körpers. Krankheit und Ursache der Krankheitszufälle, entspringt durch Abweichung der Form und Mischung der Materie von derjenigen Regel, nach welcher bey dem kranken Individuum dieselbe gemischt und gebildet seyn sollte. Alle Außendinge wirken nur als entfernte Krankheitsursachen dadurch, daß sie erst die Eigenschaften der thierischen Materie verändern. Der Druck eines fremden Körpers z. B. muß vorher, wenn er Krankheiten erzeugen soll, Form und Mischung der Materie verändern. Alle Krankheiten des thierischen Körpers haben also ihre nächste Ursache, entweder in einer widernatürlichen Organisation, oder Mischung der thierischen Materie. Veränderungen, die die sichtbare Materie erleidet, verändern zugleich ihre Affinität zu den feinen Stoffen. Daher bemerken wir auch, daß durch die verschiedenen Kur-Methoden der allgemeinen Heilkunde, die zunächst eine Veränderung der groben Materie zum Gegenstande haben, zu gleicher Zeit die Stimmung der Lebenskraft

mit

mit verändert wird. Qualität und Quantität jener feinen Stoffe ist es, wodurch die Stimmung der Lebenskraft geändert, und in Mißstimmung verwandelt wird. Der Arzt kann auf die feinen Stoffe wirken, und dadurch die häufigsten aller Krankheitsursachen heben: 1) durch Entfernung der Reize, z. B. der Unreinigkeiten im Darmkanal und der Würmer; 2) durch Zuleitung und Ableitung der Reizbarkeit; 3) durch Nahrungsmittel, Luft, Arzeneyen, u. s. w. indem wahrscheinlich diese Dinge den thierischen Organen entweder etwas zusetzen, oder ihnen etwas entziehen. Da aber jedes Organ seine eigene Mischung und Affinität zu den feinen Stoffen in der Natur hat, so erfordert auch jede besonders gemischte Art von Organen specifische Arzeneymittel, durch welche ihre Thätigkeit erhöhet, erniedriget, oder anders gestimmt werden soll.

Die Gründe, auf welche Hr. Reil seine ganze chemische Theorie von den organischen Kräften, deren eigenthümliche Grundzüge wir hier vorgetragen haben, stützt, sind kürzlich folgende: 1) Außer der Materie giebt es für uns nichts Erkennbares, nichts, wovon wir durch die Erfahrung überzeugt werden könnten, das wir als Ursache der Vitalität anzusehen berechtigt wären. Wir müssen uns also an die Materie allein halten. 2) Die Analogie. In der todten Natur sehen wir, wie hier alle Erscheinungen lediglich von der Mischung und Form der Materie abhängen; da nun die Materie unendlicher Grade von Veredlung fähig ist, so mag es mit den Erscheinungen in der organisirten Natur der nähmliche Fall seyn. 3) Die verschiedene Materie im Pflanzen- und Thierreiche, und in diesem in den verschiedenen Organen der Thiere, giebt überall verschiedene Erscheinungen. 4) Wir sehen, daß in dem thierischen Körper offenbar chemische Processe vorgehen, und daß die Materie je-

desmahl andere Erscheinungen giebt, so wie ihre Mischung und Form abgeändert wird. 5) Die Stoffe, aus welchen die lebende thierische Materie besteht, liegen überall im Schooße der Natur vorräthig, und es bedarf nur eines Kerns oder Stockes von einem organischen Wesen, um zu bewirken, daß sie zur belebten Materie anschießen. — Außerdem liegt auch einige überzeugende Kraft in der überredenden Wortfülle, und in der Kunst, den hohen Werth eigener Ideen recht bemerklich zu machen, fremde aber mit einem wegwerfenden Blicke kaum im Vorbeygehen zu nennen, womit Hr. Reil seine scharfsinnige Theorie vorgetragen hat. — Jetzt zu einigen Bemerkungen über dieselbe:

So wenig auch bis jetzt die Gränzlinien zwischen der todten Chemie, und den Untersuchungen belebter organischer Körper, gehörig gezogen sind; so wenig wir uns darüber vereinigt haben, was aus jener in diese übertragen werden darf oder muß; so gewiß der Ausdruck, animalische Chemie, wenn man will, sehr viel, aber — in so fern wir von diesem sehr vielen, bis auf diese Stunde fast noch gar nichts wissen — auch unglaublich wenig bezeichnet; — so darf man doch jeder chemischen Ansicht der organischen Naturreiche ihren Nutzen nicht absprechen, so lange sie sich nur in bescheidenen Gränzen hält, und nicht gleich eine angeblich gründliche chemische Pathologie und untrügliche chemische Kurmethoden in der Nachfolge mit sich führt. Sie muß überhaupt, bey der auffallenden Unvollkommenheit unserer dahin gehörigen Kenntnisse, noch gar nicht entscheiden wollen, sondern nur auf genauere Untersuchungen der thierischen Materie leiten, und die Mittel und Wege dazu andeuten; welches auch Hr. Reil bey mehreren Gelegenheiten gethan hat. Wohin einst diese Untersuchungen führen können, läßt sich jetzt noch gar nicht berechnen, nicht

ein-

einmahl aus der Ferne ahnden. Sollten wir bis hieher auch noch kein Recht dazu haben, mit Hrn. Reil die Erscheinungen thierischer Körper, außer den Vorstellungen und was dahin gehöret, einzig und allein von der Mischung und Form ihrer Materie abzuleiten; so bleibt uns diese Materie doch immer von der äußersten Wichtigkeit, denn die Beschaffenheit derselben hat einen sehr offenbaren Einfluß auf die Erscheinungen, welche sie uns darbietet. Ihre Fähigkeiten, das zu leisten, wozu sie von der Natur bestimmt ist, hängen ja ganz von ihrer Beschaffenheit ab, und so wie sich diese verändert, und von dem vollkommenen Zustande abweicht, so verändern sich auch jene, werden unvollkommen, oder verlieren sich gänzlich. In der thierischen Materie liegen gewiß die wichtigsten Agentien, von welchen die Veränderungen in den Erscheinungen ausgehen; wie sollte also ihre Betrachtung, ihre genauere Kenntniß, dem Naturforscher und dem Arzte nicht interessant, wichtig und unentbehrlich seyn? Hr. Reil verdient daher allen Dank für seine chemische Darstellung der organischen Kräfte, besonders in Hinsicht der merkwürdigen Untersuchungen, auf welche sie künftig noch führen wird.

Dieses darf uns indessen nicht abhalten, den Werth und die Gewißheit der Theorie des Hrn. Reil im Ganzen, so wie die Wahrheit einiger seiner einzelnen Behauptungen, unbefangen zu prüfen und unser Urtheil darüber freymüthig zu sagen. Wir wollen diese Prüfung in folgende Abschnitte zusammen fassen:

I. Hr. Reil braucht bey der Darstellung seiner Ideen von den organischen Kräften solche Ausdrücke, die bisher nur in der Chemie gebräuchlich waren, und in dieser auch einen sehr bestimmten Sinn haben. Dadurch werden unvorsichtige oder der Sache nicht gehörig kundige Leser, sehr leicht geblendet, und gerathen auf die Meinung, daß durch diese Ausdrücke in

der Lehre von den organischen Kräften, wahrhaft neue Begriffe aufgestellt, und bisherige Dunkelheiten aufgeklärt würden. Das ist aber in der That nicht der Fall; wie es schon sehr oft in den Wissenschaften gegangen ist, so erhalten wir auch dieses Mahl bloß neue oder ungewöhnliche Wörter, anstatt der gehofften neuen Aufklärungen. Es war von jeher eine sehr bekannte Sache, daß mineralische Stoffe in vegetabilische, und diese in animalische übergingen, daß in der organisirten Natur aus flüssigen Massen feste gebildet werden, und daß sich insbesondere bey dem Thiere die Knochen, Muskeln, Nerven, Eingeweide, u. s. w. aus Säften erzeugen. Ein Tropfen Flüssigkeit ist ja der Anfang eines jeden Thieres. Bey diesen bekannten Thatsachen machte nur den Physiologen das Wie? die meisten Schwierigkeiten. Wie entstehen aus den flüssigen Theilen die Fasern? Wie aus Flüssigkeiten einer Art die so verschiedenen Fasern der Knochen, der Muskeln, der Nerven, der Eingeweide? u. s. w. Ueber diese und ähnliche Fragen konnte uns bisher die Physiologie keine befriedigende Auskunft geben; — aber Hr. Reil kann es mit seinen chemischen Ausdrücken eben so wenig. Die Materie, sagt er, vereinigt sich nach den Gesetzen der Wahlanziehung, sie schießt zu ganzen organischen Wesen, zu Knochen, Muskeln, Nerven, Eingeweiden, u. s. w. an, sie hat eine bestimmte Art sich zu krystallisiren. Was Wahlanziehung, Anschießen, Krystallisation (als Erscheinungen betrachtet), in der todten Chemie sind, das wissen wir; aber was bedeuten diese Ausdrücke auf die organisirte Natur angewandt? — Nichts! Denn wenn wir sagen, flüssige Stoffe werden zu Muskelfasern, so sagen wir etwas sehr triviales, das keinen Menschen belehrt; aber sagen wir denn mehr, dringen wir tiefer in jene Operation der Natur ein, wenn wir die flüssigen Stoffe zu Mus-

kel-

Kelfasern anschießen, sich zu solchen krystallisiren lassen? Offenbar ist der eine Ausdruck so wenig belehrend, als der andere. Der letztere hat nur den Reiz der Neuheit und des Ungewöhnlichen, der manchen blendet. Wer zu wissen glaubt, was Wahlanziehung, Anschießen, Krystallisiren, in der todten Natur ist, der hofft leicht große Aufschlüsse von der lebendigen thierischen Wahlanziehung, von dem Anschießen der thierischen Materie, und von der Krystallisation der Fasern und Organe. Aber hat er hier mehr als leere Wörter? Weiß er hier irgend etwas befriedigendes von der Entstehung neuer organischer Körper und ihrer Organe, wenn man ihm sagt, so wie Mineral-Laugensalz und Salzsäure zum Kochsalz-Krystall anschießen, so krystallisirt sich die thierische Materie zur Frucht im Uterus, zu Knochen, Muskeln, Nerven, Eingeweiden, u. s. w.? Hr. Reil vergleicht hier Dinge mit einander, und bezeichnet sie mit einerley Ausdrücken, die sich gar nicht mit einander vergleichen lassen. Die Bildung eines Salzkrystalles, und die eines jungen Thieres im Uterus, sind so himmelweit von einander unterschiedene Krystallisationen, daß man die letztere nicht mit der ersteren in Analogie stellen darf. Wenigstens müßte man uns die wesentlichen Charactere, wodurch sich solche thierischen Krystallisationen von denen in der todten Natur unterscheiden, genau und bestimmt angeben, was aber Hr. Reil unterlassen hat. Indessen würde auch selbst diese Angabe an sich sehr wenig dazu beytragen, um uns über jene geheime Operation der Natur wahre Aufschlüsse zu verschaffen. Mit vollem Rechte kann man also Hrn. Reil einen Ausdruck zurückgeben, den er bey einer andern Gelegenheit gegen gewisse Physiologen gebraucht: Unsere subjectiven Begriffe, sagt er, die wir in die Natur hineintragen, blenden nicht selten den Verstand blöder Menschen, und geben

ben ihnen ſtatt einer Realität, ein Spielwerk in die Hand. Sind nicht jene Ausdrücke der todten Chemie, in die organiſirte Natur hineingetragen, offenbar ein ſolches Spielwerk? Und was bleibt von Hrn. Reils Theorie neu und eigenthümlich, wenn man dieſes Spielwerk von ihr nimmt? —

II. Es iſt eine höchſt auffallende petitio principii, wenn uns Hr. Reil ganz trocken verſichert: die Erfahrung lehre ja, daß es eine Materie, nähmlich die thieriſche, giebt, die Leben hat. Die große Frage iſt ja eben hier, ob dieſe Materie ihr Leben durch ſich ſelbſt, lediglich durch ihre Form und Miſchung habe? Anſtatt die bejahende Antwort auf dieſe Frage gehörig zu beweiſen, wiederholt Hr. Reil bloß ſeinen erſt zu beweiſenden Satz, und weiſet ſeine Leſer mit der kahlen Verſicherung ab: die thieriſche Materie habe Leben. Dabey müſſen jedem Denkenden folgende Zweifel aufſtoßen: Wir kennen bis jetzt in der Natur keinen einzelnen Stoff, zu deſſen weſentlichem Character die Vitalität gehört; was berechtigt uns denn, von einer Miſchung und Mengung ſolcher todten Stoffe, wie ſie uns der Scheidekünſtler aufſtellt, Leben herzuleiten? Die Verſicherung, daß die Materie ſehr hoher Grade von Veredlung fähig ſey, iſt leicht zu glauben, aber nicht ſo leicht die daraus gezogene Folgerung, daß dieſe Veredlung bis zur Vitalität ſteige, und daß dieſe einzig und allein aus jener Veredlung, als nothwendige Folge reſultire. Wenigſtens kann man ſo etwas bloß glauben, aber nicht als Wahrheit begründen. Die Scheidekünſtler, und noch weit mehr die Natur ſelbſt, mengen und miſchen ja oft die verſchiedenſten Stoffe, in den mannigfaltigſten Verhältniſſen, und unter den abweichendſten Bedingungen unter einander; aber hat man wohl jemahls geſehen, daß daraus etwas Organiſches, Belebtes, hervorgegangen wäre; — oder auch nur etwas,

was, das sich einem organischen, belebten Wesen, als solchem, genähert hätte? So etwas hat gewiß noch keines Menschen Auge gesehen; warum wollen wir also aus Mischung und Form der Materien allein das Leben mit seinen Erscheinungen ableiten? —

Wollte man etwa in dem ausgeschnittenen Muskel, der durch Reiz noch zu Zuckungen zu bringen ist, in dem abgeschnittenen Froschschenkel, den der Galvanismus zu Convulsionen reizt, belebte thierische Materien aufstellen, so würde es doch noch eine bloße unerwiesene Meinung seyn, daß jene Erscheinungen einzig von der Mischung und Form der Materie herkommen. Ist denn die Bewegung, die z. B. die Electricität in Haaren, in Kugeln von Kork oder Hohlundermark, u. dgl. hervorbringt erwiesen in der Mischung und Form der Bestandtheile dieser Haare und Kugeln zu suchen? So wenig wie man dieses wird erweisen können, eben so wenig haben wir bis jetzt einen zureichenden, vernunftmäßigen Grund, jene Zuckungen ausgeschnittener thierischer Theile, von ihrer Mischung und Form abzuleiten. — Wir wollen indessen einmahl annehmen, die Erscheinungen von Vitalität in diesen getrennten thierischen Theilen, wären Resultate der Form und Mischung ihrer Materie, so darf doch diese Vitalität keinesweges mit dem Leben des ganzen und vollständigen organischen Wesens verglichen werden. Es würde daraus noch lange nicht folgen, daß auch die vielfachen merkwürdigen Erscheinungen, durch die sich das Leben des Ganzen in seiner Vollkommenheit und Integrität äußert, bloß Resultate der Mischung und Form der Materie sind. Das Verdauungsgeschäft ist gewiß ein chemischer Proceß, bey welchem wohl das meiste auf der Mischung der Materien beruhet; aber folgt daraus wohl, daß nun auch die Actionen der Muskeln, der Nerven, des Gehirns, u. s. w. ebenfalls chemische

Pro-

Processe sind, die lediglich von Mischung und Form der Materie abhängen? Folgt daraus, daß das Leben des ganzen Thieres, in dessen Körper ein oder mehrere chemische Operationen vorgehen, überhaupt eine chemische Operation sey, bey der alles auf Mengung, Mischung und Form der Materie beruhet? Solche Folgerungen würde man gewiß höchst übereilt nennen müssen!

Auffallend muß es ferner seyn, daß Hr. Reil behauptet, Bildung und Organisation sey schon Erscheinung und Wirkung der Materie. Das steht ja mit seiner Theorie in dem offenbarsten Widerspruche; denn ist Bildung und Organisation schon Erscheinung und Wirkung der Materie, wie können denn die Erscheinungen und Wirkungen der Materie in ihrer Bildung und Organisation (Form) gegründet seyn? Wie kann etwas zugleich die Erscheinung und Wirkung, und auch die Ursach der Erscheinung und Wirkung genannt werden? Man sieht hieraus, daß Hr. Reil in seinen Grundsätzen mit sich selbst nicht einig ist; denn sieht er Bildung und Organisation (Form) schon als Erscheinungen und Wirkungen der thierischen Materie an, so muß er doch, außer der Form, irgend einen andern Grund dieser Erscheinungen und Wirkungen annehmen. Wollte er diesen Grund in der ursprünglichen Verschiedenheit der Grundstoffe der thierischen Materie und ihrer Mischung allein suchen, so müßte man dagegen erinnern, daß diese Verschiedenheit der Grundstoffe, und diese Mischung, eben so gut als die Form, schon Erscheinungen sind, die sich noch dazu unser Verstand erkünstelt, und die er sich bald so, bald wieder anders denkt. Der Grund, warum die thierische Materie Leben hat, bliebe also, da er in ihren Erscheinungen, und in ihrer Form und Mischung, nicht gesucht werden kann, für das erste noch zu entdecken. —

Die

Die Sammlung von Thatsachen, welche Hr. Reil aufstellt, um den großen Einfluß verschiedener Materien in der vegetabilischen und thierischen Oekonomie zu erweisen, ist allerdings sehr interessant; aber die Erklärung derselben, und die daraus gezogenen Resultate, sind oft erzwungen und seltsam genug. Wir wollen das an wenigen Beyspielen zeigen. Auch das Licht, diese äußerst subtile Materie, scheint ein Bestandtheil der thierischen Körper zu seyn. Mangel des Lichts macht fett; daher sperrt man Thiere, die man mästet, an finstere Oerter ein. Ist denn darum das Licht Bestandtheil der thierischen Körper? Auf jene Thiere wirkt in der Dunkelheit ein Reiz (das Licht) weniger, und das befördert ihre Fettigkeit. Thiere erkranken, und die Pflanzen verlieren Farbe, Gesundheit und Stärke an finstern Orten. Daraus folgt ja noch immer nicht, daß das Licht als Bestandtheil in die Thiere und Pflanzen übergehen müsse; es kann ja bloß als ein zur Gesundheit nothwendiger Reiz wirken. Ueberdem hat gewöhnlich die Luft an dunkeln Orten noch andere der Gesundheit nachtheilige Eigenschaften. Mangel des Lichts macht die Netzhaut sehr empfindlich. Ich habe Menschen gekannt, denen das Mondenlicht eben so, wie andern das Licht der Sonne, empfindlich war. Die Matrosen bekommen leicht Tagblindheit, wenn sie im Mondenlicht auf dem Verdecke schlafen. Wie kann man daraus wahrscheinlich machen wollen, daß das Licht als Bestandtheil in die thierischen Körper übergeht? — Bauverständige versichern, daß sowohl das Sonnen- als Mondenlicht den Steinen und Gebäuden schade. Schlechte Gebäude fallen oft beym Sonnenschein; daher sagt man, die Sonne habe sie nieder geschienen. Ueber die angebliche Erfahrung der Bauverständigen wollen wir hier nicht streiten, denn wenn sie auch gegründet wäre, so ließe

sich doch auf die organisirte Natur gar nichts daraus folgern, am wenigsten das, daß das Licht einen Bestandtheil der organisirten Körper ausmachte. Der Ausdruck, daß schlechte eingefallene Gebäude die Sonne nieder geschienen habe, ist ein scherzhafter Ausdruck, um damit den Grad von Unhaltbarkeit jener Gebäude anzudeuten, daß sie einem Nichts von Gewalt (den Sonnenstrahlen) weichen. Wie konnte es Hrn. Reil in den Sinn kommen, daraus etwas für seine Behauptung zu folgern? Gewisse Menschen sprechen im Scherz auch von Schießgewehren, die mit Mondschein geladen sind; wird es einem Naturforscher wohl einfallen, damit die Wirksamkeit des Mondenlichts beweisen zu wollen? — Es würde sehr leicht seyn, noch eine beträchtliche Anzahl ähnlicher Beyspiele von höchst nichtigen und zum Theil wirklich possirlichen Beweisen hier anzuführen, womit Hr. Reil hin und wieder seine Behauptungen unterstützt, und die mit der vornehmen Miene, mit der er alles abfertigt, was ihm nicht gefällt, einen sehr widrigen Contrast machen. An den angeführten mag es indessen genug seyn. —

III. Den Grund aller Erscheinungen thierischer Körper, die nicht Vorstellungen sind, oder nicht mit Vorstellungen als Ursache oder Wirkung in Verbindung stehen, sucht Hr. Reil in der thierischen Materie, in der Verschiedenheit ihrer Grundstoffe, und in der Mischung und Form derselben. Dieses setzt voraus, daß es uns bekannt ist, welche Erscheinungen nicht mit Vorstellungen in Verbindung stehen? Aber wissen wir denn das? Ohne eben einem groben oder mißverstandenen Stahlianismus das Wort zu reden, darf man doch wohl fragen: ob in dem thierischen Körper nicht so manche Erscheinung mit jenem Wesen, das den Grund der Vorstellungen enthält, in der genauesten Verbindung stehen kann, ohne daß wir davon

von eben Bewußtseyn haben? Kann Hr. Reil diese Frage aus einem vernunftmäßigen Grunde nicht verneinen, wie er es denn nicht kann, so bleibt es völlig unentschieden, welche Erscheinungen es denn eigentlich sind, die bloß in der thierischen Materie ihren Grund haben? Wie wenig auch Hr. Reil über diesen Punct mit sich selbst einig ist, beweiset seine Behauptung: daß das Seelen-Organ die Reizbarkeit gewisser Theile, folglich die Mischung und Form ihrer Materie (wie man nach seiner Theorie annehmen muß), abändern kann. Worin liegt nun der Grund der Veränderungen in dem Seelen-Organ? In der Seele! Worin ist also der Grund der Veränderungen der Materie, die das Seelen-Organ hervorbringt, zu suchen? In der Seele! Das wäre denn also der leibhaftige Stahlianismus, den Hr. Reil so sehr bestreitet, und der Materie bliebe weiter nichts, als die Fähigkeit, von dem Seelen-Organ, und als letztem Grunde von der Seele selbst, Veränderungen anzunehmen. Die alte Lehre!

IV. Hr. Reil belehrt uns: „Wir legen der Materie, in so fern sie die Eigenschaft hat, durch Erscheinungen unseren Sinnen bemerkbar zu werden, Kraft bey, und bezeichnen mit diesem Ausdrucke das Verhältniß, welches zwischen Ursache und Wirkung, oder zwischen den Eigenschaften der Materie und ihren Erscheinungen vorhanden ist.“ Ferner, an einem andern Orte: „Die Kräfte des menschlichen Körpers sind Eigenschaften seiner Materie, und seine besonderen Kräfte Resultate seiner eigenthümlichen Materie.“ — Kraft ist bekanntlich ein Wort, womit wir etwas bezeichnen, das wir nicht kennen. Man kann, wenn man will, den Gebrauch desselben überall eben so lächerlich finden, als bey der schlafmachenden Kraft des Opiums. Es ist hier nicht der Ort, den Begriff von Kraft zu bestimmen; aber so viel müssen

wir gegen Hrn. Reil bemerken, daß das bloße Verhältniß zwischen den Eigenschaften der Materie und ihren Erscheinungen, keinesweges Kraft heißen könne, so wenig, als die Kräfte des menschlichen Körpers Eigenschaften, und Resultate seiner Materie heißen dürfen; — denn sonst müßten wir auch bey der Gelbsucht eine gelbmachende Kraft der Galle annehmen. Wir müssen bey der Bestimmung der organischen Kräfte, nothwendig auf das Verhältniß zwischen den Eigenschaften und den Erscheinungen der Materie, und den äußeren Gründen und Bedingungen derselben Rücksicht nehmen. Erst in dem Moment, wo der Finger der geladenen Leidenschen Flasche nahe genug kommt, zeigt sich die electrische Kraft, und diese Kraft ist in dem Finger nicht weniger gegründet, als in der Flasche; die magnetische Kraft in dem Eisen nicht weniger, als in dem Magnet; unsere Lebenskraft in den uns umgebenden Dingen nicht weniger, als in unserer Materie!

Aehnliche Erinnerungen lassen sich gegen eine Behauptung von der Reizbarkeit machen, die Hr. Reil vorbringt: „Der Grund der Reizbarkeit, heißt es, liegt in der eigenthümlichen Mischung und Form der Materie.“ Gewiß nicht; er liegt auch in äußeren Bedingungen, unter welche diese Materie kommen muß, wenn sie sich reizbar zeigen soll. — So ist auch manches falsch, was uns Hr. Reil von den Naturgesetzen sagt. Aus den Verhältnissen der beobachteten Erscheinungen, können wir keinesweges immer und allein auf die Natur der Materie schließen, durch welche sie bewirkt werden; es kömmt auch hier sehr vieles auf die äußeren einwirkenden Dinge an. Die Erscheinungen können gleich, und die Materien verschieden seyn, und eine und dieselbe Materie kann sehr verschiedene Erscheinungen geben. Nicht alles

was leuchtet, läßt auf Phosphor schließen, und Phosphor leuchtet unter gewissen Umständen nicht. —

V. Das Wirkungsvermögen der thierischen Organe, liegt nach Hrn. Reil in einer Zusammenziehung ihrer Materie, an die wir auch da glauben sollen, wo wir sie nicht sehen, und die uns als ein Resultat einer veränderten Cohärenz der Materie angegeben wird. Abgerechnet, daß dieses eine bloße unerwiesene Hypothese ist, so kann doch wohl das Wirkungsvermögen der thierischen Organe in keiner Erscheinung derselben liegen, als welche jene Zusammenziehung nothwendig angesehen werden müßte? —

VI. Gesetzt, es ließe sich gegen die chemischen Vorstellungsarten, die uns Hr. Reil von den organischen Kräften giebt, von dem bis hieher angeführten auch gar nichts einwenden, so würde man doch immer das mit Grunde dagegen sagen können: daß sie uns in der Kenntniß von diesen Kräften um keinen Schritt weiter bringen, als wir schon seit geraumer Zeit wirklich gewesen sind. Der chemische Gesichtspunct gehört zwar zu den ungewöhnlichern, aus welchen jene Kräfte angesehen werden können, aber man sieht daraus nicht weiter als aus manchen andern. Denn es bleiben uns immer die Fragen unbeantwortet: Was vereinigt die so verschiedenen todten Stoffe zur thierischen Materie überhaupt, und zu den mannigfaltigen Materien der verschiedenen Organe? Worin liegt der Grund, daß das Oxygen, das Hydrogen, das Azot, der Kohlenstoff, der Phosphor, die Kalkerde, das Wasser, die Gallerte, der Eyweißstoff, der Zukkerstoff, u. s. w. die wir doch alle einzeln und in den mannigfaltigsten Verbindungen nur als todte Stoffe kennen, in der thierischen Materie auf einmahl einen ganz andern Character, nähmlich den der Vitalität, annehmen, und nun ganz andere Erscheinungen von sich geben, als unter jeden andern Umständen? Wel-

ches Ohngefähr, oder welches beständige Naturgesetz, oder welche außer der Materie liegende, höhere Kraft, bewirkt jene so eigenthümliche Vereinigung, mit ihren eben so eigenthümlichen thierischen Erscheinungen? Jeder der genannten Bestandtheile, bleibt sich doch in den unzähligen Verbindungen, in die wir ihn bringen, immer in gewissen Verhältnissen gleich, behält immer einen gewissen allgemeinen Character bey, und Phosphor z. B. wird überall, er sey gemischt wie und womit er wolle, leicht wieder als Phosphor erkannt. Wie so ganz anders ist es aber, sobald jene Stoffe in die Mischung der belebten thierischen Materie eingehen! Hier sind auf einmahl ganz andere Erscheinungen, bey welchen wir uns vergebens nach einem zureichenden Grunde umsehen. Wollte man uns hier, anstatt befriedigender Begriffe, ein Wort geben, und sagen: die Wahlanziehung, die in der thierischen Materie ganz eigenthümlich sey, bewirke das alles; — so hieße das der Sache doch nur mit einem Deus ex machina abhelfen. Denn es ist immer nur eine Erscheinung, die wir in der todten Chemie Wahlanziehung nennen, ohne mit diesem Worte etwas zu erklären; und es bliebe außerdem immer noch die Frage: Woher eine so ganz eigenthümliche Wahlanziehung in der thierischen Materie? — eine Wahlanziehung, die todte Stoffe zur belebten Materie vereinigt? — also eine Wahlanziehung, wie wir sonst keine in der ganzen Natur antreffen? — Schon hieraus ergiebt sich, daß uns die chemischen Vorstellungsarten in der wahren Kenntniß der organischen Kräfte, keinen wesentlichen Schritt weiter bringen.

Wir können und müssen ferner die höchst eigenthümlichen Eigenschaften der thierischen Materie überhaupt, so wie in einzelnen Organen, ihre specifische Form und Mischung vollkommen zugeben, auch zugeben, daß bestimmte Formen und Mischungen noth-

wen-

wendig sind, damit sich jene Materie so verhalte wie sie soll; — und es bleibt dennoch die Frage: ob durch jene Beschaffenheiten die thierische Materie nicht bloß fähig gemacht wird, unter einem ganz und gar nicht von Mischung und Form abhängenden Einflusse zu stehen, der den eigentlichen Grund der thierischen Erscheinungen enthält? Die thierische Materie hat vielleicht bloß etwas Hinzukommenden wegen ihre eigenthümlichen Eigenschaften, ohne daß in diesen leztteren der Grund der thierischen Erscheinungen allein zu suchen ist? Ein elastischer Körper muß dem äußeren Druck widerstehen, und einem gewissen Grade desselben nachgeben; aber darum ist doch in dem Widerstande und in der Nachgiebigkeit die Elasticität gerade nicht gegründet, sondern etwas Hinzukommenden wegen muß der elastische Körper jene Eigenschaften haben, wenn er als ein solcher agiren soll. Vielleicht hat also auch der Muskel, bloß etwas Hinzukommenden wegen, die bestimmte Form und Mischung seiner Bestandtheile, und nicht darin allein, sondern hauptsächlich in jenem Hinzukommenden, ist die Muskelkraft gegründet?

Was aber endlich besonders Hrn. Reils chemische Vorstellungsarten sehr unbelehrend macht, das sind die unbekannten feinen Stoffe, die, wie wir gesehen haben, überall die Hauptrolle spielen. Etwas aus der Wirkung unbekannter feiner Stoffe erklären, aus dem Ueberfluß, dem Mangel, dem Zu- Ab- und Ueberströmen ꝛc. derselben, heißt gerade so viel, als nichts erklären, und unbekannte feine Stoffe sind uns in der Untersuchung der organischen Kräfte nichts mehr werth, als Geister und Seelen. Heißt es denn nicht auch allen unseren Forschungen auf einmahl Thor und Thüre verriegeln, wenn wir die wichtigsten Erscheinungen in der thierischen Oekonomie, ohne alle

Umstände einem unbekannten flüchtigen Stoffe zuschreiben, auch wohl mehrere solche Stoffe agiren lassen, die für uns in der Erfahrung keinen Grund haben? Es hat zwar einigen Schein, wenn Hr. Reil die Scheidekünstler zu genauerer Untersuchung der thierischen Materie auffordert, wenn er die großen Entdeckungen rühmt, die hier wirklich schon gemacht sind, und wenn er uns eine ganz nahe glänzende Reform der Medicin, die aus jenen Untersuchungen hervor gehen soll, verspricht, — sobald nähmlich jene Stoffe erst gefunden, und ihrer Natur und allen ihren Verhältnissen nach, hinlänglich bekannt sind, d. h. sobald sie sich unter die Hände unserer Scheidekünstler gefügt, und sich ihren Sinnen bemerklich gemacht haben. — Bey dem allen müssen wir aber gestehen, daß unsere chemische Behandlung und Kenntniß der thierischen Materie immer noch sehr unvollkommen ist, und daß wir uns noch gar nicht anmaßen dürfen, über die sogenannten Lebensprocesse, nach den Lehren (Hypothesen möchte es oft mit größerem Recht heißen), der todten Chemie zu urtheilen, oder gar zu entscheiden. Noch ist eine sehr große Kluft zwischen todter und lebendiger Chemie befestigt; auch spricht selbst Hr. Reil allen chemischen Untersuchungen des lebendigen thierischen Stoffes, an einem anderen Orte (Archiv für die Physiologie, 1 B. 2 St. S. 127.) das Urtheil, wo es sehr richtig heißt: Durch chemische Zergliederung tödten wir die Thiere, und in einem todten Körper ist das nicht mehr zugegen, was wir suchen. Wo bleibt also der einzige Weg, auf welchem wir noch Fortschritte machen können, indem wir den Grund der thierischen Erscheinungen, in der Mischung und Form der Materie suchen? Mit dem Tode, sagt man, entweicht auch die Seele, so wie die unbekannten flüchtigen, unseren Sinnen nicht bemerkbaren Stoffe entweichen; was kann es uns also helfen,

sen, ob wir das Entweichende einen Geist, oder eine Materie nennen? —

Man könnte hier vielleicht einwenden: nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Chemie, wo man die Thiere tödtet, sondern durch den Galvanismus, die Humboldtschen Versuche, u. dgl. wären die Naturforscher gewissen feinen Stoffen auf die Spur gekommen, die in der thierischen Oekonomie eine wichtige Rolle spielen; sie hätten gefunden, daß die Irritabilität der Materie von dem Sauerstoffe, dem Azot und dem Hydrogen abhinge; und daß alles auf der gemeinsamen Wirkung und dem Antagonismus mehrerer Stoffe beruhe. — Die Versuche, die alles dieses gelehrt haben, sind gewiß höchst interessant, aber über den wahren Grund der thierischen Erscheinungen belehren sie uns nicht. Die Erscheinungen an dem ausgeschnittenen Muskel, sind nicht mit dem Leben des ganzen organischen Wesens zu vergleichen, wie wir schon oben bemerkten. Die Stoffe, die wir auf einen solchen Muskel wirken lassen, sind bloß als Reize anzusehen, und das **Wie?** und **Warum?** der sich zeigenden Erscheinungen der thierischen Materie, bleibt noch immer das große erst zu lösende Problem! Hypothesen über die Mischung der Materie, wie wir sie uns denken, über Ab- und Zuströmen feiner unbekannter Stoffe, u. dgl. können es nicht lösen.

VII. Ganz besondere und gewiß schwer zu beseitigende Schwierigkeiten, hat die vom Hrn. Reil vorgetragene Generations-Theorie, einen so scheinbaren Anstrich von Gewißheit er ihr auch zu geben gesucht hat. Daß die Worte, Anschießen, Krystallisation, u. dgl. uns über das Generations-Geschäft weiter kein Licht geben, ist schon oben bemerkt worden. Dieses bey Seite gesetzt, zeigen sich auch noch ganz andere Schwierigkeiten. Außer einer zum Anschießen fähigen Materie, sagt Hr. Reil, die nicht anders

als durch ein organisches Wesen bereitet werden kann, wird zur thierischen Krystallisation noch ein Stock oder Kern erfordert, an welchen die fremde Materie anschießen und sich demselben zusetzen kann. Dieser Stock muß ein organischer Theil eines organischen Wesens seyn, das eine specifike Verwandtschaft mit der vorbereiteten Materie hat. Bey dem selbstständigen Thiere ist dieser Stock der eigene Körper des Thieres, und die verschiedenen Theile, Nerven, Knochen, Gefäße, Fasern, u. s. w. desselben. Diese Nothwendigkeit des Stocks, an welchen sich die vorbereitete Materie anhängen kann, ist eine Ursache, warum ein organisches Wesen nur durch sich selbst sich nähren, und durch ein anderes organisches Wesen hervorgebracht werden kann. — Hier entsteht nun die große Frage: Woher dieser wesentlich nothwendige Stock bey dem erst zu erzeugenden Thiere? Es ist nähmlich nach Hrn. Reils Theorie nicht genug, daß überhaupt ein Stock zum Anschießen des ganzen Thieres da sey, sondern jeder gleichartige Theil desselben muß seinen besonderen Stock haben, da gleichartige Theile nicht anders als wieder an gleichartige anschießen. Es müssen also nicht nur besondere Stöcke für Knochen, Knorpel, Sehnen, Muskeln, Nerven, Gefäße, u. s. w. da seyn, sondern auch jedes Eingeweide muß seinen eigenen Stock haben; wie könnte sich außerdem das Gehirn, die Lungen, das Herz, die Leber, der Magen, u. s. w. krystallisiren? Wo will Hr. Reil alle diese Stöcke in dem kleinen Tropfen Flüssigkeit hernehmen, der das erste Rudiment des neu erzeugten Thieres ausmacht? Will er sich nicht zum Vertheidiger des lächerlichen Evolutions-Systems aufwerfen; nicht behaupten, daß die erste Mutter jeder Art von Geschöpfen, die Stöcke aller schon da gewesenen und noch kommenden Generationen, in der Mannigfaltigkeit, wie sie zur Bildung eines jeden

Individuums gehören, bey sich eingeschachtelt herum getragen hätte; also z. B. nicht behaupten, die Stöcke aller klugen und dummen Menschengehirne, die von Anbeginn gedacht haben und künftig noch denken werden, hätten in dem Schooße der Eva, neben allen Stöcken zu Lungen, Lebern, Magen, u. s. w. verwahrt gelegen, so ist nicht abzusehen, wie seine Theorie bestehen soll? Wollte er annehmen, daß jeder einzelne Theil der Aeltern, seinen Stock zur Bildung der gleichen Theile des neuen Geschöpfes hergäbe, daß sich also z. B. von dem Gehirn, den Lungen, dem Herzen, der Leber, dem Magen, u. s. w. des Vaters oder der Mutter, und zwar von jedem ein besonderer Stock lostrennte, an welchen jeder der genannten Theile in der Frucht anschießen kann, so würde das auf die possirlichsten Hypothesen hinaus laufen. Wollte er aber endlich annehmen, es sey nur ein Stock für das ganze neu zu erzeugende organische Wesen überhaupt nothwendig, und für die einzelnen Theile dieses Wesens bildeten sich neue Stöcke, so würde ihn das nicht nur in die auffallendsten Widersprüche mit seinen anderweitigen Behauptungen verwickeln, sondern seine Theorie behielte auch — die chemischen Ausdrücke abgerechnet, — gar nichts eigenthümliches, und wir wären wieder bey der längst bekannten Lehre von dem Bildungstriebe, ohne einen einzigen Punct derselben weiter aufgeklärt zu haben. —

VIII. Hr. Reil hat, wie künftig einmahl noch gezeigt werden soll, seine chemischen Vorstellungsarten von den Kräften in der organisirten Natur, auch schon vielfältig auf die Medicin angewandt, und uns chemisch-medicinische Theorien geliefert. Gründen sich nun jene Vorstellungsarten größtentheils auf Hypothesen, und sind sie in mehreren Rücksichten unbefriedigend, so müssen es diese chemisch-medicinischen Theorien ebenfalls seyn. Dieses muß man um so lau-

ter erinnern, je blendender sie sind, und je leichter sie den Unkundigen und Unvorsichtigen, besonders in unserem chemisirenden Zeitalter, täuschen. Es hat einen anlockenden Schein von Einfachheit und leichter Ausübung, die Krankheiten von dem plus oder minus dieses oder jenes Stoffes, von dieser oder jener fehlerhaften Mischung herzuleiten, und sie durch Entziehung oder Ersatz eines chemischen Bestandtheils, oder sonst durch eine Mischungsveränderung zu heilen. Aber möchten wir doch nur erst die Krankheitsursachen von dieser Seite, die zu entziehenden oder zu ersetzenden Stoffe, und die angeblichen Mischungsveränderungen kennen! Wir haben vorher gesehen, daß uns Hr. Reil selbst zu dieser Kenntniß sehr wenig Hoffnung macht; wozu also die chemisirende Pathologie und Therapie? — Die gemeinen Empiriker werden in der Behauptung: daß jedes Organ, wegen seiner eigenen Mischung und Affinität, zu den feinen Stoffen in der Natur, auch seine eigenen, specifischen Arzeneimittel erfordere, einen wichtigen Grund für ihre cephalica, pectoralia, pulmonalia, hepatica, stomachica, uterina, &c. finden; aber möchte dieser Grund nur haltbarer seyn, mehr wahre praktische Anwendbarkeit leiden! Es ist freylich eine bekannte, längst durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß gewisse Arzeneymittel besonders und fast ausschließlich nur auf gewisse Organe wirken; aber nicht so fest steht die vom Hrn. Reil daraus gezogene Folgerung, daß das bloß wegen der eigenthümlichen chemischen Verwandtschaft, Mischung und Form der Materie in diesen Organen geschehe, und daß jene specifischen Arzeneymittel bloß darin Veränderungen hervorbrächten. Das ist bis jetzt weiter nichts als eine Meinung, die, wie wir gesehen haben, mehr wider als für sich hat. Und sollten wir künftig die Arzeneymittel nach dieser Meinung anwenden, so müßten wir

doch

doch wohl vor allen Dingen wissen, welche verschiedene Mischungsveränderungen, Vermehrungen oder Verminderungen seiner Stoffe, z. B. bey zehen verschiedenen Krankheiten der Lungen, in diesem Organ vorgegangen sind, um durch zehen verschiedene Specifica, zehen naturgemäßere Mischungsveränderungen hervorzubringen. Das wäre noch nicht einmahl genug; denn da jene Specifica den Weg zu den falsch gemischten Lungen nicht unmittelbar und unverändert antreten (so wie etwa die zu dem Laugensalze gegossene Säure), sondern in den in sehr verschiedenen Graden gesunden ersten und zweyten Wegen unzählige Wahlverwandtschaften, Mischungen und Formen der thierischen Materie antreffen, die sie ändern, und wodurch sie verändert werden, so müßten wir auch alle diese erst genau kennen, um in jedem Falle für die kranke Mischung und Form der Lungen das rechte Specificum zu treffen, und gerade die rechte Mischungsveränderung zu vollbringen. Wohin führen uns solche Speculationen? Zu einer glücklichen Reform in der Arzeneykunst gewiß nicht; es wäre denn, daß wir Hoffnung hätten, die Verwandtschaftstafeln der Materie jedes kranken Eingeweides, in jeder Krankheit und zu jedem Arzeneymittel, bald noch besser ausgearbeitet vor uns zu haben, als die Verwandtschaftstafeln für die todte Chemie!

Es wird aus diesem Vorhergehenden erhellen, wenn wir auch gleich in der Materie so viele Erscheinungen der organisirten Natur wahrnehmen, daß, man mag so viel chemische Processe vornehmen, als man will, man das menschliche Bewußtseyn nicht mit in den Proceß verwickeln darf. — Dieses, welches wir die Seele — den Hauch oder Funken von Gott nennen, muß durchaus von dem thierischen Leben, (welches vielleicht — doch aber auch nicht zugestanden, körperlich seyn soll —) noch unterschieden seyn, weil

es

es vernünftig ist und auch bleibt — nur aber bey Bedrängnissen und Zerrüttungen des Körpers oder der Materie in solchen Zustand versetzt wird, daß es sich gegen zuschauende Menschen nicht so als sonst äußern kann. Wir nehmen nichts wahr, als vermittelst unserer äußeren Sinne, und daher können wir die Seele eines Wahnsinnigen, Schwermüthigen u. dgl. auch nicht so betrachten, als einen Körper, weil dasjenige, wodurch sie sich uns äußert, in Unordnung ist, und sie folglich leidet. Sie ist nach Gottes Willen, Rathschluß und Gesetz, noch so lange an die Materie gefesselt, bis diese gänzlich zu ihrem Sitze und Gebrauche nichts mehr taugt, und dann erst nimmt sie dennoch, oft den schwersten Abschied, und scheint diese Materie, ihren Körper, höchst ungern zu verlassen.

Es haben in dieser Hinsicht die Rechtsgelehrten nicht unrecht, wenn sie solchen Menschen, die an der Seele leiden, und in diesem Zustande des Leidens, der Polizey zuwiderlaufende Handlungen begehen, nicht eine so schwere Strafe zuerkennen, als denen, die mit voller Gesundheit Verbrechen verüben. Zu dieser Klasse von Unglücklichen rechnet Franke (*) auch die Nachtwanderer, weil sie dafür nicht verantwortlich seyn können, was sie thun.

„Es giebt Menschen, sagt er, die, ohne zu wissen, „was sie thun, durch die Gewalt nächtlicher Träume hin„gerissen, aus ihrem Bette steigen, in ihrem ganzen Hau„se, selbst auf gefährlichen Stellen, sicherer, als sie wa„chend thun würden, herumirren, und schlafend die Stra„ßen durchwandern, dabey aber nach ihren Vorstellungen „handeln, und wenn diese, wie oft geschieht, stürmisch „sind, andere Menschen überfallen, und manches Mahl „gefährlich verletzen. Ich habe an einem fürstlichen Hofe „einen Trompeter gekannt, welcher des Nachts öfters oh„ne Bewußtseyn aufzustehen, mit seinem Degen unter „To-

(*) System der medicinischen Polizey, 4 B. S. 144, fgg.

„Todesgefahr die Seinigen zu verscheuchen pflegte, bis er „endlich unter dem Lärmen erwachte, und sich seines Zu„standes zu schämen anfing.

„Die aus dergleichen, nicht so äußerst selten entsprin„genden Zufälle, gaben den Rechtsgelehrten Anlaß, auf „die Behandlung solcher Nachtwanderer (noctambuli), „nach verübtem Todtschlage oder sonst verursachter Ver„letzung, zu denken. Es versteht sich leicht, daß ein im „Schlafe begangener Fehler nicht anders, als dann ge„straft werden möge, wenn dem Thäter sein Zufall, oder „seine Krankheit nicht unbewußt war, derselbe auch seiner „nächtlichen Aufbrausungen und Angriffe bereits einige „Mahl überführt worden ist; als in welchem Falle, von „demselben eine bessere Bestellung der nöthigen Vorsorge „für seine Person erwartet, und, wo er es an dieser feh„len ließ, derselbe nicht für ganz schuldfrey erkläret wer„den würde (*). Inzwischen scheint hier der gesunde „Ehegatte für sein Weib, der Hausvater aber für sein „Kind und Gesinde, sorgen und haften zu müssen; damit „nach einmahl anerkanntem Uebel, die Gelegenheit zur „Verletzung eigener und öffentlicher Sicherheit, denselben „abgeschnitten werde. Ein Apothekergeselle zu May„land, der größte Nachtwanderer, den man vielleicht „je gesehen hat, und dessen Geschichte in den Opusculi „scelti di Milano, aufbewahret worden ist, stand des „Nachts, wenn man an der Apothekenthüre pochte, auf, „verfertigte die Arzeneyvorschrift in bester Ordnung, und „war deswegen doch nicht wach. Man versuchte es, ein „übermäßiges Gewicht von scharfwirkenden Dingen den „Recepten einzuschieben; aber er verbesserte den Fehler „auf der Stelle. Ein Wind hingegen, der ihm ins Ge„sicht blies, weckte ihn zuversehens auf, und warf ihn in „eine Ohnmacht. Ich sah diesen Menschen vor zwey Jah„ren geheilt, und würde ihm, ohne dieses, die Ausübung „seiner Wissenschaft verboten haben."

Sol-

(*) *Tiraq.* de poena tem. per cauf. 5. Quirin. *Kubach,* Cent. I. dec. 8, qu. 6. *Balthaf. Tileſii* Disput. jurid. de Dormiente delinquente, illiusqne poena. Regiomont. 1707, p. 3, 8. §. 2, 3.

Solche Nachtwanderer kann man, wo nicht das Nachtwandern gänzlich abzugewöhnen, doch in solche Lage versetzen, daß sie nicht aus dem Bette springen, und sich und keinem andern Menschen Schaden zufügen, wenn man vor das Bette ein etwas weites Gefäß mit kaltem Wasser so hinsetzt, daß sie, beym Herausfahren aus dem Bette, durchaus mit den Füßen in das kalte Wasser kommen, worüber sie erschrecken, erwachen und sich niederlegen.

Was aber die Wahnwitzigen betrifft, so können auch diese sich und andern Menschen schädlich werden, und es hat die Polizey Ursache, auch auf diese ein wachsames Auge zu richten. Sie muß entweder die Verwandten dahin anhalten, die Unglücklichen in Verwahrung zu nehmen, oder, wenn diese außer Stande sind, die Unkosten zu bestreiten, auf andere Mittel denken, um das Publikum vor allen möglichen Angriffen solcher Rasenden, sey es auch vermittelst öffentlicher Kosten, zu sichern. So nöthig aber diese Vorsorge, und folglich die Stiftung eines sichern Aufenthalts für Wahnwitzige, in jedem gemeinen Wesen ist; so sehr ist von der Polizey auch wieder darauf zu sehen, damit nicht von habsüchtigen nnd boshaften Anverwandten oder Erben, aus bloßer Leidenschaft, Menschen für blödsinnig, wahnwitzig oder rasend ausgegeben werden, die es entweder gar nicht gewesen sind, oder es bloß in dem Anfalle eines fieberhaften Zufalles, in welchem ein Salomon fabeln würde, gewesen sind, folglich wieder geheilt werden können, ohne daß man sie mit Recht einer Narrheit beschuldigen dürfte.

Es ist auf der ganzen Welt kein Mensch absolut wider Unglück und Leiden gesichert, ob sie gleich nicht von gleicher Größe und Stärke sind, und, wenn es auch weiter nichts wäre, so können es doch kränkende

Ver-

Verläumdungen seyn, weßhalb die Verfasser der deutschen Memoires sehr naiv sagen (*):

Es lebet kein einziger Mensch in der ganzen Welt, der nicht zuweilen Nachrede, Verläumdung, und widrige Urtheile über sich müsse ergehen lassen. Die größten Könige und mächtigsten Monarchen selbst können dieses nicht verhindern, und sind eben diejenigen, deren Befehle, Willen, Thaten, und Unternehmungen, am allermeisten beredet und getadelt werden, welches nicht allein bey ihrem Leben, und während ihrer Regierung geschieht, sondern sogar auch nach ihrem Tode etliche hundert Jahre fortgesetzet, und der späten Nachwelt durch öffentlichen Druck hinterlassen und nachgetheilet wird. Mithin sollten Privatpersonen, ohnmächtige Bürger und Edelleute, in dergleichen Begebenheiten mehr Gelassenheit und weniger Empfindlichkeit bezeigen, dem Socrati hierin nachfolgen, und gedenken: Wenn dasjenige, was von uns geredet wird, in der That also sich befinde, diene es zu unserer nützlichen Verbesserung; bestehen aber solche Reden in Lügen, Verläumdungen und Unwahrheiten, hat man sich derselben gar nicht anzunehmen, sondern ist mit gleicher Verachtung anzusehen, als wenn ein Esel, Ochse oder Pferd, uns getreten hätte.

Die Zeit der Widerwärtigkeit ist überhaupt die wahre Zeit der Tugend. Wenn der schneidende Schmerz die Seele zerreißt, und mürbe macht, schüttet die lächelnde Weisheit ihren Samen in unsere erweichte Herzen, — so spaltet der nützliche Pflug den Schooß der Erde, ehe die Hand des Landmannes die Hoffnung des künftigen Jahres hineingießt. —

Die menschlichen Charactere sind bey großen und kleinen Widerwärtigkeiten in Hinsicht ihrer Empfindlichkeit sehr verschieden, und zuweilen sogar äußerst

(*) Deutsche Memoires, oder Sammlung verschiedener Anmerkungen, die Staatsklugheit, das Kriegswesen, die Justiz, Moral, ꝛc. ꝛc 2ter Th. Wien, 1761. Unter der Aufschrift: Von der Verläumdung. S. 605.

ßerst widersprechend. Es giebt Menschen, welche mit der scheinbar standhaftesten Vernunft, in dem größesten Unglücke auszuhalten, ein Gepränge machen, und sich dann doch öfters durch einen Streich niederschlagen lassen, der kaum eine gemeine Seele zu bewegen fähig seyn kann. Man wird aber von dieser anfangs ganz unbegreiflich scheinenden Aufführung den Bewegungsgrund leicht einsehen können.

Durch einen unversehenen unglücklichen Vorfall verliert man sein ganzes Vermögen, man wird auf einmahl ins äußerste Elend und Dürftigkeit versetzt — welche Vernunft ist wohl fähig, einen solchen Schlag auszuhalten? Hier würde ein mehr als menschlicher Muth erfordert werden, wenn man nicht unterliegen sollte. Dieses ist eben der rechte Begriff, welcher ein großmüthiges Herz wider die schwersten Unglücksstreiche fest und unbeweglich macht. Je außerordentlicher seine widerwärtigen Zufälle sind, je würdiger sind dieselben, alle Stärke seiner Vernunft bey deren Widerstand anzustrengen. Er fasset alle seine Kräfte zusammen, und jemehr es ihm darin gelingt, desto ruhmwürdiger kommt ihm die Stärke seines Verstandes vor. Er fühlet, daß er auf Seiten der Tugend gewinnet, was er von Seiten des Glücks verliert. Er weiß es noch dazu dem Eigensinne des Schicksals Dank, daß es sein Verdienst ans helle Licht hat bringen wollen. Er ist froh, bey sich sagen zu können: Ich schließe mich in meine Tugend ein. Reich zu seyn, ist nichts Seltsames, dieses aber gehört unter die seltsamsten Dinge, mit recht guter Art unglücklich werden zu können.

Hingegen scheint uns ein kleiner widerwärtiger Streich unserer Standhaftigkeit sehr unwürdig zu seyn. — Dergleichen kann der geringste Mann leicht aushalten. Hierbey findet die Eitelkeit ihre Rechnung nicht,

nicht, daher überläßt man sich der Betrübniß ohne den geringsten Widerstand.

Hierzu kommt noch, daß diese außerordentlichen Unglücksfälle, welche man mit so ungemeiner Standhaftigkeit verachtet, unser Vermögen, unsern Stand, geliebte Personen, kurz, solche Dinge angehen, die außer uns selbst sind, und unsere Eigenliebe nicht angreifen. Da im Gegentheil oftmahls geringe Widerwärtigkeiten, welche uns niederschlagen, unserer Eitelkeit gerade am empfindlichsten sind. Solches trifft oft, besonders im gemeinen Leben, bey Personen ein, die einen gebrechlichen Körper, oder sonst einen auffallenden Leibesfehler haben. Es ist zwar in vieler Hinsicht ein höchstunbilliger Grundsatz, wenn man im allgemeinen behaupten will: daß man sich vor denjenigen hüten müsse, welche von der Natur gezeichnet sind. Ob nun zwar viele Aeußerungen des Gemüths von der Beschaffenheit des Körpers herrühren, wie ich im Vorhergehenden schon gezeigt habe, so haben dennoch bey weitem nicht alle äußere und sichtbare Fehler des Körpers, oder überhaupt solche, die uns sogleich in die Sinne fallen, einen unmittelbaren Einfluß auf die Seele, und es lehrt uns die Erfahrung im Gegentheil, daß in einem sehr gebrechlichen Körper oft die allervortrefflichste Seele wohnen kann, ja, man kann sogar gewiß vermuthen, dergleichen unglückliche Personen werden, wenn sie Verstand haben, den äußersten Fleiß anwenden, durch alle nur möglichst zu erreichende Tugenden, dasjenige einigermaßen zu ersetzen, was die Natur ihrem Körper, ihrer Gestalt, oder ihren Gliedern versagt hat.

Die Gebrechlichen vom männlichen Geschlechte erweisen diesen Satz hinlänglich, wenn man nur darauf merkt, wie solche Leute sich oft in Wissenschaften und Künsten hervorthun. Das weibliche Geschlecht führt nicht minder diese Grundregel, besonders, wenn keine

Mittel vorhanden sind, um den Leibesfehler mit einer Summe Geldes bedecken zu können. Ein solches Frauenzimmer begreift gar wohl, daß sie wenig Hoffnung habe, Anbeter zu bekommen, und die Herzen der Männer zu fesseln, wenn sie von keiner Seite reizet; und in diesem Betrachte bemühet sich fast jedes Frauenzimmer der Art, nach Beschaffenheit ihrer Geburt und des Standes, sich dadurch beliebt zu machen daß es seinen Beruf nach Möglichkeit erfülle, und durch viele andre gute Eigenschaften, die ihnen selbst — auch dem männlichen Geschlechte nützlich und angenehm seyn können, sich hervorzuthun, welches auch bey vielen nicht ohne alle erwünschte Wirkung ist.

Dennoch aber bestätigt auch wiederum die Erfahrung, daß man dergleichen Menschen oft, und zwar unschuldiger Weise beleidigen könne, woher man im Umgange mit ihnen vorsichtig seyn muß. Ich weiß einen Fall, da ein äußerst verwachsener Mann, es durchaus nicht sehen konnte, daß sein Körper so zerrüttet aussahe, er erkannte seinen Fehler zwar, aber nur in der Art, daß er glaubte, er habe eine nur etwas erhabenere Schulter, und, als er einst zu einem Mädchen fahren wollte, um sich sehen zu lassen, und zugleich um ihre Hand zu werben, zog er einen Ueberrock an, und fragte ganz treuherzig seinen Freund: „Ob man es nun noch wohl sehen könnte, „daß er ein wenig schief sey?“ — Eben dieser Mann nahm es einer Gesellschaft, die, eine junge Fürstinn einzuholen, ausritt, sehr übel, daß er nicht zum Anführer dieses Corps gewählet ward, und behauptete, solches geschähe aus Feindschaft gegen ihn; woher man schließen konnte, daß er seinen körperlichen Fehler durchaus nicht kannte, und folglich seine vermeinte Zurücksetzung auch nicht daher leitete.

Denen aber, welche von ihrem Fehler dieser Art überzeugt sind, muß es sehr empfindlich und schmerz-

haft

haft seyn, wenn sie sich einbilden oder vermuthen, daß sie durch diese Unvollkommenheit ohne ihr Verschulden, geringer als andere angesehen werden, und manchen Leichtfertigen zum Spotte dienen — oder wenn sie hierdurch in einer Gesellschaft sich einer gewissen Geringschätzung und Verachtung ausgesetzt sehen. Ihre gerechten Klagen aber können darin bestehen, daß ihnen nicht so ganz, wie andern, der Weg zur Beförderung ihres Glücks und anderweitiger sonstiger Wohlfahrt offen stehe, und sie von verschiedenen Bedienungen, Künsten, Wissenschaften und Professionen gänzlich ausgeschlossen, auch ihr Körper und ihre Glieder zu allen Bewegungen und dazu gehöriger Geschicklichkeit, in allen Fällen nicht tauglich sind. In den Ländern, wo die Einwohner geringern Standes sich vor dem Kriegesdienste fürchten, haben solche Personen zwar den Vortheil, daß sie sich gesichert sehen, nicht dienen zu dürfen. Es können aber auch einige Gebrechliche, besonders vom vornehmen Stande, einen martialischen Geist haben, allein, ihnen wird dennoch der Militärstand widerrathen, indem es für sie unmöglich ist, die starken, dabey vorfallenden Leibesübungen zu treiben, und die Erhaltung ihres Lebens mehrere Bequemlichkeit erfordert, als sie solche in Kriegesdiensten haben können. Das Reiten, Fechten, Tanzen, Voltigiren, und mit der Jagd sich zu belustigen, will gleichfalls allen, nachdem der Fehler beschaffen ist, nicht wohl von Statten gehen.

Den Zimmer- Maurer- Thurmdecker- und vielen andern Gewerken, können solche Personen auch in wenigen Stücken ein Genüge thun, so wie sie auch sonst im gemeinen Leben, vielen Handlungen noch entsagen müssen. In der Kirche, und zu geistlichen Bedienungen sowohl, als bey Hofe, sehen sich diese Unglücklichen auch eben nicht sonderlich befördert. Heirathen, und überhaupt Liebessachen, gehen nicht alle-

mahl den Gang nach Wunsch, wenn es gleich schon längst bekannt ist, daß nicht immer körperliche Fehler einiger Art, in den zu leistenden Liebesdiensten, worauf leider! nur oft bloß das Frauenzimmer sieht, hinderlich sind — aber auch umgekehrt sieht der Mann häufig darauf, nicht etwa einen Fehler auf seine Kinder fortpflanzen zu wollen, welches zwar manches Mahl der Fall seyn kann, manches Mahl aber auch ein bloßes Vorurtheil ist.

Es ziehen daher solche Gebrechen für die Leute, welche damit behaftet sind, manche Verdrießlichkeiten und Leiden nach sich, manche Stunde und mancher Tag verfließt ihnen unter äußerst widrigen Vorstellungen, und sie sind sehr häufig nicht Schuld an allem, so wenig, wie es im eigentlichsten Verstande die Natur ist. Sie können gewöhnlich mit Recht behaupten, daß ihnen der Zufall solches Leiden bereitete. Eine üble Lage in Mutterleibe, ein Fall, ein Stoß, oder andere Verletzungen einer schwangeren Mutter, auch eine schwere Geburt, imgleichen Fälle, und Verletzungen in der Jugend, Gewaltthätigkeiten von unvernünftigen Aeltern, Lehrern oder andern Menschen, eine zu heftige Bewegung, starke und zu schwere Arbeit für ein Kind, allerley Unglücksfälle, schwere Verwundungen im Kriege, und tausend andere Fälle, können solches bewirken.

Wenn solche Gebrechliche ihrer Fehler wegen, mit Kränkungen verknüpft von andern zurückgesetzt werden, hierbey aber nicht allein lebhaften Temperaments, sondern auch so ehrbegierig sind, sich andern gleich zu stellen, oder wohl gar es ihnen zuvor zu thun, und sie haben dabey nicht das beste Gemüth, so kann es wohl geschehen, daß, um leichter einen Vorzug zu erhalten, von einigen allerley verächtliche Ränke vorgenommen werden; welcher Fall auch in Hinsicht zu nehmender Rache nach erlittenen Beleidigungen sich ereignen

kann

kann — und in diesem Betrachte möchte man alsdann oben angeführtes Sprichwort: daß man sich vor denen von der Natur gezeichneten hüten müsse, anwenden können.

Als einst der Graf von Ostfrießland, welcher von Natur stammelte, in einer eiligen Begebenheit, (er war holländischer General von der Cavallerie,) wo etliche feindliche französische Escadrons ohnweit der Armee sich sehen ließen, zu dem Rittmeister der östreichischen Feldwache kam, und demselben eine Ordre, wo er sich postiren sollte, gab; so fand sichs, daß dieser, welcher auch stammelte, ihm gleichfalls in gebrochnen Worten antwortete, worüber der General so aufgebracht ward, eine Pistole zur Hand nahm, und, da er ein hitziger Herr war, solche gewiß auf den Rittmeister würde abgeschossen haben, wenn nicht andere dabey befindliche Officiere ihn abgehalten, und die Sache erklärt hätten. Der bekannte Reichsgeneral und Feldmarschall, Graf von Thüngen, hatte vormahls im Kriege ein Auge verloren, und als er vom Kaiser in gewissen Geschäften, an einen vornehmen deutschen Hof gesandt wurde, wurde daselbst einem Generale, der gleichfalls nur ein Auge hatte, der Auftrag gegeben, den Feldmarschall zu bewillkommen, und nach Hofe zu begleiten. Man wußte aber vom Verluste des Auges des Feldmarschalls an diesem Hofe nichts, oder wenigstens war man dessen nicht eingedenk, da man sonst einen andern Herrn hierzu gewählet haben würde. Der Feldmarschall ward aber hierüber empfindlich, und gab dem General zu verstehen: Er hoffe, daß solches kein Vorsatz, sondern nur bloß ein Ohngefähr seyn werde. — Es giebt aber auch wieder andere, die wenigstens die Kraft haben, ihre üble Laune in Hinsicht dieses verbergen, und sich sogar darüber lustig machen zu können, wie man einen Fall von einem Officiere weiß, der im Winterquartiere lag, und

dort in die Oper gehen wollte. Er bot beym Entree weniger für sich, als andere seines Gleichen zu geben pflegen, weil diese die Vorstellungen mit zween Augen, er aber solche nur mit einem Auge sehen könnte. — Solche Fälle trifft man auch, aber, wenn dergleichen Leute zuweilen auch wohl ein solcher lustiger Einfall über ihre eigne Person eine kurze Zeit aufheitert, so kann man doch nicht glauben, daß sie im Ganzen sich dabey glücklich finden werden; indem so viele Vorfälle im Leben vorkommen, wo sie gewiß wünschen, daß solches Uebel sehr weit von ihnen entfernt seyn möchte, und es ist daher für sie doch allemahl ein Leiden.

Man klagt in der Welt allgemein darüber: sobald der Mensch in Armuth, Gefahr, Noth und Unglück gerathe, daß er alsdann wenige Hülfe finde, und sogar auch seine besten Freunde ihm dann den Rücken kehren. — Dergleichen sieht man nicht allein bey Hofe, sondern überall auch im menschlichen Leben. Befindet man sich aber in glücklichen Umständen, so bieten mehrere ihre Dienste an, als man anzunehmen Willens und im Stande ist. Betrachten wir nun die Ursache solches Verfahrens, so ist die versagte Hülfe, oder auf unserer Seite nur vermeinte Gleichgültigkeit, mit welcher man unser Unglück ansiehet, nicht allezeit ganz strenge zu tadeln; — eben so wie auf der andern Seite, die eigennützige Willfährigkeit, beglückten Personen nur zu dienen, so wenig durchaus und immer zu billigen als zu loben ist. Wahre Menschenfreunde werden ihren Nächsten in der Noth niemahls verlassen, wenn sie im Stande sind zu helfen; solches wird aber von den Hülfsbedürftigen nicht allemahl überlegt, und sie werfen nicht selten einen Haß auf diejenigen, die nicht helfen konnten. Dieses thun gemeiniglich solche, welche das Ihrige verschwendet, und hernach in Noth gerathen. Sie fallen dann nicht selten ihrer Familie und auch Fremden zur

Last,

Last, und suchen oft unter allerley scheinbarem Vorwande und Versprechungen, überall Geld aufzutreiben. Wird ihnen solches versagt, so führen sie die größesten Klagen, und beschweren sich über die Unmenschlichkeit der Ihrigen — wodurch oft auch der sonst gute Nahme eines Mannes zweifelhaft gemacht werden kann. Der Beystand ist nicht selten solchen Leuten schädlich, indem sie bey sonst noch schlechtem Character sich nun auch angewöhnen, von fremder Hülfe zu leben, und von der Arbeit, oder andern ehrlichen Mitteln, welche man in der Noth, selbst auch mit Vergessung des Standes und der Geburt zu erwählen sich nicht scheuen muß, abgehalten werden.

Daß das christliche und großmüthige Mitleiden gegen arme, dürftige und nothleidende Personen in der Welt abgenommen habe, und noch abnimmt, ist wohl außer Zweifel, und kann eigentlich nur von der immer zunehmenden Verschwendung hergeleitet werden; indem alles Einkommen, theils zum Ueberflusse und Anschaffung unnöthiger Dinge verwandt, theils auch verschmauset wird.

In andern Fällen aber, wo dem Nächsten mit Fürbitte und Versprechungen gedienet und zu helfen ist, wird man sehr willfährig seyn; indessen sind diejenigen, welche das Unglück haben, bey Hofe in großer Ungnade zu verfallen, zu beklagen, weil oft der rechtschaffenste Freund nun aus wahrer erlaubter Politik sich gezwungen sieht, um nicht sich und seine ganze Familie auch ins Unglück zu bringen, zurück zu treten. Im gemeinen Leben aber findet sichs leider, daß man allezeit mehr Hochachtung und Zuneigung für diejenigen hegt, welche unserer Hülfe und Beystandes nicht bedürfen. Sagt man uns gerade auch nichts ins Gesicht, so ist es doch häufig eine unangenehme Sache, um Geld angesprochen zu werden, welches mit vielen tausend Beweisen bestätigt werden kann. Denn, gewiß

viele, die je einmahl in solcher Verlegenheit gewesen sind, sich vermittelst baarer Anleihen oder Vorschüssen helfen zu müssen, werden wissen, wie sich theils die Creditores über den Debitor dadurch zu erheben suchen — wie sie theils unerhörten Vortheil ziehen — theils sich dadurch den Debitor unterwürfig machen, und theils aber auch ihn bey andern verdächtig machen wollen, damit ein solcher nur allein von ihnen abhängig sey.

Ein junger Mann vom Mittelstande, hielt sich einst eine Zeitlang in einem luxuriösen Städtchen auf, wurde seiner Kenntnisse und soliden Lebensart wegen fast von jedermann hervorgezogen, und machte bald in den vornehmsten Häusern der Stadt Bekanntschaft. Kaum erwachte er früh, so waren auch schon Einladungen zum Schmause oder zu Lustpartien vor der Thüre. Nach etlichen Monathen aber fing sein Wechsel an, abzunehmen — nicht, als ob er nun nichts mehr hatte, sondern weil sein Geld ausblieb Er entdeckte solches unbedachtsamer Weise verschiedenen Bekannten, und bat auch um Beystand mit Geld, bis sein Wechsel würde eingekommen seyn. Diese Unvorsichtigkeit wurde bald ruchtbar, und es hieß: „Er sey ein bedenklicher Mann.“ Alle zogen sich zurück, und fast mit einem Mahle hörte alle Bekanntschaft auf. Er wurde nun kaltsinnig empfangen, wenn er Visiten geben wollte, oder, es war auch gar niemand zu Hause. — Vielleicht befürchtete jeder, um Geld angesprochen zu werden, und zog sich deshalb zurück. Der junge Mann erhielt hernach sein Geld. war aber hierdurch belehret worden, in welcher Verbindung, und unter welchen Freunden er sich befand, und verließ so bald als möglich den Ort, wo er diese Lehre erhalten hatte. — —

Fast gewöhnlich wird fremden Personen von belebten Leuten viel Höflichkeit aller Art, wenn sie nur keine Mühe, Zeit und Geld kostet, erwiesen. Sobald aber dergleichen damit verknüpft ist, so macht man sich ihnen gewöhnlich verhaßt, weil sie, so groß sie zuweilen auch thun, selten etwas (im eigentlichsten Verstande genommen,) missen können, um nicht selbst in einige

Ver-

Verlegenheit zu gerathen. Wem es daher möglich ist — wer Ehrliebe hat, und wer nicht will, daß ganze Familien ein nach dem Weltlaufe gewöhnlich widriges Urtheil von einem fällen sollen, der verschweige seine Noth so viel als möglich allen, von welchen er nicht im voraus schon Verschwiegenheit und Hülfe hoffen darf. Wer aber in solcher Hinsicht nicht schweigen kann, sondern allen und jedem seine Noth offenbaret, der hängt dadurch nicht allein von solchen Leuten ab, sondern setzt sich auch hierdurch mancher andern Gefahr aus, worauf gemeiniglich Reue zu folgen pflegt. Deshalb ist der Rath des Seneca: Alium silere quod voles, primum sile, wenn wir wollen, daß unsere Ruhe auch auf dieser Seite nicht gestört werden soll, vortrefflich, und es sind davon die vermeinten besten und vertrautesten Freunde nicht ausgenommen, es wäre denn, daß wir gewiß wüßten, wir könnten Rath und Hülfe ganz sicher von ihnen ohne zu befürchtenden Nachtheil erwarten. Sonst aber wird ein ehrlicher und treuer Freund, gewiß auch dergleichen Dinge, die zu unserm Nachtheile gereichen könnten, gewiß nicht zu wissen verlangen, es möchte dann seyn, daß er wirklich unserm Unglücke zuvorkommen wollte.

Viele Menschen setzen sich aber über diese Klugheitsregel hinweg, und offenbaren sich gleich jedem, sobald sie ihm bekannt werden, wodurch sie nicht allein schwachen Verstand, sondern auch eine gewisse tadelnswerthe Leichtsinnigkeit verrathen, die ihnen aber Schaden und Verachtung zuzieht. Denn es giebt Leute, welche sichs äußerst angelegen seyn lassen, die Heimlichkeiten anderer zu entdecken, und solche hernach zu ihrem Vortheile anzuwenden. Diese wissen oft unter mancherley Vorwande, und unterm Scheine der Freundschaft uns zutraulich zu machen, und, damit sie ihren Zweck desto ehe erreichen, scheinen sie zuwei-

len eben so offenherzig gegen uns, als wir es sind. Vor solchen Leuten warnte schon Juvenal, wenn er sagt: Scire volunt secreta domus, atque inde timeri.

Man hat bisher bemerkt, wenn jemand unglücklich ist, daß sich alsdann häufig immer mehrere Leiden über dem Haupte eines solchen zusammenziehen, und im Gegentheile, daß denen, die im Wohlstande sich befinden, ohne ihr merkliches Zuthun und Bemühen, fast alles gelinge. — Wenn man nun bey dieser Beschaffenheit der menschlichen Schicksale bloß dabey stehen bleiben wollte, daß es unmittelbare Verhängnisse von Gott sind, so würde man sich auch häufig selbst hintergehen. Ein jeder ist seines Glückes Schmidt! — Wenn daher ein Mensch durch eignes Versehen, sich in ein großes Unglück gestürzt hat, so leidet seine Standhaftigkeit unendlich, sobald er nicht weise denkt, und er geht bald zur Verzweiflung über. Diese läßt ihm nicht zu, kluge Anschläge zu fassen, und sich dadurch wieder aufzuhelfen, sondern er verfällt von einem Aeußersten auf das andere. Die Leidenschaften der Leute dieser Art sind oft von der größesten Heftigkeit, und sie unternehmen daher manches Mahl, um sich zu zerstreuen, dann aber auch um Rettungsversuche zu machen, allerley unvernünftige Handlungen, die nicht allein dem Nächsten an sich oft schon zuwider sind, sondern ihm auch am Ende schaden können. Unser Glück, wir mögen es nehmen von welcher Seite wir wollen, hängt mit den übrigen Umständen fast immer zugleich von andern Menschen ab, welche uns nach unserm Betragen mit Liebe, Hochachtung und Freundschaft, oder mit Haß und Verachtung belegen; und daher ist leicht einzusehen, daß ein Unglücklicher, der die Hochachtung, Freundschaft und Liebe seiner Mitmenschen verliert, zugleich auch auf alle Hülfe Verzicht

thun

thun muß, woher es auch kein Wunder ist, wenn solcher immer unglücklicher wird.

Daß aber die Leiden der Menschen aus der Welt vertrieben, und gänzlich fortgeschafft werden könnten, ist eine Unmöglichkeit, und der, welcher solches wünschet, hegt einen Wunsch, der unmöglich erfüllt werden kann. Zwar hat eine jede Menschenklasse fast ihre besondere Vergnügen und ihr besonderes allgemeines Glück, wornach sie strebt, aber auch wieder ihre eigne Plage, Unruhe und Leiden, und in diesem Betrachte hat der Große und Reiche wenig Vorzug vor dem Geringen und Armen. Der vermeinte beglückte Zustand der Großen giebt ihnen Gelegenheit zu mehreren Wünschen und Gemüthsunruhen, da hingegen der Geringe oft seine Wünsche eher befriedigen, und sein verlangendes Herz beruhigen kann. Aus dieser Ursache findet man häufig in schlechten Hütten mehr Ruhe, als in großen und prunkvollen Häusern, wo oft die Absichten und das Verlangen auf ganz unmögliche Dinge gerichtet sind. Geringe Leute, die in Dürftigkeit, und unter mancherley Trübsalen auferzogen sind, die es schon gelernt haben, sich viele Wünsche zu entschlagen, finden sich nicht selten in einem sie betreffenden Leiden, gesetzt auch, sie hätten Haus und Hof verloren, besser, als mancher gnädige Herr, dem der Koch die Suppe verdorben, oder mancher Stutzer, dem der Friseur nicht nach Gefallen das Haar gekräuset hat.

Dieses beruhet lediglich darauf, daß man Kindern in der Jugend nicht den Willen bricht, daß die Vermögenden oft aufwachsen, indem ihnen von Jugend an alles, was sie wollten, gewähret wurde — da hingegen andere lernten, sich zu beruhigen, wenn es nicht immer so geht, wie man es wünscht und haben mag. Aus dieser Ursache fühlen die Armen manche Leiden auch nicht so sehr, als Große, Reiche und im Wohlstande lebende Personen.

In manchen besondern Lagen des Lebens aber macht Stand, Reichthum und Armuth keinen Unterschied in Hinsicht einiger allgemeinen Leiden. Von Krankheiten, Hunger und vielem andern körperlichen Elende habe ich schon geredet, aber noch nicht von den vermeinten oder wirklichen Zurücksetzungen, bejahrter oder häßlicher Frauenzimmer, ob ich gleich schon von gebrechlichen Menschen handelte. Viele bejahrte oder häßliche Frauenzimmer, besonders wenn die Häßlichkeit sich auch bis auf ihre Seele erstreckt, pflegen nicht gern in die Gesellschaft junger und wohlgebildeter Frauenzimmer zu kommen, weil sie sehen, daß die Männer den letztern gewöhnlich den Vorzug geben. Dies ist eine Erfahrung, die man an vielen Personen wahrnimmt, welche sich dessen entweder bewußt sind, daß sie durchaus keine Tugenden besitzen, oder auch darüber sich hinweggesetzt haben, sich durch irgend eine Tugend gefällig zu machen. Bey diesem allen aber gönnen sie so wenig einem tugendhaften, als schönen und jungen Frauenzimmer einen Vorzug, suchen durch allerley hämische und üble Nachreden die Zahl der Verehrer der Jugend, Tugend und Schönheit zu vermindern, und hoffen vielleicht heimlich auf diese Weise, (jedoch mehrentheils vergebens,) auch einen Mann an sich zu fesseln. Diese verachtungswürdigen Geschöpfe zernichten manche sich anspinnende glückliche Ehe, wovon es täglich die auffallendsten Beweise giebt, sie vergiften oft die Ruhe und Eintracht des liebevollsten Ehestandes, stören so manches Glück, und bereiten für viele mancherley Leiden. Gelingen ihre heimlichen satanischen Anschläge nicht, so sind sie oft frech genug, von anderm dergleichen Ungeziefer unterstützt, öffentlich aufzutreten, und sich für unsere Widersacher zu erklären. Siegt die Unschuld, so schämen sie sich, aber denken doch auf neue Cabalen, oder neue Abentheuer. Ein Unglück für junge Mädchen ists, wenn in ihrer Fami-

sie sich ein, oder mehrere solcher Ungeziefer befinden, welche durchaus zuvor einen Mann unglücklich machen wollen, ehe Tugend, Jugend und Schönheit von der Liebe zum Altare geführt werden sollen!! —

Ich habe vorher gezeigt, wie in den Sachen, welche bloß von der Meinung abhängen, die Leidenschaften in das Herz der Menschen Eingang finden. Aber im vorhergehenden Falle — in Hinsicht der Liebe und der durch sie zu erlangenden Befriedigungen, ist und bleibt es noch immer etwas anderes. Die Eifersucht scheint alsdann mit der Natur in so nahem Verhältnisse zu stehen, daß man viele Mühe hat, zu glauben, sie komme nicht aus ihr; aber die rohe Natur zeigt uns die Abkunft, wenn wir sehen, daß selbst verschiedene Thiere beynahe bis zur Wuth eifersüchtig sind. — Wer lehrt und treibt z. B. die Hähne zum blutige Zweykampf — die Stiere, Hirsche, Hunde u. dg.. mehr dazu, daß sie ihr Leben um einer einzigen Begattung willen aufs Spiel setzen? — — Der Abscheu gegen alles, was unser Vergnügen stört, und dawider streitet, liegt in der lebenden Natur. Bis auf einen gewissen Punct ist auch die Begierde, das was uns gefällt, ausschließungsweise zu besitzen, in eben demselben Falle. Aber, wenn diese Begierde erst zur Leidenschaft geworden, wenn sie sich in eine argwöhnische, mürrische Phantasie, oder gar in eine Art von Wuth gegen alle, die den Wünschen im Wege zu stehen scheinen, umbildet, dann ists weit genug gekommen, und es wird schwer seyn, zu unterscheiden, ob dieses Elend bloß und allein von der Natur, oder, ob es von Erziehung, Lage und Zufall, u. dgl. herkomme.

Diejenige Eifersucht, welche die Natur in Hinsicht der Liebe, erzeugt, scheint sehr von dem Vermögen des Geschlechts zur Fortpflanzung — oder wenigstens von dem Glauben, hierzu am besten fähig

und

und berufen seyn zu können, abzuhängen. Bey den Thieren sieht man, daß das Männchen seine Rechte nach seinen Bedürfnissen abmißt, und immer ein anderes Männchen in der Nähe seines Weibchens als einen unstatthaften Mitwerber ansieht. — Viele Weibchen der Thiere scheinen diesen Satz bestätigen zu wollen — sie gehorchen nur dem besten hinzukommenden Männchen, welches sich durch Sieg und Tapferkeit hervorgethan, die andern vertrieben und sich so ihrer bemächtigt hat.

Wenn man nun aber wieder andere Gattungen der Thiere, die sich parweise verbinden, betrachtet, so findet man an diesen, daß nicht eine so auffallende Eifersucht unter ihnen herrschet, und da sie in Menge zum Theil neben einander wohnen, so kann man gewiß hieraus auf mehrere Friedlichkeit schließen. Indessen glaube ich nicht die Eifersucht der Thiere mit der der Menschen vergleichen zu dürfen, weil die menschliche Eifersucht ihre Antriebe aus dem primitiven Instincte und den gesellschaftlichen Leidenschaften zugleich hernehmen kann. Sollte nun selbst der physische Geschlechtstrieb schon etwas gemäßigter geworden seyn, so kommt dafür der gesellige und moralische Trieb zur innigen Herzensvereinigung hinzu, der zur Erzeugung der Eifersucht viel beytragen kann. In den meisten Galanterieverbindungen haßt der Liebhaber weit mehr seine Nebenbuhler, als er seine Geliebte liebt. Dieser Fall findet auch umgekehrt Statt, wenn ein Frauenzimmer ein Auge auf einen Jüngling geworfen, der mehrern ihres Gleichen nicht gleichgültig ist. Fürchtet nun der eine — oder die andre nicht allein erhört zu werden, so ist dieses zuerst wohl eine Wirkung der Eigenliebe, und die Eitelkeit leidet in ihnen mehr als die Liebe.

Die wahre Liebe ist aber eine ganz andere Erscheinung, und es ist ein großer Unterschied, zwischen der sanf-

sanften Gewohnheit, die den Mann mit Liebe an seine Gefährtinn bindet, und jener wahnsinnigen Brunst, die ihn durch die eingebildeten Reize eines Gegenstandes bezaubert, den er nicht mehr so sieht, wie er ist. Diese Leidenschaft, die nur von Ausschließungen und Vorzügen lebt, ist bloß darin von der Eitelkeit unterschieden, daß die Eitelkeit, die alles fordert und nichts einräumt, immer unbillig ist, anstatt daß die Liebe, die eben so viel giebt, als sie fordert, durch sich selbst eine Gesinnung voller Billigkeit ist. Uebrigens, je mehr sie fordert, desto leichtgläubiger ist sie: dieselbe Täuschung, durch die sie verursachet wird, macht, daß sie leicht überredet — und eben so leicht unglücklich gemacht werden kann. — Indessen, wenn oft die Liebe unruhig ist, so ist die Hochachtung doch zutraulich; und — niemahls war Liebe ohne Hochachtung in einem rechtschaffenen Herzen; weil niemand in demjenigen, was er liebt, etwas anderes liebt, als die Eigenschaften, die er schätzt.

Zuweilen ist aber dasjenige, was wir im allgemeinen Umgange mit dem Nahmen Eifersucht belegen, ein wirklicher gewiß gegründeter Gram, der vielleicht unter die allergrößesten menschlichen Leiden gezählt werden mag. Wenn anfänglich manches Weib ihrem Manne auch das Vertrauen einflößet, daß er ihre Geburten als sein Blut und seine Nachkommen liebet, und dieses ihn dazu zwingt, das Weib als allein die Seinige zu betrachten; so ist man nun schon von so vielen Fällen unterrichtet, und durch sie belehret, daß eben diese Liebe zu dem Weibe in Angst, und die Zuversicht auf ihre Treue sich in Unruhe verwandeln könne. — —

Ich weiß es wohl, daß es Philosophen und Moralisten giebt, die behaupten, daß die Strenge der relativen Pflichten beyder Geschlechter nicht einerley seyn könne, und sie daher dem Manne nicht allein mehrere

Frey-

Freyheit, sondern auch, (welches nichts anders ist,) Ausschweifungen, auf allen Fall erlauben. Sie sagen: Wenn das Weib sich über die unbillige Ungleichheit der Rechte beschwere, so hat sie Unrecht; — diese Ungleichheit sey nicht menschlicher Einsetzung — oder zum wenigsten sey sie nicht das Werk des Vorurtheils, sondern der Vernunft — und ihre Klagen werden abgewiesen. —

Nach meiner Einsicht ist die Untreue sowohl für den einen, als den andern Theil ein verabscheuungswürdiges Laster. Wenn die Frau sich der Untreue schuldig macht, so trennt sie dadurch die Familie, und zerreißt alle Bande der Natur, wenn sie dem Manne Kinder giebt, die nicht sein sind; sie wird an beyden zur Verrätherinn. Sie verbindet den Meineid mit der Untreue. Es ist leicht zu erklären, daß unendlich viele Unordnungen und mehrere andere Verbrechen, aus diesem fließen müssen. Giebt es je einen schrecklichen Zustand in der Welt, so ist es der Zustand eines unglücklichen Vaters und Gatten, der seiner Frau mißtrauend, sich den süßesten Regungen seines Herzens nicht überlassen darf; — der, indem er sein Kind umarmt, zweifelt, ob er nicht das Kind eines andern, das Pfand seiner Entehrung, und den Dieb des Gutes seiner eignen Kinder ans Herz drücke. Was ist alsdann die Familie anders, als eine Gesellschaft geheimer Feinde, welche sich im stillen gegen einander bewaffnen, und wo ein jeder gezwungen wird, sich zu stellen, als ob er den andern liebte. —

Es ist also wichtig, nicht allein daß die Frau treu sey, sondern auch, daß sie von ihrem Manne, von ihren Verwandten, von aller Welt dafür gehalten werde; es ist wichtig, daß sie sittsam, aufmerksam, behutsam sey, und daß sie in den Augen anderer, wie in ihrem eigenen Gewissen, das Zeugniß ihrer Tugend trage. Liegt etwas daran, daß ein Vater seine Kin-

der

der liebe, so liegt auch eben so viel daran, daß er ihre Mutter hochschätze. Dies sind die Gründe, warum auch das tugendhaft Scheinen, unter die Pflichten des Weibes gerechnet werden muß, und warum dem Frauenzimmer die Ehre und der gute Nahme eben so unverbrüchlich heilig seyn sollte, als die Keuschheit.

So lange aber viele Männer nicht mehr Achtung für ihre eigne Keuschheit beweisen, und sich dieser Tugend nicht mehr befleißigen, werden ihre Weiber mit dem Scheine derselben, auf den sie (wenige Schamlose abgerechnet) immer noch strenge genug halten, zufrieden seyn. Was sollte sie zu mehrerem bewegen, und wie können sie mehr bewahren? da gewöhnlich die Männer ihnen das Beyspiel geben, der angreifende Theil sind, und in unsern Zeiten ohne Verletzung ihrer Ehre die Keuschheit der Weiber zu Grunde richten dürfen. — —

Der so eben geschilderte Zustand eines Mannes, der zweifeln muß, ob er Vater zu den Kindern seiner Frau sey, ist mit Recht schrecklich zu nennen; allein nicht minder schrecklich ist auch der Zustand eines Weibes, die befürchten muß, daß sie, was ihr und ihren Kindern gehöret, mit andern Weibern und Kindern theile; oder gar, daß sie und ihre Nachkommenschaft von ihrem Manne, wann er aus den Armen einer Buhlerinn in die ihrigen zurückkehret, vergiftet werde. — Giebt es nicht Ehemänner, die ihre beste Kraft in einen fremden Schooß schütten, und oft aus diesem Schooße Gift und Verderben für ihre Gattinn und Kinder mitbringen? — Die ihre ehelichen Kinder und deren treue Mutter zu Gunsten anderer Kinder und Mütter mißhandeln, hungern lassen, ja gar an den Bettelstab bringen? — Muß nicht solches ebenfalls in dem Herzen der Weiber, die süßesten Regungen gegen Mann und Kinder ersticken?

Campe scheint der Meinung zu seyn (*), daß es für die menschliche Gesellschaft doch, im Ganzen genommen, recht gut sey, wenn man es in diesem Puncte mit den Weibern genauer, als mit den Männern nähme; weil erstlich in der Regel der Mann, nicht das Weib der erwerbende Theil ist und seyn soll, und es daher eine größere Ungerechtigkeit zu seyn scheint, wenn ihm fremde Brut untergeschoben wird, als wenn er selbst von seinem Eigenthum etwas verschwendet; zweytens, weil der sinnliche Wollusttrieb des Mannes in der Regel stärker, als der des Weibes, aber minder fortdauernd ist. Ein ausschweifender Mann kehret daher zu seiner Pflicht leichter, als eine ausschweifende Frau zurück, und es ist also vergleichungsweise ehe möglich, daß ein solcher nach einer kurzen Verirrung, wieder ein guter Gatte und Vater werde, als daß eine solche jemahls wieder, ihren Gesinnungen und ihrer Pflichtbeobachtung nach, eine gute Gattinn und Mutter werde. Die Gefahr der Ansteckung ist übrigens völlig gleich, der ausschweifende Theil sey, welcher er wolle.

Das Verbrechen der Untreue kann aber von keiner Seite gebilligt noch gerechtfertigt werden; und es findet auch hier im höchsten Grade die Regel: Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht, Statt. Ein Meineidiger ist und bleibt ein Meineidiger, so wie ein freventlich Bundbrüchiger es auch bleibt, er mag so viel demonstriren als er will, und kann eine geschehene That nicht ungeschehen machen. — Aber, gesetzt auch, es ließe sich ein begangenes Laster der Untreue und der Ausschweifung durch mancherley Wendungen zu einem Uebereilungsfehler — zu einem Vergehen machen, woran der Wille keinen vorsetzlichen An-

(*) Allgemeine Revision ꝛc. Th. 15, S. 26, die Anmerk.

Antheil nahm, was ist damit gewonnen? — Gar nichts! Denn wer steht dem gekränkten Theile dafür, daß der schwache Wille bey nächster Gelegenheit nicht wieder einschlafe, die Vernunft spatzieren gehe, und unterdeß die Leidenschaft wieder ähnliche dumme Streiche mache! — —

Dieserhalb bin ich der Meinung: wenn unter Eheleuten ein oder zwey Mahl der Fall Statt gefunden, daß ein Theil den andern wirklicher Untreue zu beschuldigen vermögend ist, daß alsdann die Ruhe schon auf immer fliehe, und an deren Stelle ein immerwährendes Mißtrauen eintrete, welches sobald lebhafter wird, als sich eine, sey es auch nur scheinbare Gelegenheit dazu findet, und ich wüßte nicht, da das Weib eben so gut liebt — eben so gut glauben und befürchten kann, als der Mann, ob auch nicht ihr Leiden in diesem Stücke eben so wohl mit unter die größesten Leiden, und denen dieser Art der Männer völlig zur Seite gesetzt werden könnte und müßte; — besonders auch noch deshalb, da auch das Weib es weiß, daß der Mann so wenig vom Schöpfer als von den Gesetzen mit dem Rechte begünstiget worden, ungestraft das Weib zu quälen.

Es ist aber auch gewiß, daß man öfters tausenderley Verdruß und Leiden ausstehen muß, wenn man die Stärke einer ungeübten Vernunft gegen die Schwärmerey der Leidenschaften zu versuchen wagt. Ist aber dieselbe durch hinlängliche Uebung abgehärtet, so verschafft sie uns eine wesentliche, dauerhafte, gleiche, von aller Verwirrung ungestörte Glückseligkeit. Vermittelst einer solchen Vernunft legt man jedem Gegenstande seinen richtigen Werth bey. Man empfindet ein Vergnügen, wenn man siehet, daß uns andere Menschen so hoch schätzen, als wir es wirklich werth zu seyn glauben. Würde man ja jener Zufrie-

denheit beraubt, sein wahres Ebenbild in dem Gemüthe des andern nicht zu finden, so hält man sich an das Wesentliche, ohne daß man sich lange darüber kränken sollte, und man verschanzt sich in sich selbst, und ist froh, daß man Herr über sich ist. Diese Vernunft breitet sich über die ganze Aufführung des Menschen, und über alle Zufälle des menschlichen Lebens aus. Hat das stürmende Schicksal ihr alle fremde Vortheile geraubt, so rettet sie sich selbst doch aus dem Schiffbruche, und — indem sie alles verläßt, erhält sie sich selbst, und ist geschickt auf Seiten der Ruhe und Zufriedenheit dasjenige wieder zu gewinnen, was sie von Seiten der Pracht und Hoheit verlieret.

Von denjenigen, welche sich den phantastischen Belustigungen überlassen, außer sich selbst herumschweifen, wodurch sie sich ganz in lauter äußere Gegenstände versenken, die vernünftig betrachtet, zum Theil ganz nichts bedeutend sind, kann man wohl sagen, daß sie alles einbüßen, wenn sie dieselben verlieren; daher sind ihre Leiden: unvernünftige Leiden. Eben diese Hirngespinnste aber, worein die Menschen ihre Glückseligkeit setzen, verwandeln sich oft durch Zufall schon in die Qualen des Unglücks. Im Vorhergehenden habe ich schon gezeigt, daß diese Quellen, entweder in den von ohngefähr zusammenlaufenden Bilderchen in der Phantasie, oder in gewissen Vorurtheilen, denen man sonderlich ergeben ist, bestehen. Die ersteren bringen augenscheinlich Wohl und Wehe durch den von ohngefähr sich ereignenden Zufall hervor, und man kann von einem schwachen Verstande, der sich in diese Sclaverey hingiebt, mit Wahrheit sagen:

Er lacht, er weinet oft, und weiß doch nicht warum. —

Von denjenigen aber, die ihre Glückseligkeit in ihren Vorurtheilen finden, ists außer Streit, daß sie elend werden, sobald der schwache Grund ihrer Glückselig-

seligkeit nur einen guten Stoß erhält. Z. B. wir wollen einmahl einen eingebildeten jungen Herrn nehmen, der die Herzen des schönen Geschlechts in sicherer Verwahrung zu haben vermeint, wie man dergleichen zuweilen eben nicht weit suchen darf — er wird vor Verdruß rasend, sobald ein Frauenzimmer, welches doch seine witzige Narrheit vergebens zu bestürmen bemühet ist, ihm mit Gleichgültigkeit, oder gar Verachtung begegnet. — Ein Redner, der sich einbildet, alle Herzen seiner Zuhörer zu fesseln, wird weit unruhiger über den Tadel eines einzigen verständigen Starrkopfes, als über den Beyfall eines großen Haufens Zuhörer. — Ein Mann, der über die stärksten Vernunftschlüsse einen entscheidenden Machtspruch thut, und in seinem Range, in seinem Vermögen, oder in seinem Alter das Recht zu finden vermeint, einen strengen Hauptrichter der Wahrheit abzugeben, geräth in Verzweiflung, wenn ihm der gute Vernunftsinn eines geringern Collegen den Kopf bietet. Man begehet ein Laster der beleidigten Majestät an ihm, man thut in seine unumschränkte Gewalt über die Vernunft einen sträflichen Eingriff. — —

Trägt man Belieben, eben diese Wahrheit in den gemeinsten Gegenständen recht glänzend zu sehen, so richte man seine Augen nur auf den ersten Geck, der die Quelle seiner ganzen Glückseligkeit in seinen wohlgedrechselten Fuß setzt — und nun hat seine Eitelkeit mit seinem Leibe einerley Grundpfeiler. Man sieht es mit dem ersten Blicke schon, wie er sich in sich selbst darauf so viel zu Gute thut, daß er alle ihm Begegnenden mit seinen wohl bekleideten Schenkeln übertreffen will. — Aber, welch ein Leiden für ihn! Vornehmere und schönere Jünglinge begegnen ihm, und sagen laut: Seht den in sich verliebten Geck! — Diese Art Menschen können in einen ungeheuren Grad von Verzweiflung dahin sinken; sie schämen sich,

dieſes irgend jemand zu entdecken, weil ſie ſchon im voraus fühlen, daß der, dem ſie es klagen, denken, vielleicht gar ſagen möchte: die Leute hatten Recht; und ſo trägt alſo ein ſolcher ſo lange dieſe ſtillen Leiden mit ſich herum, bis ein anderer ſeiner entweder ſich erbarmet, und den armen Leidenden von neuem in ſeiner Lieblingsidee ſtärkt, oder ſelbſt aus Schwäche ihm ein ihn wieder aufrichtendes Compliment macht.

Von Leuten mit geſetztem Charakter pflegt man freylich nicht ſo häufig eine ſolche öffentliche Proſtitution zu erwarten, und es finden ſich ſolche, (die im Ganzen genommen nicht zu billigen ſind, wenn ſie auch gleich von vornehmen Jünglingen geſchehen,) vorzüglich an Oertern, wo ein Zuſammenfluß junger Leute aller Art ſich befindet. Der Herr Hofkammerrath Bingner erklärt ſich über die Weisheit und Unweisheit mancher Menſchen in dem Umgange mit andern ſehr gut (*):

Einer der größten Geiſter Englands, ein Mann von altem Hauſe, welcher die höchſten Würden bekleidet, führte Leuten vom Stande, ſo ſich eine beſondere Ehre daraus machen, eine gute, feine, ihrem Stande gemäße Lebensart zu haben, und artige Hofleute zu ſeyn, zu Gemüthe, daß der Mann von guter Lebensart, ganz nahe an den Weltweiſen gränze, und daß man, um durch erſtere ſich auszuzeichnen, von den Lehren und Geſinnungen letzterer durchdrungen ſeyn müſſe. Die Wahrheit dieſes Ausſpruches liegt helle zu Tage. Eine gute, feine Lebensart ſetzet ſich vor, den Schein der Gefälligkeit und Wohlthätigkeit gegen andere zu äußern, den unangenehmen Leidenſchaften zu gebieten, in den Sitten der Welt bewandert zu ſeyn, jedermann nach ſeinem verſchiedenen Gemüthscharakter zu ſeinen Abſichten gebrauchen zu wiſſen, und durch in die Augen fallende Kenntniſſe und eine edle Denkungsart die Herzen der Menſchen an ſich zu ziehen. Dieſe Erforderniſſe bilden den Mann, der die Welt, die

(*) Pfalzbayeriſche Beyträge zur Gelehrſamkeit, Jahrgang 1782, 1ſter Band, S. 273, fgg.

die Menschen und sich selbst kennt, und sein Herz nach der Lehre der Weisheit zur Tugend lenkt. —

Sollte die Sage des gelehrten Engländers, oder eine neuere Mode, manche den Engländern und Franzosen nachäffende Großen, mit einigen so genannten neuen Weltweisen bekannt gemacht, und sie bey solchen epigrammischen Witz, Verhöhnung derer, so nicht ihrer Denkungsart sind, und bittern Spott für wahre Weisheit erkaufen lassen? So viel ist gewiß, daß dieser Erwerb zu nichts weniger, als der feinen Lebensart gehöre, und den Mann vom Stande, welcher durch sein edles, wohlthätiges Betragen über andere sich erheben muß, weit herab setze.

Bey allen Worten und Handlungen desjenigen, der des Berufs der Vorsehung nicht unwürdig erscheinen will, muß die Absicht, seinen Nebenmenschen vergnügt und glücklich zu machen, hervorleuchten. Größere Macht, höherer Stand, müssen ihm immer Gelegenheit geben, selbigem zu zeigen, daß er auch dem Geiste und Herzen nach über sie erhaben sey. Wirken diejenigen, welche niedriger stehen, mit ihm zu gleichem Zwecke: so ermangelt er nicht, durch Lobsprüche und Aufmunterungen, sie auf diesem guten Zwecke zu erhalten; verfehlen sie des Zwecks, oder sieht er, daß sie unschickliche Mittel gebrauchen, so warnt er sie, wie ein gütiger Vater seine Kinder warnt, und weiset sie zurecht. Er wird nie den guten Willen, den durch Güte umzubildenden Charakter eines Menschen, dem Kitzel eines epigrammatischen Einfalls, einem bittern Spotte aufopfern. Er sucht jedermann seine Pflicht angenehm zu machen, nicht ihm solche zu vergällen. Er wird nie gegen die, welche nicht gleiches mit gleichem vergelten können, mit Waffen kämpfen, deren sie sich nicht gegen ihn bedienen mögen; ein Kampf, der eine feige Memme verräth, und keinem Manne vom Muthe geziemt. Da der Spott die Stelle der Gründe einnimmt, und nach Lucian, Jupiter nach dem Donnerkeile greift, wenn er unrecht hat: so zeigt dies nichts weniger, als eine gesetzte, von den Lehren der Weisheit erfüllte Seele. — Vielmehr erniedrigt man sich selbst, da man den, so man schimpft, herabsetzen will, und eben dadurch zu erkennen giebt, daß man ihn ansieht, als ob er uns gleich, oder über uns erhaben sey. Dies zeigt auch

eine Seele an, deren Blick nicht gern auf dem Schönen, Großen und Edlen, haften bleibt; sondern auf dem Häßlichen, Niedrigen und Pöbelhaften verweilet. Sie will in diese dunkle, ungestaltete Schranken, welche ihr natürlich sind, andere auch hinein treiben, und es ist ihr, wegen Kenntniß ihres eigenen mißtönigen Selbstes, unnatürlich, ihnen etwas Gutes, Harmonisches, beyzulegen.

Wie unglücklich werden diejenigen, welche sich dergleichen Gemüthern nähern müssen, und wie unselig der Staat, in den sie Einfluß haben! — Neben ihnen seine Laufbahn, in Parallellinien, wo sie weder ihn, noch er sie durchkreuzet, leben zu können, ist der beste Wunsch des gutgesinnten Mannes. — Allein, wie viel schadet dieses der geselligen Verbindung, vermöge deren so viel Menschen, als möglich, in einander einwirken, so ein Ganzes bilden, und sich mit einem Geiste beseelen sollten? — Wann gelobende Unfruchtbarkeit häusliches Glück bey mehreren zerstört, wenn es gleich einzelne Glieder einer Familie stützet, so stört eben so Muthlosigkeit und Unthätigkeit, welche bitterer, nicht zu erwiedernder Hohn und Schimpf, von oben herunter verbreitet, das Wohl des bürgerlichen Glückes. Kälte und lethargische Bewunderung, oder auch wohl Entsetzen, treten an die Stelle der innigen herzlichen Achtung. — Auch so würden wir selbst die Sonne ansehen, wenn sie nicht neue Kraft und Leben uns einflößte, und das Sinnbild der Wohlthätigkeit wäre, wie Hagedorn sagt:

Dann so bewundert man im Reiche der Natur,
Der Sonne Mild und Kraft, nicht ihre Höhe nur.

Es ist ausgemacht, daß es einige unglückliche Leute giebt, die sich daraus ein Vergnügen zu machen scheinen, ihr Unglück größer vorzustellen, als es wirklich ist, und sinnreich sind, Ursachen auszudenken, die sie desto gewisser glaubend machen sollten, sie wären die Unglückseligsten vom ersten Range. Hierin lieget, wenn ich nicht sehr irre, eine recht erkünstelte Eitelkeit verborgen. Indem wir uns einen so ausschweifenden Begriff von unserm Unglücke machen, so

stellen

stellen wir gemeiniglich unsere Verdienste, den uns betreffenden Widerwärtigkeiten entgegen, und unser Unglück scheinet uns grausam, nach dem Maße, als uns unsere Verdienste vorzüglich vorkommen.

Es ist der Begriff von uns selbst, der mit dem Begriffe unseres Unglücks in Vergleich gesetzt worden, und der kommt uns so außerordentlich vor. Wenn uns einer von der großen Meinung, die wir von unserm Unglücke hegen, befreyen wollte, so darf er uns nur unsern süßesten Trost entziehen. Er darf uns nur deutlich darthun, daß es sich mit uns der Mühe nicht belohne, von dem Unglücke auf solche besondere Art verfolgt zu werden.

Wir wollen uns sogar vor allen Leuten auch durchs Unglück einen Vorzug herausnehmen, und können uns nicht entschließen, nach der gemeinen Art und Weise, wie Millionen Andere, unglücklich zu seyn. Es dürfte uns nur niemand beklagen. Allein, weil wir eine große Anzahl Leute antreffen, denen unser Unglück, zu unserm großen Troste, zu Herzen geht, so werden wir fast dadurch wegen des Unglücks selbst schadlos gehalten. Wir wenden alle Kräfte an, Mitleiden zu erwecken, wenn wir unser Unglück recht abscheulich abmahlen, und wenn wir darin zum Zwecke gelangen, einen rechten Ueberfluß von Mitleiden zu erhalten, so schreiben wir dieses als einen angenehmen Selbstbetrug auf die Rechnung unserer Verdienste. —

Ich kenne Leute genug, die eine Art der Hanthierung oder des Erwerbes damit treiben, unglücklich zu seyn, oder immer so viel Leiden zu haben, — und die das Vergnügen, beklagt zu werden, fast einer vollkommenen Glückseligkeit willig vorziehen würden.

Was wollen sie aber mit einer so unerschöpflichen Quelle des Mitleidens gegen sich selbst machen? Sie sind Leute, die gegen andere nicht die geringste Em-

pfindung haben, und sie sind oft bis zur Grausamkeit hartherzig gegen solche, die wahres Mitleid verdienen, ihnen aber nur nicht so werth als die Ihrigen scheinen. Ich könnte hierüber viele Beyspiele anführen. Indessen eins ist mir sehr aufgefallen: Es hatte vor einigen Jahren ein gewisser, stolzer, geitziger und unbelebter Zollbediente einen Hauslehrer, der das Unglück hatte, in dieser Condition vom Fieber befallen zu werden. Weil nun der Herr (salv. ven.) Principal nur lediglich allein auf sich und die Seinigen einige Aufmerksamkeit wandte, und in der Art also auch von seinem Hauslehrer alle, seinem Verstande nach, nur möglichen Vortheile zu ziehen suchte — (gerade so, als wenn jemand sich ein Pferd kauft, um stolz damit zu reiten, und Fuhrlohn zu ersparen, es aber nicht füttern, ihm nicht Streu und einen warmen Stall geben wollte;) so wurde das Zimmer des Hauslehrers an den Tagen, wenn die Kinder nur einen halben Tag Unterricht hatten, auf ausdrücklichen Befehl nur frühe,- und des Sonntags da nicht unterrichtet wurde, auch gar nicht geheitzt. Das Licht wurde anfangs im Herbste mit dem immer bey sich führenden Zollstocke abgemessen, wie viel der Herr Haushofmeister jeden Abend verbrauchte, und darnach wurden ihm auch selbst mitten im Winter die Endchen gereicht — — doch genug von dieser Seite! Aber das will ich nur anführen. Es war keine Barmherzigkeit bey der gesammten saubern Principalschaft für den Hauslehrer in seinem Fieber, und wenn der Fiebertag gerade auf solchen Tag traf, da die Kinder gar nicht, oder nur den halben Tag unterrichtet wurden, so richtete sich die Heitzung des Zimmers genau nach dem Unterrichte, und nicht nach den Umständen des Kranken. Dies war im December 1794, wo es gewiß kalt genug schon für einen Gesunden, geschweige denn für einen Kranken war. Klagte aber eins von

den

den Kindern nur über ein ganz undedeutendes Ding, so war die barmherzige Mutter sogar selbst so herablassend, nach dem Ofen zu sehen, und die Stube des Hauslehrers zu einen wohlbestellten Schwitzkasten zu machen, auch der Magd beynahe den Kopf abzureißen, wenn das liebe Kind meinte, es sey noch nicht warm genug. — — Fast glaube ich, wenn dieser Mann keine Kinder hätte, daß er sein zusammengerafftes Gut, bey seinem Absterben, seinem Bergmanne und Teckel, welche beyden Dachshunde ihm nächst Frau und Kinder die Liebsten zu seyn schienen, eben so per testamentum vermachen würde, wie jene alte Jungfer in Engiand vor nicht langer Zeit ihre fünf Katzen zu Erben einsetzte (*).

In einer sehr figürlichen Bedeutung wird das Wort Leiden auch von gewissen Gemählden gebraucht, die das Leiden Christi vorstellen. Man sagt: in der oder jener Kirche, über diesem oder jenem Altare, oder in jener Kapelle befindet sich das Leiden Christi. Sogar hört man von Mahlern und andern Kunstverständigen die Redensart: das ist ein schönes Leiden Christi, — ein wohl ausgearbeitetes Leiden Christi, — ja sogar ein verpfuschtes oder ein schadhaft gewordnes Leiden Christi, u. dgl. Redensarten mehr. Die Beschreibung des Leidens Christi in der Augustiner-

(*) Berliner Zeitungen, 22stes Stück, 1798. Vossischer Buchhandlung. Art. London. Die Anecdote lautet so: „Eine „hier kürzlich verstorbene alte Jungfer, hat nicht ihre Verwandten, sondern Fremde zu Erben eingesetzt, und besonders ihre 5 Katzen mit einer jährlichen Rente von 20 Pfund „Sterling bedacht. Das Testament ist zwar von der Familie angefochten, aber die Katzen wenigstens sind durch einen gerichtlichen Ausspruch in ihren Gerechtsamen bestätigt worden. Unsere Zeitungen untersuchen nun die „Rechtsfragen: Ob der Staat, der von andern Vermächtnissen gewisse Procente erhält, sie auch von dem Legat der „Katzen fordern, und ob diese jenes auf ihre Nachkommenschaft vererben können?“ —

nerkirche zu München nach den Pfalzbayerischen Beyträgen, ist für einen Liebhaber der bildenden Künste lesenswürdig. Dieses Gemählde, welches sich auf dem Hochaltare befindet, ist auf Leinewand gemahlt, und 31 Fuß hoch, und 19 breit.

Es ist der Augenblick gewählt, wo der Erlöser zum Schächer zur Rechten sprach: **Wahrlich, ich sage es dir, heut wirst du im Paradiese mit mir seyn.** Die Figuren sind alle in Lebensgröße.

Ueber Golgatha, Jerusalem und die Welt hängt und schreckt ein grausenvoller Gewitterhimmel. Oben heulet der Sturm, und von unten herauf erschüttert ein Getöse, das noch nie gehört ward, alle Naturen, und die Gebeine der Todten. Die Todten erwachen hie und da, mit allem Erstaunen, und schweben zwischen Werden und Wiedervergehen beym ersten Anblicke des Lichts. Der ganze Erdkreis bebet in Entsetzen und Erwarten dessen, was kommen wird.

Das versammelte Volk ist bereits vom Berge der Stadt zugeflohen. Nahe bey dieser sieht man Reiter und Fußgänger, Soldaten und Bürger, und Mann und Weib, vom Schrecken Gottes gejagt, in einem schrecklichen Gedränge durch einander stürzen. Die Rosse der Heerführer sind wild und scheu geworden, und reißen mit ihren Reitern davon. Sie schnauben Dampf aus den flammenden Nasenlöchern, und sträuben ihre Mähnen, und suchen ihres Mannes sich los zu machen. An dem Hügel herab hat eines sich aufgebäumt, und da der Reiter es meistern will, stürzt er rücklings herunter. Jenem ist die Sturmhaube bereits voran geflogen, und er fällt mit dem Kopfe unter sich gekehrt, und indem er noch eben mit dem einen Schenkel aus dem Sattel schlottert, zur Erde, daß das Hirn ihm zerschmettern möchte. Unten am Kreuze ruft eine von den Töchtern Jerusalems, mit gegen den Himmel empor gerichteten Händen,

den, aus allem Jammer und Todesangst ihrer Seele. Und in Bewegung und Zerknirschung befindet sich alles in den Höhen und tiefen Klüften. Durch zerrissene, blutgestreifte Wolken fällt ein trübes Licht, wie dämmernde Schatten, fürchterlich.

Unten am hohen Kreuze hängt zwischen den zween Missethätern Christus, indem zum Menschenheile sein Blut fließt. Der ihm zur Rechten hängt, ein großer stattlicher Mann, noch in voller Kraft seines Alters, mit einem Gesichte dem mans ankennt, daß er sey nicht verhärtet in Verbrechen, sey mehr verführt und hingerissen zur Sünde, als vom ruchlosen Herzen geleitet worden; dieser hat bereits sich mit seinem Mitsünder über die Unschuld und Hoheit des Erlösers besprochen, und ihn wegen seiner Verhärtung bestrafet; und sieht nun voll Vertrauen, und von süßester Freude und Trost erfüllt, hinab nach Jesu. Er bestrebt sich, (schöner läßt sich das nicht beschreiben, als es Klopstock gethan hat):

„Und nun kehrt er sich ganz zum Gottversöhner, bestrebt sich
„Gegen ihn tief sich hinzuneigen. Ihm fließen die Wunden
„Heftiger, als er es thut; allein, er achtet des Bluts nicht;
„Nicht der offneren Wunden; er neigt zum Versöhner sich nieder,
„Ruft, ach Herr! wenn du zu deiner Herrlichkeit eingehst,
„Dann erinner dich meiner! Mit göttlich strahlendem Lächeln
„Sah dem erschütterten Sünder der sterbende Mittler ins Antlitz:
„Heut, ich sag es dir, wirst du im Paradiese mit mir seyn!
„Und er vernahm mit heiligem Schauer die Worte des Lebens.
„Ganz empfand er sie, ganz war seine Seele durchdrungen;
„Und vor Seligkeit zitterte er laut.“ —

Dies wird, glaube ich, niemand, der das Gemählde selbst ansieht, entgehen, das Gefühl des Gegenwärtigen, stärkenden Trostes, und das Vergessen des nahen Todes bey dem Mörder, der Gnade fand, und das Auge voll Gottheit und Stärkung, mit welchem

chem der Gottesmensch ihn ansieht. Jener wird sein Auge nicht wegwenden, bis es ihm brechen wird.

Der Verbrecher zur linken Hand, kehret verwildert von beyden sich weg, ein versteinerter Sünder.

Nicht weit vom Kreuze, herab dem Hügel, erblickt man Maria, wie sie, betäubt von Leiden, in die Arme einer ihrer Gespielinnen sinkt, welche mit den Freunden Jesu zugegen sind, ihre Schmerzen mit ihr, wo möglich zu theilen.

Oben vom hohen Himmel schauet, und hält die Welt, welche sinken will, schauet mit allen Engeln umgeben, auf den Sohn Gott Vater herunter, und seine Rechte streckt sich zum Segen aus (*). —

Und dies ist das erste herrliche Gemählde, über das in der That jedermann in Verwunderung geräth, der es zum ersten Mahle erblickt. Das Hauptlicht in demselben fällt auf Christum, dessen schöner Körper mit aller Verklärtheit des göttlichen Dulders erscheint. Dieser Altar steht gerade nach Osten.

Leiden, auch Leyden; Lat. Lugdunum Batavorum, die große, volkreiche und schöne Stadt in den vereinigten Niederlanden, am alten Rhein, der aber hier nur wie ein Graben aussehen soll. Ehe ich von diesem wichtigen Orte weitläuftiger handle, will ich kürzlich

(*) Schade bey solchen schönen Gemählden, wenn die Mahler solche krasse Ideen von Gott mit einschieben, und ihn persönlich sichtbar vorstellen! Mich dünkt, die Größe der Gottheit kann nicht füglicher vorgestellt werden, als wenn der Mahler sich bemühet, die Kräfte der Elemente und der lebenden Natur recht sichtbar zu machen. Sobald eine solche lächerliche Idee als diese, einer so großen, als überhaupt das ganze Gemählde sonst ist, beygemischt wird, geht jeder Kenner zuletzt wieder frostig von dem Gemählde zurück. Ueberhaupt, die Mahler mögen sagen, was sie wollen, so ists allemahl lächerlich, wenn sie die Gegenwart Gottes, oder Gott durch eine menschliche Figur, oder ein anderes bildliches Zeichen, ausdrücken, so, daß der Anschauende nichts zu denken, sondern nur etwas zu sehen hat.

lich anzeigen, was Hübner (*) davon sagt: Sie ist nach alter Art gut verwähret, und ihre breiten Straßen enthalten eine Menge trefflicher Gebäude und Kanäle. Man findet hier ohngefähr 10900 Häuser, sechs reformirte, zwo lutherische, eine englische und eine mennonitische Gemeine, und viele Versammlungsörter der Katholiken, welche den größten Theil, der sich auf 48000 erstreckenden Einwohner ausmachen. Die große Kirche ist ein schönes Gebäude. Diese Stadt hat eine berühmte 1575 gestiftete Universität, deren Collegia, der berühmte medicinische Garten, das anatomische Theater, das Observatorium, die Bibliothek mit ihren seltenen Manuscripten u. s. w. sind sehenswerth. Ferner bemerkt man das Rathhaus, die alte Burg mit ihrem Irrgarten und vortrefflichen Aussichten, das Tollhaus, das Zuchthaus, das Waisenhaus, das gemeine Landhaus, das Zeughaus, das Findelhaus, und die vortrefflichen Gärten. Diese Stadt ist die vierte in der Ordnung derjenigen, die Deputirte zur Versammlung der Provinz Holland schicken. Die hiesigen Tuch- Serge- und Kamelottfabriken waren berühmt; haben sich aber seit verschiedenen Jahren sehr vermindert, von hundert Tuchfabriken sind kaum noch zwanzig vorhanden. Hier war Johann Bockhold, ein Schneider, geboren, der sich 1534 als das Oberhaupt der Wiedertäufer, und als einen König zu Münster in Westphalen aufgeworfen.

Um aber einen deutlichern Begriff von diesem, in allem Betrachte merkwürdigen Orte zu geben, so will ich mich besonders nach folgenden Schriftstellern in dieser Hinsicht richten, als: Neueste Reisen, durch die

(*) Joh. Hübners reales Staats- Zeitungs- und Conversations-Lexicon ꝛc. Neue verbesserte Ausgabe, Leipzig 1795, Col. 1146.

die vereinigten Niederlande, vorzüglich in Absicht auf die Kunstsammlungen; Naturgeschichte; Oekonomie und Manufacturen, aus den besten Nachrichten und neuern Schriften zusammengetragen von D. Johann Jacob Volkmann, Leipzig, 1783. Ueber die vereinigten Niederlande. Briefe von Grabner, Gotha, 1792. Technologische Bemerkungen auf einer Reise durch Holland, von Friedrich August Alexander Eversmann, Freyburg und Annaberg, 1792.

Diesemnach ist Leiden die Hauptstadt im Rheinlande, dem vorzüglichsten Amte in Südholland, welches ohngefähr acht Stunden lang, und $5\frac{1}{2}$ Stunden breit ist (*). Der Nahme Rheinland rührt von dem mitten durchfließenden Rhein her, der sich auch darin bey Katwyk in den Dünen verliert. Es liegt tief, und besteht meistens aus Torferde, das übrige ist Lehm und Sand. Das Harlemmer Meer, der Rhein und die vielen daraus entstehenden Kanäle und Gräben, veranlassen Ueberschwemmungen, wenigstens werden die Polder (**) alle Jahr unter Wasser gesetzt. Da dies der Kern von Holland ist, so werden weder Kosten noch Fleiß und Arbeit gespart, um das Land durch Dämme, Schleusen, Mühlen u. s. w. gegen das überhand nehmende Wasser und den Untergang zu bewahren. Der Boden ist ungemein fruchtbar; das Getreide, die Obstbäume, die Küchengewächse, insonderheit aber das Gras treibt ungemein schnell. Die längst dem Rheine hin liegenden Dörfer sind vor vielen Gegenden vorzüglich fruchtbar. Sie liefern die herr-

(*) Eine genaue Charte von Rheinland, Amstelland, und den angränzenden Gegenden, ist von de Witt vorhanden.

(**) Polder sind in Holland diejenigen Landstrecken an der See, welche mit Dämmen oder Deichen umgeben, und dadurch wider die Wasserfluthen gesichert sind. In Holstein sagt man Koege.

herrlichste Butter, welche unter dem Nahmen der Leidenschen bekannt ist; das hiesige Rindvieh ist das größeste und fetteste. Vieles Vieh wird in Dännemark mager aufgekauft, und wird durch die nahrhafte Weide in anderthalb bis höchstens drey Monathen fett. Man rechnet auf einen Acker drey Ochsen; inzwischen macht das gar zu viele Futter das Fleisch minder fest, auch die Häute nicht so stark, als das englische Leder. Vieles Fleisch wird eingesalzen, und an die Schiffe, die nach Ostindien gehen, verkauft. Ein magerer Ochse, der im Ankaufe und mit dem Transporte 20 bis 25 Gulden kostet, wird fett noch ein Mahl so hoch verkauft. Das Land wird theuer bezahlt, ein Acker Getreideland gilt um Leiden 1500, Grasland 1000, und Gartenland wohl 1800 bis 2400 Gulden. Man muß aber auch wissen, daß die hiesigen Gartenfrüchte in großem Rufe stehen, und wegen ihres Wohlgeschmackes meistens nach Amsterdam geschafft werden, weil man sie dort vorzüglich sucht.

Mitten in diesem Rheinlande liegt die Stadt Leiden, und zwar nach genauen Beobachtungen, in der Breite von 52 Gr. 17½ Minuten, und der Länge von 25 Gr. 37 Minuten, so wie von Berkhey solches in seiner Naturgeschichte von Holland angiebt, Th. 1, S. 51. In den Gebäuden der hohen Schule ist von einem geschickten Feldmesser eine sehr richtige Mittagslinie gezogen. Man rechnet von Haag bis hierher 5 Stunden, wozu man aber mit dem Treckschuyt kaum drey nöthig hat. Ein Platz im Roef gilt nebst dem Gepäcke 14 Stüver. Der Weg ist von Leidsendam an, sehr einförmig, weil man zwischen lauter Wiesen durchfährt, und nur manches Mahl eine Mühle sieht. Wenn man bald nach Leiden kommt, so ist der Kanal mit Linden und Pappeln besetzt, und

es fangen einzelne zerstreuete Landhäuser an, sich zu zeigen.

Da die Niederländer sich grösztentheils mit dem Handel beschäftigen, so haben sie den Transport und das Reisen in ihrem Lande so leicht und bequem, als möglich gemacht. Ihre Wege sind, mit den meisten deutschen verglichen, sehr gut, an beyden Seiten mit Bäumen besetzt, und gleichen mehr Alleen als Heerstraßen; wahrscheinlich aber würden sie noch besser seyn, wenn nicht von einer Stadt zur andern, von einem Dorfe, oft (zumahl in der Provinz Holland,) von einem Bauerhofe zum andern, Kanäle gegraben wären, worauf man alle große Lasten transportiret. Auf diese Weise bleiben die Heerstraßen bloß für leichte Geschirre, auch werden sie mit wenig Kosten unterhalten. Gleichwohl sind sie mit beträchtlichen Zöllen belegt. In manchen Gegenden zahlt eine Kutsche mit vier Pferden, auf 6 Stunden Weges, anderthalb bis zwey Gulden Wegegeld. Die ordinären Postkutschen, welche durch den größten Theil der sieben Provinzen gehen, hängen gewöhnlich in Riemen, sind oft mit sammtnen Küssen versehen, und wenigstens unendlich bequemer, als die deutschen; ich nehme jedoch hiervon den Amsterdamer Wagen, der nach Leipzig geht, aus; weil dieser in den niederländischen Provinzen in der That schlechter, als in den Deutschen ist.

Will man nicht mit der Post reisen; so kann man noch in jeder Stadt augenblicklich Geschirre aller Art, oder, wie man hier sagt, Reitzeuge (Reituige) für einen verhältnißmäßigen billigen Preis erhalten, welche, außer andern Bequemlichkeiten noch den Vortheil gewähren, daß man weit schneller damit reisen kann, als mit Extrapost. Ich sage, für einen verhältnißmäßigen Preis! Reisende, die sich über solchen beklagen, bedenken nicht, daß in einem Lande, wo des baaren

Gel-

Geldes so viel und die Abgaben so groß sind, alles theurer seyn müsse, als in ärmern Ländern. Außer den Fuhrwerken zu Lande, gehen in jeder Stadt, vom Morgen bis Abend fast stündlich Postbote, (Trekschuyte), die ihre Zeit gewisser halten, als sie der genaueste Postwagen zu halten im Stande ist.

Diese Treckschuyten werden durch ein Pferd, worauf ein Knabe reitet, gezogen, sind 32 bis 40 Fuß lang, 6 bis 8 Fuß breit, und haben zwey Abtheilungen. Die eine derselben, welche der Ruf (Roef) heißt, ist für acht Personen eingerichtet, und bequemer und reinlicher als die andere, Raum genannt; die aber dagegen mehr als 30 Menschen fassen kann. Verlangt man den Ruf allein zu haben, so muß man ihn bey den dazu bestellten Commissär im voraus miethen. Die Bequemlichkeit, welche man in diesen Böten genießt, ist überaus groß; man liest, schreibt, und verrichtet andere Geschäfte darin eben so ungehindert, wie zu Hause, indem man sanft und ohne es zu fühlen auf dem Wasser hingleitet. Die Personen bezahlen gewöhnlich für die Stunde drey Stüber, oder 2 sächsische Groschen an Fracht, und wenn sie mit in dem Ruf sind, einen Stüber mehr.

Arme Reisende, welche dies mäßige Fuhrgeld nicht bezahlen können, bekommen an vielen Orten Freyzettel von der Obrigkeit, worauf sie umsonst Platz in dem Raume nehmen können. Dieser Umstand sowohl, als die an sich wohlfeile Fracht, macht, daß selbst nicht leicht ein reisender westphälischer Tagelöhner oder Bettler zu Fuße geht.

Die Lage der Stadt an und für sich ist äußerst angenehm, und wird für gesunder gehalten, als die vieler anderen Städte in Südholland. Sie ist nach Amsterdam die größte Stadt in Holland, aber weit weniger bewohnt. Die Wälle um die Stadt sind mit breiten Gräben und hohen Bäumen eingefaßt, und dienen

zu Spaziergängen, und die umliegende Gegend hat reizende Abwechselungen. Der Ort ist weitläuftig und nach holländischer Art schön. Die breiten Straßen und Kanäle sind mit Linden besetzt. Doch, da Leiden in einer so vortrefflichen Gegend liegt, so glaube ich meinen Lesern gewiß nicht mißfällig zu werden, wenn ich im Allgemeinen von diesem schönen Lande, noch zuvor einige Anmerkungen voraus schicke.

In den blühendsten Ländern sind Flecken und Dörfer nicht dichter neben einander gesäet, als hier volkreiche, zierlich gebauete und idealisch reinliche Städte. Amsterdam, Haarlem, Leiden, der Haag, Delft und Rotterdam, jedes würdig die Residenz eines großen Fürsten zu seyn, liegen in einem Striche von sechs bis sieben deutschen Meilen, und ob schon die ganze Republik, die Generalitätslande und Drenthe mit einbegriffen, nur einen Flächeninhalt von etwa drittehalb Millionen holländischer Morgen (*) hat, wovon noch ein großer Theil Sumpf oder Wasser ist, so zählt man doch 130 Städte und 1718 Dörfer darin, ungerechnet eine große Anzahl Weiler, die in andern Ländern für ansehnliche Dörfer gehalten würden. Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß auch in der Physiognomie und dem Baue der Niederländischen Städte eine auffallende Einförmigkeit herrscht. Hierzu trägt vorzüglich bey, daß fast jede derselben mit einer proportionirten Anzahl von gemauerten Kanälen versehen ist, welche durch die Straßen gezogen, und an beyden Seiten mit Linden bepflanzt sind.

Man hat sehr darüber gestritten, ob diese Bäume zur Verschlimmerung der Stadtluft beytrügen, oder nicht? indeß es doch bekannt ist, daß die meisten Bäume

(*) Der holländische Morgen hat 600 Quadratruthen Rheinländisch.

me und Pflanzen des Tages über, vorzüglich im Sonnenscheine, alle phlogistische Dämpfe und Luftsäuren einsaugen, und dagegen eine dephlogistisirte, gesunde Luft entwickeln, und nur des Nachts das Gegentheil thun, so daß dieser Streit sich leicht zu entscheiden scheint. Der große Nachtheil, welchen zu viele Bäume in und bey Städten verursachen, besteht vielleicht darin, daß sie das Durchstreichen des Windes verhindern; ein Uebel, dem man in den Niederlanden zum Theil durch das Abschneiden der Zweige, im Monathe August abzuhelfen gesucht hat.

Die Straßen in den Städten und Dörfern sind durchgängig mit vortrefflichem Pflaster versehen, dessen Perspectiv um so schöner ist, als es außerordentlich reinlich gehalten wird, und an beyden Seiten längst den Häusern Gänge von Backsteinen für die Fußgänger hat. Die Privathäuser sind meist in einem halb gothischen Style von Backsteinen, und mit dem Giebel vorn herausgebauet; indessen fehlt es doch auch nicht an Gebäuden von einem bessern Geschmacke. Große Städte haben selbst einen Ueberfluß daran, allein sie fallen nicht ins Auge, und thun bey weitem nicht die gehörige Wirkung; weil sich das Auge in der kleinlichen Regelmäßigkeit der Backsteinsquadrate, welche durch weißen Kalk, der sie verbindet, sehr deutlich sich auszeichnen, verlieret, und das Ganze nur mit Mühe übersieht. Die Hausthüren sind durchgängig und in den größten Häusern nicht viel größer, als die gewöhnlichen Stubenthüren; und Thorwege bringt man nur in Ställen und Wagenremisen an, die in den Städten in den Hinterhäusern, wozu man durch Nebengassen gelangt, angelegt sind. Die Fenster sind durchgängig zu groß, und ihrer zu viel, so daß die kleinern Gebäude das Ansehen großer Laternen haben. Sehr häufig sind Fenster und Thüren grün angestrichen.

In den mittlern Städten und auf dem Lande, wohnen in jedem Hause nicht leicht mehr, als eine Familie. Diese bedient sich bloß des untern Geschosses; daher werden die obern Etagen nicht sonderlich unterhalten. Hierin liegt zugleich der Grund, daß die niederländischen Städte, nach Verhältniß der Einwohner, einen sehr großen Umfang haben; wovon man jedoch den Haag und Amsterdam gewissermaßen ausnehmen muß, weil hier auch die obern Geschosse häufig bewohnt werden.

Die Dörfer sind gleichfalls von rothen Mauersteinen gebaut, und eben so reinlich, eben so gut gepflastert und mit Kanälen, wie die Städte, versehen; kurz! Dörfer und Städte unterscheiden sich durch nichts, als durch den Umfang, und durch die verschiedene Größe der Häuser. Die Geldernschen Häuser machen jedoch hiervon eine Ausnahme, und nähern sich in der Bauart und dem darin herrschenden Schmutz den Deutschen.

Man sieht hieraus einiges von der geographischen Skizze eines Landes, das von der Natur äußerst stiefmütterlich ausgestattet, zu einem Sumpfe bestimmt war, und bloß durch Fleiß und Cultur eines freyen Volkes in einen der blühendsten Staaten der Erde umgeschaffen werden konnte. Die Meinung, daß die Niederlande ihren Wohlstand mehr ihrer Lage, als ihrer politischen Verfassung zu danken, und daß sie selbst unter spanischer Regierung zu den kultivirtesten Ländern gehört hätten, wird sogleich widerlegt, wenn man weiß, daß sich im Jahre 1515 die Zahl der steuermäßigen Häuser in der Provinz Holland nur auf 45000, und die Volksmenge auf 172000 belief; zweyhundert Jahre darauf aber die Summe der erstern auf 163462, und der letzteren auf 900000 stieg. Nur die Freyheit konnte hier mit Hülfe der gewandtesten

Staats-

Staats- und Privat-Oekonomie einen so außerordentlichen Anwachs dieser Nation bewirken.

Man möchte aber mit Wehmuth durchdrungen werden, wenn man daran denkt, daß dies blühende Land, dies Denkmahl des menschlichen Fleißes wahrscheinlich in einigen Jahrhunderten ein Denkmahl menschlicher Schwäche und größtentheils ein Raub des Meeres seyn wird. Verschiedene Physiker wollen behaupten, daß dieser schreckliche Zeitpunct noch näher liege. Sollte die Republik immer zu sinken fortfahren, sollte sie nur einige Jahre lang ihre so kostbaren Dämme nicht unterhalten können, so würde es um ihr Grundgebieth geschehen seyn. Aber auch außerdem kann es nur durch eine äußerst unwahrscheinliche Revolution der Natur gerettet werden. Der Mund des Rheins, der Maaß und der Schelde, verstopft sich täglich mehr; die Flußbetten erhöhen sich stündlich, und bilden viele Busen in dem Lande; das Haarlemer Meer greift jährlich stärker um sich; lauter Erscheinungen, welche die baldige Vernichtung des kostbarsten und reichsten Theils der vereinigten Niederlande, nähmlich der Provinz Holland, Seeland und Frießland, fast mathematisch gewiß machen. Die Geschichte des Landes liefert aus allen Jahrhunderten Scenen, die diese schreckliche Katastrophe vorzubereiten scheinen. Der Biesbesel, gegenwärtig ein bekanntes Fahrwasser zwischen Gertruydenberg und Dort, war bis 1421 eine fruchtbare Ebene mit 72 Dörfern und Flecken, die in einer Nacht vom Meere verschlungen wurden. Noch vor einigen 30 Jahren sahe man verschiedene Thurmspitzen daraus hervorragen, die aber seit dem durch die Gewalt der Wellen zernichtet sind. In diesem Jahrhunderte haben nicht weniger als drey Ueberschwemmungen den schönsten Provinzen ein gleiches Schicksal gedrohet. 1717 wurden in vielen Gegenden der Republik, und beson-

ders in Gröningen, eine Menge Dörfer sammt ihren Einwohnern weggeschwemmt. Im Monathe November 1775 glaubte man eine zweyte Cymbrische Sündfluth hereinbrechen zu sehen. Die ganze Küste der vereinigten Niederlande und alle Gegenden in der Nachbarschaft des Rheins und der Maaß geriethen in die dringendste Wassersnoth. Ein wüthender Orkan warf Bäume und Häuser zu Boden, jagte in vielen Gegenden das Meer durch die Deiche, setzte das flache Land unter Wasser, und ließ keine Spur von selbigem, als die Gipfel der Bäume und Thurmspitzen. Der verzweifelte Landmann suchte sich auf die Deiche und wenigen Anhöhen zu retten; indeß sein Haus hinter seinem Rücken einstürzte. Oft aber wurden selbst diese Zufluchtsörter sein Grab, indem sie unter ihm versanken. Hunderte von Menschen, unzähliges Vieh und viele Gebäude gingen zu Grunde, und der Schade war außerordentlich. Kaum aber hatten sich die armen Einwohner durch die Thätigkeit und Hülfe der Regierung wieder ein wenig erholt, kaum waren die Deiche wieder in etwas hergestellt, als in dem darauf folgenden Winter eine noch schrecklichere Ueberschwemmung hereindrang, die um so gefährlicher war, als die Dämme die hinlängliche Festigkeit noch nicht bekommen hatten, um dem Stoß der Wellen widerstehen zu können, da der Sturm zur Nachtzeit ausbrach. Ueberdies vergeht fast kein Jahr, daß nicht eine oder die andere Gegend durch Wassersnoth und Ueberschwemmungen in Gefahr käme.

Die Witterung in Holland ist sehr unbeständig; oft enthält ein einziger Tag den stürmischsten Herbstmorgen, einen warmen Sommermittag, einen Frühlingsabend und eine Winternacht. Man hat Fälle, daß mitten im Junius auf einem hellen, heißen Tage eine empfindliche Kälte gefolgt, welche die Wassergräben mit Eis bedeckt hat. Grabner sah im März

1786,

1786, als die Flüsse noch gefroren waren, daß plötzlich eine so große Hitze eintrat, daß sich einige Kinder in aufgethaueten Gräben badeten, indeß andere nicht weit davon noch Versuche im Eislaufe machten. Natürlich müssen solche schnelle Witterveränderungen häufige Rheumatismen erzeugen, die bey Unvorsichtigen in andere Krankheiten übergehen. Das leichteste und sicherste Verwahrungsmittel dagegen ist, der Landessitte zu folgen, und beständig einen flanellnen Brustlatz auf dem bloßen Leibe zu tragen, und sich überhaupt nicht zu leicht zu kleiden.

Junius und Julius sind die wärmsten Monathe, wo die Hitze bis zu etlichen 90 Graden des Fahrenheitischen Thermometers steigt. Die Gewitter sind selten, leicht, von wenig Dauer, und von starkem Platzregen begleitet; Wolkenbrüche aber führen sie fast nie mit sich; wie denn solche überhaupt auch nur sparsam entstehen können, weil es hier keine Berge giebt, gegen welche die Wolken angetrieben werden können; so daß dies schreckliche Phänomen hier zu Lande nur in dem seltenen Falle entstehen kann, wenn zwey entgegengesetzte Winde heftig gegen einander kämpfen.

Ein anderes aber sehr sonderbares Phänomen ist in den Strandgegenden unter dem Nahmen Seeflamme bekannt. Sie steigt im Frühlinge oft am heitern Tage unerwartet am Horizonte der See als eine leuchtende Wolke auf. Ihre Wirkung gleicht, an Schnelligkeit, der des Blitzes. Gras, Blüthen und Blätter, die sie in ihrem Laufe berührt, verdorren augenblicklich, und lassen sich zwischen den Fingern zerreiben. Oft folgen ihr eine Menge Fliegen, die den Gewächsen gleichfalls viel Schaden thun. Die Gegenden von Alkmar, Amsterdam und Haarlem haben am meisten von diesem Phänomen zu leiden. Uebrigens ist das Klima in Gelderland, dem größten südlichen Theile der Provinz Holland, (in welchem sich

Leiden befindet,) Utrecht, Oberyssel, Gröningen und den Generalitätslanden, unendlich gesunder, als in Seeland und Nordholland.

Thiere und Pflanzen fallen überhaupt in den vereinigten Niederlanden größer aus, als in Deutschland. Die fetten Weiden tragen in Absicht des Viehes, und das häufige Phlogiston der hiesigen Luft in Absicht der Pflanzen, wohl das meiste zu dieser auffallenden Größe bey. Alle, besonders aber die Hausthiere, scheinen hier sanftmüthiger zu seyn, als anderwärts. Wahrscheinlich ist der Grund dieser Erscheinung nicht allein in der Mäßigkeit des Klima, sondern auch in der großen Bevölkerung des Landes, und der Güte, womit man das Vieh behandelt, zu suchen. Denn auch hierin zeigt sich in den vereinigten Niederlanden, wie in allen Republiken, ein überaus großer Geist der Billigkeit und Menschlichkeit. Kühe, Schafe, Pferde u. s. w. zu verstümmeln, oder zu mißhandeln, wird als eine große Missethat betrachtet, und, wenn es auf den Weiden geschieht, nach dem Gesetze mit dem Tode bestraft. Ob nun gleich dies Gesetz vorzüglich dahin abzweckt, die Sicherheit des Eigenthums zu befördern, weil die Kühe, Pferde und Schafe ohne Hüter auf den Wiesen bleiben, so hat es doch ganz gewiß mit dazu beygetragen, daß man die Thiere durchgängig menschlicher, als anderwärts behandelt, und dadurch sanfter und zahmer macht, als sie außerdem seyn würden. Daher kommt es, daß dort zuweilen ein kleiner achtjähriger Knabe einen fürchterlichen Bollen leiten kann, daß in den volkreichsten Städten Hühner und anderes zahmes Geflügel im größten Gewühle der Menschen, ruhig umher gehen und flattern, so wie man auch oft Hunderte von Turteltauben in den Linden, welche die Märkte beschatten, unbekümmert nisten sieht. So klein auch diese Umstände sind, so sprechen sie doch nicht nur sehr stark für jene Behaup-

tung,

tung, sondern auch für den Wohlstand und die Ehrlichkeit des gemeinen Mannes.

Ich habe im Vorhergehenden schon der leidenschen Butter und der vortrefflichen Kühe des Rheinlandes gedacht, allein noch nicht alles davon angeführt, was man davon wissen möchte. Eine gewöhnliche Kuh von den fetten Weiden der Provinz Holland und auch Frießland, giebt im Frühlinge täglich 14, und einen Tag durch den andern gerechnet, 9 Flaschen oder 5 Kannen Milch, woraus jährlich 125 Pfund Butter, nebst 250 Pfund Käse gemacht werden können. Gewöhnlich kostet der Centner Käse 11 bis 13, der Butter aber 35 bis 40 Gulden auf der Stelle, so daß eine holländische Kuh jährlich 70 bis 80 Gulden einbringt. Alkmar und Edam sind die Stapelplätze des Käses, und man rechnet, daß in Nordholland allein täglich 100000 Pfund davon gemacht, und jährlich 150000 Centner ausgeführt werden. Die beste Butter findet man in der Gegend von Leiden und Delft. Aber auch in andern Strichen der Republik ist sie sehr gut, und immer fester, schmackhafter und rothgelber, als in Deutschland.

Fragt man unsere Oekonomen, warum sie keine so fetten Käse und vortreffliche Butter machen, wie die Holländer? so sind sie gleich mit der Antwort fertig: weil wir keine holländische Weide haben. Aber warum sind denn selbst Butter und Käse, die ein holländischer Bauer im Winter macht, wo seine Kühe doch auch nur Stroh und ausgebleichtes Grummet fressen, besser, als die, welche die deutschen Pächter und gelehrten Oekonomen im Frühlinge zu Markte bringen? — Die Ursache wird keine andere seyn, als, weil man in Deutschland sich im Allgemeinen noch keine Mühe giebt, seine Wiesen, Weiden, und folglich auch das Heu zur Winterfutterung durch die Kunst zu verbessern — und es wird auf die zuträglichsten

Fut-

Futterkräuter eben so wenig gesehen, als auf die der jedesmahligen Umstände nach anzuwendenden Verbesserung des Bodens. Auch lassen die Niederländer ihre Milch nicht 8 bis 14 Tage stehen, ehe sie die Sahne oder den Rahm abnehmen, wie die deutschen Hausmütter es sorgfältig thun, sondern rahmen die Abendmilch am andern Morgen, und die Milch vom Morgen den Nachmittag oder Abend darauf ab, und buttern sodann ohne Aufschub. Dabey befleißigen sie sich des größesten Grades der Reinlichkeit, waschen die Butter zu wiederholten Mahlen, daß auch nicht das kleinste Tröpfchen Milch darin bleibt, salzen sie nicht zu stark, und geben ihr so viel Festigkeit als möglich.

Beym Käsemachen geht man fast noch sorgfältiger zu Werke. Es wird aber in Holland zweyerley Käse bereitet, nähmlich fetter und magerer, oder sogenannter Comynkaaz. Zu ersterem nimmt man die Milch mit, und zu letzterem ohne Rahm, und verfährt sodann folgendergestalt: Erstlich labt man die Milch, längstens zwölf Stunden, nachdem sie gemolken worden ist, mit Kälbermagen, gießt die Molken ab, knetet die Matten ein wenig durch, thut sodann Salz, und beym magern Käse noch Fenchel und Gewürznelken darein, arbeitet nun die ganze Masse zusammen so fleißig durch, bis sie fast trocken und so klar ist, daß sie allenfalls durch ein feines Sieb fallen würde. Nach diesem thut man sie in eine Form, von der Größe eines gewöhnlichen holländischen Käses, die unten mit kleinen Löchern versehen ist, damit die Molken vollends ablaufen können, stellt sie zuletzt 24 Stunden lang unter eine Presse, nimmt sie heraus, und läßt sie nach Belieben auf einer Hänge trocknen (*).

Die

(*) In Zinkens allgemeinem ökonomischen Lexicon, fünfte verbesserte Ausgabe, von Volkmann, Leipzig, 1780, Col. 1452,

Die Comynkaaze, welche man häufig auch auf Schiffen verspeiset, werden auch oft noch ein Mahl so groß, wie die gewöhnlichen gemacht, und, damit sie

1452, wird die holländische Art, Käse zu machen, anders beschrieben; denn es heißt dort: Man nimmt frische Milch, macht sie bey dem Feuer laulicht, schüttet sie in einen hölzernen Zober, und gießt in zehn Kannen oder Maß Milch, einen Löffel voll Spiritus salis (Salzgeist), und zwar von dem scharfen. Alsdann gerinnet die Milch, und man rührt den Spiritus mit einem hölzernen Löffel wohl herum, unter die Milch, gießt hernach solche durch härne Siebe, oder reine Tücher, damit das Wässerige völlig ablaufe. Hierauf schüttet man es in eine hölzerne Molle, bröckelt es klein, salzt es, und thut nach Belieben Gewürze hinzu. Alsdann sprengt man noch ein wenig Spiritus darauf, knetet und arbeitet es recht mit den Händen durch einander, und schüttet es in kleine Fässer, preßt es wohl, und läßt es endlich im Käsekorbe trocknen, so ist der Käse von Maden und der Fäulniß befreyt, und der holländische Käse fertig.

Auch im IVten Bande der schwedischen Abhandlungen, S. 154, findet man die holländische Methode, Käse zu machen.

Was überhaupt aber noch vom Käsemachen gesagt werden muß, werde ich in dem Artikel Milch nachholen, indem mein sel. Vorgänger, der D. Krünitz, zwar verschiedentlich in der Encyklopädie nach dem Artikel Käse hin verweiset, wie auch z. B. im XXIVsten Th. S. 417, allein, sehr wahrscheinlich diese Materie in der Bearbeitung überschlagen hat, indem sie im XXXIIsten Th. S. 100, nach den auf dem Blatte befindlichen Artikeln, gleich nach Käferschnecke, kommen müßte.

Vorläufig will ich aber anzeigen, daß man überhaupt vom Käsemachen nachsehen kann; Deutsche Encyklopädie, oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften ꝛc. 18ter Band, S. 573, fgg. Allgemeines Haushaltungs-Lexicon ꝛc. 2ter Th. S. 42. (Leipz. 1750.) Neues lehrreiches und vollständiges Magazin, für junges Frauenzimmer, die ganze Kochkunst und Zuckerbäckerey, mit allem was damit verknüpft ist, vollkommen zu erlernen ꝛc. (Carlsruhe, 1773.) Th. 2, S. 1522, fgg. Nutzbares, galantes und curieuses Frauenzimmer-Lexicon ꝛc. (Leipz. 1773.) Col. 1599, fgg. Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will ꝛc. (Magdeburg, 1784.) S. 561, fgg. Stettinisches Kochbuch für junge Frauen, Haushälterinnen und Köchinnen; oder Anweisung, auf eine feine und schmackhafte Art zu kochen ꝛc. (Stettin, 1797.) S. 481, fgg.

sie sich desto länger halten, mit einem röthlichen Firniß angestrichen. Die beym fetten Käse abgegossenen Molken läßt man stehen, bis sich der Rahm darüber gesammlet hat, woraus man sodann die sogenannte saure Butter schlägt.

Die Kälber, welche man für den Tisch mästen will, werden gleich nach der Geburt abgebunden, und sechs bis acht Wochen mit der Milch von zwey bis drey Kühen, die man ihnen zu saufen giebt, genährt, bis sie 150 bis 200 Pfund wiegen, da sie dann erst geschlachtet werden. Solches nüchterne Kalbfleisch, wie man in manchen Städten Deutschlands (schon in ziemlich großthuenden Häusern manches Mahl —) verspeiset, würde hier der geringste Mann nicht genießen wollen. Um die Mutterkühe, nach dem Abbinden ihrer Kälber, am Blöken zu verhindern, und damit sie diesen Gram vergessen, oder vielmehr, damit ein Schmerz durch den andern gelindert werde, macht man ihnen einen Schnitt in die Ohren.

Was von der holländischen Schafzucht, der Wolle besonders, und vielen andern dortigen Natur- und Landesproducten zu wissen ist, findet man im XXIVsten Th. der Encyklopädie, im Artikel: Holländische Handlung, Naturproducte, Fabriken, Manufacturen, Oekonomie und Staatsverfassung, von S. 345 bis 417, und sollte im Artikel Niederlande, wie es wohl wahrscheinlich ist, noch so mancherley beyzufügen seyn, so wird man solches gewiß dort finden.

In den Sandbergen oder Dünen an der Seeküste halten sich die Kaninchen besonders auf, und man verspeiset sie dort in Menge. Es wäre aber zu wünschen, daß man sie, wie schon im vorigen Jahrhunderte vorgeschlagen worden, ganz ausrottete, und die Dünen desto mehr zu der so sehr vortheilhaften Schafzucht anwendete. Denn die Kaninchen thun überhaupt

mehr Schaden, als sie Vortheil bringen, besonders dort, wo es Deiche und Hügel giebt, die wider Wassersnoth schützen sollen. Spechte, Kibitze, Krähen, Seemewen, Schwäne, Störche, wilde Enten und Gänse, nebst allen in Deutschland bekannten Arten von zahmen Geflügel, findet man hier zu Lande in Ueberfluß; aber vom sonstigen Wilde und Raubzeuge giebt es nur einige Arten Habichte, wenige Füchse, Hasen und Rothwild. Die Seemewen sind besonders an den holländischen Küsten in großer Menge. Sie legen ihre Eyer in den Sand, und lassen sie zum Theil von der Sonne ausbrüten. Das Eyerland, welches mit der Insel Texel verbunden ist, hat sogar seinen Nahmen daher erhalten, weil diese Vögel hier im Frühlinge so viel Eyer legen, daß man keinen Schritt thun kann, ohne darauf zu treten.

Die wilden Gänse und Enten werden dort in großer Menge mit dazu abgerichteten Vögeln dieser Art gefangen, welche 20 bis 25 Jahre zu solchem Gebrauche sollen dienen können. — —

Die Störche finden sich hier zu Lande sehr gern ein, da sie bey dem gemeinen Manne in solcher Achtung stehen, daß ihre Nester in mehreren Orten auf öffentliche Kosten gebauet und unterhalten werden. Selbst im Haag ernährt der Magistrat Jahr aus, Jahr ein, vier von diesen Vögeln, weil die Stadt einen Storch im Wapen führt.

So sehr der Niederländer sich auch mit andern Nationen vermischt hat, so ist er doch im Ganzen genommen noch ziemlich der Mann, wie Tacitus schon den alten Batavier schilderte, groß, stark, von breiten Schultern und Hüften, doch mehr rund und fett, als muskulös, blank und sanft von Haut, blau oder hellbraun von Augen, blond oder braun, und nur selten schwarz von Haaren. Sein Gang ist weder zu langsam noch zu geschwinde, und kündiget den gesetzten bedacht-

dachtsamen Mann an. So viel Thätigkeit auch hier allenthalben herrscht, so sieht man die Leute doch selten eilfertig über die Straßen laufen; jedoch muß man den eigentlichen Niederländer auf dem Lande suchen. Die Städter sind viel zu sehr mit fremden Abkömmlingen untermengt, die freylich durch Zeit und Klima, wenigstens zum Theil, an Gestalt und Sitten, in Niederländer metamorphosiret worden sind.

Die Weiber sind, im Vergleiche mit den unsrigen noch größer, als die Männer dort gegen uns, und von Junonischer Taille; jedoch nicht vom feinsten Knochenbau, wenigstens scheinen Hände und Füße bey ihnen ein wenig zu groß auszufallen. Die Frauenzimmer in und um Gorinchem, im Herzen von Holland, sind besonders ihres schönen Wuchses wegen berühmt, aber man bemerkt doch auch bey ihnen diese Disproportion zuweilen. Unter den Strandbewohnern, z. B. in Scheveningen, beym Haag, zu Katwyk an der See und am Rheine zu Sandvoork, auch dem Texel u. s. w. scheinen die Frauen fast größer und stärker als die Männer zu seyn, und es kann seyn, daß die sorglose, nur mit dem leichten Geschäfte des Fischverkaufes untermischte Lebensweise dieser Weiber zu einer so seltenen Anomalie nicht wenig beyträgt. Eine zarte blendend weiße Haut, die blühendste Gesichtsfarbe, welche auch bey den geringsten Bäuerinnen so schön ist, daß sie unsere Damen darum beneiden würden, findet man fast überall. Unschuld, nicht Einfalt, in den Mienen geben, vorzüglich den Weibern aus den niedern Klassen, etwas Anziehendes, das oft den Mangel an Schönheit ersetzt. Die blassen Gesichter, welche man hier und da unter ihnen antrifft, werden von den Aerzten dem zu häufigen Gebrauche des Thee's und Kaffee's Schuld gegeben. Jedoch fehlt es auch nicht an äußerst reizenden, selbst idealischen Gesichtern. Grabner will verschiedene Frauen kennen, die, mit

einer

einer kleinen Verschönerung zu Grazien sitzen könnten, und das griechische Profil selbst unter den Fischermädchen in den Stranddörfern, und bey den Bäuerinnen in der Gegend von Haag, Delft (*), Leiden und Haarlem, weit öfter gefunden haben, als in dem sonst an schönen Mädchen so reichen Obersachsen und Brandenburg. — —

Kein Volk in der Welt hat vielleicht so reizende Kinder, wie die Niederländer. Das schöne Geschlecht aber blühet, zumahl wenn es verheirathet ist, nur im eigentlichsten Verstande bis ins 25ste Jahr. Nach dieser Zeit fangen die Frauen an, ein ältliches, bleiches verschrumpftes Ansehen zu bekommen, und nur im Matronenalter entdeckt man oft wieder Spuren ihrer vormahligen Schönheit an ihnen. Vermuthlich rührt dies zum Theil daher, daß ihre Reize in dieser Zwischenperiode zu sehr von der Geburt und Erziehung ihrer Kinder leiden. Die Männer hingegen behalten größtentheils bis ins hohe Alter eine frische gesunde Gesichtsfarbe, und starke Glieder.

Es trägt übrigens nicht wenig zu dem guten Aussehen der Niederländer bey, daß die Blattern bey ihnen die Haut weit mehr, als bey uns schonen, und selbst sehr viele Personen solche entweder gar nicht, oder erst in einem hohen Alter bekommen. Besonders genießen diejenigen, welche in Westindien geboren sind, dies Privilegium, da sie den Samen zu dieser Krankheit nicht aus ihrem Mutterlande, wo die Eingebornen gewöhnlich ganz frey davon sind, mitgebracht haben.

Ein

(*) In den beyden Oertern Leiden und Haag selbst, giebt es unter den gemeinen Klassen mehr verkümmerte Gesichter, und krüppelige Menschen, als in einem andern Orte der Republik; woran vermuthlich im Haag die dissolute Lebensart, und in Leiden die sitzende Beschäftigung der gemeinen Fabrikanten Schuld ist.

Ein ungezwungener Umgang zwischen jungen Leuten beyderley Geschlechts, wird besonders in den vereinigten Niederlanden so sehr als Würze, wo nicht als Bedürfniß des Lebens betrachtet, daß, unter drey gesunden Bürger- oder Bauermädchen, gewiß zwey ihren bestimmten Liebhaber besitzen, der sie spät oder früh, nachdem es die Umstände erlauben, zum Weibe nimmt. Oft dauern solche Verbindungen 10 und mehrere Jahre, ohne daß man einander dadurch gleichgültiger würde. In verschiedenen Gegenden giebt es ganz verschiedene Sitten und Gebräuche, die den verliebten Umgang junger Leute begünstigen. In Nordholland z. B. gehen die jungen Bursche auf dem Lande gegen Abend vor die Hausthüre der jungen Mädchen, die schon auf dergleichen Besuche gefaßt sind, klopfen an, werden gefragt, was ihr Begehr sey? thun hierauf ihrer Schönen entweder einen scherzhaften Liebesantrag, oder schützen sonst einen Vorwand ihres Besuchs vor, und kleiden ihn auf alle Fälle in die Bitte, ihre Pfeife anzünden zu dürfen, ein. Gefällt der junge Mann — ist das Mädchen etwa schon mit ihm näher bekannt, oder auch nur um Gesellschaft verlegen, so öffnet sich die Thüre, andere Pare kommen dazu, und nun wird die Nacht fröhlich durchschwärmt. Beym Anbruche des Tages bringt der Liebhaber sein Mädchen nach Hause, und in Nordholland ist nicht Hesper sondern der Morgenstern der Stern der Liebe. Auf der Insel Texel heißt daher dieser Gebrauch auch Krieken, das ist Grauen des Tages, oder Morgendämmerung.

Weil dies eine alte hergebrachte Sitte ist, so halten sie die Aeltern für sehr löblich, und sagen nicht nur nichts dagegen; sondern würden selbst sehr verlegen seyn, wenn ihre Töchter nicht zu dergleichen Partien gezogen würden, und keine nächtliche Besuche erhielten. In dem Nordholländischen Dorfe Schaagen

gen herrscht eine andere hierher gehörige Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländischen Volkssage von einem schaagenschen Mädchenmarkte gegeben hat. Hier pflegen sich nähmlich die Mädchen um die Kirchmeßzeit (*) in ihren schönsten Putz zu werfen, und die Spatziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den bestgelegensten, zu besuchen, um einem Kirchmeßburschen aufzufinden. Die jungen Mannspersonen aber nehmen diese Gelegenheit wahr, begeben sich auch zu diesem Rendezvous, und suchen sich eine Schöne aus, bey der sie den ganzen Jahrmarkt über den Liebhaber spielen, sie in allem frey halten, und nicht ehe von der Hand lassen, bis das Fest ein Ende hat.

Andre ähnliche Gebräuche herrschen in den übrigen Gegenden der Republik — wieder andere aber sind ihrer mißlichen Folge wegen, durch strenge Verbothe abgeschafft worden. Zu diesen gehört besonders das Queesten, welches ehedem auf der Insel Vlieland, dem Helder und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nähmlich, zufolge der Texelschen Chronik, die Aeltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen daß man hier queesten könne. Das Queesten selbst aber geschah auf folgende Weise: Ein junger Bursche, der Lust hatte, sich näher mit dem Mädchen bekannt zu machen, begab sich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte anfangs einen Versuch, durch gute Worte, Schmeicheleyen, Versprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dies

(*) Mit den Kirchmessen sind durch die sämmtlichen Niederlande die Jahrmärkte verbunden; daher heißt Kirchmeß überhaupt so viel als Jahrmarkt. Man sagt z. B. nicht der Amsterdamer Jahrmarkt, sondern, die Amsterdamer Kirchmesse.

nicht, so stieg er durchs Fenster hinein, und nun mußte ihm das Mädchen erlauben, sich zu ihr ins Bette legen zu dürfen, jedoch nur zwischen die wollene und Kattundecke, so daß sich allezeit eine Decke zwischen ihm und dem Mädchen befand. In dieser Attitude konnte freylich eine zärtliche Liebeswerbung von außerordentlichen Folgen seyn. Ob es übrigens wahr ist, was der Texelsche Chroniker sagt, daß hier Zucht und Ehrbarkeit allezeit Wache gehalten, und nichts, als erlaubte Liebkosungen unter dem Queesstern vorgefallen wäre, wird ein Mädchenkenner am besten beurtheilen können (*).

Die nähere Gegend um Leiden selbst ist sehr abwechselnd, durch die vielen schönen Dörfer, die nahe bey einander liegen, und zu denen angenehme Wege und Spaziergänge führen (**). Die vornehmsten auf

(*) Es ist eine uralte Sitte der Völker, daß die heirathenden Männer und Jünglinge ihre Mädchen oder Bräute erst auf eine gewisse Art auf die Probe stellten; und auch in Deutschland war es üblich, daß gewisse Probenächte beyden Theilen öffentlich freygestellt wurden, in welchen sich beyde Theile von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit zum Ehestande überzeugten. Wurde das Frauenzimmer schwanger, so war es Schande für den Mann, sie dann nicht zu heirathen — geschah es aber nicht, so stand es ihm — aber auch ihr — frey, eine anderweitige Wahl zu treffen, und die Probenächte, nachdem nun diese Verbindung aufgehoben worden, mit einem andern, oder einer andern, wieder anzufangen. Ein Ueberbleibsel dieser alten Sitte ist wahrscheinlich noch das sogenannte Fenstern auf der Insel Femern, welches, ob es gleich schon längst von der Obrigkeit als eine in unsern Zeiten schädliche Gewohnheit, vermittelst strenger Verordnungen hat abgeschafft werden sollen — noch nicht hat ausgerottet werden können.

(**) Man sehe de Vermakelyke Leidsche Buiten-Cingels, Leiden, 1734, 8. Von der Stadt Leiden selbst hat man eine genauere Beschreibung von dem jüngern Franz von Mieris, der zugleich ein Mahler war: Beschryving der Stadt Leiden, 1762, fol. mit Kupfern. Bey Covens und Mortier findet man: Les principales eglises et edifices publics de la Ville de Leiden, in fol. und überdies noch einen Plan, besonders von dem botanischen Garten, mit einer kurzen Beschreibung.

auf der Ostseite der Stadt sind folgende: Oude Wertering, liegt am haarlemer Meere, und ist deswegen merkwürdig, weil alle großen Schiffe, die von Amsterdam durch den Spaaren über dies Meer fahren, bey diesem Dorfe in den Kanal gehen, der sie ins braassener Meer führt, um von da die Reise durch Gouda nach Zeeland fortzusetzen; die andern Dörfer sind: Alphen, Roudekerk und Leidendorp. Auf der Westseite liegen ein Par Dörfer, die durch Nebenumstände merkwürdig sind.

Rhynsburg liegt am alten Rhein, es hatte aber vormahls eine berühmte Benedictiner-Nonnenabtey, von der man noch einige Ueberbleibsel sieht, die auf dem Platze stehen sollen, wo Drusus ehemahls ein Kastell erbaute. Heutiges Tages ist dieses Dorf dadurch bekannt, daß die Rhynsburger oder Collegianten hier jährlich zwey Mahl ihre Versammlung halten. Diese Secte hat ihren Ursprung von drey Brüdern und Bauern dieses Dorfes, Johann, Adrian und Gibert van der Kodde, und ward durch die Verfolgung der Remonstranten oder Arminianer veranlaßt, deren Prediger aufs grausamste gemißhandelt wurden. Diese Bauern zeichneten sich nicht nur durch den Fleiß und die Einsicht, womit sie ihre Landwirthschaft betrieben, sondern auch durch ihre Kenntnisse der todten Sprachen aus. Einer ihrer Brüder ward in der Folge sogar Professor der orientalischen Sprache zu Leiden und machte sich unter dem Nahmen Gulielmus Coddäus bekannt. Die andern blieben bey ihrem Spaten, und studierten zugleich. Ihr Ruf zog ihnen sogar einen Besuch des Prinzen Moritz von Oranien, und des französischen Gesandten du Maurier zu. Der Prinz redete sie auf Latein und Französisch an, und sie beantworteten seine Fragen mit so vieler Klugheit und Kenntniß, daß der Gesandte sich nicht genug

über die Gelehrsamkeit grober Bauern, denen er nichts zutraute, verwundern konnte.

Als die Prediger der Remonstranten 1619 verjagt wurden, und ihre Gemeinen folglich ohne Geistliche blieben, faßten die Brüder van der Kodden, die sich zu dieser Secte bekannten, den Entschluß, ihre Religionsübungen fortzusetzen, und in Ermangelung der Prediger den Zuhörern die heilige Schrift selbst vorzulesen und zu erklären. Sie waren es anfangs ganz allein, die vorlasen, und die Gebete verrichteten, obgleich ein jedes Mitglied der Gemeine die Erlaubniß dazu hatte. Weil die Versammlungen zu Rhynsburg gehalten wurden, so bekamen die Anhänger der neuen Secte den Nahmen Rhynsburger; und nach der Zeit, da sich ihre Anzahl sehr vermehrte, und an andern Orten ebenfalls Versammlungen, oder sogenannte Collegia gehalten wurden, nannte man sie auch Collegianten. Sie haben etwa noch zwanzig solcher Gemeinen in manchen Gegenden der vereinigten Niederlande, vornehmlich aber in Amsterdam und Rotterdam. In Ansehung der Taufe und des Abendmahls richten sie sich nach den Gebräuchen der ersten Christenheit. Die Hauptsätze ihrer besondern Meinungen suchten sie aus verschiedenen Sprüchen der Bibel, insonderheit aus dem 14ten Kap. des 1sten Briefes an die Korinther zu beweisen. Die neue Secte bekam anfangs großen Zulauf, der sich aber nach und nach sehr verminderte.

Diese Secte unterscheidet sich durch ihre große Toleranz von andern Religionsparteyen, denn sie duldet alle, und erlaubt denen die nicht ausdrücklich gegen den Geist des Evangeliums sind, die Bibel in ihren Versammlungen zu lesen, mit ihnen zu singen, und das Abendmahl zu empfangen. Die Weiber aber müssen in der Gemeine schweigen. Ein jeder darf

über-

über den gehaltenen Vortrag seine Meinung sagen; alle Glieder der Gemeine achten sich vollkommen gleich. Sie haben kein besonderes Glaubensbekenntniß. Die Bibel allein ist es, darnach sie sich richten, und jedem ist es erlaubt, sie nach seiner Meinung zu erklären. Das Abendmahl wird jährlich ein Par Mahl auf folgende Art gehalten: Sonnabends versammeln sie sich, um sich durch Gebete, Gesänge, und eine auf dieses Vorhaben eingerichtete Rede vorzubereiten. Sonntag früh wird eine Rede gehalten, und einer der Brüder übernimmt die Austheilung des Brodts und Weins, wobey er feyerlich versichert, daß er dieser Ehre nicht würdiger ist, als die übrigen Communicannten. Abends versammelt man sich abermahls, um sich wechselsweise zum Lobe Gottes zu ermuntern, und Montags gehen sie wieder aus einander, nachdem man sich ermahnet, der Religion und Tugend treu zu bleiben. Die Taufe verrichten sie durch das Eintauchen. Wer dieses Sacrament verlangt, muß zuvor in Gegenwart aller Brüder sein Glaubensbekenntniß ablegen, und dieses besteht nur im Allgemeinen darin, daß er an einen Gott, als den Schöpfer und Erhalter, und an Christum, unsern Erlöser und Seligmacher, glaubt, ohne sich weiter in die verschiedenen Erklärungen, wodurch die christlichen Religionspartheyen sich unterscheiden, einzulassen. Alsdann wird er in ein kleines Zimmer geführt, und durch einen der Brüder, der ebenfalls, wie beym Abendmahle bezeugt, daß er nicht würdiger zu dieser Handlung sey, als ein anderer, in eine große Wanne mit Wasser getaucht, wobey die gewöhnlichen Worte: Ich taufe dich im Nahmen ꝛc., wie bey allen christlichen Religionen, hergesagt werden. Darauf wird er wieder in den Versammlungssaal zurück geführt, und die Handlung mit Gebeten und Gesängen beschlossen. Die Stärke dieser Gemeine läßt sich nicht genau bestim-

men, weil viele sich fleißig dazu halten, die sonst eigentlich zu andern Religionspartheyen gehören.

Es giebt zwey Dörfer mit dem Nahmen Catwyk nicht weit von Leiden, welche auch nicht fern von einander liegen, und durch die Beynahmen: op Zee, und op Rhyn unterschieden werden, aber beyde ein Par der Familie Wassenaar gehörige Herrlichkeiten sind. In dem ersten an der See besitzen sie einen artigen Landsitz. Er ist aber vornehmlich wegen alter Ruinen merkwürdig, die man zuweilen bey niedriger See gewahr wird. Man nennt sie gemeiniglich das Haus der Britten, (her huys te Britten,) unter diesen Nahmen sieht man sie auch auf den Charten angezeigt. Man hält sie nicht ohne Grund für ein römisches Gebäude, weil man auch römische Münzen daselbst gefunden, und zwar für den Thurm, den Caligula bey Gelegenheit seines lächerlichen Triumphs über das Meer aufführen ließ (*).

Um das Jahr 210 ließen die Kaiser Severus und Antoninus den Thurm erneuern, wie aus einer 1602 gefundenen Inschrift, darauf man diese Nahmen lieset, gemuthmaßet wird. Caligula bauete ihn auch mit in der Absicht, daß er statt eines Leuchtthurms dienen sollte, wenn von hieraus Fahrten nach Brittannien angestellt wurden. Nach und nach hatte das Meer

(*) Sueton erzählt im 46sten Capittel: daß Caligula seine Armee an der Küste des Meeres in Schlachtordnung stellte, und alles zum Angriff fertig machen ließ. Auf einmahl befahl er den Soldaten, ihre Helme mit Muschelschalen vom Strande anzufüllen, und sagte, das wäre die dem Ocean abgenommene Beute, die man den Göttern im Capitol weihen müsse. Zum Andenken ließ er einen hohen Thurm an diesem Orte aufführen. Die Meinung, daß die Ruinen von diesem Thurme herrühren, wird dadurch wahrscheinlich, daß die Seeleute dieser Gegend sie noch bis auf den heutigen Tag Kalla, oder op Kalla, nennen, welches vermuthlich eine Verstümmelung des Wortes Caligula seyn soll.

Meer weiter um sich gegriffen, und die Ruinen bedeckt. Wenn das Wasser bey lange anhaltenden Nordostwinden niedrig wird, so entdeckt man das Mauerwerk, wie in den Jahren 1520, 1552 und 1562 geschehen, da man die erwähnten Münzen und Inschriften gefunden, welche noch in dem Wassenaarischen Landhause aufbewahret werden. Einige glauben, der alte Nahme Arx britannica sey daher entstanden, weil man von hier leicht nach Brittannien überfahren konnte, oder, weil sich die Britten nebst den Angelsachsen und Friesen desselben bemächtigten, nachdem die Römer aus diesen Gegenden verjagt wurden.

Der Dr. Berkhey stimmet den Meinungen, daß diese Ruinen römischen Ursprungs seyn, bey, wenn er sagt (*):

„Ich will mich hier, welches auch mein Endzweck nicht „heischt, weder in den Streit, ob Brittenburg vom Se„ver, Brittannicus, oder Caligula, erbauet wor„den sey, einlassen, noch bey der Ursache des Nahmens „stehen bleiben, sondern nur kürzlich etwas von dem Ge„bäude selbst, nach meiner eigenen Untersuchung, melden. „Drey Mahl hab ich den Grund dieses Gebäudes bloß „gesehen: das erste Mahl mit einigen Merkmahlen von „steinernen Pfosten, und bey der letztern Reise im Jahre „1752, mit den Ueberbleibseln der Pfeiler, welche alle in „einen harten Lehmgrund eingerammelt waren; hin und „wieder entdeckte ich auch schwarzen festen Schlammbo„den, die Sandbänke da herum waren fest und hoch, und „hatten hie und da eine ungleiche Lage, welches eine Wir„kung der See zu seyn schien. Zu der Zeit machte ich „von dieser Grundlage eine Zeichnung, die ich nachher „den Herrn von Mieris übergab, welcher sie aber da„mahls für übergebliebene Schleusen hielt, die im Jahre

(*) Joh. Franz van Berkhey's, Med. Doct. Naturgeschichte von Holland. Mit Kupfern. Aus dem Holländ. übers. Leipz. 1779, 1ster Band, S. 165, fgg.

„1571 angelegt worden waren. Nachher aber scheint er „seine Meinung desfalls geändert zu haben, weil ich in „seiner Beschreibung von Leiden finde, daß Britten im „Jahr 1752 bloß gewesen sey. Und, ich zweifle keines„weges, daß die Reihen dieser Grundpfeiler vielmehr mit „A. Pars Zeichnung vom alten Britten, als mit der „Grundlage von Schleusen übereinkomme. Auch hat „man noch im Jahre 1755, wo lange hinter einander ein „starker Ostwind wehete, diese Pfeiler noch etwas sehen „können.

„Ich gerieth indessen in eine außerordentliche Verwun„derung, als ich diesen Aufsatz obgedachten einsehenden „Mann lesen ließ, und er mir sagte, viele jetzt lebende „Landes- und Alterthumskundige zweifelten, daß diese „Grundlage weder Ueberbleibsel vom Hause te Britten, „noch von den vorbenannten Schleusen seyn, weil man „dafür halte, daß Britten höher oben gelegen habe, und „sicher wisse, daß dort die Schleusen gewesen seyn. Er mel„dete mir ferner, man halte dasjenige, das man zeither „habe sehen können, vielmehr für den Grund eines ent„deckten römischen Gebäudes, welches man, nach ihrer „Meinung, für eine kleinere, und mehr landeinwärts ge„legene Festung annehmen müsse, die von den Römern „am Rhein angelegt worden sey. Je mehr mich diese „neue Anmerkung verwunderte, um so weniger konnte ich „es unterlassen, sie hier, ob ich gleich meine Materie schon „abgehandelt habe, anzuführen. Ich will sie daher nicht „sowohl widerlegen, als vielmehr daran zweifeln, daß, „wenn Britten (welches nun höher liegen soll) so oft und „mit seinen hohen Mauern bloß gesehen worden ist, es „doch zu bewundern ist, daß man vorher gar nichts von „dieser Grundlage entdeckte. Inzwischen ist nicht zu läug„nen, daß dieses der Grund irgend eines römischen Ge„bäudes, oder Waffenplatzes gewesen sey, weil man doch „noch einige römische Ueberbleibsel daselbst gefunden hat.

„Dieser mehr gedachte Gelehrte schenkte mir einen ro„then Stein, worin mit großen Buchstaben, wie die Rö„mer zu thun pflegen, der Nahme von der Legion einge„hauen war. Dieser Stein ist aus feinem Thon gebrannt, „und roth, von der See aber verunstaltet, und an den „Ecken abgebrochen; indessen kann man an einer Ecke „sehr deutlich lesen:

EX GERMANIA INTERIORE.

„Aus dieser Aufschrift, aus der Lage und Art der „Grundlage dieses Gebäudes, ist es um so gewisser zu „glauben, daß es von den Römern erbauet sey, weil man „etliche solche Steine, mit gleichen Aufschriften, in dem „Grunde des Hauses Britten gefunden hat. Ich dringe „indessen niemand diese Meinung auf, und theile hier „auf vieles Zureden, die Zeichnung dieser Grundlagen, „so wie sie von den Dünen zu sehen waren, mit.“

In gegenwärtigem Theile der Encyklopädie findet man diese An- und Aussicht in der Figur 4329.

„Diese Zeichnung ist so eingerichtet, daß sich der Leser „daraus überhaupt einen Begriff von der Lage der hol- „ländischen Küste und der Nordsee bilden kann; beson- „ders aber von den Ueberbleibseln des berühmten Hauses „Britten, oder einer andern römischen Festung, so wie „sich die Grundlage davon im Jahre 1752 auf dem „Strande bey Katwyk an der See gezeigt hat. Man „siehet auf derselben die Grundlage und übrigen Ruinen „dieses Gebäudes vorgestellt, und sie bestehen aus einer „Reihe Pfeiler, deren drey und drey gegen einander in „der Breite eingerammelt sind. Diese Pfeiler waren „rund, drey bis vier Zoll dick, und ohngefähr einen hal- „ben Fuß, einige mehr, über den Grund. Ihre Länge „konnte man nicht abgewinnen, weil sie zu tief im Grun- „de steckten. Sie waren meist weg und abgenutzt, so daß „man viele allein stehen sahe. Die ganze Weite, oder der „Abstand von zween der äußersten Pfeiler, waren 70 gute „Mannsschritte. In der Mitte sah man einen Raum „und Busen, welcher zwischen beyden Grundlagen innen „lag, wovon man hier das eine zur rechten Seite siehet. „An dem Ende dieses Raumes war ein Rundel, welches „gegen eine Sandbank lag. Auf demselben wurde man „nebst einigen Stücken Steinen, Eindrücke von gehaue- „nen harten Steinen gewahr, wovon man die Steine „wahrscheinlicher Weise weggenommen hatte; zum Be- „weise lagen noch einige halbe und unscheinbare Stücke „daneben. Von den Rundelen, die zur großen Grund- „lage gehören, war ein jeder im Durchschnitte 5 Schritte „groß, der Zwischenraum 10, und der Abstand derselben

„von

„von sechs einzelnen Pfeilern auf der linken Seite, wohl „50 Schritte.

„In diesem Busen ward der Sand locker aufgespühlt, „weil viele schwache Seewellen hindurch zogen, und über„all sah man große alte Steine, und aufgeworfene Hau„fen. Ohngefähr aus der Mitte des vorzüglichsten Ue„berbleibsels dieser Grundlage, liefen zwo Reihen Pfähle (*) „nach dem Strande, welche viele Aehnlichkeit hatten mit „diesem Theile der Abbildung des Hauses Britten, von „A. Pars. Die übrigen Gegenstände dieser Kupfertafel „bezeichnen Katwyk an der See und Scheveningen, im „Prospect. Zugleich kann man sich vom Strande aus ei„nen Begriff vom Fischfange der Plattfische und Meer„krabben machen, die mit einem Zugnetze (Sleepnet), das „von einem Pferde gezogen wird, gefangen werden; im„gleichen vom Muschelfange, der sich ebenfalls prospecti„visch zeigt. Uebrigens siehet man hier noch einen Salz„wasserwagen, die Ausladung und Verwahrung der ge„fangenen Fische auf dem Strande bis zu ihrer Abset„zung, nebst noch einigen Gegenständen, die sich von „selbst erklären.

„Ich habe dieses, um zu meinem Gegenstande zurück „zu kommen, nur im Vorbeygehen berühren, und durch „diese Zeichnung erläutern und die Wahrheit befestigen „wollen, daß dieses Gebäude auf einem festen Grunde an„gelegt sey. Und so stelle ich mir auch die Stadt Leiden „vor, nicht, daß sie, wie van Mieris will, auf einem „gemachten sumpfigen, sondern auf einem sichern und fe„sten Boden erbauet worden sey. Denn man findet in „den tiefsten Gräben und Höhlen allemahl festen Lehm „und Sandbänke, und in der Höhe Sand mit Lehm ver„mischt, und niemahls einen schlüpfrigen und morastigen „Grund, wie er um Amsterdam angetroffen wird. Ueber „dieses findet man in den häufigen süßen Wasserquellen „Beweise genug von einem natürlichen festen, und nicht „durch Kunst gewonnenen Grunde, zu welchem auch die „Kanäle, welche man in der Stadt gegraben hat, wenig „oder nichts beytragen können, weil diese Kanäle lange „nach

(*) Es hat vorhin der Uebersetzer bey Beschreibung dieser Ruine sich immer des Wortes Pfeiler bedient. Es soll solches aber auch nichts weiter als Pfahl bedeuten.

„nach der Erbauung der alten Stadt gegraben worden „sind. Und wenn ich auch hier die ganze alte und neue „Stadt mit Stillschweigen übergehen wollte, so würde „die Burg allein hinlänglich seyn, die Unmöglichkeit zu „zeigen, daß man mit dem ganzen gewonnenen Grunde „diese Erhöhung nicht würde haben machen können."

Bey Katwyk op Zee ergoß sich ein Arm des Rheins vormahls in die See, der den Nahmen des eigentlichen Rheins führte; statt der Mündung findet man heut zu Tage Dünen, in welchen sich, wie viele unrichtig sagen, der Rhein verlieren soll. De Luc hat hierüber artige Bemerkungen gemacht, welche hier einen Platz verdienen (*): „Der Kanal, den man „noch den Rhein nennt, ist ein Kanal wie die übrigen, „nur daß seine Ufer, weil er ehedem ein Fluß war, „nicht geradlinigt, und mit Pfählen verrammelt sind. „Ich habe ihn bis Katwyk op Rhyn verfolgt. Die „Einwohner dieses langen Dorfes brennen Ziegel und „Kalk aus den Conchylien, meistentheils aus einer „Art kleiner Gienmuscheln mit wenigen Herzmuscheln, „Tollinen und Schnecken vermischt. Die Menge „dieser Gienmuscheln ist so groß, daß man sie nicht „allein zum Kalkbrennen, sondern auch statt des San„des zur Bestreuung der Alleen und öffentlichen Spat„ziergänge gebraucht. Aber das System, welches den „Ursprung aller kalkartigen Materien aus den Conchy„lien herleitet, gewinnt nichts dabey; denn diese Con„chylien, so häufig sie sich finden, machen doch keinen „eignen Sand aus. Aller Sand, der sie umgiebt, „ist glasartig. Sie zerbrechen zwar, aber noch kann „man die kleinsten Stücke für das, was sie sind erken„nen. Vielleicht macht man den Einwurf, daß das „Rollen dieser Stücke sie abnutzen müsse, und daß „aus

(*) Briefe über die Geschichte der Erde und des Menschen, B. 2. S. 369.

„aus den abgeriebenen Theilchen doch kalkartige Mate=
„rien entstehen könnten; allein, das Reiben kann nur
„an der Oberfläche Statt finden, und diese bleibt nie
„lange unbedeckt. Es legt sich bald eine neue Schicht,
„entweder von Conchylien, oder Schlamme darüber;
„auch findet man die Conchylien stets mit glasartigem
„Sande vermischt.

„Ueber dem Sande der Dünen liegt eine Schicht
„Thon, die unter den Dünen hindurch geht, und sich
„unter dem Sande des Strandes wieder findet. Hier=
„durch hat der Rhein seinen Hauptarm verstopft, und
„hat daher in andere übergehen müssen. Sobald sein
„Grund hier hoch genug gewesen, haben die Wellen
„den Sand darüber geworfen, und die Winde Dünen
„daraus gebildet. Dieses ganze große Werk ist aber
„erst seit den Zeiten der Römer entstanden. Bey
„Katwyk theilt sich der Kanal Rhein in mehrere Aeste,
„welche längst den Dünen hinlaufen, und zum Weg=
„führen des Sandes, Torfs und Thons dienen. So
„verliert sich der Rhein nicht im Sande, sondern geht
„wie jeder Kanal in andre Kanäle über. Die Dünen
„sind an diesem verstopften Arme des Rheins noch
„nicht so hoch, als die übrigen dieser Reihe. An ih=
„nen liegt auf der Seeseite Katwyk op Zee, wo man
„am häufigsten Muscheln sammelt. Der ganze Ab=
„hang von Dünen ist mit Haufen von Muscheln be=
„deckt, und man bringt sie durch einen Kanal in den
„kleinern Rhein. Dieser Kanal liegt ganz im Sande,
„und hält dennoch Wasser, ein Beweis, daß sich der
„Rhein nicht durch den Sand filtriren, und in demsel=
„ben verlieren könne."

Von dieser merkwürdigen Gegend und dem Mu=
schelsammeln findet man einen Prospect im ersten Theile
von Berkhey's Naturgeschichte von Holland, wel=
chen ich daher entlehne, und hier in der Figur 4330
angeführt habe. Man sieht auf diesem Kupfer, wie

der

der Rhein sich an den Dünen endlich in kleinen Armen und Gräben zersplittert; auch gleich im Vordergrunde wird man das Ende eines Kanals gewahr, der bis Katwyk an der See läuft, und das Mallegat heißt, neben welchen einige flache Kähne (Schuiten) hin und wieder fahren, um Muscheln und Salzwasser an die niedern und äußersten Ufer des Rheins zu bringen. Das Schöpfen des Salzwassers vermittelst einer Gußpumpe oder eines ledernen Hebels, welches in einer platten Vlet geschieht, und nach dem in Mallegat liegenden Fahrzeuge hinüber gepumpet wird, ist auf dieser Aussicht ein vorzüglicher Gegenstand. Nächst dem erblickt man Kornmandeln, Vieh auf der Weide, und überhaupt alles was zu einer schönen Aussicht gerechnet werden kann.

Zwischen Leiden, Wörden und Alphen befinden sich vorzüglich gute Dachziegeleyen, und auch Kalkbrennereyen. Der holländische Kalk, der wegen seiner Weiße und Feinheit so berühmt ist, wird, wie ich vorher schon angeführt habe, aus kleinen Seemuscheln gebrannt, die am Seestrande bey Katwyk, Nordwyk, Schevelingen (*) und an andern Seedörfern durch besondere Leute, die daraus einen Handlungszweig machen, gesammelt, und fuhrweise an die Kalkbrenner verkauft werden. Sie werden mit Wagen aus der See geholt, in Schuyten gethan, und so den Rhein hinauf auf die Kalköfen verfahren. Ein Karn hält 2 Huth, (ein Huth, Hoed, hält 4 Berliner Scheffel,) und kostet hier 54 Stüber. Der Kalköfen stehen

(*) Es ist ein Privilegium der armen Einwohner von Schevelingen, Muscheln zu fangen. Sie fahren bey niedrigem Wasser auf die vor der holländischen Küste in der Gegend sich hinziehende Sandbank, und sammeln sie mit Netzen, bringen sie, nachdem sie vorher, sobald sie nur auf dem Strande angekommen, schon ihre Abgabe haben entrichten müssen, auf Schuyten nach dem Haag, und verkaufen sie dort, den Karren voll um eine Krone.

hen gewöhnlicher Weise immer zwey neben einander, damit, wenn der eine brennt, der andere gleich wieder gefüllt, und so mit dem Brennen fortgefahren werden kann. Sie sehen aus wie ein abgestumpfter Kegel; ihre Höhe beträgt 14 Fuß, der Durchmesser an der Basis 27. Die Muscheln (Schulpen) werden mit dem Torfe Lagenweise eingebracht, so daß unten auf der Sohle, die von Klinker geschlagen ist, zuerst eine Lage Torf, dann Muscheln, und so abwechselnd acht Mahl über einander gelegt wird, bis zur obersten Lage, die man wieder mit Torf bedeckt.

Die Figur 4331 zeigt die Grundlage eines solchen Kalkofens, und in Figur 4332 sieht man den Ofen im Durchschnitte. Bey m, Figur 4331 und 4332, sieht man einen Kanal, der bis ins Centrum des Ofens läuft, und an beyden Seiten Oeröffnungen n n hat; in diesem Kanale wird das Feuer angelegt, wodurch der Ofen in Brand gesetzt wird. Um den Zug desto besser zu befördern, wird die Mündung dieses Kanals gegen Südwesten, als der Gegend, wo hier in Holland die stärksten und meisten Winde herwehen, gerichtet. Außer der Oeffnung D (Figur 4331) sind noch eilf Oeffnungen, welche man mit G bezeichnet sieht, die mit Mauerziegeln inwendig nahe am Ofen dergestalt zugespitzt werden, daß zwischen jedem Steine eine viereckige Oeffnung, wie die Figur 4333 zeigt, bleibt, und alsdann noch eine länglichte Oeffnung E (Figur 4332), durch welche die höhern Lagen des Ofens eingelassen werden. Diese und die Thüre werden vermauert, letztere nur bis e, Figur 4334, (welche die ganze Ansicht des Ofens von außen vorstellt,) wo eine eiserne Thüre den übrigen Raum verschließt. Um den Wind zu fangen, und in die Oeffnung zu leiten, werden Bretter schräge angesetzt, welche bey ppp, Figur 4334, zu sehen sind.

Ein

Ein solcher Ofen hält 40 Huth Muscheln, und 1000 Tonnen Torf. Er brennt 8 Tage lang, da sich dann die Masse bis k, Figur 4332, herunter gesenkt hat. Die Oeffnungen D und E, Figur 4332, werden nun aufgerissen, und der Kalk wieder herausgeholt; die obersten anderthalb Lagen Muscheln sind durch den Dampf des Torfs schwarz geworden, und werden unter dem Nahmen Schwarzgut auf die Seite geworfen, um daraus den sogenannten schwarzen Kalk zu sieben, und das Uebrige zum Gebrauch in den Gängen der Gärten, und zum Schlagen der Kolbbahnen (*) zu verkaufen. Diese Lage ist nun gleichsam der Mantel, der die untere vor Regen und Nässe schützt, indem die Oefen oben ganz offen sind, wie man an dem Durchschnitte des Ofens, Figur 4332, sieht. Die übrigen Lagen werden ins Magazin, das dicht neben dem Ofen ist, hineingefahren, in kleine Haufen gestürzt, und gelöscht. Der Kalk erhitzt sich in ein Par Minuten so gewaltig, daß er eine ordentliche Hitze um sich her verbreitet, und sich mit starkem Aufbrausen um die Hälfte ausdehnt. Die Muscheln, die noch meist alle in ihrer ganzen vorigen Form aus dem Ofen gekommen sind, zerfallen nun in ein feines Pulver, das, wenn feiner Kalk zum Weißen daraus verfertigt werden soll, auf einen Haufen geworfen, und gesiebt wird. Dieser wird in Tonnen verkauft, und, wenn jener, der schwarze Kalk, der Huth 6 Fl. 5 Stbr. bis 7 Fl. kostet, so ist der Preis von diesem 9 Fl. Aus einem Ofen kommen 60 Huth Kalk. 30 Wochen wird gefeuert, in der Woche ein Ofen, macht im Jahre 1800 Huth; und der Huth im Durchschnitte 8 Fl., macht 14400 Fl.

Die

(*) Kolbbahnen sind große festgeschlagene viereckig abgestochene Plätze, auf denen mit Bällen, oder messingenen an einem langen Stiele befestigten Kolben, ein Spiel gespielet wird, das dem Mailleſpiele ähnlich ist.

Die in der Gegend Leiden befindlichen Dachziegeleyen, haben folgende Einrichtung: Die Thonerde, woraus die Ziegel gemacht werden, macht hier herum die Dammerde der Wiesengründe aus, auf denen sie 3 Fuß tief liegt und gestochen wird. Nachdem sie vorher auf einen Haufen geschlagen, und unter Rohrmatten etwas getrocknet worden ist, so wird sie erst geschnitten, weil sie mit vielen Wurzeln und dergleichen Unreinigkeiten vermischt ist. Das Schneiden geschieht in einer Maschine, die die Figur 4335 zeigt, vermittelst sieben Messer, welche an einer vertikal stehenden eisernen Axe angeschmiedet sind, und in einem rechten Winkel mit ihr, um sie herum, in einer Distanz von ohngefähr 3 Fuß vertheilt sind. Sie sind eingeschlossen in einem hölzernen Kasten, in dem vorn eine Thüre, oben aber eine große Oeffnung ist, in welche die Erde hineingethan wird, welche die Messer in verschiedenen Richtungen durchschneiden, und die alsdann bey m in Stücken, wie Figur 4336, herauskommt. Die Messer werden durch ein Pferd umgetrieben, und eine Weibsperson, die unten die geschnittenen Stücke empfängt, und ein Arbeiter, der frischen Thon anführt, machen in einer Stunde 400 Stück (*).

Es kommen dieselben nun unter die Hände zweyer Streicher, nachdem sie vorher noch erst durch einen besondern Arbeiter gewalkt worden sind. Walken heißt,

(*) Es ist Schade, daß der Königl. Preuß. Bergrath und Fabriken-Commissarius der Grafschaft Mark, Hr. Eversmann, aus dessen Technologischen Bemerkungen auf einer Reise durch Holland, dieser Aufsatz entlehnt ist, nicht so gefällig gewesen ist, die eigentliche Maschinerie vermittelst Figuren zu erklären. Die äußere Ansicht des Kastens, worin die Messer sich befinden, welche die Erde reinigen, dient zu weiter nichts, als den Platz anzuzeigen, wo sich die Messer befinden. Fände aber hier eben die Entschuldigung Statt, die der Hr. Verfasser S. 183, wegen der Construction des Ziegelofens selbst, anbringet, so will ich gern schweigen.

heißt, wenn zwey dergleichen Stücke der Länge nach zusammen gelegt und vereinigt, ebenfalls der Länge nach, wie Brodt, einige Mahl durchgeknetet, darauf etwas glatt gestrichen und in drey Stücke zertheilt werden. Die Former oder Streicher streichen aus einem solchen Drittheil einen Stein, und ein dergleichen Arbeiter streicht 2000 bis 2100 in einem Tage. Die hier sehr gewöhnlichen, wie ein S gestalteten Dachziegel, erfordern zwey Streicher; der erste hat einen Rahmen, Figur 4337, der von Weidenholz, und oben mit etwas Eisen, um immer gleich dick zu bleiben, beschlagen ist; in den wirft er die Erde an, und streicht das Uebrige mit einem cylindrischen Streichholze ab, und wirft es auf einen Fleck am Arbeitstische. Der andere empfängt die so weit geformte Erde, thut sie auf sein nach der Form der Ziegel geformtes Holz, fährt mit der nassen Hand darüber hin, streicht an den Seiten mit dem Streichholze gleich, und formt mit der Erde, so der vorige abgestrichen hat, die Nase. Er legt dann das Holz, Figur 4338, in die Hohlung des Ziegels, dreht die Form um, daß er darauf zu liegen kommt, und legt ihn dann mit Hülfe dieses Holzes auf eine Stelle der Trockenhagen. Die Form selbst wird durch die Figur 4339 vorgestellt; sie ist ebenfalls von Weidenholz, und an der Seite a a mit Leder beschlagen, um sich desto weniger abzunutzen. Diese beyden Arbeiter transportiren ihren Werktisch von Ort zu Ort, und immer dahin im Trockenhause, wo sie ledige Stellen zum Auflegen der Ziegel finden.

Die großen sogenannten Forstenziegel (Firstepannen) für die Strohdächer, wie auch die kleinen ohne Nasen, formt der Meisterknecht selbst, nicht des Formens wegen, sondern weil es schwer ist, sie zum Trocknen aufzustellen; dieses geschieht auch nicht in den Hagen, sondern sie werden einer hinter den andern ge-

stellt, wie man an Figur 4340 sieht. Eben deswegen sind diese Ziegel um ein merkliches, und wohl sechs Mahl theurer, als die gewöhnlichen.

Die Hauptsache bey diesem Ziegelbrennen ist die Construction des Ofens, der nicht ganz einfach ist. Die Feuerung geschieht mit Torf. Die Figur 4341 stellet das Fundament des Ziegelofens dar; auf diesem sind nach der Länge des Ofens in vier Reihen hinter einander, kleine Bogen a aufgemauert, die auf ihren Wiederlagen ruhen, und durch steinerne Anker, womit sie verbunden sind, ihre Festigkeit erhalten. Diese Bogen hinter einander machen vier Gewölbe aus, unter denen das Torffeuer angelegt wird und brennt. Durch die kleinen Seitenkanäle v v, Figur 4342, kann auch die Hitze aus dem einen Gewölbe in das andere treten. Durch die Zwischenöffnungen b b, Figur 4343, die durch den Abstand der kleinen Bogen, welche zusammen ein Gewölbe ausmachen, gebildet werden, tritt die Flamme in den von Mauersteinen geschlagenen Herd, über dem die Ziegel stehen. Dieser Herd, oder steinerne Rost, der von expreß dazu geformten Steinen, welche 1 Fuß lang, 3 Zoll breit, und 4 Zoll hoch sind, woraus auch die kleinen Gewölbe bestehen, auf die Art, wie Figur 4342 zeigt, geschlagen ist, macht die ganze Sohle des Ofens inwendig aus, und wird mit dem nähmlichen Lehme, woraus die alsdann noch rohen Steine geformt sind, gemauert.

Die Schüröffnungen F, auf beyden Seiten des Ofens (Figur 4342 und 4343), können mit Schützen von Lehm zugesetzt werden. Der innere Raum ist in neun Steinhöhen eingetheilt; auf drey von dem Roste an fängt das Gewölbe an, das zur Dauerhaftigkeit des Ofens gegen zwey Balken G von 22 Quadratruthen ruht, die durch die auf den kurzen Mauern H (Figur 4344) liegenden, wie ein Viergespann, zu-

sam-

sammen gezogen werden. In der mittlern Höhe, unter der Krone des Gewölbes, stehen also 9 Steine über einander, und in der Breite unten am Herde 22.

Dieser Ofen war auf 20000 Stück Ziegel eingerichtet, da andere gewöhnlich nur zu 12000 Stück sind. Die Decke des Gewölbes hat 60 Zuglöcher, die mit Fliesen (Estrichen) zugedeckt und geöffnet werden können, nach Art der Churmärkischen Kalköfen bey Holz, wodurch sich die Hitze im Ofen regieren läßt. In der Vordermauer des Ofens siehet man eine längliche Oeffnung, die zum Ein- und Ausfahren dient, und während des Brandes mit Steinen zugesetzt wird. Die Absätze, die man Figur 4345 am Ofen wahrnimmt, sind hauptsächlich angebracht, um den Ofen durch darauf liegende Viergespanne von Balken festzuhalten, daß er der ausdehnenden Gewalt der Hitze widerstehe; zu gleicher Zeit gewinnen die Arbeiter dadurch Platz zum Trocknen der Steine bey nasser Witterung. Die Fliesen werden so eingesetzt, wie Figur 4346 a, und 4346 b, zeigt, wo erstere die untere, und letztere die obere Lage vorstellt, wonach sie mit einander abwechseln.

Zum Einsetzen des Ofens gehen 10 Stunden darauf, 34 steht er im Brande, und ein kleiner Tag geht darüber hin, ihn auszunehmen. Zu 20000 Ziegeln werden 150 Tonnen Torf erfordert. Alle acht Tage wird gewöhnlich ein Brand gemacht. In guten Sommertagen, wo die Steine gut und langsam haben trocknen können, bekommen sie fast gar keinen Abgang (Lekkagie), wohl aber bey feuchter Witterung.

Die holländischen glasurten Dachziegel werden im Lande und auch außerhalb sehr gesucht, wegen ihrer Farbe, und besonders wegen ihrer Dauerhaftigkeit; sie werden auf folgende Manier gemacht: Man nimmt kleingemahlte Bleyglätte (Potloot), thut zu 20 Pfund 3 Pfund Braunstein, gießt darüber Wasser, worin

Thon aufgelöset worden ist, und verdickt dasselbe so lange mit Thon, bis eine kleine gebrannte Knippkugel von Irdenwerk darin schwimmt, welches ein Zeichen ist, daß die Komposition zur Glasur fertig ist. Der Arbeiter nimmt die völlig ausgetrockneten Ziegel, und begießt sie mit dem Fluido dergestalt, daß an den Rand, wo sie im Ofen übereinander zu liegen kommen, und in einander eingreifen, nichts hinkommt, weil im entgegengesetzten Falle die Steine an einander laufen würden. Die mit solcher Glasur überzognen Steine erfordern zur Verglasung des Ueberzugs die größte Hitze, die der Ofen zu geben im Stande ist, und werden zu dem Ende im Ofen dem Feuer nahe gelegt.

Ueberdem macht man noch eine Art Dachziegel, die ganz grau sind; diese Farbe bekommen sie vom Schwaden des nassen Elsenholzes. Wenn nähmlich der Ofen in der größten Gluth steht, und man glaubt, daß er in etlichen Stunden ausgenommen werden muß, so werden Erlenschranzen mit Laube, und allem so grün und feucht, wie sie vom Baume kommen, eingefeuert, und dagegen mit Torf zu feuern aufgehört; die Schürlöcher aber, um den Zutritt der Luft zu verhindern, und dadurch das Schweelen zu vermehren, zugesetzt. Auf solche Art werden die Steine blau. Die Ziegelbrenner haben zu dem Behufe eigne kleine Erlenbüsche, und verkaufen die durch Schweelen erhaltenen guten Holzkohlen an die Silberschmiede. Im Artikel Ziegeley wird weiter von dem Ziegelbrennen im Allgemeinen sowohl, als auch besonders von verschiedenen vortheilhaften Erfindungen und Einrichtungen, gehandelt werden.

Ich komme wieder zur Stadt Leiden selbst zurück. Sie ist, wie schon angeführet worden, mit breiten Gassen und Kanälen durchschnitten, unter welchen letztern der alte Rhein der vornehmste ist, welcher von

Mor-

Morgen gegen Abend, mitten durch die Stadt, hinter dem Rathhause weg, so sanft fließt, daß man seinen Lauf fast nicht bemerkt. Schon vor der Stadt, hinter der Leidendorper Brücke, theilt er sich in zwey Arme, welche der alte und der neue Rhein genannt werden. Der neue Rhein ist ein Kanal, der wahrscheinlicher Weise zum Besten der Stadt Leiden ist gegraben worden; der alte hingegen ist der natürliche Strom, welcher durch ein dreyeckiges Stück Land von dem neuen abgesondert ist. Dieser läuft zwischen diesem Lande und dem gemeinen Wege, neben der Segelpforte (Zeilpoort) in die Stadt Leiden, vorher aber sich durch die Spanjaardsbrücke mit der Syl, einem geräumigen und breiten Wasser, und längst den Sweiland, mit der Leede vereinigt, und alsdann seitwärts durchs Kager ins Haarlemer Meer ausfließt.

Der neue Rhein fließt auf der andern Seite des obgedachten dreyeckigen Stückes Landes fort, und läuft auf eben die Weise neben der Hoogewoertspoort in die Stadt Leiden, und diese beyde hier zusammenfließende Arme geben der Stadt unterschiedene geräumige und gesunde Kanäle. Sie vereinigen sich vor der Fischbrücke und dem adlichen Schlosse der Lugt, vollkommen wieder. Kaum aber kommen sie wieder zusammen, als der Rhein schon wieder in zwey Arme vertheilt wird, davon der eine den Nahmen Maarne erhält, welche mit dem Rhein an diesem Orte von gleichem Alter seyn soll. Diese Maarne verläßt nun die Stadt am Maarner Thor, ehedem am Fuße der Burg, und verbreitet sich darnach in einen alten Fluß, die Leede, Leithen, oder nach einer weichern Aussprache, Leiden, genannt. Diese Leede vereinigt sich hinter Warmond mit dem Syl; ehe aber die Maarne nach dem Syl fließt, wendet sie sich bey Poelgeest vorbey, nach Oestgeest, von da

verfolgt sie ihren Lauf durch Rhynsburg, wo sie ihren Nahmen wieder verliert, und der Rhein genannt wird, welchen Nahmen sie auch behält, bis sie bey Katwyk auf ihren großen Hauptarm stößt, und sich wieder mit ihm vereinigt.

Nachdem sich die Maarne vom Rhein innerhalb der Stadt abgesondert hat, so fließt er gerade durch, und verläßt Leiden zwischen dem weißen und Morschthor, unter dem Nahmen des Galgenwassers, welchen er von der dortigen Gerichtsstätte erhält. Im Fortfließen giebt er einige Kanäle, den Ländern des Hoogemorsch auf der einen, und Voorschooten und Wassenaar an der andern Seite. Ferner befeuchtet er Valkenburg durch einen geräumigen Fluß, und kommt endlich nach Katwyk an den Rhein, da dann an dessen Ende dieser berühmte Strom in seinem letzten Lauf so sehr abnimmt, daß, da er nun in einigen kleinen Bächelchen und in den Kanal nach Woordwyk nach und nach fällt, sich jetzt so zu verlieren scheint, wie ich zuvor angezeigt habe.

Ueber den Kanälen in der Stadt sind breite Brücken, zum Theil mit eisernen Geländern. Sowohl diese als alle andere Stücke der Baukunst, zeugen nicht nur von dem Erfindungsgeiste, sondern vorzüglich von der Mühsamkeit der Holländer. Die geringste Kleinigkeit fast, suchen sie zu benutzen. Statt des Ballastes, führt der Holländer in seinen Schiffen die ihm mangelnden Pflastersteine aus dem Norden, und den besten Marmor aus Italien nach Hause, verschönert seine Straßen, befestigt seine Dämme, und verziert seine Häuser dadurch, ohne daß es ihm viel mehr kostete, als wenn sich diese Materialien überflüssig in seinem Lande befänden. Selbst Torfasche, Gassenkoth und Dünger, sind ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Ob er gleich alle diese Dinge selten nur selbst brauchen kann, so ist es doch durch die Polizey

ver-

verbothen, solche in die Kanäle zu schütten. Sie werden aufs sorgfältigste durch dazu bestellte Leute gesammelt, und wo man sie nicht selbst nöthig hat, an die Brabanter verkauft (*). Durch diese einzige Anstalt erhält man den höchsten Grad der Reinlichkeit auf den Straßen, verhütet die Verschlämmung der Kanäle, und gewinnt noch oben darein eine, im Ganzen nicht unbeträchtliche Summe. In der Provinz Holland ist gegenwärtig die Ausfuhr dieses Products bey Zuchthausstrafe verboten worden; weil man einsieht, daß es mit noch größerem Nutzen im Lande selbst verbraucht werden kann.

In den vornehmsten Gassen der Stadt sind die Häuser zwey bis drey Stockwerke hoch, von Backsteinen, mit grünen Thüren und Fenstern versehen. An den Häusern geht der Fußweg, der ebenfalls mit Backsteinen gepflastert ist. Manche Gassen sind aber auch enge. Im Jahre 1732 zählte man 10891 Hauser(**).

Die Anzahl der französischen Flüchtlinge hatte sich vor etwa 16 Jahren, und noch länger, schon sehr vermindert; und daher wird, nächst dem Holländischen, fast mehr deutsch, als französisch geredet. Jetzt aber, bey den Unruhen, ists wahrscheinlich, daß die fran-

(*) Die Brabanter sind bey diesem Düngerhandel so delikat, als es nur ein Weinhändler bey dem seinigen seyn kann. Um nicht betrogen zu werden, untersuchen sie seine Güte durch ihren feinsten Sinn — den Geschmack, und kosten die Proben davon mit einer eben so kritischen Zunge, wie ein deutscher Prälat Proben von Hochheimer und Stehwein versucht. Anmerk. von Grabner.

(**) Im Jahre 1782 starben hier 1448 Personen, und 898 wurden geboren. Von 1730 bis 1740, starben im Mittel jährlich 1781; also nimmt die Stadt ab, welches mit Struyks und Kerseboams Bemerkungen überein kommt. Leiden wird für die volkreichste Stadt nach Amsterdam gehalten. Nimmt man an, daß in den holländischen Städten von 28 einer stirbt, so gäbe obige Sterbezahl nur 30544 Einwohner für Leiden.

zösische Sprache wieder mehr, als irgend eine sonst, dort geredet werden mag.

Die breite Straße (breede Straat) ist eine der schönsten und breitesten, die man je sehen kann, ob es gleich zu viel gesagt ist, wenn die Leidner sie für die schönste in Europa ausgeben. Sie ist beynahe eine halbe Stunde lang, aber zugleich etwas krumm. Eine andere Straße heißt die lange Brücke, weil unter derselben ein gewölbter Kanal weggehet, den man alle Jahre reiniget, damit er nicht voll Unrath wird. Die Zahl der sämmtlichen Gassen soll sich auf 180 belaufen.

Im Jahre 1574 mußte Leiden eine der schrecklichsten Belagerungen von den Spaniern ausstehen, und die Einwohner waren durch Hunger aufs äußerste gebracht, als man einen Damm durchstach, und das Land unter Wasser setzte. Eine mit dem Nordwestwinde kommende Springfluth ward als ein Wunder angesehen, und die Spanier mußten mit großem Verluste über Hals und Kopf abziehen. Der 3te October ist seit der Zeit ein Feyertag und Dankfest, an dem die Geschichte der Befreyung von allen Kanzeln verlesen wird.

Die Burg oder das Schloß, liegt ohngefähr mitten in der Stadt, wahrscheinlich, weil Leiden fünf Mahl vergrößert worden ist, da sie vormahls an einem Ende der Stadt sich befand. Sie ist auf einer Anhöhe am Rheine gebauet. Einige schreiben sie den Römern zu, andere glauben, sie sey im 5ten Jahrhunderte von dem angelsächsischen Heerführer Hengst erbauet, noch andere setzen ihren Ursprung ins 9te Jahrhundert, und diese Meinung hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Die Anhöhe ist für diese Gegend beträchtlich, und hat verschiedene Rasenabsätze. Oben stehen einige verrostete Kanonen. Man muß 90 Stufen steigen, bis man die Oberfläche erreicht, wel-

welche mit einer dicken Mauer von Backsteinen umgeben ist, die 125 Schritte im Umfange hat. Ein etliche Stufen erhöheter Absatz läuft um die Mauer vor den Einschnitten in selbige herum. Inwendig ist ein kleiner Bezirk von einem Garten, dessen Hecken und Lauben von Ulmen und Weißbüchen und beschnitten sind. Es ist der Mühe werth, daß Fremde die Burg besuchen, um die Lage der Stadt und Gegend zu übersehen. Man zeigt ihnen einen tiefen Brunnen, und versichert denen, die es glauben wollen, daß vormahls ein unterirdischer Weg von hier bis Katwyk, eine halbe Meile weit, gegangen, ohne daß man den geringsten Nutzen davon einsehen kann (*). Die Bürger von Leiden gehen hierher zu Biere, und betrachten bey einer Pfeife Toback ihre Stadt.

Dem Rathhause in der breiten Straße sieht man das Alter an. Es ward zu Ende des 16ten Jahrhunderts gebauet. Es besteht aus zwey Stockwerken mit einem kleinen Thurme, und hat eine hohe Treppe vor dem Eingange. Unten sind die verschiedenen Gerichtskammern. Ein Liebhaber trifft hier verschiedene gute

(*) Wenn es wahr ist, daß das Haus Britten bey Katwyk sowohl, als die Burg in Leiden, von den Römern erbauet worden ist, so ließe sich allenfalls eine Ursache des seyn sollenden Ganges von der Burg nach Katwyk, oder vielmehr nach Britten, angeben. Gewiß werden die Römer es für nothwendig gehalten haben, eine unmerkliche Communication zwischen beyden so nahe an einander liegenden Festungen zu erhalten, damit, wenn auch der Feind selbst zwischen beyden Plätzen stand, sie doch Verbindung hatten. Auch kann von der Burg frisches Wasser vermittelst dieses Ganges haben nach Britten transportirt werden sollen, wenn der Feind solches auf der Oberfläche der Erde hemmen möchte. Was die Römer an Wasserleitungen gewandt haben, weiß man, und noch entdeckt man in den Gegenden, wo sie hingekommen, Spuren und Ruinen davon, die uns zur Bewunderung hinreißen. Hr. Volkmann aber, der sich die Möglichkeit des Ganges nicht gedenken kann, mag vielleicht andere Gründe haben, die ich nicht kenne, weßhalb er an der Sache zu zweifeln sich verbunden hält.

gute Gemählde an, um deren willen er sich nicht die Mühe verdrießen lassen wird, ein sonst schlecht meublirtes Gebäude zu besehen. In der Bürgermeisterkammer hängt ein berühmtes Gemählde des Lukas von Leiden, welches das jüngste Gericht vorstellt.

(Lukas von Leiden, der in vielen Kunstbüchern auch Lukas von Holland heißt, war in Leiden 1494 geboren, und starb zu frühzeitig für seine Kunst im 39sten Jahre. Er gehört zu den Wiederherstellern der Kunst in den Niederlanden, und würde es noch viel weiter gebracht haben, wenn er mehr gesehen hätte. Er eiferte beständig mit Albert Dürern um die Wette. Er zeichnete, mahlte, radirte, stach in Kupfer, und schnitt in Holz. Das Gemählde, von dem hier die Rede ist, besteht aus drey hölzernen Tafeln, die zusammen gelegt werden können, so daß die beyden Flügel, welche halb so breit sind, gerade auf das mittlere Hauptgemählde passen. Es wird für eins seiner besten Werke gehalten. Die Figuren sind in halber Größe, und haben viel Ausdruck, obgleich, wie alle Bilder dieses Meisters, etwas Manirtes. Dieses und alle hier befindlichen Gemählde haben vieles vom Rauche und Schmutze gelitten, und hängen in keinem guten Lichte.)

Auf der mittelsten Tafel dieses Gemähldes sieht man Christum auf einem Regenbogen, und unten die Auferstandenen, welche den entscheidenden Ausspruch erwarten. Auf der rechten Seitentafel werden die Frommen von den Engeln in den Himmel getragen, und auf der gegenüberstehenden zeigen sich Teufel in scheußlichen Gestalten, welche die Verdammten nach der Hölle treiben. Unter den drey Stücken haben die Frommen mit den Engeln den wenigsten Ausdruck.

Man sieht in diesem Zimmer noch zwey schöne Gemählde, wovon das eine die Enthaltsamkeit des Scipio vorstellt, und das andere, welches dem Ferdinand Boll, Rembrands Schüler, zugeschrieben wird, in Ansehung der Geschichte von Leiden merkwürdig ist. Man sieht darauf die durch die obge-

dachte

dachte hartnäckige Belagerung der Stadt ausgehungerten und nunmehr befreyeten Einwohner, aus deren Gesichtern Freude über ihre Erlösung blickt. In der Schöppenkammer trifft man wieder drey Gemählde von Lukas von Leiden an: die Kreuzigung Christi, die eherne Schlange, und die Opferung Isaacs, welche ihren Werth haben, und als solche alte Stücke schätzbar sind. Aber über dem Kamine bemerkt man ein schönes historisches, mit vielem Feuer gemahltes Stück von der Hand des de Moor, auch eines leidner Künstlers, der 1656 geboren war, und 1738 im Haag starb. Es stellt die Geschichte des Brutus, und die Enthauptung seiner Söhne vor, davon der Kopf des einen bereits zu seinen Füßen liegt.

Bey dieser Gelegenheit kann man bemerken, daß keine Stadt in den Niederlanden so viel berühmte Mahler hervorgebracht hat, als Leiden. Außer den beyden jetzt genannten kann man besonders noch anführen: Otto van Veen (Vennius), geboren 1556, der durch seine Emblemen nach dem Horaz bekannt ist; der berühmte Rembrand, der sich einen gleich großen Nahmen durch seinen Pinsel, und durch seine Radirnadel erworben hat, und eigentlich auf einer Mühle bey Leyden, zwischen den Dörfern Leyersdorp und Koukerk, 1606 geboren ist; Gerhard Douw, geboren 1613; Gabriel Metzu, geboren 1615; die Mahlerfamilie Mieris, nähmlich Franz der Aeltere, geboren 1635, seine beyden Söhne, Johann und Wilhelm, und des letztern Sohn, Franz der Jüngere (*); Johann Peter von Slingeland, geboren 1640, u. a. m.

Die

(*) Er hat nicht so viel gemahlt, ist aber ein wichtiger Geschichtschreiber der Niederländer geworden, und 1763 gestorben. Seine vornehmsten Werke sind: Geschichte der Fürsten aus dem Hause Bayern, Burgund und Oestreich, welche die Niederlande beherrscht, drey Bände, in kol. mit

mehr

Die andern öffentlichen Gebäude sind nicht sehr bedeutend. Auf dem Fischmarkte steht ein hübscher Springbrunnen, welcher die Luft erfrischet, die gemeiniglich an solchen Plätzen mit üblen Ausdünstungen angefüllt ist. Der Prinzenhof war ehemahls ein Kloster.

An Kirchen fehlt es der Stadt nicht; weil die größeste Anzahl der Einwohner katholisch ist, so haben sie auch die meisten Oerter, wo sie sich zur Abwartung ihres Gottesdienstes versammeln. Die Französisch-Reformirten füllten sonst zwo Kirchen aus, jetzt ist die eine Marienkirche schon viel zu groß für sie. Die Lutheraner haben zwo, die Engländer eine, und die Mennoniten auch eine Kirche. Für die herrschende, nähmlich die holländische reformirte Religion, sind fünf Kirchen. In einer von diesen, der Peterskirche, die groß, aber unregelmäßig, und inwendig mit lauter Wapen auf schwarzen Feldern behangen ist, bemerkt man das Grabmahl des berühmten Doctors Boerhaave, welches ihm eine reiche Wittwe aus seiner Familie 1762 aufrichten lassen. Es ist sehr einfach, und nur 6 Fuß hoch, jedoch dem Charakter dieses großen Gelehrten ähnlich und angemessen. Es besteht aus einer Urne von weißem Marmor, um die ein Kranz gewunden ist, an dem unten ein Medaillon aus eben dem Stein, von 3 Zoll im Durchmesser hängt, auf dem man des Boerhaave Kopf mit der Umschrift: Sigillum veri simplex, sieht. Die Urne ruhet auf einem $4\frac{1}{2}$ Fuß hohen Piedestal aus schwar-

mehr als 1000 Münzen von dem Verfasser selbst gezeichnet; Chronik von Holland; Chronik von Antwerpen. Das große Buch von den Privilegien der Grafen von Holland, fünf Folianten; Privilegien und Gewohnheiten des Delfter Landes. Beschreibung und Chronik der Stadt Leiden; Privilegien und Gewohnheiten derselben, 1759. fol. u. a. m.

schwarzem Marmor. An der andern Seite steht mit goldenen Buchstaben die wohl gewählte Inschrift:

Salutifero Boerhavii genio sacrum.

zur Linken sein Sterbejahr 1738, und zur Rechten sein Geburtsjahr 1668. Man sieht hier auch die Epitaphien des Coccejus und Erpenius.

In der Schneiderherberge zeigt man noch den Tisch, worauf der hier 1510 geborne berüchtigte Wiedertäufer Johann Bockolt, insgemein van Leiden, als Schneider seine Arbeit zugeschnitten. Er ward hernach ein Komödiant, und machte hierauf gemeine Sache mit einem Bäcker von Amsterdam, der sich für einen Gesandten Gottes ausgab. Nach einiger Zeit warf er sich zum Oberhaupte der Wiedertäufer in Westphalen auf, beging große Grausamkeiten, führte die Vielweiberey ein, und nahm selbst etliche Weiber. Im Jahre 1534 bemächtigte er sich der Stadt Münster, ließ sich zum Könige ausrufen, und Geld schlagen (*). Der Bischof von Münster belagerte die Stadt mit Beyhülfe anderer Reichsfürsten, konnte sie aber erst nach sechzehn Monathen mit Sturm erobern. Johann von Leiden wehrte sich aufs äußerste, alle Hunde und Katzen wurden verzehrt, und er versprach immer außerordentliche göttliche Hülfe. Er ward aber dennoch gefangen, und auf eine schreckliche Art hingerichtet. Die Secte verlor sich nach und nach; denn die heutigen Widertäufer, oder sogenannten Mennoniten (**), sind ganz von jener schwärmerischen und gott-

(*) Unter andern, den seltenen Wiedertäuferthaler, wovon man Lilienthals Thalerkabinet nachsehen kann, wo viele damahls zum Vorschein gekommene rare Wiedertäufermünzen angeführt werden.

(**) Dieser Nahme kommt von einem Friesländischen Prediger, Menno Simons, her, der um das Jahr 1536 ihre Grundsätze lehrte.

gottlosen Secte unterschieden, sie hegen vielmehr sehr gute und friedfertige Gesinnungen.

Was Leiden aber vorzüglich einen Ruf giebt, ist die berühmte, bereits 1575 von Wilhelm I. Prinzen von Oranien gestiftete Universität, die vornehmste und älteste in den vereinigten Niederlanden. Der ihr ertheilte Freyheitsbrief klingt sonderbar, weil er im Nahmen König Philipps II. abgefaßt ist (*), und gerade seiner Denkungsart zuwider läuft. „Weil der „Krieg," ließ man den König sagen, „den Wissenschaf„ten sehr nachtheilig gewesen, und die Einwohner von „Holland und Seeland ihre Söhne, wegen des Unter„schieds der Religionen, nicht auf andere hohe Schu„len schicken können, so war es höchst nöthig, eine „Universität in Holland anzulegen; zumahl da es „scheint, daß die innerlichen Unruhen sobald nicht bey„gelegt seyn werden, und da die heldenmüthige Ver„theidigung der Einwohner von Leiden eine diesem „Verdienste gemäße Belohnung erforderte." Gleichwohl gab eben dieser König 1582 ein Edict, daß alle, die nach der Akademie zu Leiden gehen würden, als Ketzer angesehen, und des Rechts um Ehrenstellen anzuhalten, verlustig seyn sollten. Dessen ungeachtet hob sich Leiden geschwinde empor, und ward eine der besten hohen Schulen in Europa, in welchem Rufe sie sich auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Inzwischen thut ihr das Gymnasium illustre zu Amsterdam viel Abbruch, welches stark besucht wird, wo die Studenten so lange bleiben, daß sie hernach nur auf eine holländische Universität gehen, um einen Gradum anzunehmen, oder gar nicht hinkommen. Man rech-

(*) Man muß wissen, daß alle Befehle und Verordnungen so lange im Nahmen des Königs von Spanien an die Einwohner ergingen, bis sie ihm den Gehorsam feyerlich aufgekündigt, und die Treue abgeschworen hatten.

rechnet ohngefähr 400 Studenten zu Leiden. (Björnstähl giebt die Zahl von 500 an).

Der Prinz von Oranien, drey Curatoren, und die vier Bürgermeister von Leiden haben die Oberaufsicht über die Universität. Der akademische Rath schlägt drey Professoren aus den drey Facultäten, daraus der diesjährige Rector nicht gewesen, vor, und aus diesen ernennt der Statthalter einen, welcher es ein Jahr bleibt. Die drey Curatoren wählen die Staaten von Holland, gemeiniglich auf lebenslang, und nehmen jedes Mahl von den angesehensten Männern der Republik dazu. Das akademische Tribunal, darin der Rector den Vorsitz führt, und noch zehn Beysitzer hat, spricht in Civil- und Criminalsachen, und es hat von diesem, wie beym Hofe von Holland, keine Appellation, sondern nur eine Revision Statt. Den akademischen Rath, welchen die ordentlichen Professoren ausmachen, ruft der Rector zusammen, wenn Sachen vorzutragen sind, welche den allgemeinen Nutzen und die Rechte der Akademie betreffen; in kleinen Civilstreitigkeiten wird dem Rector jährlich aus jeder Facultät ein Professor zugegeben, um solche zu schlichten.

Ein besonderes Vorrecht, welches man vielleicht auf sehr wenigen Akademien findet, hat Leiden, nähmlich daß nicht bloß die Studenten, als Beklagte vor den akademischen Rath gehören, sondern daß auch die Bürger, wenn sie von ihnen verklagt werden, sich daselbst stellen müssen. Auf die Professoren erstreckt sich jedoch das letztere nicht, deren erste Instanz, wenn man sie verklagen will, der Hof von Holland ist. Die Universität hat das Recht, die Studenten mit Leib- und Lebensstrafen zu belegen, bedient sich aber desselben sehr selten, sondern bestraft die ungezognen Musensöhne insgemein mit der Relegirung. Die Professoren sowohl, als die Studenten, haben viele Freyheiten in Ansehung der Abgaben. Letztere jedoch

sind nur auf eine gewisse Quantität des Weines und Bieres accisefrey.

Es wäre zu weitläuftig, alle gelehrte Männer zu nennen, welche auf dieser hohen Schule gelehret haben. Viele sind darunter vom ersten Range, als Voet, Salmasius, Schultens, Noodt, 's Gravesande, Muschenbroek, der große Boerhaave, Albinus Gaubius, Lulofs u. a. m. Die Kritiker kennen die Herren Valkenaer und Ruhnken (*).

Keiner darf in Leiden Collegia lesen, der nicht als ordentlicher Professor angestellt ist, und keiner wird zu dieser Würde gelassen, der sich nicht zur Dortrechtischen Synode bekennt. Dieser letztere Umstand hat die Akademie schon um manchen würdigen Mann gebracht. Selbst der große van Zwieten (**) verließ sein Vaterland deshalb, weil er, seiner katholischen Religion wegen, keine Professur in Leiden erhalten konnte. Die Intoleranz hat Leiden also damahls einen großen Mann geraubt; und doch hat sie, wer sollte es glauben? nicht nur sehr große Verdienste um diese Akademie, sondern auch um die Arzeneygelahrheit überhaupt; weil sie ihr den großen Boerhaave zuführte. Von diesem muß ich noch einen Umstand berühren, der vielleicht nicht allgemein bekannt ist. Hätte keine Intoleranz unter den gleichzeitigen Geistlichen Boerhaavens geherrscht; so würde dieser unsterbliche Arzt höchst wahrscheinlich ein sehr sterblicher holländischer Domine — geworden seyn (***). Sein Vater ein Landgeistlicher, zu Voorhout bey Leiden, hatte ihn gleichfalls

(*) Ruhnken ist eigentlich ein Deutscher, und aus Stolpe gebürtig, aber mit achtzehn Jahren nach Holland gekommen, daher er seine Muttersprache fast verlernt hat.

(**) Er wird auch von den Deutschen Swieten geschrieben.

(***) Bekanntlich werden die holländischen Prediger in ihrer Gemeine geradehin bey der Anrede (auch von Fremden, wenn ihr Grad nicht bekannt ist,) Domine genannt.

falls zu diesem Stande bestimmt. Indeß starb der gute Mann vor der Erfüllung seines Wunsches, und hinterließ nichts, als Bücher und eine zahlreiche Familie, worunter der große Boerhaave der älteste war. Die Theologie ist auch in den Niederlanden das wohlfeilste Studium, und Boerhaave ergriff es, wahrscheinlich weniger aus Neigung, als aus Mangel an Glücksgütern. Er hatte seine akademische Laufbahn bereits zurückgelegt, und reisete nach Utrecht, um sich als Candidat des heiligen Predigtamts examiniren zu lassen. Auf dem Treckschuyt, worauf er seine Reise machte, wurde nach andern Gesprächen, von einigen seiner Reisegefährten gegen Spinoza's System zu Felde gezogen. Boerhaave hatte ihrem seichten Geschwätze lange genug zugehört, als er endlich den hitzigsten Antispinozisten frug: Ob er denn die Werke des jüdischen Philosophen gelesen hätte? Der Disputax, der nicht viel mehr damit bekannt war, als mancher eifriger Antikantianer mit der Kritik der reinen Vernunft, ward durch eine so unhöfliche Frage plötzlich zum Stillschweigen gebracht. Boerhaave benutzte es, um das ganze spinozische System auseinander zu setzen, und seine Schwächen aufzudecken. Ein Mann, der, ohne Theil an dem Gespräche zu nehmen, bis jetzt seine Pfeife ganz ruhig in einer Ecke des Roefs geraucht hatte, stand hierauf auf, erkundigte sich bey dem Schiffer nach dem Nahmen des spinozischen Kandidaten, und trug ihn mit den Worten: Es ist genug, in seine Schreibtafel. Indeß langte Boerhaave zu Utrecht an, und meldete sich zum Examen; wurde aber allenthalben als ein erklärter Freygeist und Religionsspötter empfangen. Um sich keinen fernern Unannehmlichkeiten auszusetzen, entschloß er sich kurz, ging nach Leiden zurück, studierte die Arzeneywissenschaft, und wurde aus einem Theologen — ein Wohlthäter der Menschheit.

Die Besoldungen der Lehrer auf der Universität sind nicht zu allen Zeiten gleich; weil es in den Statuten der Akademie ausdrücklich heißt, daß die Curatoren jedem Professor, je nachdem sie mit ihm am besten accordiren könnten, einen billigen Gehalt aus dem akademischen Fond geben sollten. Dieser Gehalt aber ist bey den meisten so ansehnlich, als der Göttingischen Professoren, und besteht gewöhnlich in 400 Dukaten baarem Gelde. Außerdem sind die Professoren nebst ihren Familien von allen Steuern und Abgaben frey, wie ich zuvor schon angeführt habe, welches man bey einer etwas großen Haushaltung daselbst, auch auf 400 Gulden in Anschlag bringen muß. Endlich bekommen sie auch weit größere Honoraria, als bey uns, und für ein großes Collegium, wie die Pandecten, mit einem Mahl 32, für ein kleineres aber 16 Gulden.

Da es vielleicht einigen deutschen Gelehrten interessant seyn, auch überhaupt zur näheren Kenntniß der Leidenschen Akademie beytragen kann, so will ich die sämmtlichen Professoren dieser Universität, welche 1792 daselbst lehrten, nebst ihren festen Besoldungen hier näher specificiren (*).

Es haben daher von den Professoren der Theologie

Hellebeck	2000	Gulden.
Gillesen	2000	"
Broes	2000	"
Boers und Rau, jeder 1500, zusammen	3000	"
Te Water	2200	"

Professoren der Rechte.

Pestel	2400	"
Van der Keessel	1600	"

Schmal=

(*) Grabener, Briefe über die vereinigten Niederlande, S. 423, Anmerk.

Schmallenburg - - -	1400	Gulden.
Kluit - - - - - -	2000	=

Professoren der Arzeneykunde.

Sandifort - - - -	2400	=
Osterdyk - - - -	2000	=
Voltelen - - - -	1600	=
Paradys - - - -	1600	=
Brugmanns - - - -	2000	=
Derselbe für Correspondenzgeld -	300	=
Osterdyk und Paradys haben noch besonders, als Professores nosocomii clinici, jeder 200 Gulden, zusammen	400	=
Rhunkenius, als Professor der Geschichte und Beredsamkeit -	2000	=
Desgleichen als Bibliothekar -	600	=
Van de Wynpresse, Professor der Philosophie - - - -	2000	=
Schultens, Professor der orientalischen Sprachen - - -	2400	=
Luzac, Professor der griechischen Sprache und vaterländischen Geschichte	2000	=
Damen, Professor der Mathematik und Physik - - - -	2000	=
Dû Pui, außerordentlicher Professor der Chirurgie und Hebammenkunst	1000	=

Es betragen also die baaren Besoldungen der Professoren zu Leiden 40900 Gulden.

Die Universitätsbibliothek, welche nahe an der Anatomie, in einem schlechten Gebäude, aufbewahrt wird, hat der gelehrte Rhunken unter seiner Aufsicht. Sie steht zwey Tage in der Woche, jedes Mahl ein Paar Stunden offen. Sie ist ansehnlich, aber schlecht geordnet, und hat auf 2000 morgenländische, vornehmlich arabische Handschriften. Eine sehr künstliche Sphäre nach dem kopernikanischen System, ein

Meisterstück von dem berühmten Künstler Strecy, wird durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt. Die Bibliothek wird auf 40000 gedruckte Bände geschätzt, und soll über dieses 10000 Manuscripte haben, welche letztere aber doch ohne besondere Erlaubniß des Rectoris Magnifici niemanden gezeigt werden. An neuern, besonders zur Naturgeschichte gehörigen Werken, ist sie ziemlich arm. Ein Buchhändler, (nach Grabners Bericht, ein Buchbinder,) der die wenigsten, auch nicht einmahl die holländischen Gelehrten kennet, hat den Auftrag die Fremden herum zu führen.

Der sel. Björnstähl ist in seinen Briefen gar nicht mit der Ordnung der Bücher sowohl, als der Manuscripte, zufrieden (*), welche in der Bibliothek herrscht; so wie auch Grabner in seinen Briefen manches Mißfallen äußert. Björnstähl sagt am ang. Orte: „Es „finden sich hier über 2000 morgenländische Manuscripte, „wovon man gleichwohl noch kein beurtheilendes Ver„zeichniß verfertigt hat; denn das vorhandene ist bloß „eine schlecht geordnete Liste der Titel, und überdem un„richtig. Sonderbar ists, daß der große Albert Schul„tens an diese Arbeit nicht Hand gelegt hat: man muß „inzwischen hoffen. sein Enkel, der gegenwärtig Profes„sor der orientalischen Sprachen zu Amsterdam ist, werde „diesem Gebrechen abhelfen; wenigstens fehlts ihm we„der an Geschicklichkeit, noch an Fleiß.

„Verschiedene Original-Portraite gelehrter und be„rühmter Männer, die sich theils zu Leiden, theils an„derswo aufgehalten haben, als: Hugo Grotius, „Junius, Heinsius, Erpenius, Casaubonus, „Joseph Just Scaliger, und andere, tragen zur „Zierde dieser Bibliothek bey. Die Bücher und Hand„schriften der Bibliothek sind durch verschiedene Ver„mächtnisse so herangewachsen, worunter vorzüglich sind: „1. das Hugeniussche und Papebrochsche Vermächtniß, „nebst Bonaventura Vulcanius Manuscripten, „wor-

(*) Björnstählś Briefe auf seinen ausländischen Reisen, an den königlichen Bibliothekar Gjörwell in Stockholm, 5ter Band, S. 418, fgg.

„worunter litterae illustrium & eruditorum virorum, in „mehrern Bänden sind; vermuthlich würde sich hier auch „vieles zur gothischen Geschichte und Literatur gehöriges „entdecken lassen, da Bonaventura Vulcanius der „erste gewesen ist, der de literis getanorum geschrieben „hat; und was für eine Menge merkwürdiger Sachen „kann man nicht außerdem in den Handschriften des gro„ßen Astronomen Huygens erwarten? 2. Joseph „Just Scaligers Vermächtniß, das eine große An„zahl griechischer und lateinischer Manuscripte begreift. „3. Das Stolpische Legat; hier kommen nur gedruckte „Bücher vor. 4. Perizonius Vermächtniß; dies be„steht sowohl aus gedruckten Büchern als Handschriften. „5. Das Warnersche Legat; bloß orientalische Manu„scripte. Außer diesen finden sich hier Handschriften, die „Golius und Erpenius auf ihren Reisen für Rech„nung dieser Bibliothek aufgekauft haben; imgleichen die „sämmtlichen von Isaac Vossius nachgelassenen Ma„nuscripte, welche die Bibliothek für 30000 Gulden er„handelt hat; sie sind theils griechisch, theils lateinisch, „und in vier großen Schränken befindlich. Man muß „wissen, daß Vossius sie für die Königinn Christine „gekauft hatte. Die Königinn hatte aber vermuthlich „kein Geld, sie zu bezahlen, und daher blieben sie in Vos„sius Händen; als er hernach in England starb, lösete „die Leidensche Bibliothek sie für sich selbst ein.

„Man hat Veranlassung zu glauben, daß Vossius „manche von diesen Manuscripten sich auf eine eben nicht „sehr ehrliche Art verschafft hat. Denn, anderer Um„stände, die dies wahrscheinlich machen, nicht zu geden„ken, findet sich hier eine kostbare Handschrift, welche „Ilias *Homeri* cum versione Graeca interlineari et scholiis „ineditis quantivis pretii praesertim *Porphyrii* & aliorum, „enthält, in Quartformat eingebunden, und mit Pei„resc's Wapen, nähmlich zwey Rädern, versehen ist. „Sie ist ziemlich modern, und auf Papier geschrieben; „dabey aber so selten, daß man glaubt, eine ähnliche wer„de gar nicht angetroffen. Die Scholien verdienen allge„mein bekannt gemacht zu werden. Herr Valkenaer „erwähnt ihrer mit Anführung einiger davon in seiner ge„lehrten Streitschrift über diesen Codex, die er seinem „Fulvius Ursinus beygefügt hat. — Die Zahl der

„gedruckten Bücher geht ohngefähr bis zu 40000 Bän„den; allein, sie sind, wie gesagt, sehr schlecht aufgestellt, „oder, richtiger mich auszudrücken, zusammengepackt. „Ich sah einige davon, die aus den ersten Zeiten der „Buchdruckerey sind, als Catholicon *Johannis* Januensis, „ohne Jahrzahl, in Folio. Am Rande findet man schrift„liche Anmerkungen von Prosper Marchand, die „seine Gedanken von der Erfindung der Buchdruckerkunst „enthalten; er schreibt solche Guttenberg zu Mainz „zu, der diese Kunst nachmahls Faust und Schäffer „mitgetheilt, und von welchen hinwiederum Coster sie „bekommen habe. —

„Daß wir die Manuscripte in dieser Bibliothek zu se„hen bekamen, haben wir Herrn Rhunkenius vorzüg„lichen Gewogenheit zu danken; denn sonst werden sie „Ausländern nicht gezeigt, wofern diese nicht mit beson„derer Erlaubniß der Curatoren versehen sind.“

Ein Mehreres kann man in Björnstählś Briefen, am angeführten Orte, S. 427, fgg. nachsehen.

Das Universitätsgebäude ist ein altes Nonnenkloster gewesen, und hat ein schlechtes Ansehen. Im Saale, wo der akademische Rath sich versammelt, hängen an 70 Bildnisse hiesiger berühmter Lehrer. Das Gebäude, darin die physikalischen Instrumente der Akademie befindlich sind und aufgehoben, und worin zugleich die Vorlesungen gehalten werden, liegt in seiner engen Gasse, und hat nichts in die Augen fallendes. Hingegen ist der Vorrath von Instrumenten desto wichtiger; man trifft viele von Gravesande und Muschenbroek darunter an. Man sieht allerley Arten von Luftpumpen, Spiegeln, und andern optischen Maschinen, hydrostatische und hydraulische Gefäße, Röhren u. dgl. Electrisirmaschinen, mechanische Werkzeuge, und einen sehr großen und stark ziehenden Magnet, der erst seit verschiedenen Jahren angeschafft worden (*).

Das

(*) Diese Nachrichten sind zum Theil aus Herrn Grimm Bemerkungen eines Reisenden, B. 3, S. 301, fgg.

Das Naturaliencabinet liegt etwas von dem vorigen Gebäude entfernt. Da es erst vor einigen Jahren errichtet worden, so ist es noch wohl nicht ganz vollständig. Das mehreste machen die in Weingeist aufbewahrten kriechenden Thiere, worunter eine acht Ellen lange Klapperschlange, und Fische, aus. Es befindet sich auch ein hübscher Vorrath von Petrefacten und Mineralien daselbst. Besonders sind einige große Stücke Krystall merkwürdig, die inwendig hohl, und mit Luft angefüllt sind. Ein ausgestopfter Hydrokorax Indicus, oder Rhinoceros avis, welcher sehr selten ist. Die Kröte Pipa, ein merkwürdiges und sonderbares Thier, welches die Jungen auf dem Rücken sitzen hat, ehe sie ihre gehörige Größe und Vollkommenheit erreichen. Die hiesige ist eine Spanne lang, und von graugelber Farbe. Die Löcher auf dem Rücken, darin die Jungen sitzen, sind von der Größe eines Nagels, und gewiß drey Linien tief. Etwas ähnliches sehen wir an unsern Krebsen, die ihre Brut unter dem Schwanze mit sich herum führen. Ein junger, und doch mannshoher Giraffe vom Cap, und ein Nilpferd (Hippopotamus), sind merkwürdig, weil man sie selten in Sammlungen antrifft. Viele von den hier befindlichen ausgestopften Thieren hat Allemand in den Supplementen zum Büffon beschrieben und abbilden lassen. Der Vorrath von Vögeln ist unbedeutend, und die wenigsten sind wohl erhalten.

In eben diesem Gebäude, welches auch auf der Südseite des botanischen Gartens liegt, bewahrt man auch eine Sammlung von antiken marmornen Statuen auf, die ein Bürgermeister aus Amsterdam mit Nahmen Papenbrook, hierher geschenkt hat. Die meisten sind verstümmelt, und durch die Länge der Zeit unscheinbar geworden; zu den besten Stücken ge-

hört ein nackender Apoll, und die Gruppe eines Bacchus mit einem Panther.

Der botanische Garten stand im Jahre 1783 unter der Aufsicht des jungen Professor van Royen (*), der seinen Hörsaal und Museum daneben hat. Die Anzahl der Pflanzen ist beträchtlich, und es wird ziemlicher Fleiß auf ihre Besorgung gewendet. Der Garten ist ein Viereck von ohngefähr 120 Schritten, mithin nicht groß, und theils von Gebäuden, theils von einer Mauer, und an der Ostseite sogar von einem Wassergraben umgeben. Die im Lande überwinternden Gewächse sind, wie gewöhnlich, auf Beeten in Reihen ausgesetzt, und darunter eine Menge Alpenkräuter. Die Sträuche und Bäume stehen zerstreut, theils an den Wegen, theils an den Beeten. Außerdem ist er mit Hecken von Weißbüchen durchzogen, und in einzelne Felder abgetheilt, liegt aber nicht frey genug, und hat nur für einige Pflanzen ein schickliches Erdreich, das schwarz aussieht, und eine Torferde zu seyn scheint. Einige Staudengewächse laufen am Geländer in die Höhe. Die warmen Kräuter stehen in Treibebeeten. Die hier befindliche Theestaude ist gegenwärtig nicht so selten mehr, da man sie in mehreren botanischen Gärten antrifft. Das Geschlecht Mesembryanthemum trifft man hier sehr vollständig an (**).

Das

(*) Der alte, durch verschiedene Schriften bekannte Adrian van Royen, hatte bereits 1774 der Botanik entsagt; übte im Alter aber doch noch die Medicin aus. Sein großes Kräuterbuch hatte der Neffe im Museum in Verwahrung. Volkmannsche Anmerk.

(**) Von den seltensten Pflanzen dieses Gartens, hat der Gärtner Nicol. Meerburgh bereits 1775 angefangen herauszugeben: Afbeeldingen van seldzaame Gewassen in den Kruidtuin van' flands Universiteyt te Leiden, in fol. mit illuminirten Platten, die nach dem Linné benannt sind, so wie auch der auf jeder Platte abgebildete Schmetterling aus dieses Kunstgärtners Sammlung.

Das Gebäude, worin sich die anatomischen Theater befinden, ist von Backsteinen, und hat von außen ein schlechtes Ansehen. Im Innern sind zwey Theater, oder, wie die Holländer sagen, Snyde-Kamern, zu den Demonstrationen, ein öffentliches und Privattheater. In den letztern stehen in verschiedenen Glasschränken die vortrefflichen Präparate des Dr. Rau. Sie gehören hauptsächlich zur Osteologie und den Knochenkrankheiten. Man zeigt hier auch die auseinandergesetzten künstlichen Werkzeuge des Gehörs von diesem großen Anatomen. Nebst seinem Bildnisse sieht man auch das von Solingen, und dem berüchtigten Menschenfresser. Ein großer scelettirter Kopf eines Elephanten; drey Mumien u. s. w. Das Hauptheater ist so gebauet, daß alles durch die Kuppel, unter der es angebracht ist, erleuchtet wird, und die Zuschauer rings herum nach dem todten Körper hinab von ihren Bänken sehen können. Außerdem ist eine schöne Küche und eine geräumige Stube im untern Stockwerke zur Zergliederung eingerichtet.

Man bewahret in diesem Gebäude auch die anatomischen Präparate des ältern Albinus auf, welche die Universität den Erben abgekauft hat. Sie befinden sich größtentheils in Weingeist, weil Albinus besondere Vortheile wußte, alles so zu zurichten, daß der Weingeist seine Klarheit und Durchsichtigkeit nicht verlor, mithin läßt sich jeder kleiner Theil aufs deutlichste daran erkennen und unterscheiden. So sieht man vortreffliche Ausspritzungen und Zerlegungen des Auges und der Geburtstheile. Ueber das Gerippe eines sehr zarten Embryonen, das mit der Nadel verfertigt ist, muß man erstaunen. Von allen Zeichnungen, die in des Albinus akademischen Abhandlungen vorkommen, bewahret man die Originale in dieser Sammlung auf. An den Gläsern stehen Nummern, welche sich auf das davon gedruckte Verzeich-

zeichniß beziehen. Auch hier befinden sich einige zerstreut hängende Gemählde von Leidenschen Professoren, so wie auch einige römische Alterthümer.

Es hat sonst noch immer an einem mediciniſchen Clinicum zu Leiden gefehlt, weil man nicht wußte, wo man die Kosten dazu hernehmen sollte. Hierauf resolvirten die Staaten von Holland 1786, daß für Rechnung des Landes ein Hospital mit zwanzig Betten in dieser Stadt errichtet, und mit zwey dirigirenden Professoren, zwey Doctoren, einen Wundarzt, und den nöthigen Krankenwärtern versehen, und zu einem Nosocomio clinico eingerichtet werden sollte. Diese Resolution wurde auch 1787 zur Ausführung gebracht. Die Kranken werden in diesem Clinico sorgfältig gewartet, und täglich, nach Beschaffenheit der Umstände, von einem der angestellten Aerzte, unter Aufsicht eines dirigirenden Professors besucht. Der Professor nimmt die geschicktesten Mediciner unter den Studenten mit, fragt sie am Krankenbette um ihre Meinung, weiset sie zurecht, u. s. f.

Uebrigens sind die niederländischen hohen Schulen in der Hauptsache ohngefähr eben so organisirt, wie die deutschen protestantischen Universitäten, ausgenommen einige kleine Eigenheiten; z. B. alle Collegia werden lateinisch gelesen; die gute Einrichtung, durch Philosophie und Mathematik in den jungen Köpfen aufzuräumen und sie zu den übrigen Wissenschaften vorzubereiten, ist hier gar nicht so gewöhnlich, als auf den deutschen Universitäten. Logik und Metaphysik wird wöchentlich nur zwey Mahl gelesen, noch weniger aber, und allenfalls nur von denen, die sie am wenigsten brauchen, den Thologen nähmlich, gehört (*). Die Mathematik wird ganz vernach-

(*) Das hier angeführte Urtheil, über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Logik und Methaphysik, für die Theologen,

nachläßiget. Es ist überhaupt zu beklagen, daß hier dem angehenden Studenten nicht, wie auf mehreren deutschen Universitäten, ein bestimmter Plan, nach dem er seine akademische Bahn durchzulaufen hat, vorgezeichnet wird.

Die sogenannten großen Ferien (de groote Vacantie) dauern drey Monathe, nähmlich vom 20sten Junius bis in die Mitte des Septembers, theils um dadurch die ausländischen Studenten in den Stand zu setzen, ihr Vaterland besuchen zu können, theils auch um den Professoren die nöthige Erholung und Ruhe zu verschaffen. Außer den großen Ferien werden noch zu Weihnachten drey Wochen, auf Ostern aber 14 Tage frey gegeben.

Die Hälfte der Studenten vergißt oft in einem Vierteljahre, was sie in dreyen gelernt hat. Da die meisten Studirenden die Akademie sehr jung, und gemeiniglich im funfzehnten bis sechszehnten Jahre beziehen, so haben sie, bey dem schlechten Schulunterrichte, nur selten die gehörige Vorkenntnisse, um den akademischen Vortrag gehörig nutzen zu können. Oft müssen sie die ersten Jahre dazu anwenden, um noch so viel Lateinisch zu lernen, als zum Verstehen der Vor-

logen, ist das Urtheil Grabners. — Ich muß es aber aufrichtig gestehen, daß ich keinen Theologen für einen wirklichen Theologen halte, wo er sich auch nicht in diesen Wissenschaften rechtschaffen umgesehen hat. Fast alle die im Artikel Leichtgläubigkeit angeführten Fehler und Schwächen, sowohl des menschlichen Verstandes, als der reinen Erkenntnisse, rühren von nichts anders her, als: weil so wenig reine Logik als Metaphysik in Anwendung gebracht wurde, und aus diesem Grunde glaube ich behaupten zu können, daß ein Volkslehrer, um keinen Schaden anzurichten, sich vorzüglich in diesen Wissenschaften umgesehen haben müsse, um die Wahrheit gehörig zu ordnen, vorzutragen, sie vom Aberglauben abzusondern — neue zu entdecken, und sie zu vertheidigen.

Vorlesungen erfordert wird, und daher wenigstens 5 bis 6 Jahre auf der Akademie zubringen. Da nun aber kein Student unter 7 bis 800 Gulden jährlich leben kann; so studiert sich mancher, der nur ein kleines Capitälchen, und nichts dabey gelernt hat, zum Bettler.

Bereits im Jahre 1592 haben die *Staaten von* Holland das sogenannte Collegium der Staaten *für* dürftige Studenten, die aber Theologie studieren müssen, gestiftet. Sie wohnen in einem Hause beysammen, wo sie Wohnung und Tisch frey haben (*). Die Adlichen der Provinzen haben das Recht, sechs Plätze mit Studenten; sieben Städte, jede zwey Plätze; und sechzehn Städte, jede einen zu besetzen. Einige französische Kaufleute ahmten diesem Beyspiele nach, und stifteten 1605 das französische Collegium, darin sich junge Theologen zu künftigen Predigerstellen für die wallonischen Gemeinen vorbereiten müssen.

Die Doctor-Promotionen werden in Leiden sowohl, als auf den andern niederländischen Akademien, in Promotionen mit — und ohne Kappe eingetheilt. Die letztern sind mit wenig Kosten verknüpft, und geschehen ohne große Feyerlichkeiten, ohngefähr so, wie die Licentiaten-Promotionen in Deutschland. Die Promotionen mit der Kappe aber sind mit vielem Spectakel, und 6 bis 8000 Gulden Kosten verknüpft. Nachdem sich der Prinz von Oranien (vormahls) als Aufseher der Akademie, nebst allen Professoren, dem größten Theile der Studenten, und einer unbeschreiblichen Menge Zuschauer in

(*) Nach dem Grabner wird denen, in dem Collegium der Staaten wohnenden Studenten, auch Licht, Feuerung, und ein ansehnliches Taschengeld gegeben.

in der großen Kirche zu Leiden versammelt hatten, bestieg der Professor, welcher die Promotion verrichten sollte, die Kanzel, auf deren Pult sich ein Codex Justinianus, (bey der juristischen Promotion,) ein Ring, ein viereckiges schwarz sammtenes Baret, hier Kapp genannt, und eine Denkmünze von dem Leidenschen Magistrat zu diesen Act, befanden. Der Doctorand steht auf einem kleinen Katheder unter der Kanzel, und hat zur Rechten und Linken Beystände, dergleichen man hier Paranymph nennt. Er hält eine lateinische Rede, so wie auch der Promotor — Der Doctorand steigt von seinen Paranymphen unterstützt auf die Kanzel, und empfängt dort die Doctor-Insignien.

Die zu Leiden promovirten Doctoren haben den Vorzug vor andern ihrer Landsleute, daß sie auch in Frankreich eben die Vorzüge genießen, als wenn sie ihren Grad zu Paris erhalten hätten. Ein Vorrecht, das Heinrich der Vierte dieser Akademie schenkte, und zwar aus Dankbarkeit für den Beystand, den ihm die Republik geleistet hatte.

Es giebt in Leiden drey gelehrte Gesellschaften, von denen die eine ein Abzweig des Haarlemer ökonomischen Takts ist; die andere hat die Aufnahme der holländischen Sprache zum Gegenstande; und die dritte beschäftigt sich mit der Vervollkommnung der holländischen Poesie. Dieser poetischen Gesellschaften giebt es mehrere in den Niederlanden; man nennt sie Digtlievende Genootschoppen, und man will behaupten, daß sie bis jetzt noch nicht den Nutzen stiften, den sie hätten stiften können; indessen bleiben sie doch immer vortreffliche Institute, deren Nutzen für die schöne Litteratur dieses Landes nicht zu verkennen ist. Sie bestehen aus einer größern oder kleinern Anzahl von Mitgliedern, die kein anderes Interesse,

teresse, als die gemeinschaftliche Liebe zur Sprache und Dichtkunst vereinigt. Einige angesehene Personen stehen als Schutzherren an ihrer Spitze; außer diesen wählen sie aber von Zeit zu Zeit kundige und angesehene Männer aus ihrer Mitte zu Vorstehern, Directoren und Präsidenten. Sie halten monathlich eine kleine, und jährlich eine große Versammmlung, worin über die eingeschickten Schriften geurtheilt, und über die Angelegenheiten der Gesellschaft berathschlagt wird. Die ordentlichen und Ehrenmitglieder geben jährlich einen beträchtlichen Beytrag, um die gemeinschaftlichen Kosten, vor allem die Preise, welche auf die Beantwortung der poetischen und ästhetischen Aufgaben gesetzt werden, daraus finden zu können. Diese Preise sind nicht ganz unbeträchtlich, und bestehen gemeiniglich in einer goldenen Medaille von 20 Ducaten, und kleineren Denkmünzen von minderem Werthe. Ueberdies werden die Preisschriften nebst den vorzüglichsten Accessits auf Kosten der Gesellschaft gedruckt.

Verhältnißmäßig wird in den Niederlanden weniger geschrieben und gedruckt, als in England, Frankreich und Deutschland, und es ist wahrscheinlich, daß jetzt jährlich keine 200 Bücher gedruckt werden; indeß, nach Nicolai's Angabe, Deutschland, ein Jahr durchs andere gerechnet, 5 bis 6000 Schriften, und England allein, (Schottland und Irrland ungezählt,) nach Wendeborns Versicherung, wenigstens 7 bis 800 Originalwerke liefert. Diese geringe Beschäftigung der Presse rührt keinesweges von dem schriftstellerischen Unvermögen der niederländischen Gelehrten; sondern aus verschiedenen andern Ursachen her. Denn erstlich, ist der Schreibekitzel in den Niederlanden noch nicht so epidemisch, als in den angeführten Ländern. Es giebt dort mehrere vortreffliche Köpfe

und

und gründliche Gelehrte, die wenig oder gar nichts drucken lassen; indeß in Deutschland jeder junge Musensohn, der ein Par akademische Vorlesungen gehört hat, seine eben anwachsende Weisheit unter einem neumodischen Schilde wieder verkaufen will. Zweytens haben die hierländischen akademischen Professoren nicht den großen Hang, ihre Lesehefte durchaus gedruckt sehen zu wollen, wie es häufig unter den Deutschen der Fall ist. Pestel zu Leiden las z. B. noch vor einigen Jahren das jus publicum über den Hugo Grotius, und Damen die Physik über das Newtonsche System von Gravesande; bey den mathematischen Vorlesungen aber ward der Euklid zum Grunde gelegt. Drittens endlich wird die niederländische Presse von der Kritik nicht den hundertsten Theil so viel in Thätigkeit gesetzt, als die deutsche.

Eine eigentliche niederländische gelehrte Zeitung, von der Art, wie die Göttingische, Jenaische, Gothaische, Greifswaldische u. a. m. gab es noch vor einigen Jahren gar nicht. Zwar pflegen die Buchhändler ihre Verlagsartikel, gewöhnlich mit einem reichen Lobe begleitet, bekannt zu machen; aber, dies geschieht nicht wie in Deutschland, in besondern sogenannten gelehrten Zeitungen, sondern in verschiedenen politischen, die auch die Stellen der Meßkatalogen vertreten. Dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bey, daß die meisten politischen Zeitungen große Summen aufbringen, und daß die Redacteurs derselben an die Obrigkeiten einen beträchtlichen Pacht dafür bezahlen müssen. Der Herausgeber der Haarlemer Zeitung bezahlt z. B. 5000, und die Herausgeberinn der Leidenschen 10000 Gulden jährlich an den Stadtmagistrat ihres Wohnorts.

Die Kritik führt übrigens in den Niederlanden keine so scharfe Geißel, als bey uns. Der Recensent ist das einzige kritische Blatt, das im Tone der allgemeinen deutschen Bibliothek spricht. Die übrigen Journale, die sich mit Bücherrecensionen befassen, haben, wie Grabner sagt, ihre vorzüglichste Stärke im Posaunentone; — zumahl, wenn das angezeigte Werkchen seinen Ursprung der *Hand eines* Eerwaarden, (wie die Recensenten respectvoll *alle* Geistliche nennen,) zu verdanken hat. Uebrigens haben die niederländischen Schriftsteller kein glänzenderes Loos, als die deutschen. Der beste Kopf wird, seiner schriftstellerischen Arbeit wegen, auch nicht das kleinste Amt erhalten, und wenn er nicht sonst so viele Wege hätte, sich durch seine Nebenbeschäftigungen ein anständiges Auskommen zu verschaffen; so könnte er, trotz aller Talente, den Hungertod sterben. „Subscriptionen und Nachdruck, dieses Ruheküssen, „und diese Geißel der deutschen Schriftsteller, sind in „den Niederlanden wenig oder gar nicht bekannt. Die „Autoren müssen ihre Werke den Buchhändlern „auf Discretion überlassen, und diese Herren ge„hen hier noch sparsamer mit dem Honorario um, „als bey uns, und möchten, wenn sie ihrer Sache „nicht recht gewiß sind, von dem Verfasser, dessen „Werk sie die Ehre des Drucks erzeigen, lieber „einen Dukaten auf den Bogen dazu haben, als dafür „bezahlen (*)."

Das Salz, welches Holland braucht, wird durchgehends aus Seewasser und Seesalz gesotten. Die vornehmsten Siedereyen sind zu Alkmaar, Haarlem und Leiden, im ersten Orte gehen vier Pfannen, in Haar-

(*) Grabners Briefe, S. 405.

Haarlem drey, und in Leiden ebenfalls vier. Das Meerwasser wird dazu in eignen mit zwey Pferden bespannten Wagen bey Katwyk aus der See herausgefahren, aus dem Fahrzeuge in Schuyte übergelassen, welche bis auf den Rhein, da wo er sich verliert, hinunter fahren, und auf denselben, bis vor der Siederey, de Zout-Keel up de oude Vest in Leiden herauffahren, wo es aus den Schuyten in Wasserbehältern, die in der Sohle des Gebäudes angebracht sind, durch Pumpen heraufgehoben wird. Aus diesen wird es wieder durch Rinnen in andere Abschläge übergepumpt, in denen das aus Spanien, Portugal und Frankreich kommende Seesalz aufgeschüttet liegt. Das beste Salz kommt von Kadix (*). Das Seewasser muß über diesem Salzvorrathe weglaufen, und wird unten abgezapft in besondere Gefäße, aus denen es durch Rinnen in die Pfannen übergegossen wird.

Das Seewasser muß über der Pokel, welches Instrument hernach erkläret werden soll, in dem großen Behälter so lange stehen bleiben, bis ein gewisses Maß von dieser Sohle, das zwey Pinten ausmacht, 4 Pfund wiegt. Die Probe der Stärke ist, daß man in eine hölzerne Schüssel etwas einläßt, und eine Bernsteinkugel hineinwirft; wenn diese flott bleibt, so ist die Sohle zum Einlassen in die Pfanne schwer genug. Man hat jedoch auch eine ordentliche Salzwage, deren bedient man sich aber mehr zum Wiegen des Seewassers.

Die Pfanne ist zirkelrund, hält 20 Fuß im Durchmesser, hat einen 1 Fuß hohen Rand, vertieft

(*) Dieses ist am allerwenigsten mit der magnesia vitriolata gemischt, folglich zum Einsalzen am tauglichsten, nach des Grafen Dundonalds in Schottland Theorie.

sich aber nach der Mitte zu, wie Figur 4347 zeigt. (Die Pfanne sammt der runden Mauer worauf sie steht — oder vielmehr der Ofen, sind hier im Durchschnitte zu sehen.) Sie ruhet auf einer eben so großen runden Mauer, die den runden Heerd einschließt, welcher aus neben einander auf die hohe Kante gesetzten Klinkern besteht, und mit dreyen gleichmäßig in der Peripherie vertheilten Schüröffnungen a versehen ist, durch welche die Feuerung mit Torf geschieht. Die Pfanne hängt zu gleicher Zeit an 13 eisernen Trägern, und ist von $\frac{1}{4}$ Zoll starkem Eisenbleche durch Kesselschläger in Leiden verfertiget. Man will versichern, daß eine solche Pfanne sehr lange aushielte, und daß nur im Winter, wo man 4 bis 6 Wochen feuern müsse, Reparaturen daran vorgenommen zu werden brauchten. Dem Herrn Eversmann scheinen aber doch diese Pfannen in einem Stücke den viereckigen nachzustehen, weil der Selenit keinen ruhigen Winkel findet, wo er sich ansetzen könnte, folglich überall auf dem Boden sich niederschlagen, und das Eisenblech anfressen kann.

Es werden dreyerley Sorten Salz gesotten: grobes, in großen Krystallen, feines und ganz feines. Zu dem feinen und ganz feinen wird die Pfanne auch stark angegriffen, und es sind in 24 Stunden zur Pfanne 12 bis 1400 Stück Torf nöthig, da hingegen das große Salz nur 200 Stück braucht; dabey muß das Feuer ganz gelinde fortschweelen. Alle drey Sorten werden zu gleichen Preisen verkauft; sie sind auch bloß ihrer äußern Gestalt nach unterschieden. Der Preis ist für den Sack (*) 1 Dukaten oder 5 Gulden 5 Stbr. Der halbe Sack ist ein cylindrisches Maß, von

(*) Ein Sack Salz ist gleich 2,78 Kubikfuß rheinisch.

von 1 Fuß Höhe und 16 Zoll Weite. Die Zeit wird bey dem Salzsieden nicht mit dem Ausdrucke von Tag oder 24 Stunden benannt, sondern man bedient sich des seemännischen Wortes: een Etmaal, wenn man von einer Zeit von 24 Stunden spricht; also in vier Etmaalen wird Kleinsalz, und im fünften grobes gesotten.

In einem Etmaale werden etwa 30 Sack gesotten. Neben der Pfanne steht ein großer Kübel, in den das Salz übergeschlagen wird; unten herum ist ein Behälter eingemauert, wo die abträufelnde Sohle aus dem Salze hineinläuft, die Pokel genannt, und zum Seewasser auf vorher angeführte Art zugesetzt wird. Das Salz wird, wenn es also abgeseihet worden ist, in die Magazine transportirt, die eine nach einer Seite abhängende Flur haben, da sich denn die noch zurückgebliebene Feuchtigkeit sammeln und abgezogen werden kann. Zu der ganzen Arbeit werden hier bloß Frauenspersonen gebraucht, deren mit der Aufseherinn des Werks ohngefähr 8 sind, die vier Pfannen bedienen. Die Siederey wird von verschiedenen Kaufleuten in Compagnie betrieben.

Es wird in Leiden auch viel Seife gemacht; und es ist eine Fabrik zur Reinigung des Indigo (indigoterie) vorhanden. Die ehemahls berühmten Tuch-Manufacturen sind, wie ich gleich anfangs in diesem Artikel schon angeführt, von 100 bis auf 20 herunter gekommen, darunter die Sandrartische die größte ist. Die Tücher sind zu theuer, weil die Lebensmittel in zu hohem Preise stehen. Die französischen und englischen Fabriken, auch die deutschen, welche das Tuch für die Soldaten selbst liefern, haben ihnen großen Abbruch gethan. Die leidner Tücher sind jetzt bloß auf den einländischen Gebrauch eingeschränkt. Die Tücher von Aachen, Limburg, Jü-

lich, Verviers, sind acht bis zehn Procent wohlfeiler; daher kauft der Ausländer sie lieber, und sogar die holländischen Armenhäuser versorgen sich, um der Ersparniß willen, damit. Inzwischen macht man nirgends so schönes Tuch, als zu Leiden und Utrecht, und das blaue ist von vorzüglicher Güte.

Die Tücher sind in Leiden selbst am allertheuersten, wegen des Imposts, welcher, wenn sie auswärts gehen, zurück gegeben wird. Die leidener Kamelotte sind eben so fein und fest, als die brüsseler. Die beste Wolle bekommen diese Fabriken aus Spanien, und heimlich aus Engelland und Ireland; die gröbere aus Deutschland, Polen und der Türkey. Die Rattinen stehen auch noch immer in ihrem vorigen Rufe. Es hat sich also die Güte der Waaren nicht verschlimmert, sie ist nur im Vergleich mit der ausländischen, zu hoch im Preise. So lange man sie wegen der theuern Lebensart nicht wohlfeiler auf die auswärtigen Märkte liefern kann, so lange werden alle Plane und Verordnungen zur Aufnahme der Manufacturen fruchtlos bleiben (*).

Zur Zeit, als so viele der Religion halber aus Frankreich Vertriebene hierher kamen, zählte man etliche tausend Manufacturisten von allen Orten, seitdem aber die Abgaben in diesem Jahrhunderte so sehr erhöhet worden, haben sie nach und nach immer abgenommen, und Leiden würde ein noch weit todterer Ort seyn, wenn die hohe Schule der Stadt kein Leben gäbe, und einen Zusammenfluß von Fremden veranlaßte. Außer den feinen Tüchern, die in geringerer Anzahl für die Wohlhabenden verfertigt werden, befleißiget man sich heutiges Tages mehr

(*) Consideratien over 't Debit der inland. Manufact. S. 35.

mehr auf Mitteltuch, das wohlfeiler ist, und wovon noch ein Theil nach Ostindien und in die Türkey gesandt wird.

Grabner glaubt, daß auch die schädlichen Gildenrechte den fleißigen Fabrikanten in seinen Unternehmungen stören, und führt davon folgendes Beyspiel an. „Ein Leidenscher Tuch-Fabrikant machte „eine gewisse Art englischer Zeuge, die häufig getra„gen wurden, ganz vortrefflich nach. Allein die „Tuchmacherzunft kam dahinter und legte ihm das „Handwerk; indem sie aus ihren Statuten bewies, „daß der Faden zu den gedachten Zeugen nicht so ge„dreht, und schwächer sey, als es bey Leidenschen „Wollarbeitern erfordert werde.“ Uebrigens haben jetzt die Leidner die Kunst, besonders gut schwarz zu färben, welche vormahls Utrecht nur allein besaß, auch, und übertreffen darin fast diese Stadt.

Leiden, Isle de Leyden, eigentlich aber Ourature, ist eine kleine Insel bey Ceylon, auf der Küste von Jafnapatan, zu welchem Königreiche sie auch gehört. Sie wird von den Holländern, welchen sie zusteht, die Insel Leiden genannt.

Leidenberg, ist ein Dorf, bey Rothenburg ob der Tauber, in Franken, der Stadt Rothenburg zugehörig.

Leidenbuch, ist ein eichstädtscher Weiler, im Fürstenthume Anspach, in welchem aber noch 9 fremde Unterthanen wohnen.

Leidendorf, ein Markgräflich Anspachisches Dorf im Hofkastenamte Anspach, bey Triesdorf; hat eine Filial-Kirche, 15 anspachische, und 4 fremden Herrschaften zugehörige Unterthanen.

Leidenhofen, ein Hessencasselisches Dorf, in Ober-Hessen; im Gerichte Ebsdorf, eine Meile von Allendorf, an der Laude.

Leidenland, ist ein an einigen Orten gebräuchlicher Ausdruck beym Deichwesen, und man versteht darunter das Vorland, wovon man Th. VIII der Encyklopädie, S. 673, nachsehen kann. Einige Deichschauer nennen auch diejenigen Reviere das Leidenland (Liedenland), wo Erde zur Ausbesserung der Deiche hergeholet, und die Rasen zu deren Belegung ausgestochen werden.

Ende des vier und siebenzigsten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie, bequem herausgeschlagen werden können, angekleistert.

Erste Fortsetzung
des
Verzeichnisses
der
Bücher und Kupferstiche,
welche in der Buchhandlung
des geh. Commercien-Raths Pauli
zu Berlin
verlegt und in Menge zu haben sind.

1798.

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 10 B. mit 12 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1785, 12 gr. und 20 gr.
— — 10 B. mit 12 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1785, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 10 B. mit 12 Kupf., Schreibpap., illum. gr. 8. 1785, 1 thl. 12 gr. und 2 thl. 4 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1786, 12 gr. und 20 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1786, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf. Schreibpap., illum. gr. 8. 1786, 2 thl. 3 gr. und 3 thl.
— — 12 B. mit 27 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1787, 12 gr. und 20 gr.

Büf-

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 12 B. mit 27 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1787, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 12 B. Schreibpap., mit 27 illum. Kupf. gr. 8. 1787, 2 thl. 10 gr. und 3 thl. 10 gr.
— — 13 B. mit 27 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1788, 12 gr. und 20 gr.
— — 13 B. mit 27 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1788, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 13 B. mit 27 Kupf., Schreibpap. illum. gr. 8. 1788, 2 thl. 10 gr. und 3 thl. 10 gr.
— — 14 B. mit 44 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1789, 12 gr. und 20 gr.
— — 14 B. mit 44 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1789, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 14 B. mit 44 illum. Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1789, 3 thl. 12 gr. und 4 thl. 20 gr.
— — 15 B. mit 29 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1789, 12 gr. und 20 gr.
— — 15 B. mit 29 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1789, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 15 B. mit 29 illum. Kupf., Schreibpap. gr. 8. 2 thl. 13 gr. und 3 thl. 14 gr.
— — 16 B. mit 22 Kupf., Druckpap. gr. 8. 12 gr. und 20 gr.
— — 16 B. mit 22 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 16 B. Schreibpap. mit 22 illum. Kupf., gr. 8. 2 thl. 3 gr. und 3 thl.
— — 17 B. mit 11 Kupf., Druckpap., gr. 8. 12 gr. und 20 gr.
— — 17 B. mit 11 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 17 B. mit 11 illum. Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1 thl. 10 gr. und 2 thl. 2 gr.
— — 18 B. mit 21 Kupf, Druckpap. gr. 8. 12 gr. uud 20 gr.
— — 18 B. mit 21 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 18 B. mit 21 illum Kupf., Schreibpap. gr. 8. 2 thl. 2 gr. und 2 thl. 22 gr.
— — 19 B. mit 31 Kupf. Druckpap. g. 8. 12 gr. und 20 gr.
— — 19 B. mit 31 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

Büf-

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 19 B. mit 31 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 2 thl. 6 gr. und 3 thl. 18 gr.

— — 20 B. mit 20 Kupf. Druckpap., gr. 8. 12 gr. und 20 gr.

— — 20 B. mit 20 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 20 B. mit 20 illum. Kupf., Schreipap., gr. 8. 2 thl. und 2 thl. 20 gr.

— — 21 B. mit 16 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1798, 12 gr. und 20 gr.

— — 21 B. mit 16 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1798, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 21 B. mit 16 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1798, 1 thl. 18 gr. und 2 thl. 12 gr.

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeschichte der Vögel, aus dem Franzosischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und Kupfern vermehrt, durch F. H. W. Martini, 1 B. mit 21 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1772, 12 gr. und 20 gr.

— — 1 B. mit 21 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1772, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 1 B. mit 21 illum. Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1772, 2 thl. 2 gr. und 2 thl. 22 gr.

— — 2 B. mit 39 Kupf., Druckpap. gr. 8. 1774, 12 gr. und 20 gr.

— — 2 B. mit 39 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1774, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 2 B. mit 39 illum. Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1774, 3 thl. 4 gr. und 4 thl. 10 gr.

— — 3 B. mit 18 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1776, 12 gr. und 20 gr.

— — 3 B. mit 18 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1776, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 3 B. mit 18 illum. Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1776, 1 thl. 21 gr. und 2 thl 16 gr.

— — 4 B. mit 25 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1776, 12 gr. und 20 gr.

— — 4 B. mit 25 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1776, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 4 B. mit 25 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1776, 2 thl. 8 gr. und 3 thl. 6 gr.

— — 5 B. mit 42 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1777, 12 gr. und 20 gr.

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeschichte der Vögel, aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und Kupfern vermehrt, durch F. H. W. Martini, 5 B. mit 42 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1777, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 5 B. mit 42 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1777, 3 thl. 9 gr. und 4 thl. 16 gr.

— — 6 B. mit 59 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1777, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 6 B. mit 59 Kupf., Schreibpap., gr 8. 1777, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 6 B. mit 59 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1777, 4 thl. 10 gr. und 6 thl. 2 gr.

— — 7 B. herausgegeben von B. E. Otto, mit 49 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1781, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 7 B. mit 49 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1781, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 7 B. mit 49 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 1781, 3 thl. 20 gr. und 5 thl. 6 gr.

— — 8 B. mit 47 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1782, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 8 B. mit 47 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1782, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 8 B. mit 47 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 1782, 3 thl. 16 gr. und 5 thl. 2 gr.

— — 9 B. mit 35 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1784, 18 gr. und 1 thl. 5 gr.

— — 9 B. mit 35 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 9 B. mit 35 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784, 2 thl. 22 gr. und 4 thl. 2 gr.

— — 10. B. mit 35 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1784, 18 gr. und 1 thl. 2 gr.

— — 10 B. mit 35 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 10 B. mit 35 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784, 2 thl. 22 gr. und 4 thl. 2 gr.

— — 11 B. mit 31 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1785, 18 gr. und 1 thl. 4 gr,

— — 11 B. mit 31 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1785, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

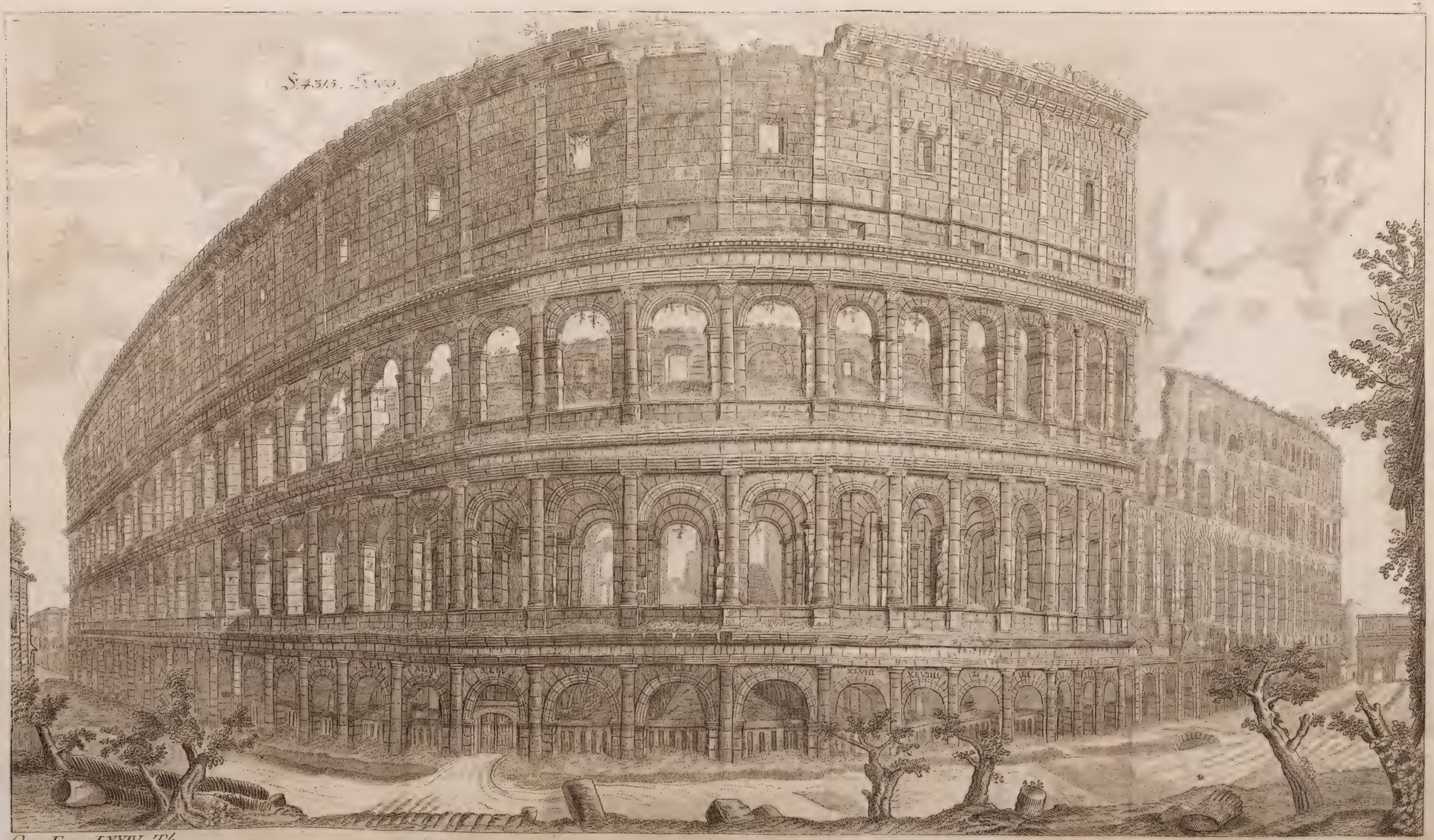
— — 11 B. mit 31 Kupf. Schreibpap. illum. gr. 8. 1785, 2 thl. 16 gr. und 3 thl. 18 gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oec. Enc. LXXIV Th.

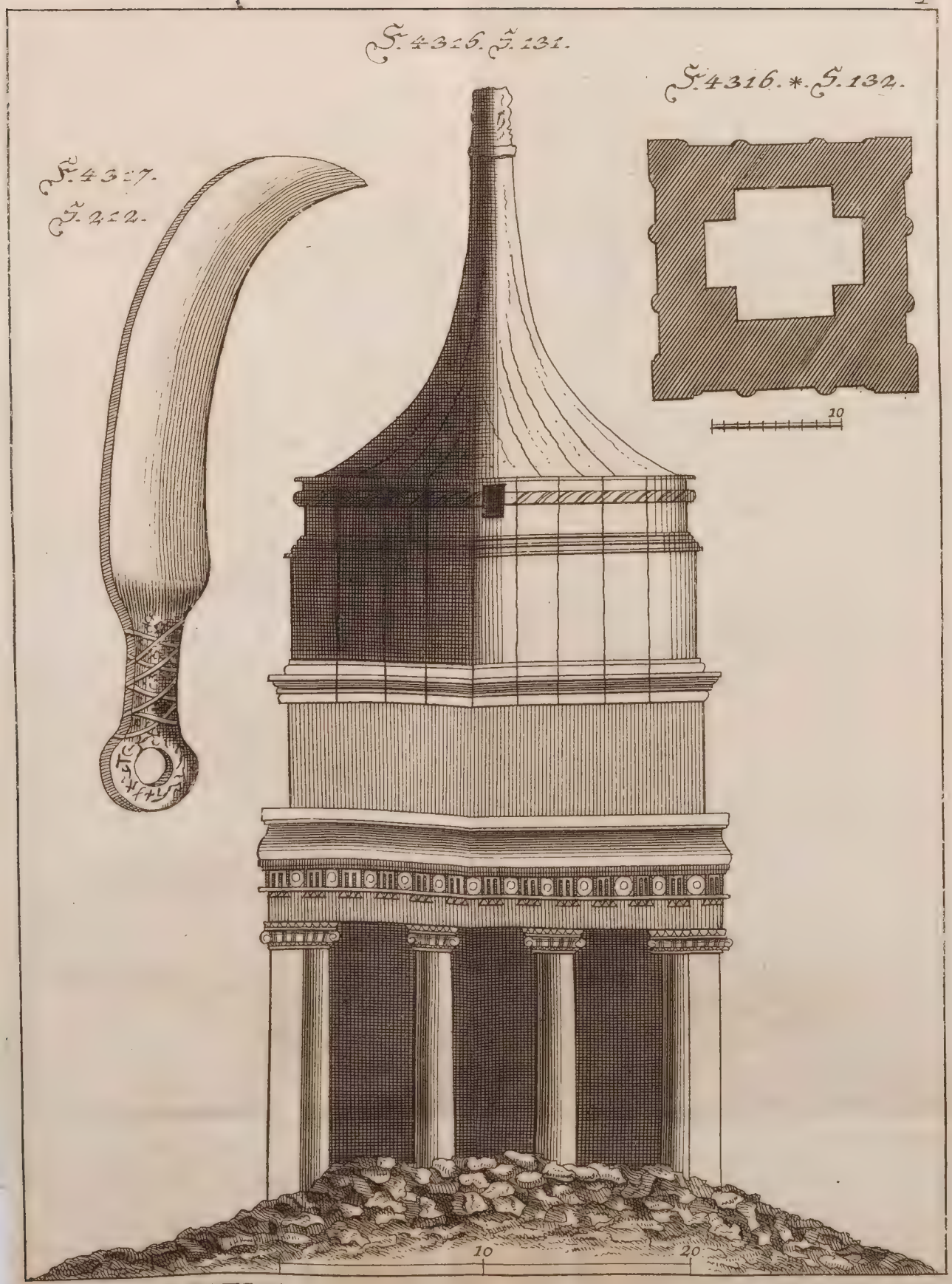
F. 4313. f. 65.

Cer. Eng. LXXIV Th.

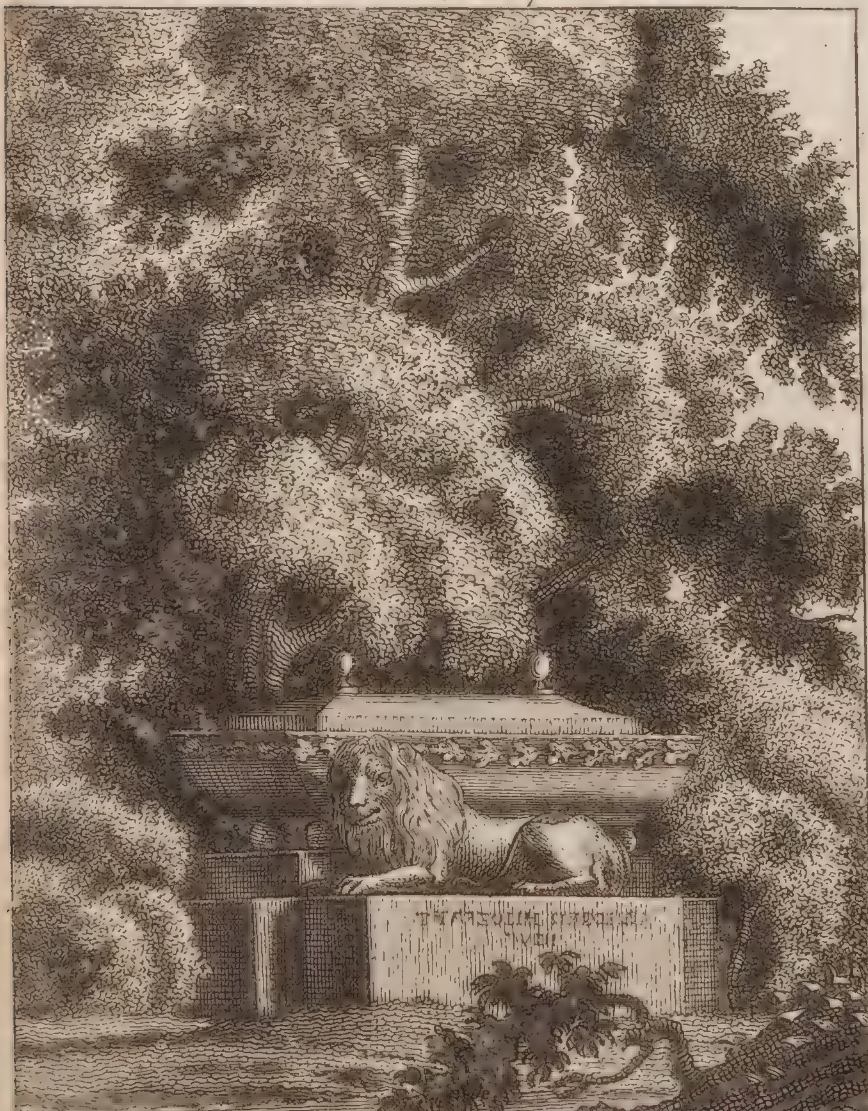


Oec. Enc. LXXIV Th.

Aeuſere Seite des Coloſseo.



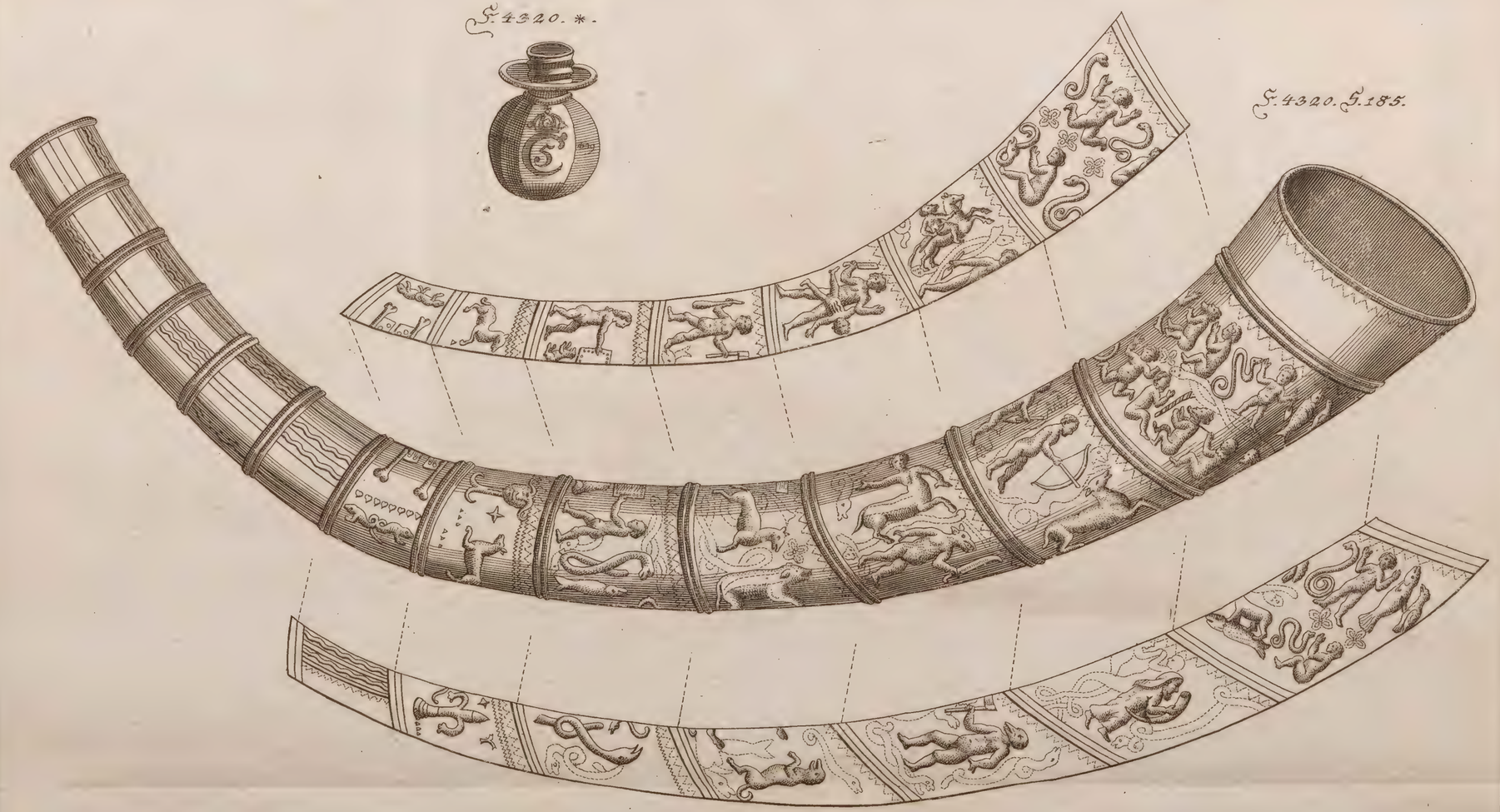
Oec. Enc. LXXIV Th.



[illegible] LXXVIII.

S. 4.349 S. 221.

Oec. Enc. LXXIIII Th.



Cec. Enc. LXXIV Th.

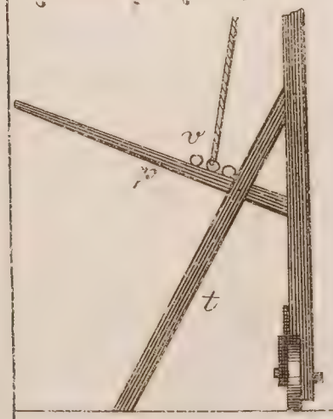
Oec. Fnc. LXXIV Th.

S. 4321. * S. 238.

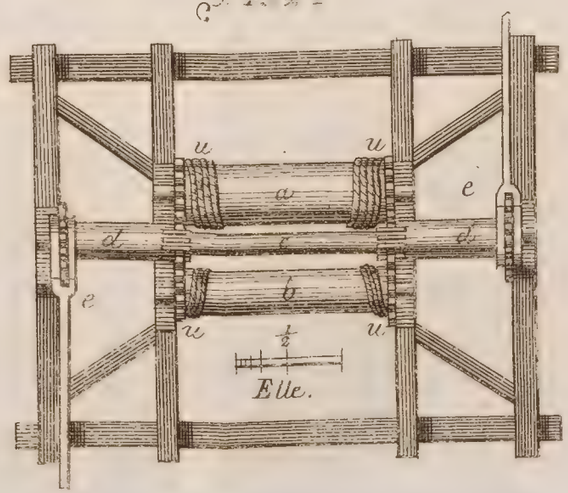
Enc. LXXIV Th.

Oec. Enc. LXXIV Th.

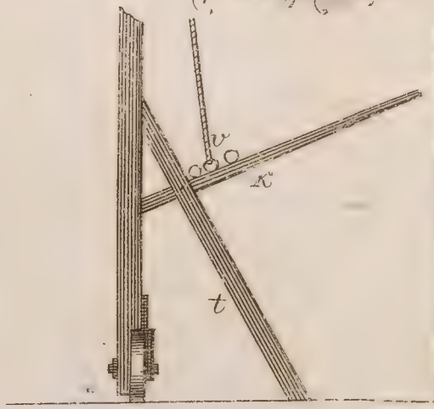
N.° 4328. F. 478.



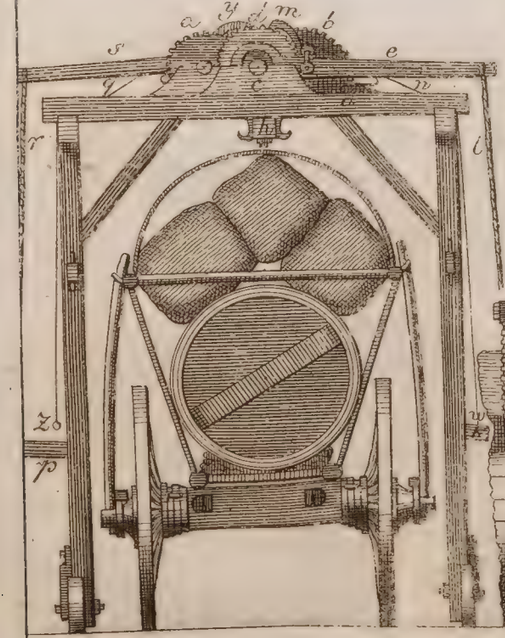
N.° 4332.



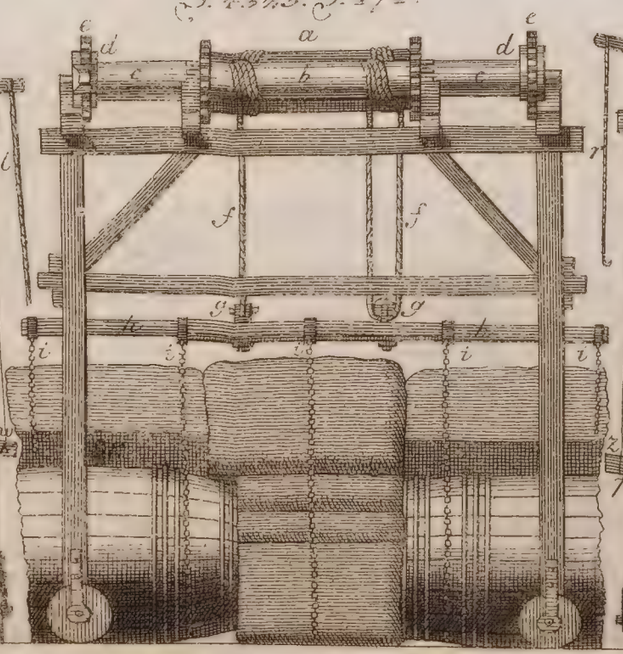
N.° 4347. F. 476.



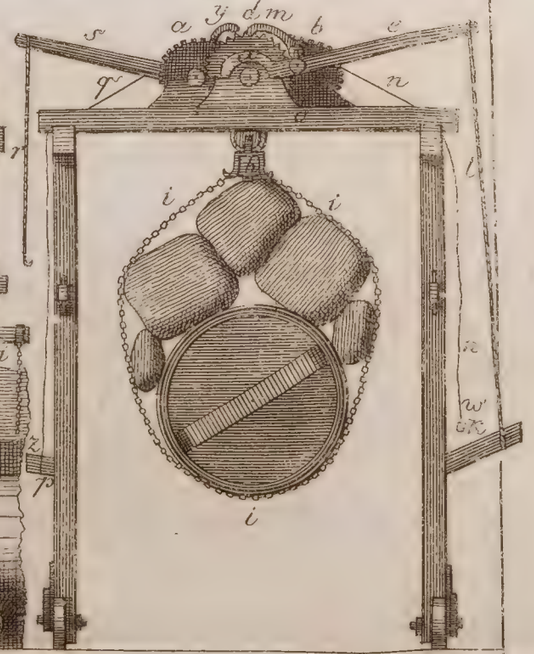
N.° 4325.



N.° 4323. F. 474.



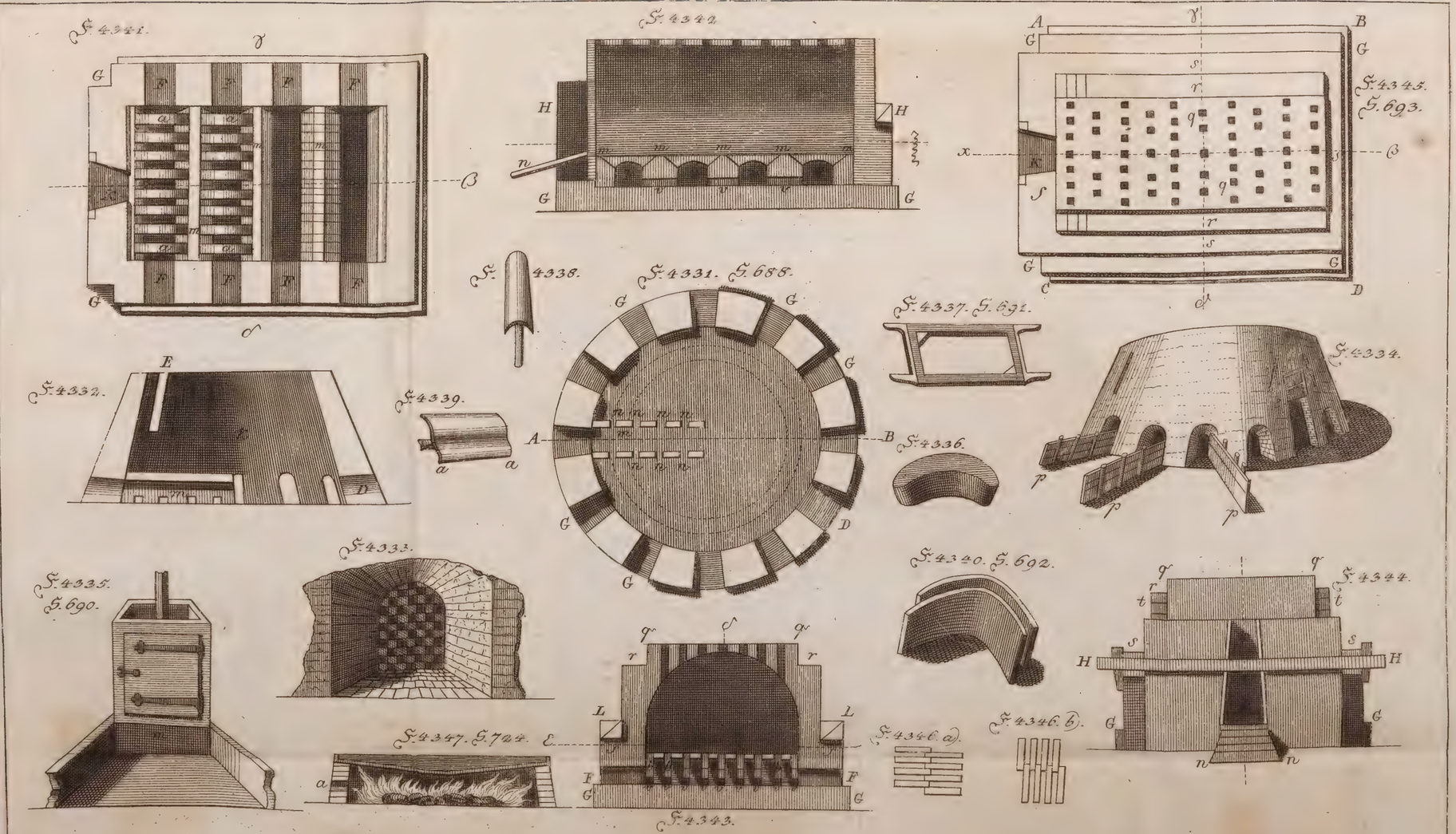
N.° 4345.



Oec. Enc. LXXIV Th.

Sec. Enc. LXXIV Th.

Cec. Enc. L. XXIV



Vee Enc. LXXIV Th.